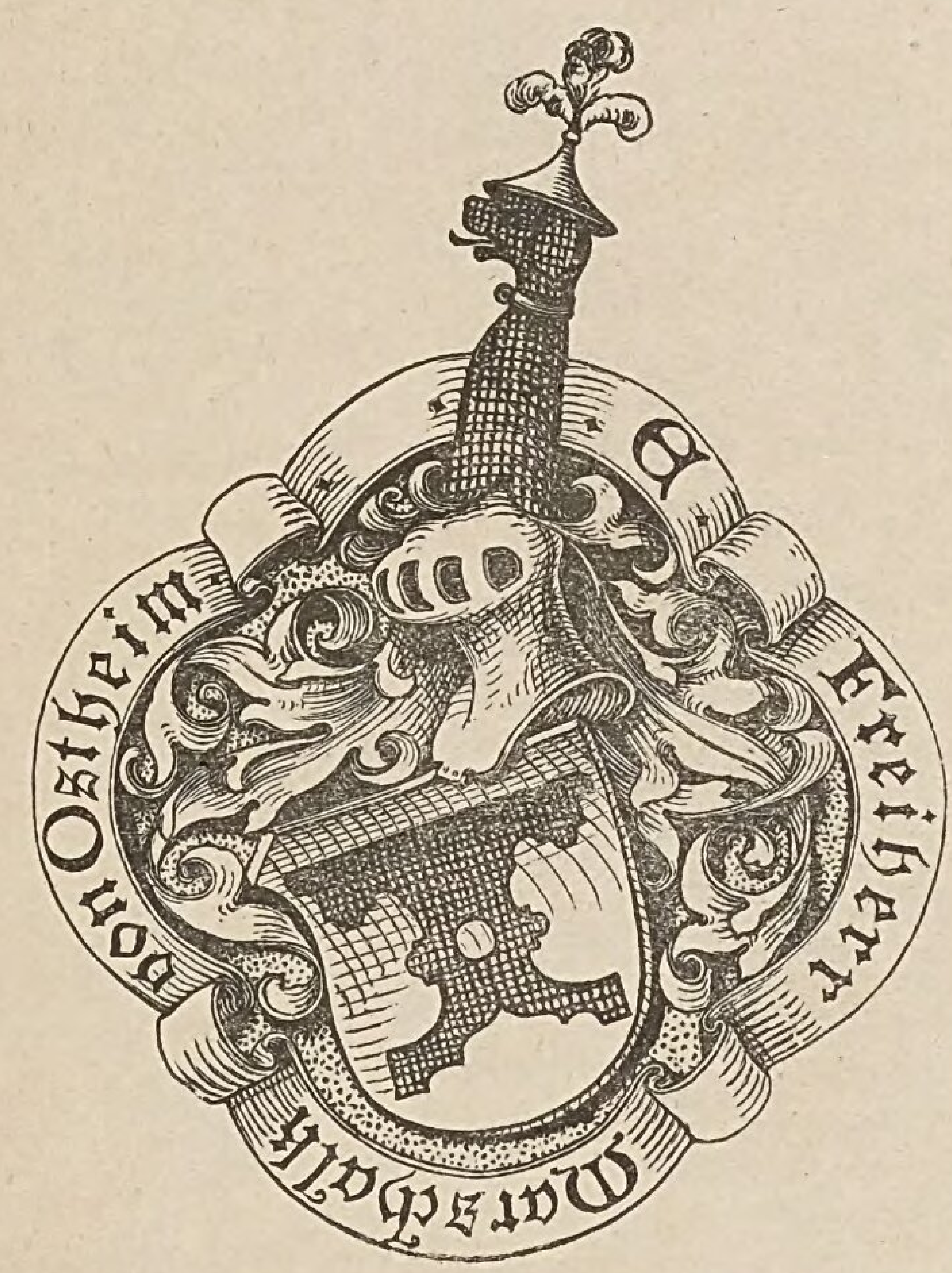

Freiherr
Marschalk
von Ostheim

Ein

Wiener Polizei-Agent

von

anno 48.

Roman aus dem Wiener Volksleben

von

Anton Langer.

Dritte Auflage

des Wiener Volks-Romans:

„Der alte Naderer."

Wien, 1868.

Verlag von Jacob Dirnböck's Buchhandlung

(Georg Draudt).

Der alte Naderer.

Roman aus dem Wiener Volksleben.

Einleitung.

Erstes Kapitel.

Eine Geschichte aus Ungarn.

Die Vorfälle, die wir in den nächsten Kapiteln erzählen werden, sind so unglaublicher Art, daß wir im Geiste schon manchen Leser ausrufen hören: Das ist ja nicht möglich!

Wir haben darauf nichts zu erwidern, als daß das, was wir in der Einleitug erzählen wollen — wirklich geschehen ist, und zwar im Lande „Jenseits der Leitha", in Ungarn.

Ungarn, das europäische Märchenland, über das man so viel schreibt und von dem man gleichwohl nicht Alles weiß, Ungarn, das Land der glühenden Phantasie und des Tokaiers, das Land der Pußta, die ein Sandmeer mit ihren glühenden Reflexen, die Délibáb, die Fata Morgana des Festlandes erzeugt, das Land der Wölfe, die oft bis in die Städte kommen, das Land, das seinen Balatonsee ein Meer nennt, und auf den Karpathenspitzen in phantastischen Teichen, Meeraugen genannt, Seefische vorweist, das Land der Kontraste und Unmöglichkeiten, ist auch die Mutter wunderbarer Begebenheiten, unter welche die nachfolgende sich reiht.

In einer Komitatsstadt Ober-Ungarns, von Deutschen, Magyaren und Slovaken in friedlicher Mischung bewohnt, wartete ein armer Sünder auf den vom Komitat über ihn verhängten Tod; das Urtheil war zur Bestätigung nach Ofen an die Statthalterei gegangen.

Der arme Sünder war übrigens ein reicher Edelmann, jung und schön, der Abgott aller Weiber im Komitate, ein vollendeter Kavalier.

Sein Verbrechen war allerdings ein fürchterliches, er hatte — seinen Vater erschossen.

In der Begründung des Urtheils war als „mildernder Umstand" die Thatsache angegeben, daß in der Familie des Verurtheil-

ten der Verwandtenmord eine „erbliche Krankheit" sei, und es waren bei zehn Grafen Illesnay angeführt, die entweder den Vater, den Sohn, die Gattin oder den Bruder erschossen hatten. Sonderbarer Weise war es immer nur die Kugel, mit welcher das Verbrechen verübt worden war.

Graf Ödön (Edmund) Illesnay, der im Komitatsgefängniß der kleinen Stadt, von Panduren bewacht, den Tod erwartete, war an dem Tage, als der Frevel geschah mit seinem Vater in der heitersten Stimmung zur Entenjagd gefahren. Graf Peter Illesnay war seelenvergnügt, der junge Herr nicht minder; gegen Nachmittag stieg ein Gewitter auf und die drückende Schwüle, die in der Atmosphäre alpartig lagernde Elektrizität, wirkte von jeher bösartig auf das Blut der Illesnay. Vater und Sohn wurden düsterer, wie es die Wolken am Himmel wurden.

Man befand sich an einem Teiche voll stöhnenden Rohres, zwischen welchem prachtvolle Krik-Enten herumgluckten, zeitweise mit ängstlichem Krächzen das sichere Asyl verlassend, als ob sie nach dem Wetter gucken wollten, über dem Röhricht schwebend.

In einem solchen Momente fiel ein Schuß aus des Vaters sicherem Gewehre und eine Ente zappelte im moorgrünen Wasser des Teiches, jämmerliche Töne ausstoßend.

„Such', Fripon, such'," herrschte der alte Graf seinem Hühnerhunde zu und das schöne Thier von bester Race flog in's Wasser, die Beute zu apportiren.

Allein gleich beim Eintritte in das nasse Element hatte Fripon das Unglück mit einer Hinterpfote zwischen die Scheeren eines riesigen Krebses zu gerathen, der aus dem Wildbach, welcher den Teich durchströmte, wahrscheinlich in Folge eines verliebten Abenteuers so nahe an's Ufer in das Röhricht gekommen war. Der edle Hund heulte laut auf vor Schmerz und flüchtete instinktmäßig an's Land zu seinem Herren. Der alte Graf lachte über die Kapriolen des Thieres, das den Krebs nicht abzuschütteln vermochte. — Ödön zog rasch sein Waidmesser, um die krampfhaft zusammengepreßten Scheeren zu sprengen, — da aber der gepeinigte Hund sich nicht ruhig hielt, so kam er damit nicht zu Stande.

„Ehe du fertig wirst, hat sich die Ente im Rohr verkrochen," sagte der alte Graf, „wir hätten zwei Hunde mitnehmen sollen."

„War auch meine Meinung", erwiderte Ödön, mit aller Gewalt die Spitze des Jagdmessers in die Fugen der Krebsscheeren stemmend, „der Kerl ist wie von Eisen."

„Auf den Fripon ist nicht zu rechnen," meinte der alte Illesnay, „István *) hol' die Ente".

István war der Diener, welcher mit ein paar Jagdflinten und einem Korbe voll Viktualien den beiden Jägern gefolgt war.

István maß das Wasser, drehte seinen Schnurrbart und erwiderte:

„Herr Graf, ich kann nicht schwimmen."

„So ersauf'," erwiderte ruhig Illesnay, „vorwärts!"

„Ich habe drei Kinder, Herr Graf," wagte der arme István einzuwenden.

Eine gewaltige Ohrfeige war die Antwort und dieses Argument reichte hin, um den István zur Abwerfung seines kurzen Pelzes und seines Hutes zu veranlassen, worauf er in der weiten Gattje, in dem weitärmligen Hemd seine Fahrt nach der Ente antrat, gegen die boshaften Krebsen geschützt durch seine hohen dicken Stiefeln, die aber nach wenig Sekunden so voll Wasser waren, daß der arme Teufel nur mühselig vorwärts kam.

Diese Langsamkeit machte den alten Grafen, der nur nach der geschossenen Ente verlangte, immer böser, — seine Lippen zuckten und ließen leise jene entsetzlichen Flüche ausströmen, an denen keine Sprache der Welt so reich als die ungarische, — sein von Natur kupfriges Gesicht wurde fast blau und große Schweißtropfen standen auf seiner Stirne.

„Vorwärts, Du Hund!" — rief er dem armen István nach.

István arbeitete aus Leibeskräften, das Wasser ging ihm bis an die Achselhöhlen.

„Barmherzigkeit, lieber Herr, ich kann nicht weiter," wehklagte er.

„Willst Du vorwärts, Bestie?" schrie der Graf, die Flinte nach ihm anlegend.

Abermals machte István ein paar Schritte, er stand bis zum Halse im Teiche.

„Es geht nicht mehr," rief der Arme in herzzerreißendem Tone, „das Wasser hebt mich schon, ich verliere den Grund."

*) Stefan.

„So schwimm, Kanaille!“ brüllte der Graf.

„Ich kann nicht schwimmen“, versetzte der István trotzig, „und will mich lieber erschießen lassen, als ersaufen.“ Und um zu zeigen daß es ihm damit Ernst war, machte der arme Teufel eine entschlossene Wendung zum Rückzuge gegen das Ufer, fand mit den Füßen wieder festen Boden und ragte bald mit halber Brust aus dem Wasser.

Ohne ein Wort zu reden warf der erbitterte alte Graf die Flinte, die nur mit Hühnerschrot geladen war, von sich und griff nach einem der beiden Doppelgewehre, welche István nachgetragen und für allenfalls vorkommendes Hochwild mit Kugeln geladen hatte.

Im selben Augenblicke hatte Ödön den heulenden Fripon von seinem Krebse befreit und trat herzu.

„Willst Du nicht in's Wasser, dreifacher Hundesohn?“ wüthete der alte Illesnay, anlegend.

„Nein, so wahr mir Gott helfe und die Jungfrau Maria!“ versetzte der zum Leibeigenen herabgewürdigte Diener, trotzig stehen bleibend, und seine breite Brust wie eine Scheibe dem alten Wütherich darbietend.

„So stirb!“ heulte Graf Peter und schoß.

Aber im selben Augenblicke hatte Ödön mit seiner Jagdflinte den Lauf des Doppelgewehres in die Höhe geschlagen und die Kugel pfiff über das Haupt des Dieners hinweg, hinaus über den Teich.

Das böse Blut der Illesnay war wach, es glühte im Herzen des alten, bald sollte es auch im Herzen des jungen Grafen sieden. In wahnsinniger Erbitterung über die vereitelte Rache an dem armen Burschen, wendete sich Graf Peter Illesnay gegen den Sohn, legte den zweiten Lauf des Doppelgewehres auf ihn an und drückte los.

Aber das siedende Blut hatte die Hand des alten Tollkopfes unsicher gemacht, Ödön war rasch zur Seite gesprungen und die Kugel bohrte sich in den Stamm einer tausendjährigen Eiche.

Der junge Graf war blaß geworden; aber es war nicht der Schreck, was ihm das Blut aus den Wangen und zum Herzen trieb, — Furcht hatten die Illesnay nie gekannt, — es war Zorn, Erbitterung, Wuth über den unnatürlichen Vater, welcher den Sohn zum Dank dafür, daß ihn dieser vor einem Verbrechen bewahrt, wie einen Räuber niederschießen wollte.

Es entfuhr auch dem jungen Grafen in diesem Augenblicke ein abscheuliches Wort, — ein Wort, das sich nicht wiedergeben läßt, —

ein Losungswort bitterer Feindschaft zwischen Vater und Sohn für alle Zukunft.

Graf Peter stieß einen dumpfen Schrei aus und langte nach dem zweiten Doppelgewehre.

Aber schneller als er, hatte es der junge Graf ergriffen und schleuderte es weit über's Wasser hinaus, wo es klatschend auf den Spiegel des Teiches fiel und unterging; eben so rasch flog Pulverhorn und Kugelbeutel hinterdrein. Der alte Graf stand mit dem abgeschossenen Doppelgewehre zähneknirschend da.

„Ich muß den édes Papa *) vor einer neuen Dummheit bewahren," sagte Ödön.

Was der alte Illesnay darauf erwiderte, verschlang das fürchterliche Krachen eines Donnerstreiches, der fast gleichzeitig mit einem langen blauen Blitze das Losbrechen des Gewitters verkündete. Fripon flog zu seinem Gebieter, István war triefend an allen Enden seines weiten Gewandes aus dem Teiche gekommen und hatte schweigend Hut und Pelz angethan; die Flinten auf die Achsel und den Korb mit kaltem Braten und Wein in die Hand genommen.

„Nach Hause!" kommandirte der alte Graf. „Die Jagd ist aus!"

Der eiskalte Regen mit schmetterndem Hagel gemengt strömte nieder und suchte das Blut der beiden wilden Männer zu kühlen, welche auf schmalem Waldpfade nach der Straße eilten, wo der Wagen ihrer wartete. Voraus trabte der bepackte István als Wegweiser, ihm folgte der alte Graf, grollend und fluchend, Ödön machte den Schluß, erbittert im tiefsten Herzen gegen den Erzeuger.

Nach einer kleinen halben Stunde hatte man die Straße und die wartende Neutitscheinka erreicht; Mischko, der Kutscher, hielt die feurigen Pferde, die vor jedem Blitze bäumten, mit Mühe zurück, István half dem alten Herrn in den Wagen und schwang sich dann hinten auf, während Ödön, der die helfende Hand des Bedienten verschmähte, den Fuß auf den Wagentritt setzte, um einzusteigen.

„Was will Er?" fragte der alte Graf, drohend die Hand erhebend.

„Der Herr Graf Peter von Illesnay vergißt, mit wem der gestrenge Herr spricht", sagte der junge Edelmann mit dem ganzen

*) „Süßer Vater" — nach ungarischer Sitte werden die nächsten Verwandten immer mit diesem zärtlichen Beinamen belegt, — „süße Mutter," — „süße Schwester," — „süßer Bruder" u. s. w.

Stolz eines ungarischen Kavaliers, „es diene dem Herrn zur Wissenschaft, daß ich Graf Ödön Illesnay bin, Erbe und Gerichtsherr."

„Ein Bastard bist Du, ein vermaledeiter!" brüllte der Graf mit der ganzen Tollheit eines wüthenden Wolfes, deren eben nur diese unglückliche Familie fähig war, „ein aussätziger Zigeuner muß Dein Vater sein."

Bleich wie der Tod, mit funkensprühenden Augen schwang sich der junge Graf vom Tritt gegen den Wagen empor, aber im selben Augenblicke versetzte Graf Peter, der noch immer Riesenkräfte besaß, mit geballter Faust seinem Sohn einen Stoß gegen die Brust, daß dieser vom Tritt in den Koth der Straße flog und schwer zu Boden schlug.

István auf dem Rücksitze stieß einen Schrei des Entsetzens aus, Mischko auf dem Kutschbocke folgte einer höhern Eingebung, ließ den Pferden die Zügel nach, hieb mit der Peitsche wüthend auf das Gespann und schrie jenes gellende: „Jai! iai!" das die Ungarrößlein mehr antreibt, als Spornstachel und Peitsche.

Die Neutitscheinka flog trotz der elenden Straße wie eine Schwalbe über den regentriefenden Waldweg hin.

Der alte Graf zündete sich triumphirend seine Meerschaumpfeife an.

Der junge Graf erhob sich langsam vom Boden. Wäre es möglich gewesen, daß in dieser Waldeinsamkeit zufällig ein menschliches Wesen das männlich schöne Antlitz Ödöns hätte sehen können, es hätte sich entsetzen müssen über die grauenhafte Entstellung dieser sonst so feinen, so anmuthigen Züge. Der alte Graf hatte nicht blos gegen den Sohn die Mordwaffe erhoben, er hatte mehr, weit mehr gethan, er hatte ihn mit dem schmähendsten Worte beschimpft, er hatte dem ungarischen Magnaten einen Stoß versetzt und ihn in den Koth geschleudert. Es war ein Glück, daß kein menschlich Auge dieses bis zum Wahnsinn verstörte Antlitz sah, kein menschliches Ohr die Lästerungen, Flüche und Vermaledeiungen hörte, welche der böse Sohn dem bösen Vater nachrief, als der Wagen denselben rasselnd entführte.

Man hatte von dem Platze, wo diese Szene sich ereignete, volle fünf Stunden bis nach Schloß Illesnay zu gehen.

Graf Ödön legte den Weg in drei Stunden zurück, Wuth und Rache beflügelten seinen Fuß.

solchen Rausch bekommen, daß Du mir allen Ernstes erzählst, ein Graf Illesnay habe den Befehl gegeben, seinen Sohn vor den Knechten, wie einen Knecht zu prügeln. Schlaf Deinen Rausch aus, alter Janko."

Todtenstille ringsum; aber eben so laut wie der Sohn rief der alte Graf vom Perron:

„Diesen Befehl habe ich gegeben, ich, Peter Graf von Illesnay, Erb- und Gerichtsherr, auf Illesnay, Szent-Pál und Kis-Giary."

„Nun, dann war der Herr Graf Peter Illesnay besoffen!" schrie der Sohn.

Der alte Graf stieß einen Schrei aus und zog aus der Tasche seines Pelzrockes eine geflochtene Lederpeitsche, wie man sie zur Dressur der Hunde verwendet.

„Nur ein Besoffener kann einen solchen Befehl geben," fuhr Ödön in steigender Aufregung fort, „nur ein Besoffener kann glauben, daß Graf Ödön Illesnay eine solche entehrende Behandlung dulden werde."

„Und was willst Du denn thun, Du — ?"

Aus Rücksicht für die Leserinnen verschweigen wir das Schimpfwort, das der alte Graf gebrauchte.

„Ich werde mich wehren!" schrie Ödön außer sich und riß einem der nahestehenden Panduren, die zur Feier der Exekution in Gala und voller Armatur ausgerückt waren, die Pistole aus dem Gürtel.

„Sie ist geladen, gnädiger Herr," rief dieser hastig.

„Du hättest verflucht sein sollen in alle Ewigkeit, wenn sie's nicht gewesen wäre," antwortete der junge Graf, in dem die magyarische Wildheit, die Tollwuth der Illesnay immer mehr zum Durchbruche kam.

„Packt den Hund und legt ihn auf die Bank," brüllte der Graf.

Die Panduren traten vor, blieben aber wieder stehen.

„Wollt Ihr gehorchen, Ihr Bestien, oder ich lasse Euch hauen, daß die Fetzen von Euch herunter hängen," heulte der alte Wütherich

Die Panduren steckten die Arme nach dem jungen Grafen, dieser spannte den Hahn.

„Habt Ihr keine Kourage, Ihr Hunde, ich will Euch Muth machen," krächzte der alte Mann, sprang mit hoch gehobener Peitsche vom Perron herab und begann auf die widerwilligen Vollstrecker seines wahnwitzigen Befehles loszudreschen. Wehklagend bogen sie rechts und links aus, ein paar aber sprangen auf Ödön zu, ihre Pflicht zu thun.

Mit einem Satze entzog sich der gewandte junge Mann ihren Henkerarmen, — dieser Sprung brachte ihn aber auch dem Alten näher und mit einer Stimme, die nichts Menschliches mehr hatte, rief er:

„Du triffst schlecht, édes Papa, gib' Acht, ich treffe besser!"

Der Hahn knackte, der Schuß fiel, Graf Peter stürzte zu Boden.

Er war nach rückwärts gefallen, die Kugel des Sohnes hatte ihn mitten in's Herz getroffen, kein Wort kam mehr über seine Lippen, auf welchen sich blutiger Schaum zeigte.

Entsetzen ließ die Anderen erstarren, der junge Graf aber sprang auf die Leiche des Vaters und trat sie mit Füßen.

Das dunkle Verhängniß des Illesnay zählte um einen Schreckenstag mehr.

Was wir erzählt haben, ereignete sich in einem der letzten Regierungsjahre des gütigen Kaisers Ferdinand. Die Agitation im ungarischen Landtage hatte bereits begonnen, die von Kossuth geleitete Opposition übte bereits ihren Einfluß auf die Magnaten, der älter gewordene Metternich gab im Gefühle unerschütterlicher Sicherheit den Rath, den feurigen politischen Most nur ausgähren zu lassen, es werde ein trefflicher Wein daraus werden, vor der Hand aber während des Gährungsprocesses möge man nicht hinabgehen in den mit Gährungsstoffen gefüllten Raum, ein Funke könnte Veranlassung zur Explosion werden.

Deßhalb mischte sich die Regierung zu Wien nur so wenig als möglich in die spezifischen Angelegenheiten des Ungarlandes, das durch einen Zoll-Kordon und abweichende Gesetze von Oesterreich geschieden, einen kaiserlichen Prinzen, den Erzherzog Stefan, zum Statthalter hatte, welchen die Magyaren als Indigena oder Eingebornen ihres Landes hoch verehrten, bis auch er im brausenden Sturme der Revolution seine Popularität verweht sah und fern von der Heimat auf dem malerischen Schloß am Rhein über den Wankelmuth seines Volkes nachzudenken Gelegenheit fand.

Diese wenigen Zeilen schienen uns zur Erklärung des Folgenden nothwendig.

Nach der grauenvollen That, die wir geschildert, nachdem Graf Ödön Illesnay den geschändeten Leichnam seines Vaters mit dem Fuße weggestoßen, wie ein widerliches Aas, rief er den entsetzten Dienern zu:

„Sattelt mir den Pista!"

Kreischend waren die Mägde entflohen, als sie den alten Grafen im Blute schwimmen sahen, die Hajducken, Panduren, Hußaren und

Knechte standen blaß und rathlos herum, und so groß war der Respekt, welchen dies durch lange Knechtschaft gebeugte Volk vor dem Magnaten hatte, daß nicht nur Keiner Hand an ihn zu legen wagte, um den Mörder festzuhalten, sondern daß ein Halbdutzend derselben in den Stall eilte und nach wenig Minuten den verlangten Rappen gesattelt und gezäumt in den Schloßhof führte.

Während dieser Zeit sprach Graf Ödön zu dem alten Janko, der sich verstohlen eine Thräne aus dem Auge wischte, mit leiser Stimme:

„Schäme Dich, alter Bursche, um den dort zu weinen; er verdient es nicht."

„Herr Graf", antwortete der alte Hußar, „wir waren mit einander bei Leipzig und Bar sur Aube, haben Franzosenkugeln pfeifen gehört und Säbelhiebe parirt, er hat mich immer wie einen Hund behandelt, aber jetzt, wo er todt ist, thuts mir doch Leid um den gnädigen Herrn, — teremtete!"

Ödön versuchte es nicht den Alten zu widerlegen, sondern fuhr fort:

„Ich reite nach Szent-Kolomban zum Obergespan, mich wegen meiner That zu stellen. Man soll nicht sagen, ein Illesnay sei flüchtig gegangen, aus Furcht vor dem Richter. Wenn meine Mutter von Pest zurückkommt, so erzähle ihr getreulich, hörst Du, getreulich, genau Alles, was zwischen mir und dem, der dort liegt, vorgefallen. Istvan soll ihr erzählen was im Walde geschehen, und wie mich der édes Papa vom Wagen mit der Faust in den Koth gestoßen. Sie wird dann begreifen, daß ich nicht anders handeln konnte, und daß ich wirklich ein Bastard sein müßte, so ich die Schmach geduldet hätte, die mir Seine Gnaden, der Herr Graf Peter von Illesnay zugedacht hatte."

„Soll pünktlich geschehen, gnädiger Herr", antwortete der alte Soldat, „die Frau Gräfin wird haarklein Alles erfahren, wie es sich zugetragen und glauben wird sie's um so eher, da auch sie ein Lied zu singen weiß, wie der vitéz kapitán *) sie behandelte, wenn er im Zorne war, was ihm, weiß Gott sehr oft geschah."

„Ich habe meine Mutter und mich gerächt", sprach Ödön dumpf.

Inzwischen ward der Rappe vorgeführt und wieherte seinem Reiter entgegen, — der junge Graf schwang sich hinauf, grüßte die ihn umringenden Diener und sagte:

---

*) „Ritterlicher Hauptmann," so nennt der ungarische Soldat jederzeit seinen Hauptmann.

„Bis die édes Mama von Pest zurückkehrt, habt Ihr alle dem Janko zu gehorchen. — Adieu!"

Tief verneigte sich der Diener lautlose Schaar und Graf Ödön ritt so ruhig zum Schloßthore hinaus, als ob nicht das Mindeste vorgefallen wäre.

„Möge die heilige Jungfrau ihn geleiten", brummte der alte Hußar in den Schnurrbart, „am besten wär's wohl, er suchte durchzukommen, in die Türkei. Aber das wäre Flucht und dazu entschließt sich kein Illesnay; denn sie haben Köpfe von Eisen und Blut wie siedendes Oel, Alle wie Einer, Einer wie der Andere."

Und der alte Hußar rief ein paar seiner Kameraden, um die Leiche seines ehemaligen Offiziers, den die Franzosenkugeln geschont und die Kugel des Sohnes getroffen hatte, aufzuheben und in das entweihte Haus zu tragen, wo der Vatermord eingekehrt war.

Zweites Kapitel.

Der Retter in der Noth.

Inzwischen ritt Graf Ödön Illesnay, wie er gesagt, nach Szent-Kolomban und meldete sich beim Obergespan, dem Grafen Sigmund Bathory.

Der alte Kavalier erschrak tödtlich, als er den grauenhaften Tod seines alten Freundes erfuhr und sich dessen Mörder gegenüber sah.

Dieser zog den Siegelring mit dem Wappen der Illesnay vom Finger, übergab ihn dem Komitatsleiter und bat um ritterliches Gefängniß, mit seinem Ehrenworte und dem verpfändeten Ring sich verbürgend, daß er dasselbe ohne Bewilligung des Obergespans nicht verlassen wolle.

Er erhielt im Hofe, mit den Fenstern nach dem großen Obstgarten, ein wohnliches Gemach, jene Reservat-Stube, die nach ungarischem Gesetze in jedem Komitatshause für Gefangene von besonderer Wichtigkeit und Berücksichtigungswürdigkeit vorhanden sein muß.

Es war ein Glück für den leidenschaftlichen jungen Mann, daß sein Gefängniß nach dem stillen Garten führte, wo er das Heulen des Zornes und die Verwünschungen nicht hören konnte, welche ein paar Stunden später, als die Frevelthat ruchbar geworden, das vor dem Komitatshaus sich zusammenrottende Volk gegen den Vatermörder ausstieß. Die Nebenumstände der That nicht kennend, sahen die Bewohner von Szent-Kolomban und unter ihnen besonders die den

Magyaren nicht freundlich gesinnten Slovaken in dem ungeheuren Frevel nur einen Akt hunnischer Wildheit, ungarischer Brutalität, die jede Schranke durchbrechend, kein heiliges Band schont; die Kunde, daß der Mörder des Vaters Leiche mit Füßen getreten, erbitterte die bigotten Slovaken, bei denen nach Gottes Gebot Vater und Mutter hoch geehrt wird, zur höchsten Rachewuth und ganz laut wurde der Vorschlag gemacht, das Komitatshaus zu stürmen und den Vatermörder in Stücke zu reißen; nur mühsam gelang es der Festigkeit der Komitats-Hajducken, den Eingang zu vertheidigen, sowie der Beredsamkeit der Deutschen, die als Kaufleute, Fabrikanten und Beamte eine gewisse Ueberlegenheit über den Slovaken-Pöbel besaßen, die Hitzköpfe durch die bestimmte Zusicherung zu beruhigen, der Missethäter werde der gerechten Strafe, dem wohlverdienten Tode durch Henkershand nicht entgehen. Blut um Blut, — so lautete des Volkes Losung.

Diese Stimmung des Volkes, welches in den nächsten Tagen durch zuströmende Landleute vermehrt wurde, blieb den Gerichtsherren, welche Graf Bathory für den dritten Tag zusammenrief, nicht unbekannt, sie influenzirte gewaltig auf die bestürzten Edelherren, noch mehr aber die in den Blättern aller Farben einstimmig auftretende Voraussetzung, daß man den Frevler nach der ganzen Strenge des Gesetzes behandeln und höchstens die mittelalterliche Abhauung der rechten Hand, die nach dem Kodex Verböczi zulässig, aus Rücksicht für die humane Anschauung unserer Zeit ihm erlassen werde.

Wir haben nicht die Absicht, den Justizgang vormärzlicher Zeit in Ungarn zu schildern und begnügen uns einfach mit der Anführung der Thatsache, daß Graf Ödön Illesnay, Erb- und Gerichtsherr auf Illesnay, Szent-Pál und Kis-Gyarty vom Komitats-Gerichte wegen Vatermord unter erschwerenden Umständen, bezüglich der Leichenschändung nach dem Morde, zum Tode durch das Schwert einstimmig verurtheilt wurde. Als mildernder Umstand wurde nur die Jugend des Verurtheilten, sowie die in der Familie Illesnay erblichen Wuthanfälle hervorgehoben und beschlossen, die Akten des Processes zur Revision und das Urtheil zur Bestätigung an die königliche Statthalterei in Ofen einzusenden.

Das Volk jubelte, als das Urtheil bekannt wurde.

Graf Ödön Illesnay hatte die Publicirung ruhig angehört, nur leicht sich verfärbend und auf die Lippen beißend; er hatte wohl langwieriges Gefängniß auf Munkacs erwartet und das Todesurtheil kam

ihm etwas unerwartet; gleichwohl verneigte er sich mit vollendeter Noblesse vor seinen Richtern, mit denen er so oft auf Jagden und festlichen Gelagen zusammen gewesen, deren Töchter und Frauen für den bildschönen Jüngling geschwärmt hatten und die jetzt mit schwerem Herzen ihn dem Gesetz und der Volksstimmung opfern mußten. In sein Gefängniß zurückgekehrt, bemerkte er, daß man ihn unter strengere Aufsicht gestellt, und wenn man ihn auch keine der gewohnten Bequemlichkeiten entbehren ließ, so bewiesen ihm doch die vor seiner Thüre und unter seinen Fenstern mit geladenen Gewehren auf und niederschreitenden Schildwachen, daß er ein zum Tode Verurtheilter sei, der sich den Formalitäten des Gesetzes zu unterziehen habe.

Am Tage nach der Verkündigung des Urtheils kam die Frau Gräfin Helena Illesnay, geborne Varasdy, mit Eilpost in Szent-Kolomban an und eilte ins Gefängniß ihres Sohnes.

Wir haben uns nicht die Aufgabe gestellt, das Gefühl unserer Leser zu martern und übergehen diese Szene, nur das Resultat derselben mittheilend, die Verabredung zwischen Mutter und Sohn.

In Folge dieser Verabredung eilte die Gräfin, so schnell die Pferde zu laufen vermochten, nach Ofen, um bei dem Palatin den Aufschub der Urtheilsbestätigung zu erwirken, bis sie von Wien zurückkomme, wo sie sich dem Kaiser und König zu Füßen werfen wolle, um die Begnadigung ihres Sohnes zu erflehen. Der leutselige Palatin bewilligte den Aufschub.

Gräfin Helena kam in Wien an und ließ sich zur Audienz melden. Dem gütigen Kaiser wurden die Augen naß, als die verzweifelte Mutter um den einzigen Sohn jammerte; — allein er wollte nicht bei so ungeheurem Frevel von dem Kronrechte der Gnade Gebrauch machen und wies sie an den Fürsten Metternich.

Der Staatskanzler erklärte ihr mit der Feinheit des Diplomaten und Kavaliers, wie schwer es für die Regierung und für den Kaiser als König von Ungarn sei, in einer so spezifisch ungarischen Angelegenheit, bei einem so großen Verbrechen einen Machtspruch zu Gunsten des Schuldigen, zur Erbitterung des Volkes zu erlassen, entschuldigte sich mit dem Eingangs dieses Kapitels erwähnten Prinzipe, Ungarn seinen eigenen Gang gehen zu lassen, rieth ihr, die Gnade des königlichen Statthalters in Ofen anzuflehen, dessen endgiltigem Ausspruche der Kaiser gewiß nicht entgegentreten werde und komplimentirte sie

höflich zur Thüre hinaus; die Mutter fühlte, daß von Wien aus die Rettung ihres Sohnes nicht kommen werde.

Die Gräfin Illesnay flog nach Ofen, eilte in die Burg und beschwor den Statthalter mit aufgehobenen Händen, ihr das Leben des Sohnes zu schenken. Wehmüthig zuckte er die Achseln mit dem Bedeuten, was man in Wien nicht thun wolle, könne er in seiner schwierigen Stellung, der Opposition und dem Volke gegenüber unmöglich wagen; zudem sei das Urtheil nach dem ungarischen Recht erfolgt und es sei nicht gerathen, in so bewegter Zeit das unliebsame Beispiel einer willkürlichen Rechtsverletzung zu geben.

Mit gebrochenem Herzen kehrte die arme Mutter nach Szent-Kolomban zurück, ihr Haar war in den letzten acht Tagen grau geworden, sie selbst um zehn Jahre gealtert, mußte sie doch dem Sohne die Botschaft bringen, daß sein Leben rettungslos dem Henkerschwerte verfallen sei.

Und als Ödön aus seiner Mutter Munde die schauerliche Gewißheit bekam, da schmolz das Eis des Stolzes und des Trotzes, das bislang sein Herz umstarrt hatte, und er weinte, weinte bitterlich um das junge, schöne Leben, das ihm, dem einundzwanzigjährigen Jünglinge von ehrloser Henkershand vor dem gaffenden, höhnenden, blutdürstigen Pöbel genommen werden sollte.

„O Mutter!" schluchzte er, „ich werde zittern vor dem Henker! Ich werde feige sterben, und zu dem Fluche, der auf dem Haus der Illesnay lastet, auch noch die Schmach der Feigheit fügen."

Die Mutter aber, die edle Magyarin, barg ihr Antlitz in den Händen und weinte verzweifelnd mit dem verzweifelnden Sohne, Niobe beneidend, die der Schmerz um ihre Kinder in Stein verwandelte.

Inzwischen hatte sich die Nachricht von der Rückkehr der Gräfin Helena, wie auch, daß sie in Ofen und Wien nichts ausgerichtet, rasch in der Stadt verbreitet, das Volk triumphirte, man fragte um den Tag der Hinrichtung in einem Tone, welcher die Magnaten und Gerichtsherren erbittern mußte. Unter diesen hatte sich nach dem Urtheil, das sie unter dem Druck der Volsstimmung gefällt, eine gewaltige Reaktion gebildet. Die jüngern Edelleute, welche durch die Aussagen Istváns, Jankos und der übrigen Dienerschaft die Vorgänge im Walde und auf Schloß Illesnay genau erfahren hatten, erhoben sich zu Gunsten des Verurtheilten, sagten Jedem, der es hören wollte, Graf Ödön habe als Kavalier und Ungar nicht anders handeln kön-

nen, prahlten wohl sogar, daß sie im ähnlichen Falle das Gleiche thun würden und erklärten, sie würden dem Grafen auf seinem letzten Gange mit Blumensträußen in der Hand und mit gezogenen Säbeln das Ehrengeleit geben, wie einem Triumphator und Märtyrer. Das Volk drohte gegen diese Verspotter des Gesetzes aufzutreten, die alten Magnaten, durch Blut und Verschwägerung mit den Illesnay's und Barasdy's in jahrelanger Verbindung, bedauerten heimlich den Jüngling, den sie öffentlich verurtheilt hatten, das herausfordernde Benehmen des Volkes verletzte ihre edelmännische Eitelkeit, zudem kannten sie die Wildheit des erschossenen alten Grafen nur zu gut, war doch keiner unter ihnen, welchen Peter Illesney nicht mehr oder minder beleidigt hatte; die Frauen und Töchter der Edelleute vereinigten ihr Jammern mit dem der unglücklichen Mutter und beschworen ihre Gatten und Väter, den Unglücklichen zu retten.

Allein der erbitterten Volksstimmung gegenüber war die Flucht des Verbrechers, auf welche die Damen und die jungen Edelleute hindeuteten, ein Appell an die Volksrache, an die Revolution, und die ultrakonservativen Magnaten des Komitats wagten nicht den Drachen zu entfesseln, der ein paar Jahre später im Gottgesegneten Magyarenland wüthete.

Um aber dem immer ungestümer werdenden Drängen der Frauen und der Freunde Ödöns gerecht zu werden, berief Graf Bathory eine heimliche nächtliche Versammlung auf seinem Edelsitz Uj-Katon nächst Szent-Kolomban, während in der Komitatsstadt selbst alle Vorbereitungen zur Hinrichtung des Grafen mit möglichster Langsamkeit, aber zur Befriedigung des Pöbels getroffen wurden.

In der stillen Stunde der Mitternacht kamen auf Uj-Katon die alten und jungen Edelleute des Komitates zusammen, Gräfin Bathory hatte im alten Saale des Schlosses, wo das Wappen der Familie mit der Jahreszahl 1589 über dem Kamine prangte, eine Tafel decken lassen, wie eben nur des Ungarlandes Gastlichkeit sie herzustellen weiß, die Männer mit den schwarzen Locken aber, wie die mit den weißen Haaren, berührten wenig von den köstlichen Gaben der Küche und des Kellers, die ernste Angelegenheit, um deren willen sie zusammen gekommen in geheimnißvoller Mitternacht, nahm sie zu sehr in Anspruch und bald erscholl laut die Debatte über den so eigenthümlichen Fall

Man hatte die Vorsicht gebraucht die Fenster mit Läden zu schließen, daß der Schimmer der Wachskerzen auf den alten Venezia-

ner-Lustern nicht hinausleuchte in's flache Land, ein Signal zur Achthabung für das lauernde Slovakenvolk.

Die Edelherren waren einzeln angeritten an die Pforten von Uj-Katon und hinter ihnen hatte sich rasch und geheimnißvoll das Thor geschlossen, auf daß kein ungehöriger Fuß des Schlosses Räume betrete, kein uneingeweihtes Ohr ein Wort von der Verhandlung erlausche, kein vorwitziger Mund es weiter trage und der rachgierigen Meute in der Komitatsstadt in die Ohren raune.

Die Verhandlung wurde nach magyarischer Sitte ganz parlamentarisch gepflogen.

Graf Bathory präsidirte. Diejenigen der älteren Edelleute, welche für Aufschub der Hinrichtung, Revision des Prozesses und neuerliche Vorlage der Akten an die Locumtenentia regia in Ofen stimmten, bildeten das Zentrum, — jene, welche mit schwerem Herzen und tiefem Bedauern, aber aus Rücksicht auf die Volksstimmung für die Exekution sich aussprachen, repräsentirten die äußerste Rechte, — die feurige Jugend aber, die jungen Tollköpfe, die in dem verurtheilten jungen Grafen nur den geliebten, unglücklichen Spielkameraden sahen, lärmten als äußerste Linke.

Das Resultat war, daß man zu keinem Resultate kam.

Die alte Uhr mit dem wunderbaren Schnitzwerke ober dem Kamin zeigte halb zwei, als Graf Bathory nach einem heftigen Sturme der Opposition das Wort ergriff.

„Meine werthen Gäste!“ sprach der vollendete Edelmann mit Ruhe, „auf diese Weise kommen wir nicht zum Ziele. Wir alle sind in dem vorliegenden Falle so zu sagen mit betheiligt, wir besitzen nicht die objektive Ruhe, um klar und deutlich zu sehen, was Noth thut. Vielleicht gelänge es dem klaren, ruhigen, unparteiischen Auge eines Mannes, der außerhalb unseres Kreises steht, den rechten Weg zu finden, der uns aus diesem Labyrinthe der gefährlichsten Widersprüche führen könnte.“

„Wo findet sich ein solcher?“ wurde gefragt.

„Vielleicht hat er sich schon gefunden,“ erwiderte ruhig Graf Bathory, „gefunden in der Person eines Gastes, den ich in diesem Augenblicke hier in meinem Schlosse beherberge.“

„Und wer ist dieser Gast?“ fragte man wieder.

Und Graf Bathory antwortete langsam, jedes Wort betonend: „Der Polizeikommissär Alois Felsthal aus Wien.“

Die Wiener Polizei war schon damals in Ungarn so wenig beliebt, daß die Idee, einen Wiener Polizeikommissär als berathendes und Ausschlag gebendes Mitglied in eine parlamentarische Versammlung ungarischer Magnaten einzuführen, alle Faktoren der Versammlung zu einem Aufschrei des Erstaunens und der Entrüstung vereinigte und über den Präsidenten ein Sturm losbrach, der sich am ruhig lächelnden Greisenhaupte des Grafen brach.

„Ein Kommissär! Ein Polizeikommissär! Ein Polizei-Kommissär aus Wien!" so klang es mit zahllosen Flüchen begleitet zu Ohren des greisen Präsidenten.

Graf Bathory ließ den Sturm austoben, dann klingelte er mit jener historischen Schelle, mit welcher die berüchtigte Maria Bathory schon ihre Anhänger herbeigerufen, wenn es galt, irgendwo ein waghalsiges Unternehmen denselben zu empfehlen, und sprach:

„Meine werthen Gäste, vielgeliebte Nachbarn und hochgeehrte Edelherren! Wenn ich auch einerseits die Aufregung begreife, die sich Ihrer bei der Vorstellung bemächtigt, daß ein Polizei-Beamter und obendrein ein Kommissarius jener Wiener Polizei, für die wir keine Vorliebe hegen, unserer geheimen Sitzung anwohnen soll, so muß ich Sie doch andererseits auf den Umstand aufmerksam machen, daß für mich die Zumuthung fast kränkend erscheint, als würde ich, der alte Kenner und Schützer unserer constitutionellen Rechte und Privilegien, mir erlauben, einen Polizei-Kommissär, in seiner Eigenschaft als solcher dem geheimen Komitat beiwohnen zu lassen."

„Hört? hört!" tönte es ringsum.

„Der Mann, um den es sich handelt, befindet sich in Uj-Katon als Gast," fuhr Graf Bathory fort, „er ist mehr als mein Gast, er ist mein Freund!"

Abermaliges „Hört! hört!" von allen Seiten, diesmal gemengt mit Lauten des Staunens.

„Es ist vielleicht nothwendig, Ihnen dieses Verhältniß zu erklären," fuhr der Präsident dieser merkwürdigen Sitzung fort: „bei meiner letzten Anwesenheit in Wien fand ich nicht nur das Hotel, in dem ich gewöhnlich abzusteigen pflege, den „Erzherzog Karl", sondern auch alle andern Gasthöfe ersten Ranges derartig überfüllt, daß ich genöthigt war, um nicht Bekannten oder Verwandten zur Last zu fallen, was mir höchst unangenehm gewesen wäre, in einem Gasthofe zweiten Ranges einzukehren, wo ich jene Bequemlichkeit, die ich liebe,

eben so wenig fand, als die Gelegenheit, die vielen Geldsachen und Werthgegenstände, die ich mit mir führte, anders als in einer gewöhnlichen Kommode aufzuheben, statt sie dem Herrn des Hauses zu übergeben oder sie in der Bank zu deponiren. Die Folgen blieben nicht aus; vier Tage nach meiner Ankunft wurde ich bestohlen, und zwar um eine Summe von 3400 Dukaten und fast um das Doppelte an Prätiosen, worunter Schmuckgegenstände von höchstem Kunstwerthe, noch mehr aber von unschätzbarem historischem Werthe für meine Familie, Gegenstände, die ich mitgenommen, um bei weltberühmten Wiener Juwelieren einige dringend nöthige Reparaturen machen zu lassen. Denken Sie sich meine trostlose Situation — ich eilte zur Polizei, man wies mich an den Polizeikommissär Felsthal, eben jenen Mann, den ich in diesem Augenblicke als Gast auf meinem Schlosse bewirthe. Mit einer Kourtoisie, mit einem Eifer und einem Scharfsinn, der über jedes Lob erhaben ist, nahm der genannte Beamte meine Sache in die Hände und um es kurz zu machen, nach ungefähr acht Wochen hatte ich meine sämmtlichen Brillanten und die Baar-Summe, bis auf etwa hundert Dukaten, welche in der Diebskette von Juden, Diebshehlern und Diebsfängern verschwunden waren, wieder zurück erhalten und die Verbrecher sahen ihrer Bestrafung entgegen."

„Eljen!" riefen einige Stimmen und zur Steuer der Wahrheit müssen wir gestehen, daß es gerade die jüngeren Edelleute der Versammlung waren, die diesen Beifallsruf ausstießen.

„Damals," sprach Graf Bathory weiter, „damals habe ich in meiner Freude dem Polizei-Kommissär Alois Felsthal, den ich nicht bewegen konnte, ein werthvolles Geschenk als Lohn für seine Mühe anzunehmen und dem ich nur mit vielen Bitten eine Meerschaumpfeife mit meinem Wappen aufdrang, in herzlichster Weise eingeladen, mich einmal auf meinen Gütern zu besuchen, wenn er je von seinem Amte loskommen könnte. Lächelnd sagte der Geladene mit dem Beisatze zu, daß daran wohl nie zu denken sei, — gab aber sein Wort, wenn ihn der Zufall in diese Gegend führe, auf Uj-Katon einzusprechen. Und nun ereignete es sich nach sechs Jahren, daß Polizei-Kommissär Felsthal nach Lemberg geschickt wurde, um einer Falschmünzer-Bande auf die Spur zu kommen, die ihre Agenten über Brody und Czernowitz bis ins Innere von Rußland und über die Karpathen herüber bis Erlau entsendete. Auch hier erzielte er dieselben glänzen-

den Resultate, wie in meiner Diebs-Angelegenheit. Während seine Behörde ihm ein Vierteljahr bewilligte, hatte er binnen zwei Monaten den ganzen Stock der Gauner sammt allen Ablegern ausgehoben und benützte den noch freien Monat zu einem Urlaub auf Schloß Uj-Katon, während die von einer großen Verlegenheit befreite Bank-Direktion in Wien ihn eine Remuneration von zweitausend Gulden Konventions-Münze votirte, die er redlich verdient hat."

Die Versammlung hatte mit Theilnahme zugehört, jetzt sprach Graf Szarmay:

„Und was, geehrter Freund, erwartest Du von der Intervention dieses Herrn?"

„Das weiß ich nicht," versetzte Graf Bathory, „allein die juridischen und praktischen Kenntnisse dieses Mannes sind in Folge seiner vielfachen Berührungen mit Leuten aus allen Ständen derartig, daß es vielleicht der Mühe lohnt, seine Ansicht über den vorliegenden Fall zu hören. Darf ich ihn holen?"

„Ja, ja," klang es von allen Seiten, und der Hausherr verließ den Berathungssaal, um sich in das Zimmer seines Gastes zu verfügen und ihn zur Versammlung einzuladen.

Die Zwischenpause wurde von den Dienern des Schlosses benützt, um auf silbernen Tassen und Schüsseln neue Berge von Backwerck und Fleisch, sowie neue Batterien der köstlichsten und seltensten Ungar- und Ausländerweine in den Saal zu bringen, wo die lebhafte Debatte Appetit gemacht hatte.

Nach etwa fünf Minuten trat Kommissär Felsthal ein, eingeführt vom Grafen Bathory.

Der Polizeibeamte war ein Mann von etlichen dreißig Jahren, nichts weniger als hübsch, sogar ein Bischen von den Pocken markirt, aber in seinen klugen Augen, um seinen spöttischen Mund lag ein gewisser freundlicher, gewinnender Zug, ein ausgesprochener Hang zu jener gemüthlichen Lustigkeit, die den echten Wiener charakterisirt. Kommissär Felsthal verleugnete seine Vaterstadt auch im Dialekte nicht, sprach den Jargon seiner Heimat mit der drastischen, schlagfertigen Geläufigkeit eines echten „Kindes vom Grund", und wußte selbst in seine offiziellen Reden und amtlichen Vorträge hie und da einen echten „Wiener Schlager" hineinzubringen, der die Vorgesetzten häufig in Erstaunen versetzte, aber selten seine Wirkung verfehlte.

Er trug in diesem Augenblicke ein einfaches, graues Hauskleid mit grünem Vorstoß, wie ein Alpenjäger; um den Hals hatte er nachlässig ein buntes Tuch geschlungen, das die Muskulatur dieses kräftigen, aber kurzen Halses sehen ließ. Er hatte absichtlich diese etwas vernachlässigte Kleidung gewählt, um der hocharistokratischen Versammlung, die ihn erwartete, zu beweisen, daß er keineswegs wie Einer, der sich eindrängt, sondern wie Einer komme, den man braucht.

Er bewegte sich mit vollkommener Leichtigkeit im Kreise dieser Magnaten und Edelherren, mit jener Gewandtheit und Routine, wie sie eben nur ein vielbewegtes Leben und die fortwährende Berührung mit Menschen aus allen Klassen gewährt.

Graf Bathory stellte ihn den älteren Herren der Versammlung vor.

„Verzeihen Sie, meine Herren", sagte der Kommissär mit großer Liebenswürdigkeit, „daß ich in solchem Kostüme unter Ihnen erscheine. Allein mein hochgeehrter Hausherr hat mich so zu sagen aus dem Schlafzimmer geholt, auch mir nicht Zeit gelassen, mich umzuziehen, sonst würde ich meinen Frack aus dem Koffer, und meinen Zylinder aus der Hutschachtel hervorgeholt haben."

(Wir erinnern, daß diese Szene vor dem Jahre 1848 spielt.)

„Nicht Ursache, geehrter Herr", sagte Graf Szarmay, „Sie sind uns in jedem Gewande willkommen, als Gast unseres hochgeehrten Hausherrn, der Sie seinen Freund nennt, — les amis de mes amis sont mes amis, *) folglich sind sie auch unser Freund, — wenn wir auch sonst ehrlich gestanden, gerade keine besonderen Freunde der Wiener Polizei sind."

Diese etwas derbe Rede, weit entfernt den Eingetretenen zu verstimmen, versetzte den Kommissär Felsthal in die rosigste Laune er suchte Gelegenheit, dem Redner eins „auszuwischen", und fand dieselbe nur zu schnell.

„Ich begreife, daß die Wiener Polizei bei den geehrten Herren nicht beliebt ist; wir können ja hier zu Lande von gar keinem Nutzen sein, — nur in ausnahmsweisen Fällen dürfen wir hier einschreiten, wenn sich ein Verbrecher von oben herab flüchtet, oder etwa ein schöner Flüchtling hinaufkommt nach Wien, — wie vor einem halben Jahre."

*) Die Freunde meiner Freunde sind auch meine Freunde.

„Ein schöner Flüchtling aus Ungarn?" riefen die jungen Edelherren, „darf man wissen wer?"

„Der Name thut nichts zur Sache," fuhr Felsthal fort, während er den Grafen Szarmay fort und fort fixirte; „es war aber wirklich eine bildhübsche junge Dame aus Pest, die Geliebte des Grafen — doch auch dieser Name thut nichts zur Sache — der Graf war aber sehr eifersüchtig, er ließ sich sogar hinreißen, wegen ein paar Blicken, die sie einem Engländer im Stadtwäldchen zugeworfen, ihr beim Heimfahren ein paar Ohrfeigen zu geben."

Graf Szarmay drehte an beiden Schnurrbartenden, als ob er Stricke daraus drehen wollte.

„Der kleine schwarze Lockenkopf, der sonst auch noch ein Trotz- und ein Tollkopf war," fuhr Kommissär Felsthal fort, „wurde durch diesen etwas seltsamen Ausdruck gräflicher Zärtlichkeit so erbittert, daß sie auf der Stelle einpackte und eine kleine Reise ihres Verehrers auf seine Güter benutzte, um nach Wien durchzugehen, wo sie in einem der ersten Hotels einkehrte und ganz als Gräfin lebte, wornach der Herr Hotelbesitzer auch die Zeche einrichtete, so daß das entflogene Täubchen bald mit seinem Gelde fertig war und die Flügel hängen ließ. In dieser Bedrängniß wollte sie ein Brillantkreuz mit einem gräflichen Wappen bei dem Juwelier Koch am Graben verkaufen. Der Juwelier, der das Wappen als ein von ihm für die Familie — des Grafen fabrizirtes erkannte und der recht gut sah, daß die etwas ängstlich thuende Verkäuferin kein Glied, wenigstens kein legitimes, dieser Familie sei, fand die Sache verdächtig und machte die Anzeige. Ich fuhr, nicht etwa in Uniform, sondern wie ein Reisender ins Hotel, verfügte mich zu der Dame aufs Zimmer, ersuchte sie aufrichtig zu sein, sie war es auch im vollsten Maße, gestand mir Alles, — ich redete dem flüchtigen Täubchen zu, zu ihrem hitzigen Tauber zurückzukehren, was sie auch endlich versprach, — führte dann die Zeche des Hoteliers auf das rechte Maß zurück, miethete für die Dame eine Kabine auf dem Dampfschiff, das am nächsten Morgen nach Pest abging, und am nächsten Abend lag sie, vergebend und vergessend, in den Armen ihres Grafen, der über die Flucht seiner Irma — o weh! jetzt ist mir der Taufname entschlüpft — so in Verzweiflung war, daß er auf dem Punkte stand, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. So schrieb mit wenigstens Fräulein Irma aus Pest, worin sie mir vielmals dankte, daß ich sie in Wien nicht in die Hände von

Wucherern und „Freundinnen" fallen ließ, die sich ihr bereits genähert hatten. Und da der Herr Graf, wie es scheint, in den kleinen Tollkopf ganz absonderlich verliebt ist, so dürfte die so wenig beliebte Wiener Polizei wenigstens in diesem Ausnahmsfalle einem ungarischen Edelherrn einen kleinen Dienst erwiesen haben."

„Bravo! gut gemacht!" klang es von mehreren Seiten.

„Habeas tibi!" *) murmelte Bathory, der den Grafen Szarmay nicht aus den Augen gelassen.

Graf Szarmay war endlich mit dem Drehen seiner Schnurrbart-Stricke zu Ende gekommen, er ließ die Spitzen los, reichte dem Polizeikommissär die Hand und sagte herzlich:

„Ich danke Ihnen im Namen des Grafen, dem Sie einen sehr großen Dienst erwiesen haben."

„Nicht Ursache, gerne geschehen, schaffens ein anderes Mal", erwiederte Felsthal, diese landläufige Wiener Phrase mit der ganz drolligen Manier eines echten Wiener Vorstädters betonend, in so lustiger humoristischer Weise, daß die Herren in seiner Nähe hellauf lachten und da dies größtentheils die älteren Mitglieder der Versammlung waren, so wollte Felsthal einen neuen Koup ausführen, um auch die jungen Herrn, die sich etwas zugeknöpft in der Ferne hielten, für sich zu gewinnen.

Er warf plötzlich die Nase in die Luft, wie ein Indianer, der ein wildes fremdes Thier oder den Feind wittert und begann in Tönen des Entzückens:

„Hm! ah! — o! — ah! was rieche ich? welch' ein Duft, welch' ein Aroma! Solche Zigarren kann man nur in Ungarn riechen und ich verstehe mich darauf, ich habe eine gute Nase, eine feine Nase, eine wahre Polizei-Nase; ich gehe dem Geruche nach, er führt mich zu dem glücklichen Besitzer dieses Götter-Krautes — Sie — mein Herr — Sie sind es."

Und er blieb vor demjenigen der jungen Herren stehen, der bei seinem Eintritte das mißmuthigste Gesicht gemacht und sich bis jetzt am reservirtesten benommen hatte.

„Allerdings," erwiederte dieser in einiger Verlegenheit, „allerdings rauche ich Zigarren, die gerade nicht schlecht sind, allein —"

„O nur eine, nur eine einzige geben Sie mir von diesen Wunder-„Wurzen", deklamirte Felsthal mit komischem Pathos, „ich

*) Da hast Du's.

werde Ihnen ewig dankbar sein. Vielleicht geht Ihnen auch einmal eine Geliebte nach Wien durch. Ich schicke sie Ihnen wieder, — ich schicke Ihnen noch Eine dazu, wir haben gerade großen Vorrath. Ein Königreich für eine solche Zigarre, für eine einzige."

„Nicht blos Eine, soviel Sie wollen, sollen Sie haben," rief der junge Mann, ein Herr von Lipkay, der durch die lustige Manier des Wieners gewonnen und geschmeichelt, daß man von ihm etwas begehrte, sein Vorurtheil gegen den Polizeibeamten rasch in eine Art von Vorliebe verwandelt hatte, ein Umschlag, der bei dem heißen ungarischen Blute eben nicht zu den Seltenheiten gehört. „Ich werde mir erlauben, Ihnen morgen ein Kistchen mit hundert Stück zu senden und hoffe, es wird Ihnen Vergnügen machen."

„Edler Mann, wie heißen diese Zigarren?" fragte Felsthal mit Pathos.

„Flor de Cuba", antwortete Herr von Lipkay lachend.

„Wenn ich eine Tochter bekomme, woran sehr zu zweifeln ist, muß sie Flor de Cuba getauft werden," fuhr der Herr Kommissär mit derselben drolligen Ernsthaftigkeit fort, welche unwillkürlich zum Lachen reizte. Die ganze Gesellschaft war im Nu in der heitersten Stimmung, man sprach den köstlichen Gerichten, den herrlichen Weinen zu, rauchte und konversirte und fühlte sich zu dem lustigen Wiener sympathisch hingezogen.

Und was gewann Felsthal dabei? Im Grunde nichts, — allein es schmeichelte dem Ur-Wiener für die Liebenswürdigkeit seiner Landsleute in eigener Person Reklame zu machen und dann gehörte es zu seinen Passionen, die widerstrebendsten, stockhaarigsten Charaktere sich geneigt zu machen, um später in Freundeskreisen beim Glase sich rühmen zu können: „Die oder die haben Anfangs nicht anbeißen wollen, — ich habe sie aber breitgeschlagen."

Bei der hochadeligen Versammlung auf Uj-Katon war es dem Polizei-Kommissär in kürzester Frist gelungen und nach einer halben Stunde war er der Liebling dieser Herren, die ihn mit Aufmerksamkeiten überschütteten und mit Einladungen zu Frühstücken, Diners und Jagden überhäuften.

Diener in reicher Livree servirten Punsch à la glace; Felsthal, mit den Schwachheiten der Magyaren wohl bekannt, versicherte, nie so guten bekommen zu haben, nicht einmal bei Dehne in Wien.

Es entstand eine kleine Pause; da nahm Graf Bathory das Wort:

„Es freut mich, geehrte Gäste, daß die Anwesenheit meines Freundes bei Ihnen allseitig eine so heitere Stimmung hervorgerufen; allein wir dürfen nicht vergessen, daß es nicht Unterhaltung und Lustbarkeit ist, was uns hier versammelte, sondern ein ernster, ein trauriger Zweck, es handelt sich um Leben und Tod, um die Hinrichtung eines Edelmannes, der vor wenigen Wochen noch eben so in unserem Kreise saß, wie jedes der geehrten Mitglieder dieser hochansehnlichen Versammlung."

Diese Worte reichten hin, um die Gesellschaft wieder in ihre frühere Stimmung zu versetzen, allein die jüngern Mitglieder hatten dem feurigen Weine tüchtig zugesprochen, sie waren dadurch zuversichtlicher, kecker geworden und laut klang es aus den Reihen der Opposition:

„Wozu die langen Debatten? Wir wissen ja doch, was wir wollen!"

„Zum Schluß! Zum Schluß!"

Ödön Illesnay darf nicht sterben!"

„Eh' zünden wir Szent-Kolomban an.

„Ödön muß gerettet werden!"

Felsthal ließ die klugen grauen Augen von den jungen Tollköpfen auf die alten Herrn gleiten und mit jener tiefen Menschenkenntniß, die ihn charakterisirte, erkannte er sofort, daß diese eben so gut wie die Jungen die Rettung des unglücklichen Jünglings wünschten nnd nur vor der Ausführung und ihren Folgen sich scheuten.

„Es wäre doch nothwendig," sagte Graf Szarmay, „daß wir unserem geehrten Freunde den Fall zuerst auseinander setzen."

„Nicht nothwendig," sagte Felsthal, „ich kenne die traurige Geschichte ohnehin; es spricht ja im ganzen Komitate kein Mensch von etwas Anderem. Graf Bathory hat mir längst alle Details des Prozesses mitgetheilt."

„Nun also was sagen Sie!" tönte es von allen Seiten.

Kommissär Felsthal machte ein sehr ernsthaftes Gesicht, legte den Finger an die Nase und sprach:

„Meine Herren! Wenn ich Sie recht verstehe, so wünschen Sie alle, daß der unglückliche junge Mann, der in angeborner Wildheit

und auf übermenschliche Art gereizt, jenen bedauernswerthen Akt von Selbstrache an seinem Vater beging, mit dem Leben durchkommen möge?"

„Ja, ja, das wollen wir!" riefen die Jüngeren und die Aelteren sagten wenigstens nicht Nein.

„Andererseits ist es aber schwer, dem blutgierigen Pöbel das Schauspiel der Hinrichtung des Vatermörders zu entziehen, und stehen für diesen Fall die bedauerlichsten Exzesse in Aussicht?"

„So ist es," bestätigten die ruhigeren Elemente der Versammlung.

„Das einzige Mittel, es allen Parteien recht zu machen, wäre also, wenn Graf Ödön Illesnay geköpft würde und gleichzeitig mit unabgeschlagenem Kopfe entkommen könnte."

Die Zuhörer wußten nicht, ob er sie zum Besten halten wollte; sie sahen ihn verdutzt an.

„Da dieses aber nicht gut bei einer und derselben Person möglich ist," fuhr der humoristische Polizeibeamte fort, „und Leute ohne Kopf wohl in den Geistergeschichten, aber nicht auf den Straßen fortkommen, so ließe sich der beiderseitige Wunsch nur dann befriedigen, wenn Graf Ödön in persona fortkäme und in effigie geköpft würde."

„Dann zündet uns der Pöbel die Stadt an," sagte Baron Hatvarnoky.

„Ich verstehe unter dem Effigies oder Bildniß keineswegs eines von Leinwand oder Pappendeckel, sondern ein lebendiges und leibhaftes Ebenbild des Verurtheilten."

„Wie? was? sind Sie toll? wollen Sie uns zum Narren halten?" klang es ringsum.

„Ruhig, meine Herren!" ermahnte Felsthal; „wie denn, wenn nun ein Individuum aufzutreiben wäre, welches sich für den hoch- und wohlgebornen Herrn Grafen Ödön Illesnay köpfen ließe?"

Man schüttelte die Köpfe fast unwillig, sah es doch fast so aus als ob der Polizeibeamte sich mit der Versammlung einen Spaß machen wollte; er fuhr aber sehr ernsthaft fort:

„Das besagte Individuum müßte pro primo dem Verurtheilten zum Verwechseln ähnlich sehen, denn sonst nützt uns die ganze Komödie nichts, pro secundo müßte es ebenfalls zum Tode verurtheilt und keine Gnade zu hoffen sein, denn sonst begingen wir ja einen Justizmord gräulichster Art, drittens müßte dieser Verurtheilte gern und freiwillig die Todesrolle übernehmen, um uns nicht etwa durch einige unkluge Worte im letzten Augenblicke die ganze Kombination zu zerstören."

Sie hatten ihm aufmerksam zugehört, — er sprach so herzbewegend, — fast glaubten sie ihm.

„Aber wo soll man ein solches Wunderthier hernehmen?" fragte von Lipkai, achselzuckend.

„Vielleicht bin ich im Stande, es aufzutreiben."

„Sie? reden Sie!"

„Meine Herren, ich habe eine Idee!"

„Lassen Sie hören!" rief die ganze Gesellschaft, sich näher um ihn drängend.

„Diese Idee könnte vielleicht — ich sage nur vielleicht — Ihren Freund retten; allein bevor ich Ihnen diese Idee mittheile, muß ich Ihnen auch die Bedingungen bekannt geben, unter welchen allein ich meinen Gedanken zur Ausführung bringen kann."

„Reden Sie! reden Sie!"

„Zuerst dürfte eine nicht ganz unbedeutende Summe nothwendig sein, um gewisse Hauptfiguren in unserem Blut-Drama zu honoriren."

„Bewilligt! Scheuen Sie kein Geld! Kost' es was es koste, wir zahlen Alles!"

„Zweitens brauche ich ein gewichtiges Schreiben an den Obergespan des benachbarten Vendvarer Komitates, um drüben die nöthigen Vorbereitungen zu treffen und den Vizegespan so wie den Oberstuhlrichter von Vendvar ins Geheimniß zu ziehen.

„Der Obergespan Baron Pray ist mein Schwager," sagte der Herr von Hatvarnoky, „ich glaube in seinem Namen die Versicherung geben zu dürfen, daß er Alles aufbieten wird, um in dieser Angelegenheit mit uns Hand in Hand zu gehen und einem jungen Edelmann das Leben zu retten, der obendrein sein Kousin, denn die Mutter des Baron Pray ist ebenfalls eine geborne Varasdy und Stiefschwester der Mutter des Verurtheilten."

„Um so besser! und noch die dritte Bedingung: Von dem Augenblicke an, wo ich Ihnen meine Idee, meinen Plan fertig übergeben haben werde, ist er nicht mehr mein Eigenthum, sondern das Ihre. Sie treffen die Vorbereitungen, Sie führen den Plan aus, Sie übernehmen die Verantwortung. Ich der kaiserlich österreichische Polizeibeamte muß dabei ganz und gar aus dem Spiele bleiben; ich habe eben eine Idee gehabt, wer sie ausführt, kümmert mich nicht, ich weiß von nichts, will von nichts wissen und zur selben Stunde, wo von hier aus die Operation beginnt, reise ich von Schloß Uj-Katon ab

und kehre nach Wien zurück, um wieder meinen Einbrechern und Dieben nachzuspüren."

„Sie wollen uns in einem solchen schwierigen Augenblicke verlassen?" fragten mehrere.

„Meine Herren", antwortete der Polizeikommissär Felsthal sehr ernst, „ich kann nicht anders. Ich habe ihnen eine Idee gegeben, vielleicht bin ich dadurch schon weiter gegangen, als ich sollte. Allein an der Ausführung darf ich mich nicht betheiligen, — doch lasse ich Ihnen dazu eine Person zurück, die Ihnen gute Dienste leisten wird, Sie können sich auf den Mann vollkommen verlassen."

„Und wer ist der Mann?" fragte Graf Szarmay.

„Mein Begleiter," erwiderte Felsthal, „der mir auch bei meiner letzten Affaire, bei der Ausspürung der Falschmünzer gute Dienste gethan, ein armer Teufel, seines Handwerkes ein Polizei-Agent, oder wie man in Wien sagt, ein Vertrauter, ein Naderer, — aber noch nicht offiziell angestellt, — ich zahle ihn aus meinem Sacke, — er ist ein Privat-Agent und ich überlasse Ihnen denselben für diesen Fall, mit der Bitte, ob's gut oder schlimm ausgeht, den armen Teufel für seine Mühe zu entschädigen."

„Soll geschehen! ich bürge dafür," sagte Graf Bathory.

„Abgemacht und nun hören Sie zu, meine Herren, wie meine Idee ausgeführt werden soll."

Neugierig drängten sich sämmtliche Theilnehmer der nächtlichen Versammlung um den seltenen Mann, der in kurzer Zeit über sie alle eine Art Herrschaft errungen, ein Uebergewicht erlangt hatte, das sie sich selbst nicht erklären konnten und der ihnen nun ausführlich seinen Plan mittheilte.

Im Osten graute bereits der Morgen und der Schloßhahn von Uj-Katon stieß seinen ersten Schrei aus, als Felsthal mit seinen Auseinandersetzungen fertig war. Die älteren Edelleute mußten zugeben, daß der Plan abenteuerlich, gewagt, auf die Spitze getrieben, aber die Ausführung nicht unmöglich war; die jungen Herren schwärmten mit dem Enthusiasmus der Jugend für das kecke Wagestück.

Wir selber wollen den Plan bei der Ausführung kennen lernen, um uns nicht wiederholen zu dürfen.

So verstrich diese Stunde.

Es war sechs Uhr Morgens, — die Gäste des Schlosses Uj-Katon lagen noch im tiefen Schlummer. Im Schloßhofe aber standen

zwei Wagen, einer mit vier, der andere mit zwei Pferden bespannt, der eine, eine leichte Reise-Kalesche trug den nicht schweren Koffer des Kommissärs rückwärts aufgeschnallt, der andere, ein sogenannter Steirerwagen war ohne Gepäck, — der Reisende, der dieses Gefährte besteigen sollte, hielt seinen „Um und Auf" in einem bescheidenen Bündel unter dem Arm und stand mit demüthig abgezogenem Hute vor seinem Chef, der herablassend von ihm Abschied nahm, um nach Wien, ins Bureau in der Spengler-Gasse zurückzukehren.

„Also Preßler, ich kann mich verlassen auf Sie?" fragte der Kommissär.

„Vollkommen, Ew. Gnaden, Herr Kommissär."

„Sie haben sich Alles gut gemerkt?"

„Alles."

„Nichts vergessen?"

„Nichts."

„S'ist ein schweres Stück Arbeit, was Sie übernehmen, wenn's aber gut ausfällt, wie ich hoffe, dann machen Sie ein brillantes Geschäft; die Edelleute hier sind reich und großmüthig, die Gräfin Illesnay wird den Retter ihres Sohnes glänzend entschädigen. Seien Sie aber vorsichtig, plaudern Sie nicht, am allerwenigsten aber oben, — Sie wissen, was wir in Wien für Zöpfe haben, — lauter Schablonen-Ritter, die auf dem Schimmel von 1802 reiten, kein Geist, keine Genialität, — puh!"

Herr Kommissär Felsthal war auf seine Vorgesetzten nie gut zu sprechen.

Herr Preßler begnügte sich, den Finger auf den Mund zu legen.

„Uebrigens Preßler," sagte der Polizeibeamte, während er seine große Meerschaumpfeife mit delikatem Garten-Lettinger füllte, „übrigens war's doch ganz gescheidt von Ihnen, daß Sie sich, während wir in Vendovar auf die Fälscher lauerten, die heimliche Geschichte von dem Straßenräuber Almos erzählen ließen. Das kommt uns jetzt sehr gut zu statten und wird Ihnen ein paar tausend Gulden tragen."

„O bitte," sagte Preßler, selig lächelnd.

„Na also, der Kutscher ist fertig, — geben Sie mir Feuer, Preßler, — so! — ah! Dieser Lettinger riecht famos. Ich werde ein paar Pfund über die Grenze schwärzen. Na b'hüt' Gott, Preß-

ler, halten Sie sich gut, — ich werde in meinem Berichte über unsern Ausflug nach Lemberg Ihrer lobend erwähnen, — vielleicht werden Sie dann wirklich angestellt und bekommen monatlich zwölf Gulden. Adieu, Preßler!"

„Küß' die Hand, Ew. Gnaden."

Die Peitsche knallte und der Wagen flog zum Thore hinaus, — ein Fenster öffnete sich rasch und der verschlafene Hausherr winkte mit dem Sacktuche ein letztes Lebewohl.

Herr Preßler befühlte um und um seine Taschen, ob er auch Alles bei sich habe, was man ihm mitgegeben hatte; da er mit diesem Resultate zufrieden war, legte er zuerst sein Bündel auf den Ledersitz des „Steirerwagerls", trat dann zu dem Kutscher, zog den Hut und fragte:

„Bitte, können wir schon wegfahren?"

„Wart' ich ja auf den Herrn," sagte der Kutscher in Gattie und Leinwandhemd.

„Ja so! o ich bitte, ich steige schon auf."

Und Herr Preßler, der während dieser kleinen Szene ganz das Ansehen eines Menschen hatte, der, wie man auf volksthümlich sagt, nicht fünfe zählen kann, kletterte auf den Wagen, während der ungarische Kutscher mit souveräner Verachtung auf den dummen Schwaben herabsah. Kaum aber saß er auf seinem Sitze, so flüsterte er dem Kutscher ins Ohr:

„Janos, wenn wir vor zwölf in Vendvar sind, bekommst Du drei Zwanziger Trinkgeld."

„Schwab ist nicht so dumm, wie ausschaut," brummte der überraschte Janos, hieb in seine Pferde und der leichte Wagen flog zum Thore hinaus, vor demselben nahm er die entgegengesetzte Richtung von jener, welche Herr v. Felsthal eingeschlagen hatte.

Preßler betastete abermals seine Taschen; er trug in denselben die Briefe an den Obergespan Baron Pray, an den Vizegespan und Oberstuhlrichter von Vendvar.

Und so haben wir unsern Lesern endlich die Haupt- und Titelperson unseres Romans vorgeführt, „den alten Naderer", welcher in der um zwanzig Jahre früher spielenden Einleitung allerdings als ein noch ziemlich junger Naderer erscheint.

Drittes Kapitel.

Wie die Idee des Kommissärs Felstual ausgeführt wurde.

Das Komitatsgefängniß zu Vendvar *) war der hinterste Trakt des weitläufigen Komitatshauses und von demselben durch einen halbwüsten riesigen Obstgarten getrennt, dessen Pflege die Sträflinge besorgten, während die blinde Mauer des Strafhauses fast hart an den Wald reichte, welcher von der Stadt Vendvar sich bis an die Kaopathen zog. Ein früherer Stuhlrichter hatte gegen alle Bauordnung in diese Feuermauer ein großes Thor brechen lassen, durch welches seitdem die für Komitats-Kanzleien und Gefängniß nöthigen Holzvorräthe aus dem Vendvarer Stadtwald in das Innere des Komitatshauses gebracht wurden, das nicht viel kleiner war, als die gute Stadt Vendvar selbst, wo einige Kleinhändler und Bauern ihr mühseliges Dasein fristeten. Zwischen dem Garten und dem Gefängnisse standen diese Holzvorräthe in klafterhohen Stößen aufgeschichtet und verhinderten, daß die Sträflinge, die mit ihren schwarzen Diebsaugen zwischen den Gitterstäben ihres Kerkers durchguckten in den Garten sehen konnten, wo allerdings mit Ausnahme von üppigem Grase und noch üppigeren Kröten nichts Besonderes zu sehen war, wenn nicht ein oder das andere Mal ein Herr Komitatsbeamter den Obstgarten zu einem Spaziergange benützte, um seine Pfeife zu rauchen oder den slovakischen Mägden, welche das Gras für die Kühe der Frau Stuhlrichterin abmähten, einen herablassenden Kneiper in die rothen Wangen und drallen Arme zu geben.

Zwischen den Holzstößen und dem Gefängnisse hatte sich ein halb Klafter breiter Gang gebildet, in welchem mit dem Säbel in der Hand ein Komitats-Paudur Wache hielt, mit der Konsigne, das Heraussehen der Arrestanten aus den Fenstern zu verhüten. Da man aber einerseits das Holz so nahe zur Wand und andererseits selbst

*) Es versteht sich von selbst, daß aus Preßrücksichten wir fingirte Städte- und Komitatsnamen anwenden. Wir folgen dabei dem Beispiele eines ungarischen Klassikers, des Baron Eötvös, der in seinem herrlichen Romane: „Der Dorf-Notär", auch eine neue ungarische Stadt — „Porvar" (Staubstadt) und ein dazu gehöriges Komitat geschaffen.

Anmerkung des Verfassers

die unterste Fensterreihe so hoch gebaut hatte, daß dieselbe den Wachestehenden weit überragte, so war der Posten, selbst wenn er sich das Genick ausgerenkt hätte, nicht in der Lage zu sehen, was an den Fenstern vorging; deshalb gab sich der Pandur auch nicht die geringste Mühe, das Unmögliche möglich zu machen, sondern schritt phlegmatisch auf und nieder, ein Liedchen pfeifend und den schönen Moment wartend, wo er abgelöst wurde.

Am Abende des Tages, mit welchem wir unser letztes Kapitel geschlossen, hielt der wachestehende Pandur ungefähr um sieben Uhr seine Schritte an, denn der Beschließer brachte einen neuen Arrestanten, was in die Eintönigkeit des Wachestehens immer eine pikante Abwechslung bringt.

„Servus, Köpesy," sagte der Soldat, „wen bringst Du da?"

„Nun, einen Ehrenmann, das kannst Du Dir denken, kommt zu Almos auf Nummer acht."

„Oho, steht's so! Nun, Ungarland hat noch Holz zu Galgen genug und Hanf zu Stricken."

Mit diesem köstlichen Motto, das der Dante'schen Höllen-Inschrift: „Lasciate ogni speranza voi che entrate!" *) nicht viel nachgibt, wurde ein zerlumpter ungarischer Bauernknecht in die inneren Räume des Vendvarer Komitates eingeführt. Niemand würde in diesem braunen Burschen mit der zerfetzten Gattje und dem schmierigen „Janker" unsern neuen Freund, den Wiener Polizei-Agenten Leopold Preßler, erkannt haben, der dem Obergespan und den anderen Herren die bewußten Briefe übergeben und die allseitigste Bereitwilligkeit bei Unterstützung seines Wagnisses gefunden hatte. In einer Rumpelkammer des Stuhlrichters hatte er die zu seiner Komödie nöthige Toilette gemacht, sich das Gesicht gefärbt und einen falschen Schnurrbart — (er führte immer einen Vorrath solcher Verstellungsmittel mit sich) — über seine Lippen geklebt, dem es nur ein sehr alter Schauspieler angemerkt haben würde, daß er nicht echt war. Hierauf hatte der herbeigerufene Beschließer den Auftrag erhalten, ihn als Arrestanten auf Nummer acht zu führen, übrigens in Allem, was der Arrestant wünschen würde, ihm zu Willen zu sein.

---

*) „Lasset die Hoffnung draußen, die ihr hier eintretet!"

Freund Köpesy, der Beschließer, war über diesen seltsamen Befehl allerdings ein wenig erstaunt, allein gewohnt stets zu gehorchen, ohne zu fragen, führte er seinen Arrestanten, wie wir gesehen haben, auf Nr. 8. — Nr. 8 war eine ziemlich große, geräumige Stube, mit einem massiven steinernen Pfeiler in der Mitte, um diesen Pfeiler war ein eiserner Ring gelegt, und von diesem Ringe lief eine Kette von etwa fünf Schuh Länge bis zu einem zweiten engeren Eisenringe, den der einsame Bewohner von Nr. 8 um den Leib trug, und von welchem eine zweite Kette bis zu den schweren Eisen lief, die der Gefangene um die Füße trug. Der Mann lag auf dem Boden auf einer Schütte Stroh und hatte sich mit einem Kotzen zugedeckt, den er neugierig ein wenig lüftete, als der Beschließer mit dem neuen Ankömmlinge eintrat.

„Also so sieht Nummer 8 aus?" fragte Preßler, die neue Behausung musternd.

„Ja, der Herr kann sich gratuliren, — es ist das schönste und größte Quartier im ganzen Hause," sagte Köpesy. „Die anderen Zellen sind reine Löcher dagegen und in jedem stecken sechs, acht stinkende Kerls. Der Herr bekommt diese Ecke hier — kann sich auf die Bank setzen, — frisches Stroh und frischen Kotzen werde ich bringen."

„Das hat noch Zeit," — sagte der neue Arrestant phlegmatisch, „vor der Hand ist hier eine Fünfer-Banknote, da lasse mir der Herr eine Schüssel voll „Paprika-Hendel" *) machen und bringe er mir einen Krug mit zwei oder drei Maß Wein. Was heraus kommt, uram, mögen Sie behalten."

Wir haben vergessen, zu erwähnen, daß dieses Gespräch in ungarischer Sprache geführt wurde, welche der vielseitige Agent der Wiener Polizei so rein wie ein Eingeborner sprach.

Köpesy machte bei Empfang der Banknote ein tiefes Kompliment. Mit jenem fabelhaften Rechentalent, welches die Gefangenwärter aller europäischen Staaten, ob konstitutionell, monarchisch oder republikanisch charakterisirt, hatte er im Fluge ausgerechnet, daß eine Schüssel voll Paprikahühner und drei Maß Wein unmöglich mehr als einen Gulden kosten konnten, — (in Ungarn, in vormärzlicher

---

*) Ungarisches National-Gericht.

Zeit) — daß ihm also volle vier Gulden blieben, ein Trinkgeld, wie er es nie bekommen.

Er wendete sich zum Gehen, doch kehrte er nochmals um und sagte: „Vor dem guten Freunde dorten braucht sich der gnädige Herr, (der Arrestant war unterdessen schon zum gnädigen Herrn avancirt), nicht zu fürchten. Der Galgenvogel beißt nicht, und wenn er auch beißen wollte, so haben wir ihn so kurz an die Kette gelegt, daß sein Schnabel nicht hierher reicht. Habe die Ehre.“

Und der Beschließer ging mit einer tiefen Verbeugung hinaus.

Dem gefangenen Räuber war nichts von dem entgangen, was zwischen dem Beschließer und dem neuen Ankömmlinge gesprochen worden war. Doch that er, als ob er nichts höre und sich um nichts kümmere, streckte sich auf seinem Stroh, daß die Ketten klirrten und zog den Kotzen über die Ohren. Es entstand eine tiefe Stille in der Stube, so daß man das Summen der Fliegen hörte, die an den Gitterfenstern sich der Abendsonne freuten, ehe sie den lauernden Spinnen zur Beute wurden.

Preßler zog eine Ledertasche aus der Brust, nahm aus derselben eine Zigarre, zündete sie an, und begann auf der Bank sitzend zu rauchen.

Der scharfe, aber nicht unangenehme Geruch erfüllte sofort die Stube.

Unwillkürlich hob sich der Räuber Almos ein wenig in die Höhe und athmete mit weit aufgerissenen Nasenlöchern den lang entbehrten Duft ein. Man glaubt nicht, welch' Entzücken einem Raucher, der in langem Arrest seine Lieblingsgewohnheit missen mußte, der Geruch der ersten Pfeife, der ersten Zigarre gewährt. Die Feueraugen des Gefangenen leuchteten.

Preßler, der mit der Routine eines alten Praktikus diesen Coup vorbereitet hatte, stand von der Bank auf und trat furchtlos zu dem Räuber.

„Almos!“ sagte er leise.

„Was soll's?“ fragte der gefangene Räuber.

„Der Geruch der Zigarre scheint Euch zu behagen.“

„Ich kann's nicht leugnen.“

„Wollt Ihr eine rauchen.“

„Hm! Damit hat's wohl noch Zeit bis zu den letzten drei Tagen. Das kann aber noch ein paar Wochen dauern; denn in diesem lumpigen Komitat haben sie nicht einmal einen Scharfrichter und müssen warten, bis der von Kaschau auf seiner Rundreise nach Vendvar kommt, um mich zu exekutiren."

All das sagte der Verurtheilte im Tone eines Kunden, der eine bestellte Waare, die er nothwendig braucht und sehnlich erwartet, von dem saumseligen Lieferanten nicht bekommen kann.

„Ich meine nicht die drei letzten Tage," erwiederte Preßler, „ich meine, ob Ihr nicht gleich jetzt eine von meinen Zigarren rauchen wollt. Da nehmt."

Unwillkürlich langte der Räuber nach der Zigarre und biß die Spitze ab.

„Schlechter Spaß," sagte er, „Ihr werdet mir doch kein Feuer dazu geben."

Statt aller Antwort gab ihm der Polizei-Agent seine brennende Zigarre.

Im Nu hatte der Räuber seine eigene angebrannt und blies die blauen Wolken mit unaussprechlicher Behaglichkeit in die Luft, während er murmelte:

„O wie gut! wie gut!"

Preßler hatte sich wieder auf seine Bank gesetzt und rauchte ruhig weiter.

„Wenn der Beschließer kommt, wird er einen Höllen-Lärm anfangen," sagte Almos nach einer Pause, „mich wird er prügeln und Euch wird er —"

„Er wird weder mir noch Euch das Mindeste thun," entgegnete Preßler, „ich habe dem Bären die Pfote, mit der er schlagen will, schon vergoldet."

„Hab's bemerkt," versetzte der Räuber, indem er einen lauernden Blick auf seinen neuen Stubengefährten warf, „wie denn aber, mein guter Herr, wenn ich jetzt zum Danke für Euere Gefälligkeit hier das Strohlager anzünden und mich verbrennen würde. Das würde Euch viel Verdruß machen mit dem Komitat. Was meint Ihr?"

Preßler rauchte kaltblütig weiter.

„Pah!" sagte er, „man verbrennt nicht so leicht, die paar

Strohhalme würden Euch höchstens gräßliche Wundmale auf den Leib brennen und während Ihr jetzt als ein bildschöner Kerl zum Galgen geht, würdet Ihr dann aussehen, wie ein Schneider, der die Krätze hat."

Der Räuber lachte, Preßler fuhr fort:

„Zudem seid Ihr ein Magyar und habt folglich Herz im Leibe. Würde es Euch gefallen, wenn die Leute im Komitate sich erzählten, der Räuber Almos habe aus Furcht vor dem Stricke sich erstickt und einen Tod genommen, wie ein katzelmacherischer Rauchfangkehrer, der im Schornsteine stecken bleibt. Na, zündet doch Euer Lager an — wenn's beliebt, Uram."

Der Räuber lachte noch stärker als zuvor.

„Wahrhaftig Herr," sagte er, „Ihr kennt Euere Leute und habt ganz Recht, wenn Ihr meint, daß ich keine Lust habe, mich anzuzünden, wie einen Bienenstock, schon deßhalb, weil ich noch mehrere von diesen ausgezeichneten Zigarren rauchen möchte, wenn der Herr nämlich noch mehrere hat und mir noch welche geben will, Gott segne Eure Seele dafür."

„Ei, Freund Almos, nicht blos meine Zigarren, auch meinen Wein und meine „Paprikahendel" will ich mit Euch theilen, vorausgesetzt, daß Ihr Beides annehmen wollt."

Der Räuber sah ihn einen Augenblick scharf an, dann sagte er:

„Ihr seid der Kaschauer Scharfrichter? he? ich hab's errathen?"

Jetzt war die Reihe zu lachen an Preßler, — er lachte aus vollem Halse.

„Wie kommt Ihr auf diese Vermuthung?" fragte er endlich, nachdem sich sein Lachkrampf gelegt.

„Je nun," antwortete Almos, „man trägt einem zum Galgen Verurtheilten eben nicht eine solche Mahlzeit an, wenns nicht zu Ende geht — und da bildete ich mir nun ein, Ihr seid der Scharfrichter von Kaschau und wollet mich auf diese feine Weise auf meinen letzten Gang vorbereiten."

„Nein, Almos, Ihr irrt Euch, — ich bin kein Scharfrichter, mein Wort darauf!" sagte der Agent.

„Wer seid Ihr denn?“ fragte der Räuber und betrachtete ihn mit scharfem, lauerndem Auge.

„Ein Mann, der sich für Euch interessirt.“

„Hm! vielleicht ein Doctor, der an meinem Leichnam herumschneiden will?“

Abermals lachte Preßler laut auf; die irrigen Vermuthungen des Delinquenten belustigten ihn.

„Ihr habt leicht lachen“, meinte Almos halb ärgerlich, halb selbst lachend. „Ich rathe da ins Blaue hinein, während Ihr mich jedenfalls gut kennt, das ist keine gleiche Partie.“

Der Polizei-Agent wurde plötzlich ernst und sagte, den Ton ändernd:

„Ja, Almos, Ihr habt Recht, ich kenne Euch gut und eben weil ich Euch gut kenne, möchte ich für Euch was thun, denn ich weiß, daß Ihr, abgesehen von Eurem Verbrechen, doch das Herz am rechten Flecke habt.“

Groß und verwundert sah der Räuber den Sprechenden an. „Seid Ihr so mächtig, daß Ihr für mich was thun könnt?“ fragte er.

„Wie man's nimmt,“ antwortete Preßler, „ich bin nicht mächtig genug, Euch Begnadigung zu verschaffen, denn das vermag nur der König oder sein Stellvertreter.“

„Ich weiß es, weiß es nur zu gut“, sagte der Verurtheilte kaltblütig, „glaubt Ihr etwa, ich sehne mich nach ihrer Begnadigung? Was heißt denn begnadigen? mich statt dem Tode in einen zwanzig Jahre dauernden Kerker stecken, wo ich, der an Luft, Wald und Haide gewöhnte Sohn der Freiheit, verkümmern und verrecken müßte, wie ein Dachs, den man in seinem Bau vermauert. Nein, Herr, da ziehe ich es zehntausendmal vor unter Gottes blauem Himmel zu sterben, im hellen, warmen Sonnenschein, während der Pater für meine arme Seele betet, die Weiber weinen und schluchzen, die Blumen in ihren Gebetbüchern aufhebend, die ich Ihnen auf dem Wege zum Galgen geschenkt. Die Männer aber schauen hinauf und streichen den Schnurrbart und brummen: „Braver Kerl, nicht einmal gezuckt hat er, — als er auf die Leiter stieg. Teremtete, Buben, schaut ihn an, nehmt Euch ein Exempel — hat der Kerl Herz im Leibe! Amen! aus ist's! betet ein andächtiges Vaterunser für seine Seele!“ Und der alte Peti, der Zigeuner macht gar ein Lied darauf und die

Mädel singen's beim Spinnen und gedenken des armen Almos; seht, Herr, das ist mir denn doch zehntausendmal lieber, als die Sakerments-Löcher in Munkacs, — mögen sie verdammt sein" *).

Preßler hörte mit Vergnügen den Delinquenten in dieser Weise reden, jedes Wort, das Almos sprach, brachte ihn seinem Plane näher; endlich sagte er:

„Ich wußte es ja, ich habe mich in Euch nicht geirrt, — Ihr habt ein Herz wie ein Magnat, in Euren Adern rollt das Blut eines Edelmannes und nicht der Strick, der für den Dieb gehört, das Schwert sollte Euch justifiziren, das blitzende Schwert, das dem Edelmann gebührt."

Almos fuhr empor, wie vom Blitze berührt.

„Seid Ihr der Teufel, daß Ihr in meiner Seele lesen könnt?" schrie er.

„Still!" flüsterte Preßler, „da kommt der Wein."

Der Schließer trat wirklich mit einem großen Kruge ein, den er auf die Erde stellte, höchlich verwundert, als er die beiden Gefangenen gemüthlich mit einander rauchen sah.

„Was geschieht denn da?" rief er, die Hände zusammenschlagend, „Ihr bringt mich ja um mein Brod?"

„Weißt Du was, alter Dieb," sagte Preßler, indem er den Krug aufhob, „geh' zum Stuhlrichter und melde es ihm, daß wir rauchen. Aus seiner Antwort wirst Du entnehmen, wie Du daran bist. Jetzt aber halblinks und sieh' zu, daß die „Paprikahendel" bald fertig werden."

Kopfschüttelnd entfernte sich der Gefangenwärter, Preßler aber hob den Krug empor und sagte:

„Ich bring' Dir's zu, tapferer Almos, — thu' mir Bescheid und trink."

Der Räuber nahm den Krug und that einen langen, langen Zug; dann stellte er mit einem Seufzer des Behagens das Gefäß nieder, warf sich auf das Stroh und den Kopf an die Wand stützend sagte er:

---

*) Aehnliche Anschauungen sind, nach dem Zeugnisse glaubwürdiger Justizbeamten in Ungarn nichts Seltenes. Der ungarische Räuber setzt seinen Stolz darein, dem Galgen so lustig entgegen zu gehen, als ob es sich um einen Kirmeßtanz handeln würde.

„Das hat mir wohlgethan! Seit vier Monaten, so lange sitze ich in diesem Hundeloch, ist auch kein Tropfen dieses Feuertrankes über meine Lippen gekommen, welchen der Gott der Magyaren in unserem schönen Vaterlande wachsen läßt. Seid bedankt dafür, selbst wenn Ihr der Teufel seid, der meine Gedanken errathet und auf meine Seele wartet, wenn ich von der Leiter springe!"

„S' ist nicht so arg; — thut mir nicht die Ehre an, mich für ein überirdisches Wesen zu halten," sagte Preßler lachend, „ich bin nur ein simpler Mensch, der durch Zufall erfahren hat, daß Euer Vater wirklich ein Edelmann war."

Wieder sprang der Räuber auf und rief:

Ja, Herr, das war er, und noch dazu ein so guter Edelmann als irgend einer im Ungarlande. Freilich war meine Mutter nur eine Bauerndirne, und ihr Vater jagte sie sammt der unreifen Frucht ihres Leibes aus dem Hause, als er das Unglück sah. Barfuß, am Bettelstecken wanderte die Arme weit, weit zu einer alten Muhme, der Verführer ließ sie nicht einmal in sein Schloß, und drohte, sie mit Hunden wegzuhetzen. Geängstigt von des Vaters Fluch, gequält von Schmerz über des Verführers Schlechtigkeit, wurde meine arme Mutter mitten im Walde von einem fürchterlichen Gewitter überrascht; sich entsetzend vor dem Blitze, vor dem Donner fühlte sie ihre Stunde gekommen; in der Nachbarschaft von Wolf und Bär, im wilden Wald, unter Donner und Blitz gebar sie mich, — ich bin das Kind des Waldes, — und kehrte dahin zurück, sobald ich alt genug war, die Schweine zu hüten, und doch ist mein Vater ein Graf, denn ich bin ein Illesnay."

Und dabei schlug der Räuber mit funkelnden Augen an die Brust.

„Das seid Ihr auch," sagte Preßler auf seine Idee eingehend, „habt Ihr in Eurem Verhöre nie Angaben darüber gemacht?"

„Nie, — ich wollte der Familie die Schande nicht anthun, daß ein Illesnay gehängt wird."

Diese eigenthümliche Auffassung seiner Stellung zur Familie Illesnay zeigte dem lauernden Agenten, daß sein Plan gelingen werde.

„Ihr sollt auch dem alten Illesnay ähnlich sehen?"

„Ja, gewaltig, doch noch weit mehr seinem Sohne, dem jungen Grafen Ödön. Mein Vater heiratete bald nach der Geschichte

mit meiner Mutter ein Fräulein Varasdy und Graf Ödön kann höchstens um anderthalb Jahre jünger sein als ich."

„Wißt Ihr, wo Graf Ödön gegenwärtig weilt?"

„Nun, in seinem Schlosse oder in Pest."

„Nein, in der Armen-Sünder-Stube des Komitatshauses zu Szent-Kolomban, den Tod erwartend, wie Ihr."

Der Räuber sprang vom Stroh empor, als ob ihn eine Natter gebissen hätte.

„Ihr lügt!" schrie er.

„Ich will nicht selig werden, wenn's nicht so ist," sagte Preßler. „Aber was kann denn solch' ein vornehmer, junger Herr verbrochen haben, dem Alles zu Gebote steht?"

„Er hat seinen Vater, Euren Vater, erschossen," sprach der Agent mit Ernst und Gefühl.

Und der Räuber, den nichts erschütterte, beugte das Haupt, ein paar Thränen rannen über seine Wangen, er faltete die Hände und sprach leise:

„Arme Mutter, Du bist gerächt; aber am Ende bleibt er doch immer mein Vater — es ist Sohnespflicht für seine Seele zu beten."

Weit weg warf er die Zigarre, kniete in der Richtung nieder, wo an der Wand das alte, braune Kruzifix hing und begann leise zu beten; Preßler ließ ihn gewähren und störte ihn nicht.

Endlich erhob er sich, that einen langen Zug aus dem Weinkruge und sprach dann:

„Was Ihr erzählt klingt seltsam und schaurig, wie die Koboldgeschichten, welche die alten Weiber berichten. Wie aber kam es, daß der Sohn die Kugel nach dem Vater sendete?"

„Graf Illesnay hatte den jungen Herrn auf die schmählichste Weise mißhandelt und beleidigt, endlich wollte er ihn sogar auf die Bank legen und vor der ganzen Dienerschaft hauen lassen."

„Einen Illesnay?! Gottes Verdammniß! Daran erkenne ich den alten Wütherich, der sein eigenes Fleisch und Blut nicht schonte. Graf Ödön hat ganz recht gethan. Ich hätte mir's auch nicht gefallen lassen. Prügeln! einen Illesnay! Als sie mich hier auf die Bank niederlegten, die Hunde, mich festschnallten und auf mich losdroschen, da gab ich keinen Laut von mir. Eh' hätte ich mir die Zunge abgebissen, als ich gesagt hätte, ich sei ein Illesnay. Mein Bruder Ödön hat ganz Recht gethan."

„Allein das Gericht, das in der That nur den Vatermord sieht, theilt Eure Ansicht nicht, es hat ihn zum Tode verurtheilt.“

„Armer Bruder! so jung! der letzte Illesnay.“

Und der selbst zum Tode Verurtheilte stützte schwermüthig den Kopf auf die Hand und gedachte nur des unglücklichrn Bruders, der ihn nicht einmal kannte, in ihm nur einen Bastard sehen konnte.

Es entstand eine Pause; Preßler rauchte anscheinend ruhig fort, aber sein Herz pochte hörbar, denn er stand vor dem Gelingen oder Mißlingen seines Planes.

Endlich hob Almos den Kopf wieder empor und sagte:

„Und ist keine Begnadigung zu hoffen?“

„Keine.“

„Hat die Mutter nicht Alles aufgeboten, war sie nicht beim Könige, beim Palatin?“

„Sie war, aber vergebens.“

„Also vermag ihn nichts zu retten?“

„Niemand — als Ihr.“

Der Räuber sah den Sprechenden mit einem Gesichte an, dessen Verdutztheit sich nicht schildern läßt. Man sage einem gefesselten, zum Tode verurtheilten Manne, daß ihm etwas gelingen werde, was dem Herrscher des Landes und dessen Stellvertreter unmöglich und man wird begreifen, daß dieser Mann denjenigen, der einen solchen Vorschlag macht, für verrückt halten muß.

„Ihr macht Euch für Euren Wein und Eure Zigarren durch einen schlechten Spaß auf meine Kosten bezahlt,“ sagte der Räuber, die Brauen drohend zusammenziehend.

„Ich spaße nicht, so wahr mir Gott helfe.“

„Ihr behauptet also im Ernste“ —?

„Daß Niemand auf der Welt Euren Bruder retten kann, als gerade nur Ihr.“

„Aber wie, — wie wäre das nur möglich?“

„Ihr müßt Euer Haupt dem Henkerschwerte preisgeben, anstatt des Bruders.“

Der Räuber lächelte trübe.

„Ich bin kein Jurat, Herr,“ sagte er, „aber so viel verstehe ich doch vom Jus, daß das Gesetz in einem solchen Falle keinen Tausch, keinen Stellvertreter annimmt.“

„Hört mich an, Almos! Euer Bruder, denn das ist er vor Gott, ist bei dem Komitatsadel sehr beliebt, und die Herren vom Gericht würden ihn gern durchwischen lassen, allein sie fürchten die Slovaken, die den Vatermörder um jeden Preis bestraft sehen wollen und sich heimlich freuen, daß es ein Ungar, ein Edelmann ist, der öffentlich justifizirt wird. Sie würden einen Aufstand erregen, das Komitathaus stürmen und anzünden, wenn man ihnen ihr Opfer entziehen wollte."

„Die Lumpenhunde! was erlaubt sich das Bettelgesindel!" sagte der Räuber mit der souveränen Verachtung, die jeder Ungar gegen den Slovaken fühlt, der nach dem magyarischen Sprichworte nicht einmal ein Mensch ist.

„Die Zeiten sind eben anders geworden," fuhr Preßler fort, „Ober= und Vizegespan haben Angst vor dem slovakischen Pöbel und wollen lieber den jungen Illesnay opfern, als sich selbst. Da erfuhr ich zufällig, daß Ihr hier zum Tode verurtheilt auf den Henker wartet und hörte von der wunderbaren Aehnlichkeit, die Ihr mit dem jungen Grafen habt. Ich machte den Herren zu Sz.=Kolomban den Vorschlag, mit Euch zu reden. Seht, Almos, sterben müßt Ihr doch, habt keine Gnade zu hoffen, — hier in Vendvar sind die Komitatsleiter, lauter Freunde und Verwandte der Illesnay und Varasdy, einverstanden, daß ich Euch heimlich von hier wegbringe und in Sz.=Kolomban ist Alles vorbereitet, Euch an Ödöns statt in der Reservatstube in edelmännische Haft zu bringen und den jungen Grafen entwischen zu lassen, daß er in die Türkei oder nach Amerika entkommen kann. Was Ihr davon habt, wollt Ihr fragen, was Ihr dabei gewinnt? Nun erstens ein Mal kommt Ihr aus diesem Loche los, und erhaltet in Sz.=Kolomban ein ritterliches Gefängniß, und statt Wasser und Brod ein Traktament aus des Grafen Bathory eigener Küche, aus dem gräflichen Keller. Statt des gemeinen Strickes, womit der Dieb gehängt wird, richtet Euch das ritterliche Schwert, das dem Edelmanne gebührt, Ihr sterbt, wie ein Zriny, Frangepany, Nadasdy gestorben ist. Der Kaschauer Scharfrichter trifft morgen hier ein und übermorgen schlägt Euer Stündlein. Dort könnt Ihr noch vierzehn Tage Euch bene thun, denn so lange dauert es zum mindesten, bis die Akten von der Superrevision zurückkommen, die man in Ofen angesucht hat, — Ihr gewinnt also zwölf, vierzehn Tage Leben, das ist auch was werth. Endlich — und das ist das

Wichtigste, — rettet Ihr einer verzweifelnden Mutter den einzigen Sohn, rettet Ihr Eurem Bruder das Leben, — das wird der ewige Richter hochanschlagen beim Gerichte, — es ist das die schönste, erhabenste Sühnung für die Verbrechen, die Ihr begangen habt, — die dankbare Mutter, der dankbare Bruder werden für Euch beten und tausend Messen lesen lassen, bis ans Ende ihres Lebens. Bedenkt das Alles und gebt mir dann Antwort."

Der Räuber hatte sich wieder auf das Stroh gesetzt, lehnte den Kopf an die Wand, kreuzte die Arme und schloß die Augen. Welche Gedanken in diesem Augenblicke sein Gehirn durchstürmten, weiß nur der Ewige, der die Herzen und Nieren prüft. Preßler sah die gährenden Gedanken in den zuckenden Zügen, aber er hütete sich wohl, ihn in seiner Erwägung zu stören.

Endlich öffnete Almos die Augen und sagte ruhig und kaltblütig:

„Werden sich aber die lumpigen Slovaken, die's faustdick hinter den Ohren haben, täuschen lassen?"

„Es wird Alles auf's Beste eingeleitet werden."

„Mein Bruder Ödön ist jünger, zarter als ich."

„Unsere Agenten im Volk werden sagen, daß der Kerker den Jüngling gealtert habe."

„Er soll weiß sein, ich bin braun."

„Die Monat lange Haft hat Euch gebleicht und mager gemacht."

„Mein langes Haar, mein Vollbart?"

„Ich schneide Euch das Haar, ich rasire Euch den Vollbart und lasse Euch nur ein Schnurrbärtchen stehen, wie es Euer Bruder trägt. Das Haar frisire und brenne ich Euch ganz nach Ödöns Schnitt. Ihr sollt aussehen, wie ein Bräutigam an seinem Ehrentage. Zum Ueberflusse wird Eurem Wagen der ganze Komitats-Adel das Geleit geben, mit Blumensträußen und gezogenem Säbel."

„Wahrhaftig?" rief der Räuber mit der auflodernden Eitelkeit des echten Magyaren.

„Die jungen Herren haben's geschworen aus Trotz gegen die renitenten Slovaken, jetzt werden sie's um so eher thun, um die Flucht Ihres Kameraden zu decken. Ihr sterbt nicht wie ein gemeiner Straßenräuber, sondern wie ein Magnat, der Hochverrath begangen, unter Gottes freiem Himmel, auf roth tapezirter, blumenbesäter Tribune vor dem Komitathause — als Edelmann, der Ihr auch seid."

Da reichte der Räuber dem Polizei-Agenten die Hand und sagte:

„Topp! ich thu's — ich will meinen Bruder retten.“

„Nun, Gott wird Euch dafür lohnen.“

„Werdet Ihr aber auch im Stande sein, Alles so durchzuführen, und mich von hier wegzubringen, wie Ihr's versprochen habt?“

Ehe Preßler antworten konnte, erschien der Beschließer wieder, in den Händen eine große Schüssel tragend, aus welcher der Geruch des paprizirten Hühnerfleisches gar appetitlich aufstieg.

„Nun?“ fragte der Polizei-Agent, „habt Ihr meinen Auftrag an den Stuhlrichter besorgt?“

„Ja wohl,“ antwortete trübselig der Beschließer, „ich meldete Seiner Gestrengen, daß die beiden Arrestanten sich unterstanden hätten, zu rauchen. Der Gestrenge gab mir aber ein paar Ohrfeigen und sagte, ich hätte Euch gar nichts zu verbieten, sondern Euch in in Allem und Jedem, was Ihr befehlen würdet, zu gehorchen.“

„Hört Ihr?“ sagte Preßler zu Almos, dann setzte er laut hinzu: „Und nun, Freund Beschließer, bedürfen wir Euer nicht länger, habt also die Güte Euch zu trollen und kommt erst um 10 Uhr wieder; um 9 Uhr begebt Ihr Euch zum Stuhlrichter und fragt, ob eingespannt ist. Dann kommt Ihr, um 10 Uhr, hierher und bringt den Schlüssel zu dem großen Thore mit, das aus diesem Trakt gegen den Wald führt, — denn ich und dieser Herr gedenken um 10 Uhr Abends fortzufahren, weßhalb Ihr uns das besagte Thor öffnen werdet.“

Mit weit aufgerissenem Munde starrte der Schlüsselmensch den Redenden an.

„Wenn das Thor so weit offen ist, wie Euer Maul in diesem Augenblicke, so kommen wir schon hinaus,“ sagte Preßler lachend, „Ihr könnt Euch die Erlaubniß dazu, sammt einigen Ohrfeigen, beim Stuhlrichter holen. Also, gute Nacht.“

Den Kopf schüttelnd, mit gesenkten Ohren trabte der Beschließer hinaus, sich vornehmend doch noch einmal den gestrengen Herrn zu fragen, ob denn die Macht des fremden Arrestanten so weit gehe, daß er sogar den Verurtheilten mitnehmen dürfe; der Stuhlrichter lachte und sagte:

„Eine Hinrichtung kostet 72 fl. 36 kr. Wir haben nur etliche fünfzig Gulden in der Justizkassa; ich schicke den Almos fort, daß er

sich anderswo auf eigene Kosten hängen läßt. Du wirst also das Thor aufsperren und die zwei Galgenvögel fortfahren lassen. Aber gegen keinen Menschen ein Wort davon, sonst lasse ich Dir fünfundzwanzig Stockprügel geben. Basta."

„Aber wenn der Kaschauer Scharfrichter kommt?"

„Dann sagen wir, der Almos ist ausgebrochen; Dich schicke ich pro forma auf zwei Tage ins Loch wegen Liederlichkeit im Dienste und bekommst scharfen Verweis wegen Besoffenheit, mit der Androhung bei Wiederholung den Dienst zu verlieren. Punctum."

Der Schließer schlug die Hände zusammen über diese delphischen Orakelsprüche.

„Und jetzt pack' Dich, Dummkopf. Um 9 Uhr wird der Wagen rückwärts am Thore sein. Benimm Dich gescheidt, sonst soll Dich der Teufel holen. Dixi."

Der Beschließer schüttelte nicht mehr den Kopf, er ließ denselben hängen, wie ein betrübter Maulesel und murmelte nur, als er die Wohnung des gestrengen Herrn Stuhlrichters verließ, in den grauen Bart hinein:

„Aus dieser Wirthschaft soll ein Christmensch klug werden. Der Schließer muß das thun, was die Arrestanten vorschreiben; 's ist die verkehrte Welt. Zum Glücke habe ich die fünf Gulden, das ist die Hauptsache. Basta!"

Und er machte sich daran, die Befehle seines Gestrengen, eigentlich die des Arrestanten pünktlich zu vollziehen.

Inzwischen hatten die beiden neuen Bekannten im Gefängnisse ihr Nachtmahl verzehrt, dem Räuber, der so lange die frugale Strafhauskost des Vendvarer Komitates genossen, hatte es trefflich gemundet und da er auch dem Weinkruge in langen durstigen Zügen zugesprochen, so war er endlich in eine so aufgeregte Stimmung gekommen, daß er zu singen begann. Und was sang der Räuber? Ein altes Volkslied, das wir hier in deutscher Uebersetzung so gut als möglich wiederzugeben suchen:

Auf der Haide, an der Weide, nah dem Moor
Guckt ein Röslein aus den Dornen still hervor,
Armes Röslein, einsam duftend, wunderbar,
Sah'st mein Lieb Du mit dem gold'nen Lockenhaar?

Ach ich sah sie, bis zur Erde floß ihr Haar,
Denn sie trugen Deine Liebste auf der Todtenbahr;
Armer Bursche, zieh nur weiter, wandre fort —
Blick zum Himmel, Deine Heimat ist nur dort.

Dieses melancholische Liedchen, in der klagenden, wehmüthigen Weise, welche den ungarischen Melodien eigen, hatte auch den wilden Almos in eine wehmüthig ernste Stimmung versetzt.

„Armes Röslein," murmelte er, „auch Du wirst verbleichen und sterben! O Du mein Röslein!"

Sein Haupt sank gegen die Brust und bittere Thränen rollten über seine Wangen.

„Was weint Ihr?" fragte Preßler.

„Ich denke an eine Rose," sagte der Räuber mit jenem poetischen Schwunge, welchen die magyarische Sprache selbst im Munde des gemeinen Mannes mitunter annimmt, „die einsam im Moor verblühen, vielleicht auch vom Fuße des Boshaften zertreten werden wird, wenn ich nicht mehr bin."

„Ihr habt eine Geliebte, Almos," sagte Preßler rasch, „redet! man wird alles Mögliche für sie thun; die Familie Illesnay ist Euch zu Danke verpflichtet, — sie ist reich, sehr reich."

Der Räuber schüttelte den Kopf und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand; dann sprach er:

„Meine Geliebte ruht längst unter dem grünen Rasen und die Würmer halten ihr Mahl an ihren frommen Augen, an ihrem treuen Herzen. Als uns die Panduren des Neutraer Komitates verfolgten über Berg und Wald in Regen und Schnee, da wollte die Arme nicht zurückbleiben in sicherer Hütte; sie folgte mir, ihr drei Monate altes Kind auf dem Rücken tragend, theilte mit mir alle Strapatzen der Flucht, wo bald das Heulen der Wölfe, bald das Pfeifen der Pandurenkugeln an unser Ohr klang; die Schuhe gingen in Fetzen und in bloßen Füßen lief sie neben mir durch den Schnee über die dürren, dornigen Aeste des laublosen Waldes, wie ein gehetztes Wild! O!"

Und der Räuber stieß zähneknirschend einen fürchterlichen Fluch aus.

„Damals hab' ich auch einem der Panduren," fuhr er fort, „der mir zu nahe an den Leib kam, eine Kugel auf den Pelz gebrannt, daß der Hund drei Tage darauf verreckte. Das hat mir auch

das Gericht scharf angerechnet; aber davon reden sie nicht, daß meine arme Vilma *) in Folge der Strapatzen, die sie auf jener Flucht ausgestanden, zu husten begann und elend hinsiechte, bis sie sechs Monate später bei ihrer alten Muhme in Gömör, wo sie eine Zuflucht gefunden, ihr junges Leben aushauchte, betend für mich und ihr Kind."

Und wieder senkte der wilde Räuber das Haupt und weinte.

Preßler ließ ihn gewähren, — der Naderer war ein guter Menschenkenner und suchte aus jedem Worte des Verurtheilten neue Anhaltspunkte für die konsequente Durchführung seines Planes zu finden.

Almos hob den Kopf wieder und sagte mit wehmüthiger Resignation:

„Arme kleine Vilma, was wird aus Dir werden?

„Euer Töchterlein heißt?"

„Vilma, wie ihre Mutter; gerade ein Jahr wird sie alt."

„Und wo befindet sich das Kindlein?"

„In Gömör, bei ihrer Mutter Muhme, der alten Maruschka."

Preßler stand auf, trat hart vor den Räuber und seine Stimme klang ernst und feierlich, als er sprach:

„Almos, würde es Euch in Euren letzten Augenblicken nicht Trost und Beruhigung gewähren, wenn Ihr wüßtet, daß Euer Kind, Eure kleine Vilma, versorgt wäre und vor der Zukunft nicht zittern dürfte?"

Des Räubers Augen leuchteten.

„Ich würde mit Freuden sterben, allein wer sollte mein Kind versorgen? wer?"

„Die Illesnay's; die Mutter des Mannes, dem Ihr das Leben rettet, ist in ihrem Herzen verpflichtet, das Kind des Mannes zu retten, der für einen Illesnay sein Leben hingab."

Almos schüttelte heftig den Kopf.

„Nein, Herr, — das thut kein gut; die gnädige Gräfin würde das Waldröslein, das Kind des Räubers kaum besser behandeln, als ihren Schooßhund, das Mädchen würde für sie eine stete Erinnerung an die Tage des Schreckens sein; laßt die Illesnay's aus dem Spiele, — was ich für den jungen Grafen thue, das thue ich, weil ich selbst

---

*) Wilhelmine.

ein Illesnay bin und ich will mich für meine That nicht mit Geld ablohnen lassen, wie ein Lakai."

Preßler bewunderte den Stolz, das Zartgefühl dieses rohen Mannes.

„Nehmt es nicht so," drang er in ihn, „wenn ich der Gräfin vorstelle, daß der Mann, der sich für ihren Sohn dem Henker hingegeben, ein Kindlein hinterläßt, so wird die Frau Gräfin für die Kleine gewiß etwas thun, ohne daß sie zu wissen braucht, daß das Blut der Illesnay in den Adern des Mädchens rollt. Laßt das meine Sorge sein."

„Haltet das, wie Ihr wollt," sagte Almos, „ich glaube mit ein Paar lumpigen Gulden ist meiner Vilma Zukunft nicht gesichert; das Kind braucht einen Vater, — einen guten Vater, der die arme Vilma liebt, wie — — wie ich sie liebe, — und lieben werde, bis mein Blut unter dem Schwert des Henkers fließt."

Es lag auf dem trotz aller Wildheit männlich schönen Antlitz des Räubers eine Art von Verklärungsschimmer, als er diese Worte sprach. Preßler fühlte sich wunderbar ergriffen, auch seine unscheinbare Physiognomie bekam einen höheren edleren Ausdruck und seine Blicke schimmerten im Glanze thränenfeuchter Rührung, als er erwiderte:

„Ihr habt Recht, das arme Kind braucht einen Vater, einen guten Vater, der es liebt. Almos hört mich an, ich bin ein Wiener, ein echter Wiener und Ihr habt vielleicht schon gehört, daß die Wiener lustige Leute sind, aber das Herz am rechten Flecke haben. Fragt mich nicht um meinen Stand, Ihr würdet Euch darüber vielleicht entsetzen, aber Ihr seid ja auch ein Räuber und habt doch mehr Herz und Gefühl, als Mancher, der sich über Euch entsetzt. Almos, sagt, wär's Euch recht, wenn ich, ich selbst, für Eure kleine Vilma wie ein Vater sorgen, die Erziehung des Kindes leiten und erst, wenn ihr Verstand reif geworden, ihr vom Leben und — dem Tode ihres Vaters erzählen würde?"

Der Räuber sah ihn groß und verwundert an.

„Das sagt Ihr jetzt," meinte er, „es ist Euch wohl auch Ernst damit, allein wenn nun des armen Almos Haupt gefallen und Ihr wirklich ein paar Monate, vielleicht ein paar Jahre lang, für die arme kleine Vilma gesorgt, dann wird Euch endlich das fremde Kind lästig werden und Ihr werdet den Balg einem Anderen zuschieben,

der's wieder so machen wird, bis endlich das Mädel herangereift zur Jungfrau, und dann — o mein Gott! mein Gott!"

Er verhüllte sein Haupt in tiefem Schmerz, wohl sah er im Geiste die Schande, die Noth, das Elend, das in der Welt des armen Kindes wartete, wenn der Vater in der Erde lag.

Preßler war zu dem Kruzifix getreten, das plump aus Holz geschnitzt in der Ecke der Zelle hing; er hob die Finger der rechten Hand wie zum Schwure in die Höhe und sprach feierlich:

„Almos! prägt das, was ich Euch jetzt sage, tief in Euer Gedächtniß. Ich bin kein Betbruder, aber ich bin ein Christ, ein Katholik, und glaube an den dreieinigen Gott. So schwöre ich denn hier, vor dem Bildnisse des gekreuzigten Sohnes unseres Gottes, daß ich Euer Kind immerdar lieben und pflegen und es nie verlassen will, bis mein Leben abgelaufen. So lange ich einen Kreuzer habe, gehört er für Vilma, so lange ich ein Stück Brod habe, will ich's mit ihr theilen, und sie stets halten, als ob sie meine Tochter, mein eigenes Fleisch und Blut wäre. Das schwöre ich hier und Gott verlasse mich in meiner letzten Stunde, meine Seele sei verdammt jenseits, wenn ich nicht Wort halte. Dazu helfe mir der allmächtige Gott! Amen!"

„Amen!" wiederholte der Räuber stark und freudig, denn es lag etwas in Preßlers Worten, was keinen Zweifel duldete. Die Männer reichten sich die Hände, schüttelten sich dieselben und es klang schaurig, als das Rasseln der Ketten des Räubers dieses Händeschütteln begleitete.

In das Klirren der Fesseln mischte sich der Schlag der alten Thurmuhr auf dem Komitatshause von Vendvar, welche die neunte Stunde verkündete.

„Es wird Zeit," sagte Preßler, „was noch zu besorgen ist, müssen wir rasch abmachen."

„Redet, ich bin zu Allem bereit," erwiderte Almos.

„Ich will Euer Kind von Gömör weg und nach Wien bringen; nur dort kann ich mein Brod verdienen, auch jedenfalls Eurer Vilma eine bessere Erziehung geben lassen."

„Mir einerlei. Je weiter mein Kind von dem Orte wegkommt, wo ihr Vater als Straßenräuber zum Galgen verurtheilt wurde, desto lieber ist's mir."

„Wird mir die alte Muhme das Kind übergeben?"

„Wenn Ihr einen schriftlichen Auftrag von mir bringt, ohne Anstand“

„So schreibt.“

Und der für alle Fälle versehene, umsichtige Agent zog ein Tintenfaß aus Horn, wie es die Studenten in die Vorlesungen mitnehmen, aus der Tasche, bohrte die Spitze in die Erde, schraubte den Deckel ab, legte ein paar Blätter Papier auf den Boden, übergab dem Räuber eine Stahlfeder und auf der Erde knieend, schrieb der letztere mit schwerfälligen, aber leserlichen Zügen einen kurzen Brief an die alte Maruschka in Gömör, worin er ihr befahl, sein Kind dem Ueberbringer dieses Briefes zu übergeben. Er reichte das Blatt dem Agenten, der es zusammenfaltete und sorgfältig in die große lederne Brusttasche steckte, welche in Sedlnitzky's Zeiten jeder „Naderer“ trug. Almos hörte aber noch nicht zu schreiben auf; er füllte noch ein paar Blätter mit raschen, von fieberhafter Hast diktirten Worten, küßte dieselben endlich und gab sie dann an Preßler.

„Was soll das?“ fragte der Agent.

„Es ist mein Abschied an Vilma, — mein letzter Segen!“ erwiderte der Räuber mit tiefer Bewegung; „bewahrt diese Blätter sorgfältig, bis die Zeit gekommen sein wird, dem Kind die Entdeckung zu machen, wer sein Vater war. Diese Zeit mögt Ihr bestimmen. — Ich überlasse Euch Alles.“

„Verlaßt Euch auf mich. Noch eins. Wie finde ich in Gömör das Kind, ohne Aufsehen zu machen?“

„Richtig! Hört zu. Es befindet sich in Gömör ein Gasthof zum blauen Schiff.“

„Ich kenne ihn.“

„Dort steigt ab und laßt Euch durch den Kellner den Hausknecht Nathan Feuerstein rufen.“

„Nathan Feuerstein, — ich werde den Namen behalten.“

„Fragt ihn, — ob heuer der Most gerathen wird, — 's ist das so ein Losungswort von unsern Leuten, — er wird bejahen und Ihr erwidert, daß Ihr Rothen zu kaufen wünscht; daraus entnimmt er, daß er mit einem Eingeweihten zu thun hat und Eure erste Frage keine zufällige war. Dann mögt Ihr ihm ohne weiters den Auftrag geben, Euch zu der alten Maruschka zu führen, er wird es sofort thun.“

„Abgemacht,“ sagte der Naderer, während Almos den Krug leer trank.

Wenige Minuten darauf trat der Beschließer in die Stube und fragte, ob die Herren bereit seien. Rasch waren beide fertig. Der Schließer machte Almos von dem Ringe los, an den er angekettet war, die leichten Ketten an den Händen und Füßen aber ließ er dem Verurtheilten, im Auftrage des Stuhlrichters, wie er sagte. Almos versetzte kein Wort und ließ sich geduldig die weite Bunda umhängen, welche der Schließer mitgebracht hatte.

„Gehen wir!“ sagte dieser und der seltsame Zug setzte sich in Bewegung unter Eskorte von zwei Panduren, welche mit geladenen Gewehren vor der Thür der Zelle im Gange gewartet hatten; schweigend ging man die Treppe hinab, eine Stall-Laterne, welche der Gefangenwärter trug, spendete das nöthige kärgliche Licht. Zwischen dem Holzstoße und der Gefangenhausmauer fortschreitend, gelangte man zu dem Thore, welches wie erwähnt auf die Straße ging, die in den Wald führte.

Das Thor war offen, vor demselben stand eine Art gedeckter Kalesche, mit drei flinken Pferden bespannt; neugierig blickte der Kutscher mit den weiten Aermeln auf die Kommenden.

„Eingestiegen!“ kommandirte der Schließer, der vor Kutscher und Panduren in seiner Würde sich zeigen wollte.

Zuerst stieg ein Pandur mit geladenem Gewehre ein, dann Almos, endlich Preßler. Der zweite Pandur mit seinem Gewehre setzte sich zum Kutscher auf den Bock.

„Wer hat die Eskorte geschickt?“ fragte Preßler.

„Seine Gnaden, der gestrenge Herr Stuhlrichter,“ antwortete der Beschließer patzig.

„Wäre nicht nothwendig gewesen,“ sagte der Räuber mit unnachahmlichem Stolze, „ich hätte mein Ehrenwort gegeben, nicht zu entfliehen.“

Preßler war am Ende zu viel Polizeiagent, um nicht heimlich sich zu gestehen, daß zwei Panduren mit geladenen Gewehren jedenfalls eine bessere Bürgschaft seien, als das Ehrenwort eines Mannes, der wohl rohes Ehrgefühl in der Brust, aber auch den Drang nach Freiheit so tief im Herzen trug, daß derselbe im frischen, grünen, freien Walde leicht wieder geweckt werden und alle andern guten Vorsätze über den Haufen werfen konnte. Der Räuber aber war über

die Panduren-Eskorte offenbar beleidigt, er drückte den Kopf in die Ecke des Wagens und redete kein Wort mehr.

Auf dem Thurme von Vendvar schlug es zehn.

„Vorwärts!" gebot Preßler.

Der Kutscher hieb in die Pferde und der Wagen flog auf der Straße von Sz.-Kolomban davon.

Viertes Kapitel.

Leben und Tod.

Der Tag, auf welchen die Leute in Szent-Kolomban mit so großer Spannung, wenngleich mit den entgegengesetztesten Gefühlen gewartet hatten, war endlich angebrochen.

Montags sollte die Hinrichtung des Vatermörders Grafen Ödön Illesnay stattfinden.

Am Sonntage schon waren alle Gasthöfe — freilich zählte die Komitats-Stadt deren nicht viele — bis unters Dach überfüllt; aber auch alle Privathäuser waren mit Fremden, denen ihr Geld, und mit Befreundeten, denen ihre Bekanntschaft oder Verwandtschaft Aufnahme verschaffte, vollgepfropft. Eine Hinrichtung mit dem Schwerte, an einem Adeligen, einem Vatermörder vollzogen, war ein Schauspiel, das Alt und Jung lebhaft interessirte. Das kleine Städtchen war in fieberhafter Aufregung; in dem einzigen Kaffeehause und in den zwei Dutzend Wirthshäusern jeden Ranges, welche den ganzen Tag mit Menschen überfüllt waren, wurde natürlich von nichts, als von dem großen Ereignisse des Tages gesprochen. Jeder wußte mehr, als der Andere, Jeder hatte es aus der verläßlichsten Quelle, man stritt sich mit Worten, manchmal auch mit Fäusten und da der Wein in Strömen rann, so bewies hie und da ein Hinausgeworfener, daß die Meinungen sehr getheilt waren.

Die Slovaken triumphirten, — für sie war die Hinrichtung eine Art von Racheakt, eine Sühnung für viele Unbilden, die sie und die Ihren von den Magyaren überhaupt, insbesondere aber von dem ungarischen Adel hatten erdulden müssen. Zahlreich waren sie aus allen Dörfern der Umgebung hereingekommen und schliefen in der Nacht vor der Exekution in Scheuern und Kellern, ja selbst auf

offener Straße unter freiem Himmel; der Knüttel an der Seite der Schläfer deutete an, daß sie auf Alles gefaßt waren.

Die deutsche Bevölkerung, still und ernst, wie es die intelligenten Einwanderer „aus dem Reiche" in Ungarn gewöhnlich sind, sahen in der Hinrichtung nur die Aufrechthaltung des Gesetzes, die Strafe eines gewaltigen Vergehens, wenn sie auch den Jüngling bedauerten, der mit seinem Leben das beleidigte Gesetz versöhnen sollte. Sie suchten den für die Ungarn verletzenden Jubel der Slovaken zu beschwichtigen.

Die Magyaren dagegen zeigten offen ihre Sympathien für den Verurtheilten. Da er nach ihren Gesetzen verurtheilt, das Urtheil in aller Form Rechtens nach den ungarischen Institutionen bestätigt worden war, so konnten sie gegen die Vollstreckung desselben wohl nichts mehr einwenden, aber sie machten den jungen Mann, der ihren Kreisen angehörend, sein Leben hingeben mußte, weil er als Adeliger eine gemeine Strafe nicht duldete, zum Märtyrer und maßen finstern Blickes die triumphirenden Slovaken, jene Schimpfworte und Flüche zwischen den Zähnen zerdrückend, an denen die Ungarsprache so reich ist.

In der Stadt erzählte man sich, daß der Verurtheilte gefaßt und ruhig seinem letzten Augenblicke entgegensehe, mit dem Geistlichen auferbaulich rede und andächtig bete, sich jedoch die Aussetzung an den drei letzten Tagen verbeten habe, da er nicht gewillt sei, dem neugierigen blutdürstigen Slovakenplebs zum Schauspiele zu dienen. „Die Hunde sollen warten, bis ich ausgeführt werde," sollte er gesagt haben und diese Aeußerung, die von Mund zu Mund flog, trug nicht wenig dazu bei, die Erbitterung der unteren Volksklassen in Szent-Kolomban zu steigern.

Am Samstage zu Mittag war die Gräfin Illesnay von Ofen angekommen. Die Frau war nicht mehr zu kennen; die Witwen-Tracht, die Trauer, die sie um den Gatten trug, paßte nur zu gut zu dem abgemagerten, kummerbleichen Antlitz, zu den in Thränen erloschenen Blicken. Die Gräfin Bathory hatte sie in ihrem Hause im Kreise sämmtlicher Edelfrauen des Komitates empfangen, die alle schwarz gekleidet waren, um der unglücklichen Mutter ihr tiefes Beileid zu bezeigen. Der Anblick der trauernden Frau ließ selbst das Zischen der Schlangenzungen im Volke verstummen, den Schmerz der Mutter ehrten selbst die erbittertsten Feinde ihres Sohnes und erst

am Sonntage Morgens, als man vernahm, die Gräfin sei nach schmerzlichem Abschiede von ihrem Sohne, in wohlverschlossenem Wagen, nach Mitternacht von Szent-Kolomban abgereist, begann das Geträtsche und Gezänke von Neuem und dauerte in den Gasthäusern und auf der Straße fort, bis spät nach Sonntags Mitternacht.

Es gab Leute in Szent-Kolomban, welche in jener Nacht nicht zu Bette gingen, sondern als der Morgen dämmerte, sich die Feldflasche (Csutora) noch einmal mit Wein oder Schnaps füllen ließen und dann ihren Platz auf der Straße oder dem Markt einnahmen, um ja bei der großen Feierlichkeit Alles recht gut zu sehen.

Um acht Uhr waren die Straßen, die zu dem Hinrichtungs-Platze führten, so wie dieser selbst, mit Menschen dergestalt überfüllt, daß man nach dem Volks-Ausdrucke keinen Apfel werfen konnte.

Das Komitatshaus war sonderbarer Weise so gebaut, daß es gegen den Platz zu wohl einen prächtigen Balkon hatte, zur Publizirung von Kundmachungen u. s. w., unter demselben befand sich ein schmales Thürchen, bei dem ein Pandur Wache hielt und durch welches die Komitatsbeamten in ihre Kanzleien schlüpften, allein ein Fahrthor gegen den Platz besaß das Komitatshaus nicht und die Einfahrt befand sich an der hintern Façade des weitläufigen viereckigen Gebäudes, von wo man wieder nur auf einem Umwege durch zwei drei unregelmäßige Straßen zu dem Komitats-Platze gelangen konnte. Dies war der Weg, den der Verurtheilte mit seinem Gefolge zu nehmen hatte.

Alle Fenster in diesen Straßen, so wie am Platze waren besetzt, Kopf an Kopf. Die Wohnungen der Adeligen erkannte man sofort, denn sie hatten prachtvolle Teppiche zu den Fenstern herausgehängt, als gelte es einen Triumphator zu begrüßen. Auf dem Mittelfenster aber standen die kostbarsten Vasen, angefüllt mit den schönsten Blumen, mit Rosen und Lilien, Tulpen und Nelken, und diese Demonstration hätte vielleicht die erbitterten Slovaken zu einer Gegendemonstration hingerissen und das Einwerfen der Fenster, die Zertrümmerung der kostbaren Blumen-Geschirre veranlaßt, wenn nicht die Hausbesitzer in kluger Berechnung zwischen die Blumen Kruzifixe von Gold und Silber, wie auch Heiligenbilder aller Art aufgestellt hätten, so daß die Fenster einem blumengeschmückten Altare ähnlich sahen, was die bigotten Slovaken von jedem freventlichen Angriffe zurückschreckte.

Auf dem Platze vor dem Komitate war im Mittelpunkte das Schaffot aufgerichtet, eine Tribüne, etwa fünf Schuhe über den Boden erhoben, mit schwarzem Tuche überzogen. Auf derselben ragte ein alterthümlicher rother Sammtstuhl empor, der an der Lehne das Wappen der Illesnay trug, hinter demselben stand ein verdeckter Korb, vor demselben in der Ecke der Tribüne hoch aufgerichtet ein Kreuzbild, das die Patres Kapuziner für diesen Tag gesendet hatten, da Einer aus ihrem Konvente den Verurtheilten auf seinem letzten Gange begleitete. Die Tribüne war von einer Kompagnie Infanterie umgeben, die man für alle Eventualitäten aus der nächsten Garnisonsstadt requirirt hatte.

Das Wetter war wunderbar schön, — die Sonne sah so freudig auf die herrliche Gotteswelt herab, daß man fast nicht glauben konnte, mitten in dieser Fülle von Lichtglanz und Leben solle ein Menschenherz stille stehen in der Umkrampfung des eiskalten gewaltsamen Todes.

Das weibliche Geschlecht war wie immer zahlreich vertreten, besonders an den Fenstern; die Edelfrauen erschienen alle schwarz, die jungen adeligen Damen aber weiß, mit Rosen auf dem Haupt und an der Brust. Sie wollten dem schönen Grafen, mit dem sie oft Walzer *) und Csardas getanzt, zeigen, daß sie sich ihm zu Liebe noch einmal festlich gekleidet hatten, wie zu seinem Ehrentage. Die Mütter trauerten mit der Mutter, die Fräuleins sprachen durch ihre Toilette dem blutgierigen Volke Hohn, das sich in den Straßen drängte und mit finsteren Blicken nach den Fenstern der adeligen Häuser blickte, wo man aus dem Mörder einen Helden, einen Märtyrer machte.

Endlich ertönte vom Thurme des Komitates die neunte Stunde.

Es war die Stunde, in welcher Graf Illesnay zum Tode geführt werden sollte.

Mit dem ersten Glockenschlage begann in der Menge ein Flüstern und Zischeln, ein Summen und Brummen, welches sich fort und fort steigerte und nicht mehr legte, bis der Unglückszug erschien.

Denselben eröffnete eine Abtheilung von Panduren zu Pferde.

---

*) Wir können nicht oft genug daran erinnern, daß diese Szenen im vormärzlichen Ungarn spielen, als man daselbst noch leidenschaftlich den deutschen Walzer tanzte.

Hinter ihnen kam eine halbe Kompagnie Infanterie, wohlweislich zugezogen, um die drohende Meute in Zaum zu halten; die Soldaten waren von einem italienischen Regiment.

Hinter denselben, von den Komitats-Panduren umgeben, kam der Scharfrichter, in rother Gala-Uniform, zu Pferde, da er einen Adeligen exekutiren sollte.

In einem offenen Wagen folgte der Delinquent in prachtvollem mit Gold und Edelsteinen bedeckten Anzuge, auf dem Kopf trug er ein leichtes Käppchen, das er der Sonne wegen in die Stirne gezogen hatte. Seine Hände waren, wie er es verlangt hatte, ungebunden, in der Rechten hielt er ein kleines schwarzes Kruzifix, das er von Zeit zu Zeit andächtig küßte, in der linken einen großen prachtvollen Blumenstrauß; er war bleich, aber gefaßt, fast heiter und richtete von Zeit zu Zeit ein leises Wort an den Pater Kapuziner an seiner Seite, der viel trübseliger drein sah, als der Delinquent selbst.

Die Panduren, die bei einem gemeinen Verbrecher auf dem Wagen zu sitzen haben, waren diesmal entfallen, von einem Illesnay war kein Flucht- oder Selbstmord-Versuch zu fürchten. Wohl aber ritten zu beiden Seiten des Wagens, wie sie es versprochen hatten, die jungen Edelherren des Komitates, denen sich manche aus den anstoßenden Gespanschaften angeschlossen hatten, sämmtlich in der größten Gala, in den prachtvollsten Sammt-Attilas, auf dem Kopf den Kalpak mit Reiherbusch und Brillant-Agraffe; quer über die Brust trug Jeder einen langen, bis über das Pferd hinabreichenden Trauerflor, in der linken Hand, welche den Zügel hielt, ein Blumen-Bouquet, in der rechten aber den gezogenen Säbel, der in der Morgensonne funkelte.

Grimmigen Blickes sahen die jungen Aristokraten auf das blutlechzende Volk und nur zu oft wußten sie es so einzurichten, daß ihre feurigen Pferde, die in dem Gedränge nur langsam vorwärts kommend nach links und rechts ausbogen, die vorwitzigen Slovaken auf die Füße traten, daß die erbitterten Bauern trotz ihrer dicken Stiefel einen Schrei des Schmerzes, einen derben Fluch ausstießen.

Alles andere aber ging in der Neugierde unter, den Delinquenten zu sehen.

„Der arme, schöne Mann!" seufzte ein Bauern-Dirnlein.

„Gott verzeih Dir die Sünde, einen Vatermörder zu bedauern," näselte die Mutter.

„Zur Hölle fährt er — denn er zeigt keine Spur von Reue,“ sagte ein alter Slovak.

„Wie alle Illesnay's,“ setzte ein Anderer hinzu, „bei ihrer Geburt schon gehören sie dem Teufel.“

„Er hat aber Herz im Leibe, seht nur, wie keck er drein schaut.“

„Verändert hat er sich aber doch ein wenig.“

„Habt Ihr in früher gekannt?“

„Ja wohl, — er sieht aus, als ob er um zehn Jahre älter wäre.“

„Das macht die Gefangenschaft.“

„Und die Todesangst, wenn er auch noch so muthig thut.“

„Es stirbt keiner gern, besonders wenn er jung und reich ist.“

„S'ist doch recht traurig. Laßt uns für ihn beten.“

„Warum nicht gar! Der Teufel soll ihn holen.“

„Haltet das Maul, — Ihr slovakischer Ochsenkopf.“

„Deutscher Krautfresser, — Du hast mir nichts zu befehlen!“

So wogte der Austausch der Meinungen hin und her, in der derbsten, erbittertsten Form, während der Zug langsam, aber unaufhaltsam sich der unglückseligen Stätte näherte, auf welcher der blutrothe Stuhl über die Köpfe der Menge empor ragte.

Aus den Fenstern sahen die Frauen und Mädchen wehmüthig auf den schönen Mann, viele weinten still, einige schluchzten laut; der Verurtheilte grüßte die adeligen Damen an den Fenstern, und manche derselben konnte eine Bewegung des schmerzlichsten Erstaunens nicht unterdrücken, — Graf Ödön hatte sich so sehr verändert, er war sichtlich gealtert. Der Todes-Kandidat nahm von Zeit zu Zeit, wenn er an einem dieser Fenster ein besonders schönes Mädchen erblickte, aus seinem Delinquenten-Strauße eine Rose, reichte sie mit leiser Bitte einem der neben ihm reitenden Edelherren und dieser warf sie in das betreffende Fenster, wo man die „Armensünder-Rose“ Jahre lang wie eine kostbare Reliquie aufhob. Als zufällig eine solche Rose, von dem Empfänger zu kurz geworfen, statt ins Fenster unter das Volk fiel, entstand um dieselbe eine völlige Balgerei und beneidet wurde derjenige, der auch nur ein Blatt derselben zu erhaschen und später vorzuzeigen im Stande war.

Als der Trauerzug auf dem Platz anlangte, warf der Verurtheilte einen Blick nach dem Schaffot. Ein leises Lächeln spielte um

seine Lippen, — es schmeichelte ihm, daß man ihm einen Sammtstuhl hingestellt hatte. Dieses Lächeln entging dem Volke nicht und jetzt noch erzählt man sich's, daß Graf Illesnay im Angesichte des Todes gelächelt habe; der Ungar ist eben stolz auf seine Tapferkeit, seinen Muth, selbst wenn sich der letztere bei einer Hinrichtung erweist.

Auf dem Platze zwischen der Tribune und dem Balkon des Komitatshauses hielt der Wagen. Die Flügelthüren, die aus dem Sitzungssaale auf den Balkon führten, öffneten sich und heraus trat Graf Bathory, umgeben von den übrigen Gerichtsherren, sämmtlich in schwarzer Nationaltracht; einer von ihnen las laut und vernehmlich das Urtheil vor, das im Namen Seiner Majestät des apostolischen Königs, den Herrn Grafen Ödön Illesnay, Erb- und Gerichtsherrn auf Illesnay, Szent-Pal und Kis-Gyary wegen Vatermord und Leichenentweihung zum Tode durch das Schwert verurtheilte.

Graf Bathory brach hierauf den Stab, den er in Händen hielt, und warf die Stücke unter das Volk.

Sodann traten die Herren vom Gericht wieder vom Balkon in den Saal zurück und die Flügelthüren schlossen sich hinter ihnen.

Inzwischen begann das Zügenglöcklein der Pfarrkirche von Szent-Kolomban zu läuten, wie für Einen, der im Sterben liegt und unwillkürlich zog die Mehrzahl des Volkes, die Slovaken nicht ausgenommen, Hut und Mütze vom Kopfe und begann zu beten.

Nicht nur den Herren vom Gericht, sondern auch manchem Andern aus den Zusehern, welcher den Delinquenten während der Verlesung des Urtheils scharf ins Auge gefaßt hatte, war es aufgefallen, daß derselbe sich um die Worte, die man ihm vorlas, nicht viel zu kümmern schien, sondern zerstreut nach dem entgegengesetzten Ende des Komitatsplatzes blickte.

Dort befand sich das Hotel „zum Zriny", in demselben das Kasino.

Waren ihm vielleicht die fröhlichen Abende eingefallen, die er dort zugebracht, hatte er sich vielleicht der schönen Mädchen erinnert, mit denen er dort getanzt hatte.

Ehe man sich diese Fragen beantworten konnte, war der Wagen an der Todestribune angelangt; der Scharfrichter mit dem rothen Mantel, gefolgt von zwei Knechten, stieg rasch die Stufen hinan; die beiden Knechte, ebenfalls in Gala, nahmen ihm den Mantel ab und

es zeigte sich, daß seine rechte Hand, die bis zum Aermel aufgestreckt den nackten, behaarten, muskulösen Arm sehen ließ, das kurze, spiegelblanke, breite Richtschwert hielt.

Der Verurtheilte war rasch vom Wagen gestiegen, ohne Hilfe; dem Pater Kapuziner mußte einer der Edelherren beim Absteigen den Arm bieten, sonst wäre der arme Geistliche, der am ganzen Leibe zitterte, nicht vom Wagen gekommen.

Die Aufregung, die Spannung des Volkes war auf's Höchste gediehen.

Festen Schrittes betrat Graf Ödön Illesnay das Gerüst.

Er grüßte mit anmuthiger Verbeugung die adeligen Herren, die ihm ihr letztes Ehrengeleit gegeben hatten, so wie die beiden Officiere, welche die Infanterie-Kompagnie kommandirten, die um das Blutgerüst aufgestellt war; die Herren dankten ernst.

Dann während er seinen Attila abwarf und den Rock aufknöpfte, flog sein Blick über die dichtgeschaarten Massen des Volkes hinüber nach dem Gasthofe „zum Zriny."

Dort an einem Fenster des ersten Stockes stand ein Mann todtenbleich, die Stirne benetzt von eiskaltem Schweiße, mit gesträubtem Haare herüberblickend nach dem Unglücksorte.

Der Verurtheilte hatte ihn rasch erschaut, er sah ihn an mit fragendem Blicke.

Da das Volk natürlich seine ganze Aufmerksamkeit auf das Antlitz des Delinquenten konzentrirt hatte, so fiel es Niemand ein, nach den Fenstern des Zriny zu blicken. Man würde sonst gesehen haben, wie der Mann am Fenster im ersten Stocke gleichsam als Beantwortung des fragenden Blickes, welchen ihm Graf Ödön zugeworfen, die beiden Vorderfinger der rechten Hand wie zum Schwure emporhob, dann die Hand auf's Herz legte und mit dem Kopfe bejahend nickte.

Eine unaussprechliche Zufriedenheit prägte sich im Antlitze des Todtgeweihten aus, er küßte wie zum Danke das Kruzifix und gab seinen Blumenstrauß dem nächststehenden Edelherrn zu Pferde, ein paar leise Worte hinzufügend, worauf der adelige Reiter bejahend mit dem Kopfe nickte.

Der Delinquent hatte gebeten, die Blumen an die Damen zu vertheilen.

Im selben Augenblick warfen die sämmtlichen Edelleute, welche ihn begleitet hatten, ihre Bouquets auf das Blutgerüst, so daß der schwarztapezirte Boden fast unter Blumen verschwand.

Der Scharfrichter sprach ein paar leise Worte.

Graf Ödön wendete sich um und als er das blitzende Schwert sah, veränderte sich sein Antlitz und nahm die hypokratischen Züge an. Die Natur forderte ihre Rechte und die erstarrende Nähe des schauerlichen Todes umklammerte eisig das Herz und die starken Nerven des Mannes, der bis zu diesem Augenblicke so viel Standhaftigkeit gezeigt hatte.

Er wollte sich das seidene Halstuch mit den goldenen Fransen selbst lösen, aber er zitterte und seine Hand kam nicht damit zu Stande. Die Knechte des Henkers mußten ihm dabei helfen, sie nahmen ihn unter den Arm und führten ihn die zwei Schritte bis zu dem Stuhle, auf welchen er mehr sank, als er sich setzte; im Nu war der breite Lederriemen um Brust und Arme gezogen, bestimmt ihn an dem Stuhle festzuhalten. Todtenstille bannte das in Aufregung und Angst erstarrende Volk.

Sein Kopf ragte hoch über die niedere Lehne empor.

Mit seinem seidenen Tuche verbanden ihm des Henkers Gehilfen die Augen; was man von diesem Gesichte sah, waren die gelben fahlen Züge einer Leiche.

Der Scharfrichter trat hinter ihn, mit der linken Hand faßte er den Delinquenten am Haar des Scheitels, in der rechten schwang er das blitzende Schwert.

Ein Schrei, ein unwillkürlicher Aufschrei des Volkes verkündete, daß Alles vorbei sei.

* * *

Die Menge verlief sich, nachdem sie vergebens Versuche gemacht hatte, das Quarree der Infanterie zu durchbrechen und die Sacktücher in das Blut des Enthaupteten zu tauchen, da dieses nach einem Volksaberglauben Glück bringen soll.

In dem Augenblicke, wo das Haupt des Grafen Ödön fiel, war der Mann am Fenster des ersten Stockes im Hotel Zriny auf die Knie gesunken und hatte zu beten begonnen. Er betete lang und wiederholte in seinem Herzen das Gelöbniß, Alles zu erfüllen, was

er dem versprochen hatte, der in diesem Augenblicke vor dem ewigen Richter stand.

Dieser Mann war der Wiener Polizeiagent Leopold Preßler.

Er sah es später, wie ein gedeckter Wagen an das Blutgerüste fuhr, aus welchem Diener in der Trauer-Livree des Hauses Illesnay einen mächtigen Sarg hoben, in welchem die irdischen Ueberreste des gestrengen Herrn Grafen Ödön Illesnay nach der Familiengruft in Szent-Pal abgeführt wurden, um dort neben der verwesenden Hülle Desjenigen zu ruhen, dem er den Tod gegeben, wegen dem er sein Haupt dem Henker überliefert hatte.

Vater und Sohn, der Ermordete und sein Mörder ruhen dort neben einander.

So besagt es wenigstens das lange lateinische Epitaphium, das auf den Marmor-Platten angebracht ist, welche den Zugang zu den Gräbern der letzten Illesnay verschließen.

Wer's lesen will, der kann's noch heut zu Tage thun; die Inschriften sind gut erhalten.

Am Abende des Hinrichtungstages brachten wandernde Handwerksburschen aus Vendvar die Nachricht, der berüchtigte Räuber Almos sei aus dem Vendvarer Komitats-Gefängniß ausgebrochen und spurlos verschwunden, obwohl man alle Komitatshusaren und Hajduken ihm nachgeschickt habe.

Da man aber noch immer von der Hinrichtung, von dem Hingerichteten und von dem Verhängnisse seiner Familie zu reden hatte, so kümmerte man sich wenig um die Erzählung der Wanderburschen.

Der Räuber Almos wurde nie mehr eing bracht, er blieb verschollen.

Vielleicht war er verunglückt, wie Milfait, vielleicht nach Amerika geflohen, wie Sobri Josi.

Wer kann das wissen?!

Fünftes Kapitel.

Das Vermächtniß.

In seinem Arbeits-Kabinete im alten Schlosse saß Graf Bathory im bequemen Lehnstuhle, — (die Vorgänge der letzten Woche

hatten den alten Herrn ein wenig erschöpft,) — und las einen Brief, den er soeben durch einen reitenden Expressen aus Pest erhalten hatte.

Da wurde leise an die Thüre geklopft; auf das „Herein!" des Grafen betrat unter tiefen Verbeugungen der Polizei-Agent Preßler das Arbeits-Kabinet des Magnaten.

„Ah! Sie sind's, Preßler," sagte der alte Herr freundlich, „gut daß Sie kommen, ich habe ohnehin mit Ihnen zu reden und Wichtiges abzumachen."

„Stehe unterthänigst zu Befehl, Euer Gnaden, Herr Graf," erwiederte Preßler.

„Sie haben in den letzten Tagen für uns in einer Weise gewirkt, die alle Anerkennung verdient."

„O bitte! bitte!"

„Ihre Thätigkeit, Ihre Umsicht hat uns aus einer Verlegenheit sondergleichen gerissen."

„O bitte, bitte!"

„Ich will nicht von dem Danke der Familie Illesnay reden, den Sie verdient haben."

„O bitte, bitte!"

„Ich rede von dem Danke, den wir Ihnen Alle schuldig sind, wir Edelleute des Komitates, die wir zwischen einem Volksaufstande und der Justifizirung eines der Unsern zu wählen hatten und durch Ihre kecke Ausführung des Planes, welchen Herr v. Felsthal entworfen, dieser traurigen Wahl enthoben worden sind. Sie haben sich ausgezeichnet, Preßler."

„O bitte, bitte!"

„Hören Sie einmal zu bitten auf und lassen sie mich ausreden."

Preßler machte eine tiefe, aber stumme Verbeugung.

„Die adeligen Herren haben mich beauftragt, Ihnen für Ihre Bemühung in unserem Interesse dieses zu übergeben."

Eine schwere Rolle sank in die Hand des Naderers; so schwer, daß er fast erschrak.

Das war Gold, das waren Dukaten, vollwichtige Dukaten.

Die Rolle verschwand im Nu in der tiefen Seitentasche des Agenten.

„Danke unterthänigst," stammelte er, „küsse submissest und devotest die gräflichen Hände."

„Und nun kommen wir zum Danke der Familie Illesnay," sagte Graf Bathory.

„Es kommt noch was," murmelte Preßler leise, habgieriger Erwartung voll.

Graf Bathory öffnete eine kleine Lade am Aufsatz seines Schreibtisches, nahm aus derselben ein kleines ledernes Etui, überreichte es dem Agenten nnd sprach, pfifig mit den Augen blinzelnd:

„Dieses hier werden Sie dem Herrn Polizeikommissär von Felsthal übergeben, als ein Souvenir von der Gräfin Illesnay, für den guten Rath, den ihr der Herr Kommissär in einer wichtigen Angelegenheit gegeben hat. Die Frau Gräfin meldet mir soeben in diesem Briefe aus Pest, daß sie mit noch einer Person dort glücklich angelangt und im Hotel zum Jägerhorn abgestiegen ist."

Und der Herr Obergespan Graf Bathory zog abermals eine Lade aus seinem Schreibtische heraus, diesmal aber am unteren Theile und begann die Hand in dieselbe vertiefend, langgeschnittene Papiere abzuzählen, das Gesicht von dem Agenten abwendend, in die Tiefe der Lade blickend.

Auf die Gefahr hin, deu Titelhelden unseres Romanes in den Augen der Leser gewaltig herabzusetzen, können wir doch nicht umhin zu gestehen, daß der Naderer, von angeborener und geschäftlicher Neugierde hingerissen, diesen Moment, wo des Grafen Aufmerksamkeit abgewendet war, benützte, um das Etui zu öffnen.

Ein prachtvoller Brillantring strahlte ihm entgegen.

Preßler konnte sich nicht enthalten, seinem Entzücken Worte zu geben und rief unwillkürlich aus:

„Mord-Himmel-Element! ist das ein Wasser! ist das ein Feuer! Das sind ja Prachtbrillanten! Ich habe noch nie ein Wasser gesehen, das so viel Feuer hat — das heißt — ich habe noch nie ein Feuer gesehen, das so viel Wasser hat — bitt' tausendmal um Excuse, Euer Gnaden, Herr Graf Obergespan."

Und er schlug sich auf den vorlauten Mund.

Graf Bathory lächelte, ohne beleidigt zu sein, das ungeheuchelte, natürlich ausgesprochene Entzücken des Polizei-Agenten schmeichelte ihm und er sagte, während er ein Stößchen Papiere, die er abgezählt, aus der Lade auf den Tisch legte, mit langsamer Betonung:

„Nun ich denke, der Herr von Felsthal wird mit dem Andenken der Gräfin Illesnay zufrieden sein, es ist ein schönes Stück aus dem alten Erbschatze dieser unglückseligen Familie. Uebrigens hoffe ich, mein lieber Herr Preßler, werden Sie wohl auch mit dem zufrieden sein, was ich Ihnen von Seiten der Gräfin zu übergeben beauftragt bin."

„Mir?" stammelte der Naderer laut und leise setzte er hinzu: „Es kommt noch was!"

Graf Bathory zählte die auf dem Tische liegenden Papiere langsam von eins bis zwanzig; da er aber jedes einzelne Stück umlegte, so daß die weiße Rückseite allein sichtbar blieb, während es für den neugierigen Preßler ganz unmöglich war, die bedruckte Vorderseite zu sehen, so mußte dieser seiner zitternden Neugierde Zügel anlegen und warten.

„Zwanzig!" hatte der Graf gezählt und faßte sodann sämmtliche Papiere zusammen, hinzusetzend: „Hier, mein lieber Preßler, sind zwanzig Stück fünfperzentige Metalliques, jedes Stück zu 500 Gulden, macht in Summa zehntausend Gulden, die ich Ihnen als Belohnung von Seiten der Gräfin Illesnay übergebe, für das, was Sie für ihren Sohn, für ihre Familie gethan haben."

„Zehntausend Gulden!" stammelte der Polizei-Agent, der sich's nie hätte träumen lassen, in seinem ganzen Leben eine solche Summe zu besitzen, „das ist ja zuviel!"

„Glauben Sie, daß das Leben eines ungarischen Edelmannes weniger werth ist?" fragte Graf Bathory mit Stolz. „Nehmen Sie nur, Sie haben das Geld ehrlich verdient."

Zum zweiten Male ließ der Naderer sich nicht auffordern; er hatte das Etui bereits zu der Dukaten-Rolle in die Tasche gesteckt und ergriff nun mit beiden, vor Verlangen zitternden Händen die Staatspapiere, die ihm der Graf übergab.

„Ich bedanke mich auf's Allerschönste! Küß' die hochgräflichen Hände tausend und tausend Mal. Unser Herrgott wird's der Frau Gräfin vergelten! Ich bin ein glücklicher Mensch!" rief Preßler im Uebermaße der Freude, „o, wenn ich nur wenigstens der allergnädigsten Frau Gräfin meinen allerrespektvollsten Dank zu Füßen legen könnte. Ich bin der glücklichste Naderer von ganz Europa."

Graf Bathory lachte herzlich.

„Nun, wenn Sie nach Pest kommen," sagte er, „geben Sie diese Karte von mir ab und man wird Sie im Jägerhorn vorlas-

sen; denn sonst ist die Gräfin, die den Tod des Sohnes betrauert, schwer zugänglich."

„Sehr wohl, Ew. Gnaden, Herr Obergespan."

„Wann reisen Sie ab?"

„Heute noch, ich bin reisefertig, und erlaube mir, mich auf's allerunterthänigste zu empfehlen."

„Dann sind Sie morgen Abends in Pest."

„Bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich widerspreche, aber ich mache einen kleinen Umweg über Gömör."

„So? Was haben Sie denn in Gömör zu thun?

Diese Frage kam Herrn Preßler etwas ungelegen, er faßte sich aber rasch und antwortete mit einem pfiffigen Lächeln und einem bedeutungsvollen Achselzucken:

„Du lieber Gott, Herr Graf, wir Naderer haben immer allerhand kleine, geheime Geschäfte."

„Und es fällt mir nicht ein, mich um die geheimen Geschäfte der Wiener Naderer zu bekümmern," sagte Graf Bathory hochfahrend, im Bewußtsein, daß er etwas zu leutselig gegen einen Polizeidiener gewesen war, „gehen Sie nach Gömör, wie Sie wollen, aber wandern Sie nicht zu viel im konstitutionellen Ungarland, sonst könnte es Ihnen geschehen, daß Sie eine tüchtige Tracht echt magyarischer Prügel nach Wien mitnehmen könnten. Glückliche Reise, Herr Preßler! Adieu!"

Und der Graf wendete dem Polizeidiener den Rücken, während sich dieser unter tausend Komplimenten und Handküssen zur Thür des Arbeitskabinetes hinauskatzenbuckelte.

Kaum war Preßler draußen, als er in aller Eile nach seinem Gasthofe rannte; dort zählte er vor allem die Dukaten; es waren hundert Stück vollgewichtige, unbeschnittene Kremnitzer; er legte dieselben, sowie das Etui mit dem Brillantring und die zwanzig Stück Metalliques in einen ledernen Reisesack, den er auf der Fahrt nie aus der Hand gab, in den Stationen aber in seinem Koffer versperrte, wo die wenigen Effekten Platz genug übrig ließen.

Dann zahlte er seine Zeche, unter heftigem Lamentiren und Schimpfen vor allen Hausleuten, unter Wehklagen, es sei das Leben in den ungarischen Gasthöfen so theuer, daß ihm kaum noch genug bleibe, um nach Pest zu reisen, wo er Geld aufnehmen müsse, um nach Wien zu gelangen. Herr Preßler, der plötzlich reich Gewordene,

zitterte nämlich wie ein Geizhals für seine Schätze und wollte die Leute glauben machen, er sei ein armer Teufel, damit, wenn allenfalls die szegény legény *) ihre Spione unter den Hausleuten hatten, ein ungünstiges Aviso über ihn als armen Teufel an die geheimnißvollen Herren des Waldes abgehe.

Mittags reiste er von Sz.-Kolomban weg und war Abends in Gömör, fand dort den Gasthof zum blauen Schiff und in demselben den Hausknecht Nathan Feuerstein, mit dem er sich durch das von Almos gegebene Losungswort rasch verständigte, so daß dieser ihn zu der alten Maruschka führte, die Anfangs Himmel und Hölle gegen den aufhetzen wollte, welcher ihr ihr kleines Engelchen, ihr Zuckermündchen, ihr Rosenkätzchen weg zu nehmen kam, endlich aber, da sie den Brief des Räubers gelesen und von Preßler eine Handvoll Zwanziger bekommen hatte, unter Wehklagen, Thränen, Seufzen und Millionen Küssen ihm die kleine schlummernde Vilma auslieferte, des Räubers Vermächtniß. Mit nassen Augen küßte der Naderer das unschuldige Kind des Enthaupteten, und gelobte sich noch einmal, der armen Kleinen ein guter, treuer Vater zu sein, wie er es Almos zu Vendvar mit der Hand und in der Stunde des Todes mit dem Blicke zugeschworen hatte.

Am nächsten Morgen reiste Preßler von Gömör ab, die kleine Vilma mit sich nehmend. Die alte Maruschka hatte ihm zwar die genauesten Instruktionen mitgegeben, wie er das Kind beim Essen, Trinken, Schlafen u. s. w. zu behandeln habe und obwohl der Pflegevater des Räuberkindes diesen Instruktionen nach Möglichkeit nachkam, so hatte er doch jedenfalls mehr Talent zum Naderer, als zur Kindsfrau. Die kleine Vilma, die wir nach Romanschreiber-Sitte als ein Wunderkind schildern könnten, war, wie wir ehrlich gestehen, ein kleiner boshafter, verhätschelter, verzogener Balg, der dem guten Preßler das Leben sauer machte und trotz den Schmeicheleien und dem Zuckerwerk, das der Geängstigte an sie verschwendete, den lieben langen Tag heulte und weinte, bis endlich ein gutes Bett im Gasthof „zum Tiger" in Pest das von der Reise und vom Weinen erschöpfte Kind aufnahm und es in den langen süßen Schlummer wiegte, den ein guter Gott den Kindern und den Glücklichen bescheert hat. Vielleicht ist das ein Pleonasmus, denn die Kinder sind auf dieser Erde ja allein die Glücklichen.

*) Arme Bursche; so nennen sich in Ungarn die Räuber.

Preßler hatte absichtlich ein bescheidenes Zimmer für sich und sein Pflegekind in dem weitläufigen Hotel gewählt; er wollte jeden Schein von Wohlhabenheit vermeiden und nahm am Abende noch eine ganz ordinäre Bauerndirne wie sie am Kai beim Theater nächst den Wasser-Melonenhaufen herumlungerten, als Kindsmagd auf, ihr den kleinen Schreihals anvertrauend, während er nicht zu Hause war.

Wir wollen nicht behaupten, daß Preßler, der am nächsten Morgen schon um sieben Uhr das Hotel „zum Tiger" verließ, nicht auch einige „G e s c h ä f t s"-Gänge gemacht und diverse in sein Fach einschlägige Kommissionen und Aufträge seiner löblichen Stelle zu Wien besorgt habe, da aber dieselben mit dem Gange der Begebenheiten in unserem Romane nicht das Mindeste zu thun haben, so begnügen wir uns mit dem sachgetreuen Bericht, daß punkt zwölf Uhr, das heißt zur Stunde, wo man sich in einem vornehmen Hause präsentiren kann, Herr Preßler iu einem ganz neuen Anzug, den er bei einem Pester Schneider gekauft, unter der Thorfahrt des Hotels „zum Jägerhorn" in der Bruckgasse erschien und mit feierlicher Miene, welche durch einen neuen Zylinder, blendend weiße Vatermörder und buttergelbe Handschuhe lebhaft gehoben wurde, an den seine Mütze ziehenden Portier die gedehnte Frage richtete:

„Gräfin Illesnay zu Hause?"

„Ja wohl, ersten Stock, Thür Nr. 5, aber —"

„Was aber?"

„Der gnädige Herr wird sich vergebens hinauf bemühen, die Frau Gräfin empfängt Niemand."

Geschmeichelt durch die Titulatur „guädiger Herr", die hier zum ersten Male verführerisch an die Ohren des Naderers schlug, lächelte derselbe mit Grazie und erwiderte:

„Lassen Sie das meine Sorge sein, lieber Freund, m i c h wird die Gräfin empfangen."

Der Portier des Jägerhorns, dem dieser Ton höchlich imponirte, machte eine tiefe Verbeugung und deutete auf die ins erste Stockwerk führende Treppe. Preßler ging hinauf mit dem Bewußtsein eines Mannes, der zehntausend Gulden in fünfperzentigen Metalliques liegen hat, von den hundert Dukaten des Kolombaner Obergespanes gar nicht zu reden.

Er klopfte an die Thür Nr. 5.

Ein Diener in nationaler Trauer-Tracht öffnete, und als er einen Herrn in Frack und Zylinder erblickte, sagte er in ungarischer Sprache und mit einer Bissigkeit, als ob er zwanzig Jahre in die Zukunft sehen könnte, seinen Schnurrbart wichsend:

„Beliebt?"

„Ich wünsche die Frau Gräfin zu sprechen," erwiderte Preßler ungarisch.

„Die Frau Gräfin ist nicht zu sprechen," knurrte der Magyar-ember.

„Für mich vielleicht doch," meinte der Herr im Zylinder patzig.

„Nein," sagte der Zukunfts-Ungar lakonisch und wollte die Thür schließen.

Allein mit einer Kraft, die man ihm nicht zugetraut hätte, hielt Preßler die Thür offen und sprach in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete:

„Ob ich empfangen werden soll, hat nicht Er zu bestimmen, Er naseweiser Bursche, sondern allein die Frau Gräfin. Darum melde Er mich auf der Stelle und übergebe er diese Karte vom Grafen Sigmund Bathory."

Verblüfft durch diesen Ton, durch den vornehmen Namen, nahm der Diener die Karte und verschwand ins Innere der Gemächer; nach wenig Minuten kam er zurück und sagte im unterthänigen Tone:

„Belieben einzutreten, gnädiger Herr."

An dem sich tief verneigenden Bedienten vorüber, durch ein kleines Entrée und mehrere mit Wirthshaus-Eleganz möblirte Piecen schritt der Mann der geheimen Mission über weiche Teppiche bis zu einem kleinen wirklich eleganten Salon, in welchem die Gräfin Illesnay auf schwellendem Divan saß, in tiefer Trauer, ein Mode-Journal in der Hand, von dem sie erst aufsah, als Preßler schon in der Thür des Salons stand und durch tiefe Reverenzen seine Anwesenheit bemerkbar zu machen suchte.

Gräfin Helena Illesnay, geborne Varasdy, war eine Aristokratin, eine ungarische Edeldame in der verwegensten Bedeutung des Wortes; sie wäre trotz ihrer vierzig Jahre noch immer eine schöne Frau gewesen, wenn nicht ein Zug des schroffsten Hochmuthes ihr Gesicht, ein etwas übermäßiges Embonpoint ihre einst so schlanke Figur entstellt hätte. An den weißen, weichen, schwammigen Händen funkelten Ringe von unschätzbarem Werthe. Nachdem sie einen Blick auf Preßler

geworfen und aus seinen Bücklingen entnommen, daß es kein Mann ihres Ranges sei, der ihr gegenüberstand, blickte sie, ohne ein Wort zu sprechen, wieder in ihre Mode-Zeitung und las den angefangenen Artikel über ein Negligée-Häubchen ruhig zu Ende, den Herrn unter der Thür warten lassend. Endlich warf sie das Blatt auf das neben ihr befindliche Tabouret, blickte mit mattem Auge gegen die Thür und fragte in schläfrigem Tone:

„Sie bringen eine Karte von meinem Kousin, Exzellenz Graf Sigmund Bathory. Wer sind Sie?“

„Ich glaubte,“ stammelte Preßler in großer Verlegenheit, seinen Zylinder zwischen den Glacé's herumdrehend, „das heißt, — ich schmeichelte mir, — von Ihro Gnaden bereits gekannt zu sein, — da unlängst erst — in Szent-Kolomban — Familien-Angelegenheiten — Hinrichtung —“

Dem maulfixen Naderer versagte das Wort, der Zauber der aristokratischen Erscheinung, die Eiseskälte, die von ihr ausging, ließ sein sonst so geläufiges Wiener Mundwerk verstummen.

Gräfin Helene Illesnay hob langsam das kleine goldene Lorgnon, das auf dem Tabouret stand, musterte durch dasselbe den Stotternden und sagte dann etwas lebhafter:

„Ach ja — richtig! — ich besinne mich, — Sie sind der Mann, mit dem ich vor Kurzem in Szent-Kolomban eine lange Unterredung hatte wegen — o mein Gott! jetzt wo es vorbei ist, erschüttert es meine Nerven, wenn ich daran denke.“

Und die Gräfin roch an einem vergoldeten Flacon, den sie aus dem Busen nahm.

„Sie haben uns einen wichtigen Dienst geleistet“, sagte sie dann, „einen sehr wichtigen Dienst, Herr — Herr — wie heißen Sie doch?“

„Preßler, Ew. Gnaden unterthänigst aufzuwarten.“

„Richtig, richtig! Was wollte ich denn gleich sagen, — ja richtig, — Sie haben uns einen höchst wichtigen Dienst geleistet, Herr Dreßler —“

„Preßler, Preßler — Ew. Gnaden.“

„Ach das thut ja nichts zur Sache. Wir sind Ihnen zu Danke verpflichtet, und ich hoffe, mein Kousin, Graf Bathory, hat Ihnen bereits meinen Dank übergeben, sollten Sie etwa denselben noch nicht empfangen haben, Herr Neßler?“

„Ja wohl, ja wohl, allergnädigste Gräfin, und ich hielt es für meine Schuldigkeit, hierher zu kommen, um meinen Dank für das große Honorar, womit Ew. Gnaden meine schwachen Leistungen belohnt, unterthänigst Ew. Gnaden zu Füßen zu legen.“

„Schon gut, schon gut, — Sie haben das Honorar verdient.“

„Euer Gnaden sind zu gütig in Beurtheilung meiner schwachen Leistung, jedoch —“

„Nun?“

„Ich hätte noch eine unterthänigste Bitte.“

„Was denn?“

„Euer Gnaden können sich denken, daß mich Alles, was Dero hochgräfliche Familie angeht, ganz besonders interessirt.“

Der Polizei-Agent glaubte mit diesen Worten etwas ganz eminent Gescheidtes und Höfliches gesagt zu haben und wunderte sich demnach nicht wenig, als die Gräfin Helena von Illesnay den Kopf zurückwarf, den Mund mit einem unaussprechlichen Hochmuth verzog und erwiederte:

„Obwohl ich noch nicht daran gedacht habe, mir's zu denken, so ist es mir doch, eben so wie meiner Familie höchst schmeichelhaft, daß sich Herr Heßler so lebhaft für uns interessirt.“

Der Ton, mit welchem die magyarische Aristokratin die Worte „höchst schmeichelhaft“ aussprach, war ein solcher, daß der raffinirte Naderer sofort den Sinn dieser Worte verstand, der ungefähr folgender war:

„Es ist einer so vornehmen Familie, wie der unsern höchst gleichgiltig, ob ein ordinärer Mensch wie Sie, an derselben Antheil nimmt, oder nicht.“

Preßler wußte nichts Besseres zu thun, als eine tiefe Verbeugung zu machen, während er sagte:

„Ew. gräfliche Gnaden müssen schon verzeihen, wenn ich die Keckheit habe, zu fragen, ob der junge Herr Graf, will ich sagen, ob der Herr, den ich zu retten das Glück hatte, auch glücklich in Sicherheit ist.“

Die Gräfin nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Wohl in Konstantinopel?“ wagte Preßler zu fragen.

Gräfin Helena hob langsam das Lorgnon bis vor das matte Auge, besah sich den Naderer, als ob sie den Mann noch einmal

anschauen müßte, der eine solche Frage an sie zu richten wagte, und säuselte dann:

„Sind sie Wiener Polizei-Agent?"

„Zu dienen, gräfliche Gnaden, beim Kommissär Felsthal", versetzte Preßler etwas verdutzt über diese Frage.

„Diesen Leuten wird doch eine gewisse Pfiffigkeit nachgerühmt," fuhr die Gräfin fort.

„Nun auf den Kopf darf man gerade nicht gefallen sein, wenn man bei uns dient," antwortete der Naderer mit dem bescheidenen Lächeln des Bewußtseins.

„Wie kommt es nun, daß Sie, den mir mein Kousin, Graf Bathory Excellenz, als einen der pfiffigsten geschildert, so — so — unpfiffig sind, zu glauben, eine Mutter werde den Aufenthalt ihres flüchtigen Sohnes einem Agenten der Wiener Polizei bekannt geben?"

Diese Frage, in ihrer naiven, beleidigenden Schroffheit, brachte den armen Preßler Anfangs vollends aus der Fassung; mit jenem instinktiven Gefühl der Erbitterung jedoch, welches der echte Wiener gegen Hochmuth und Undank immer an den Tag legt, erwachte in ihm auch das Bedürfniß nach Rache, dadurch fand er auch sein „Mundstück" wieder, um uns wienerisch auszudrücken, und erwiderte in jenem kaustischen Tone, den Nestroy aufgebracht, Folgendes:

„Ew. Gnaden haben Recht, ganz Recht! Der Naderer könnte mit solchem Vertrauen gräßlichen Mißbrauch treiben; er könnte nach Wien gehen, sich beim Herrn Hofrath melden und sagen: In Konstantinopel, Adrianopel oder sonst einem Opel befindet sich in voller Sicherheit ein ungarischer Flüchtling, der wegen Vatermord zum Tode verurtheilt war. Diesem Flüchtling habe ich durchgeholfen, ich habe ihn dem Schwerte des Scharfrichters entzogen, ich habe mit einer Keckheit, die Alles riskirte, einen andern Verbrecher an seine Stelle geschoben, ich habe das Alles gethan, ich weiß daß ich dafür 5—10 Jahre Kerker bekommen werde, aber ich zeige das Alles an, blos um den Herrn Hofrath zu zeigen, daß ich mit meiner Naderer-Pfiffigkeit sogar den Aufenthalt des entflohenen Verbrechers entdeckt habe, — bin ich nicht ein sehr pfiffiger Naderer, Herr Hofrath?"

Die Art und Weise, wie der in seinem Innern tiefgekränkte Polizei-Agent diese Worte vorbrachte, war eine so drastische, daß sie jedem Komiker ersten Ranges Ehre gemacht hätte. Gräfin Helena

fühlte recht gut, daß ihr der Mann aus dem Volke eine Lektion gegeben hatte, allein sie war zu bequem, auch war ihr Gegner ihr viel zu unbedeutend, als daß sie sich die Mühe genommen hätte, energisch zu antworten, sie sagte daher mit jener vornehmen, beleidigenden Schläfrigkeit, welche ihr ganzes Wesen charakterisirte, und sich den Anschein gebend, als hätte sie Preßlers Worte gar nicht gehört:

„Gibt es sonst noch etwas, Herr Seßler, was Sie veranlaßt, Ihren Besuch zu verlängern?"

Ohne sich um diese Beleidigung zu kümmern, erwiderte der einmal gereizte Naderer, dem's nach dem Wiener Ausdruck „jetzt schon Alles Eins" war, mit energischem Ausdruck:

„Ich habe Ew. gräflichen Gnaden noch eine Mittheilung zu machen".

„Ah!?"

„Eine höchst wichtige Mittheilung."

„Nun?"

„Der Mann, der sein Leben für Ihren Sohn hingab, der Räuber Almos, hat ein Kind hinterlassen."

„So?"

„Ein Mädchen."

„Und?"

„Und dieses Kind steht allein, verlassen, hilflos, als eine Waise in der Welt."

„Weiter."

„Ich glaube, Ew. Gnaden hätten die Verpflichtung —"

„Verpflichtung?!"

„Will ich sagen, Ew. Gnaden hätten in Dero milden Herzen das Bedürfniß, für das Kind desjenigen, der Ihr Kind gerettet, etwas zu thun."

„Fällt mir nicht ein."

„Ew, Gnaden wissen vielleicht nicht, daß der Räuber Almos, — verzeihen Sie meine Kühnheit, — ein Sohn des Herrn Grafen Peter Illesnay, ein Bruder des Herrn Grafen Ödön war."

„Genug! Es diene Ihnen zur Wissenschaft, Herr Steßler, daß eine ungarische Dame sich nie um die Seitensprünge ihres Gemals bekümmert, am allerwenigsten aber um die, welche er vor seiner Verheiratung gemacht. Als mir Graf Bathory die Mittheilung machte, daß die Aehnlichkeit des Räubers mit meinem Sohne eine ganz

natürliche Ursache habe, da habe ich nicht um die Ursache gefragt, sondern mich blos an die Wirkung gehalten. Der Straßenräuber, meinem Sohne ähnlich sehend, für den Galgen reif, taugte für unsern Plan, was kümmerte er mich weiter, war dieses Leben doch zu nichts gut, als für einen legitimen Illesnay hingegeben zu werden.“

„Ja, ja, das ist Alles ganz richtig,“ meinte Preßler, ein wenig verdutzt durch die seltsame Logik, „aber wenn man's genau nimmt, Ew. Gnaden, und nach den Gesetzen der Natur, so ist denn doch die kleine Vilma, des Räubers Kind, eine Enkelin des Grafen Peter Illesnay, eine Nichte des Grafen Ödön, und wenn Graf Peter noch lebte, so wäre er eigentlich des kleinen Mädchens Großvater und Ew. Gnaden wären dessen Großmutter.“

„Großmutter! Ich eine Großmutter!“ schrie die Gräfin entsetzt, vom Divan aufspringend. „Herr Neßler, was unterstehen Sie sich? Eine Frau in meinen Jahren Großmutter zu nennen, ist eine Impertinenz, verstehen Sie mich?“

„Aber, Euer Gnaden,“ replizirte der erschrockene Naderer, „ich habe doch nur gemeint Stiefgroßmutter; es gibt ja auch Stiefmütter mit achtzehn Jahren, die dreißigjährige Söhne haben.“

„Genug! kein Wort weiter! schon zu lange habe ich mich mit Ihnen herumgestritten. Hören Sie mich an, mein Herr. Als mir mein Kousin, Graf Bathory Exzellenz, die Eröffnung machte, es habe sich ein Mann gefunden, der meinem ungerecht verurtheilten Sohn das Leben retten und ihm zur Flucht behilflich sein wolle, da habe ich jede Bedingung, die der Mann stellen würde, im voraus eingegangen. Mein Kousin begehrte 10,000 Gulden für den Hauptagenten, ein werthvolles Souvenir für den Erfinder des Planes, eben jener Polizei-Kommissär, in dessen Diensten Sie stehen, und an dessen Namen ich mich nicht erinnere. Ohne auch nur einen Kreuzer abzuziehen, machte ich nach meiner Reise nach Szent-Kolomban 10,000 Gulden liquid und sendete dieselben durch meinen Sekretär an den Exzellenzherrn Graf Bathory, mit einem Brillantringe für den Kommissär, und ich darf mir schmeicheln, daß selten ein Polizei-Kommissär einen Ring von solchem Werthe und solcher Façon getragen haben dürfte. Ich habe also Alles gethan, was man von mir verlangte, hätte man 20, 50, 100,000 Gulden verlangt, ich würde sie auch gegeben haben. Man soll aber ja nicht glauben, daß man hinterdrein, nachdem Alles

vorbei ist, von der Gräfin Illesnay unter allerlei Vorwänden Geld erpressen kann."

„Ew. Gnaden," stammelte Preßler.

„Lassen Sie mich ausreden, das ist wohl das Wenigste, was ich in meiner eigenen Wohnung fordern kann. Ob jenes Kind wirklich das Kind des Räubers ist, ob es eine Enkelin meines in Gott ruhenden Gatten ist, kümmert mich nicht, — für mich ist's ein fremdes Kind, ein Bettelkind, man soll aber nicht sagen, daß eine Gräfin Illesnay einem Bettelkinde ein Almosen versagt habe; hier ist es."

Und aus einer Lade im Schranke neben an nahm die Gräfin eine Hand voll Münzen, Thaler, Dukaten und Zwanziger, warf sie vor Preßler auf den Tisch und fuhr fort:

„Verstehen Sie wohl, Herr Weßler, nicht in Folge einer Verpflichtung, sondern weil ich ein gutes Herz habe, spende ich dieses Almosen dem von Ihnen protegirten Bettelkinde. Aber merken Sie wohl, es ist das Letzte, was ich gebe, ich will fortan Ruhe haben und in keiner Weise mehr an die traurige Geschichte von Szent-Kolomban erinnert werden. Machen Sie keinen Versuch mehr bis zu mir vorzudringen, Sie würden sich nur Unannehmlichkeiten zuziehen. Adieu!"

Es wäre nun die schönste Gelegenheit in hochtönenden Sätzen zu erzählen, wie der Held unserer Erzählung der Gräfin ihr Geld stolz zurückgeworfen und dann nach einer erschütternden Standrede pathetisch seinen Abgang genommen habe, allein wir müssen ehrlich gestehen, daß von alledem nichts geschah, im Gegentheil, Preßler nahm, während die Gräfin ihn verabschiedete, mit der rechten Hand die Geldstücke vom Tische, legte sie sorgfältig in die hohle linke Hand und sprach, sich tief verneigend:

„Ew. gräflichen Gnaden, ich küß' die Hand, werde Hochdieselben nicht mehr belästigen."

Sprachs und ging zur Thür hinaus, während die Gräfin sich, nachdem sie heftig geklingelt, ganz erschöpft auf den Divan warf. Der Diener in schwarzer Livree trat ein mit den Worten:

„Zu Befehl, Ew. gräflichen Gnaden?"

„Der Mensch, der soeben fortgegangen ist," keuchte die Gräfin, „wird nie mehr vorgelassen, mag er von wem immer eine Karte bringen, verstehst Du Antal?"

„Sehr wohl, gräfliche Gnaden."

„Und nun geh' — ich begreife nicht, wie Du solche Leute hereinlassen kannst."

Antal zog sich schweigend mit einer Reverenz zurück, vor der Thür aber murmelte er:

„Teremtete! Warum hat sie nicht früher gesagt, daß er ihr nicht recht ist. Hätt' ich ihn so gerne durchgewichst und über die Stiege hinabgeworfen. Sie gönnt ihren Dienern kein Vergnügen."

Inzwischen war Herr Preßler heimgeeilt ins Hotel zum „Tiger"; er fand die kleine Vilma auf dem Schoße der Magd; das Kind spielte mit der Schnur von Glasperlen, welche die ungarische Dirne um den Hals trug und schien seine Herzensfreude daran zu haben.

Herr Preßler bemerkte es wohl, während er seinen neuen Zylinder sorgfältig in eine Hutschachtel schob, seine buttergelben Handschuhe in weißes Papier wickelte und den ausgezogenen Frack, nachdem er ihn sorgfältig ausgebürstet, in den Kasten hängte.

„Gefällt Dir das Glänzende?" sagte er in deutscher Sprache, welche die Magd nicht verstand, weil sie nur des Ungarischen mächtig war, „warte, mein armes Kinderl, ich werde Dir was zum Spielen geben, was noch glänzender ist."

Und tief in seine Hosentasche greifend, zog der Naderer die Handvoll Münzen hervor, welche ihm die Gräfin Helena Illesnay gegeben, schüttete dieselben in die Kinderschürze der spielenden Kleinen und brummte halb wehmüthig, halb bitter:

„Da, mein armes Kinderl, das schickt Dir Deine Großmutter, denn Deine Großmutter ist sie doch einmal, und wenn sie sich darüber zu Tode ärgert, die alte Schachtel. Ein Bettelkind hat sie Dich geheißen, die dicke Fürstin Bomsti *), nein, meine arme Vilma, Du bist kein Bettelkind, denn Dein Vater ist jetzt der Preßler und der Preßler ist ein reicher Mann und hat 10,000 Gulden Vermögen, außer verschiedenen Dukaten und Thalern. Also spiele Du nur ruhig fort, mein Kinderl, der Vater Preßler wird schon für Dich sorgen und wir brauchen die hochnäsige Familie nicht, die sich für besser hält, als andere Leute, während sie einander umbringen und hingerichtet würden, wenn sich nicht Leute fänden, ihnen aus der Verlegenheit zu helfen, Mord-Bagage!"

*) Fürst Bomsti, Fürstin Bomsti, Wiener Ausdruck zur Bezeichnung aristokratisch thuender Aufgeblasenheit.

Während diesem originellen Monologe hatte der Naderer mit totaler Außerachtlassung der nöthigen Rücksicht für die Schamhaftigkeit der ungarischen Magd seine neuen schwarzen Inexpressibles ausgezogen, sorgfältig ausgebürstet und im Kasten aufgehoben, aus dem er ein sehr einfaches, sehr abgetragenes Beinkleid nahm, mit dem er seine etwas magern Beine langsam überzog. Das letzte Wort: „Mord-Bagage!" hatte er aber so zornwüthig ausgerufen, daß die kleine Vilma erschrack, den Thaler, den sie spielend in den Händchen hielt, fallen ließ und zur Abwechslung wieder einmal zu heulen anfing.

Während die Magd sich Mühe gab, mit den süßesten Schmeichelnamen das weinende Kind zu beruhigen, rutschte Herr Preßler mit möglichster Schonung seines grauen Beinkleides auf der Erde herum, den flüchtigen Thaler zu haschen, welcher sich hinter das Bett zu rollen kaprizirte.

Als ihn der Naderer dort hervorzog, sah er erst, daß es eine ganz ungewöhnliche Münze war, was er in der Hand hielt. An Größe die gewöhnlichen österreichischen Zweiguldenstücke, ja selbst die Kronenthaler und Levantiner weit überragend, war der schwere Thaler eines jener Prachtstücke, wie sie die ungarischen Magnaten oft in wenigen Exemplaren prägen ließen und an ihre Freunde oder an die Theilnehmer irgend eines ungewöhnlichen Ereignisses zu vertheilen pflegten.

Der betreffende Thaler zeigte auf der einen Seite das Bildniß der Gottesmutter mit dem Kinde auf dem Arme, zu ihren Füßen das ungarische Wappen, die Umschrift lautete: Maria, mater Dei, patrona Hungariae *). Die Aversseite enthielt fünf Brustbilder ungarischer Herren in reicher Landestracht, jedoch entblößten Hauptes. Der mittlere, mit dem Säbel in der Hand, war unter dem Bilde genannt: Franz Leopold Rakoczi. Zur Rechten bezeichnete eine kleine Schrift ober den Häuptern die Theilnehmer des Rakoczischen Aufstandes, Bereczeny und Sirmay, zur Linken Emerich Tököli und Bela Illesnay. Die Unterschrift lautete: Quid mihi rex? Libertas summa lex. 1705 **). Das Silber glänzte fast wie neu, das Gepräge war bis ins kleinste Detail wohl erhalten, — kein Zweifel, daß man es hier mit einem Kabinetsstück, einem Unikum zu thun hatte, welches Rakoczi in dem für seinen Aufstand günstigen Jahre 1705 schlagen

*) Maria, Mutter Gottes, Schutzpatronin von Ungarn.

**) Was kümmert mich der König. Die Freiheit ist das höchste Gesetz.

ließ *) und so wie seinen anderen Freunden, auch dem Grafen Bela Illesnay als Andenken verehrt hatte. Wie die seltene Schaumünze, jedenfalls ein Erbstück der Familie Illesnay, unter die anderen Geldsorten gerathen war, konnte Preßler natürlich nicht wissen und er murmelte für sich:

„Das muß ein Heckthaler sein; den hat die hochnasige alte Gretl gewiß nicht dem Bettelkinde spendiren wollen, der ist ihr nur so zufällig aus der schwammigen Hand gerutscht. Soll ich ihn zurücktragen! Hm! Das ist eine diffizile Sache. So viel steht fest, daß man mich bei der Gräfin nicht mehr vorlassen wird und gebe ich den Thaler dem Bedienten, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß der Kerl ihn in den weiten Taschen seiner engen Hosen verschwinden läßt. Zudem hat mir ja die Gräfin die sämmtlichen Zwanziger, Dukaten und Thaler, die sie mir hinwarf, geschenkt, fürs Kind geschenkt, folglich auch diesen Thaler und der Thaler ist folglich rechtmäßiges Eigenthum der kleinen Vilma, für die ich ihn aufheben will, bis sie groß geworden. Es ist ja ohnehin das einzige Andenken von ihrer erlauchten, schmutzigen Familie, die für sie nichts thun will. Abgemacht, der Thaler wird behalten."

Und Herr Preßler wickelte, abseits von seinen übrigen Gold- und Silberschätzen den Rakoczi-Thaler sorgfältig in weißes Papier und ließ ihn in einem jener zahllosen Täschchen verschwinden, die sich in seinem Reisesacke befanden. Und da er überhaupt in Pest nichts mehr zu thun hatte, so behielt er diesen Reisesack gleich in der Hand und fing an einzupacken. Damit war er in einer halben Stunde fertig, zwei Stunden darauf saß er mit dem Kinde und der Magd im Postwagen und drei Tage darauf stand er im Bureau des Polizei-Kommissärs Felsthal, im zweiten Stock in der Spängler-Gasse und meldete sich als eingetroffen.

Herr von Felsthal hatte soeben wieder von hoher Stelle einen „Wischer" bekommen, er hielt den betreffenden Akt in der Hand, qualmte ihn an mit dampfenden Wolken aus seiner Meerschaumpfeife, warf ihn endlich mit einem Ausdruck, den wir nicht wieder zu geben

*) Im Jahre 1705 waren Rakoczi's streifende Schaaren bis nach Oesterreich vorgedrungen, zündeten im März Mannswörth und Zwölf-Axing an und kamen (9. Juni) bis in die Vorstadt Landstraße, wo sie den Hahnen-Wirth erschossen. Gegen sie wurde dann der große Linienwall errichtet.

wagen, auf den Schreibtisch, heftete sein Auge, das mitunter recht strenge blicken konnte, auf den Vertrauten und brummte:

„Endlich einmal? Wo waren wir denn so lang, Herr Preßler?“

Der Agent berichtete ausführlich die ganze Reihe der Begebenheiten in Vendvar, Szent-Kolomban und Pest.

Herr von Felsthal hörte aufmerksam zu; als Preßler von dem Souvenir der Familie Illesnay sprach, streckte er, ohne die Erzählung seines Agenten zu unterbrechen, die Hand aus, nahm das Etui in Empfang, öffnete es, besah sich, ohne nur mit einer Miene seine Verwunderung oder sein Wohlwollen zu äußern, den kostbaren Brillantring, klappte das Etui wieder zu und hörte die Erzählung Preßlers bis zu Ende; dann klingelte er, gab dem eintretenden Amtsdiener das Etui und sagte:

„Zu Biedermann hinüber gehen; — schätzen lassen.“

Dann wendete er sich gegen Preßler und sagte:

„Nun, das ist ja eine recht wundersame Geschichte, ein Walter Scott oder Spindler würde einen Roman daraus machen. Also zehntausend Gulden haben wir als Rekompense erhalten?“

„Ja wohl, Herr von Felsthal, in lauter Metalliques.“

„Hm! Du hast da ein gutes Geschäft gemacht, Preßler, was gedenkst Du nun zu thun?“

„Je nun, ich habe mich mein Lebtag genug geplagt, ich will mich in die Ruhe setzen.“

„Du Glücklicher, Dir kann Niemand einen Wischer geben!“

„Mit den hundert Dukaten des Grafen Bathory kann ich mich einrichten, sehr schön einrichten,“ fuhr Preßler fort, „von meinem Kapital beziehe ich jährlich fünfhundert Gulden Konventions-Münze, davon kann ich in einer Vorstadt sehr anständig leben *) und meine kleine Vilma erziehen, richtiger meine kleine Wilhelmine, oder Mina, was viel schöner klingt, als Vilma.“

„Auf diese Art,“ entgegnete der Kommissär halb bedauernd, halb spottend, „kann die löbliche Polizei-Direktion zu Wien fortan nicht mehr auf die ersprießlichen Dienste des Herrn Leopold Preßler rechnen!“

„Hm!“ machte Preßler trocken, „angestellt haben sie mich noch nicht, sie werdens auch nicht merken, wenn ich gehe. Uebrigens Ew.

) Anno 184.

Gnaden, Herr Kommissär, kennen Sie nur zu gut meine Anhänglichkeit an Dero werthe Person. Für gewöhnliche, unbedeutende Diebs-, Betrugs- und Einbruchsgeschichten bin ich nicht mehr zu haben, wenn Ihnen aber, Herr v. Felsthal, ein recht interessanter Fall vorkommt, so ein Fall, wo Sie einen recht verschlagenen Agenten brauchen, um etwas zu beobachten oder auszuspioniren, was sonst kein Anderer findet, dann schicken Sie um mich, — ich stelle mich Ihnen freiwillig zur Disposition, will mich sogar auf meine eigene Faust verköstigen und wenn ich nichts herausbringe, so dürfen Sie mir keinen Kreuzer zahlen."

„Also Agent aus Leidenschaft, Naderer aus Passion?"

„Ja, Herr von Felsthal."

„Und nicht einmal eine Entschädigung verlangen Sie für den Fall, daß Sie in irgend einer Angelegenheit kein günstiges Resultat herausbringen?"

„Nein, Herr von Felsthal."

„Aber was haben Sie denn eigentlich dann davon?"

„Ja sehen Sie, Herr von Felsthal," erwiderte Preßler, indem er seinen Zylinder herumdrehte, mit einem verlegenen Lächeln, „es ist bloß, — es kommt bloß daher, — weil — weil halt ein ordentlicher Naderer das Nadern nicht lassen kann."

Da sah ihn Herr von Felsthal mit einem Lächeln der Bewunderung an, klopfte ihn auf die Achsel und sagte:

„Bravo! Es geht mir eben so! Adieu, Preßler."

Erstes Buch.

Motto „Das Alte stürzt, es ändern sich die Zeiten
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Erstes Kapitel.

Zwischenunser.

Die Bauwuth, welche in Wien alle Welt ergriffen hat, erstreckt sich nicht blos auf die fashionablen Theile der Stadt; auch in den abgelegenen Gassen nicht aristokratischer Vorstädte verschwinden die alten Häuser mehr und mehr und machen modernen, komfortablen Zinskasernen Platz.

Wenn man von alten Häusern in Wiens Vorstädten spricht, so versteht man darunter keine alterthümlichen Gebäude, wie in Nürnberg oder Prag, oder wie sie sich selbst im Innern der kaiserlichen Residenzstadt, wenn auch nur mehr in sehr geringer Zahl vorfinden. Von den sämmtlichen Bauten der Vorstädte, die Kirchen nicht ausgenommen, ist keine über zweihundert Jahre alt. Die früheren nicht unbedeutenden zu Wien gehörigen Häuser-Komplexe, wie auch die näher den Thoren gelegenen sogenannten Lucken ließ der Stadtkommandant Graf Rüdinger Starhemberg vor dem Aufmarsch der Türken zur Belagerung 1683 vollständig niederbrennen *), in dem Schutte wühlte der beutegierige Erbfeind und nur dort, wo des Großveziers Haupt-

*) Wie nahe damals die Vorstädte an die Stadt reichten, geht am besten aus dem Umstande hervor, daß durch das Feuer in der Roßau der Schottenhof in Brand gerieth, wo sich eine große Quantität Pulver befand. Nur mit größter Anstrengung gelang es, des Feuers Herr zu werden.

quartier, umgeben von den Zelten seiner Diener und Offiziere sich befand, im heutigen St. Ulrich, scheint man alte Hausmauern zur Anlegung der Zeltstadt benützt zu haben, die dann nach dem Abzuge der Türken von Einheimischen und rasch herbeigeeilten Ansiedlern „aus dem Reiche“ benutzt wurden, um auf den alten Mauern neue Häuser aufzuführen, welche den früheren ziemlich ähnlich sahen. Deßhalb findet man in jener Gegend auch die abenteuerlichsten Haus-, Dach- und Fensterformen, die winkligsten Höfe, die krummsten Gassen von ganz Wien und dieses unstreitig älteste Vorstadt-Viertel zog sich in dieser Form bis zur Mariahilferstraße, bis der Durchbruch des uralten „Krebsenhauses“ dort die neue elegante Gardegasse entstehen ließ und den Erinnerungen an die Türkenbelagerung für immer ein Ende machte.

Selbst zu Anfang der Mariahilferstraße, angeklebt an den Prachtbau des kaiserlichen Stallgebäudes und zu demselben gehörend, befanden sich zwei solche alte Häuser, das „Prinz-Karl-Haus“ und das „Drei-Trommel-Haus,“ aufgeführt im geschmacklosen Style des vorigen Jahrhunderts, mit Eingängen von der Hauptstraße, jedoch auch mit Hinterpförtlein versehen, welche in den damals wüsten Hof des Stallgebäudes führten und den kaiserlichen Kutschern, Reit- und Eselknechten erlaubten, auf kürzestem Wege nach der Laimgrube zu gelangen, wo damals die meisten in Privathäusern wohnten. Am häufigsten wurden diese Hinterpförtlein benutzt, um ein zwischen den beiden Häusern gelegenes Wirthshaus zu besuchen, welches, eben weil es zwischen den beiden kaiserlichen Häusern lag, von den Stammgästen aus dem Stall den Spitznamen „Zwischenunser“ erhielt, obwohl es eigentlich „zum grünen Hut“ geschildet war.

Die Redensart: „Gehen wir auf ein Seitel Zwischenunser“, wurde so sehr gang und gäbe, daß der Wirth, ärgerlich über diese Verstümmelung seines ehrlichen Schildes, so oft er den Ausdruck hörte, mit einem andern darauf sich reimenden antwortete, den wir aus Anstandsgründen hier nicht widerholen können. Gleichwohl wurde dieser zweite Ausdruck noch populärer als der erste und in der ganzen Gegend kannte man das kleine, aber in Speis und Trank wohl renommirte Gasthaus unter keinem andern Namen; selbst Damen scheuten sich nicht, das nicht eben propre Wort auszusprechen, so sehr hatte es durch die allgemeine Benützung seine etwas unfläthige Bedeutung verloren.

Im Gastzimmer dieses reinlichen Wirthshauses mit dem unreinlichen Namen nehmen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf.

An einem Tische, als der einzige Gast, sitzt ein Mann nahe an Fünfzig, mit kurzem krausen, hie und da etwas grau werdenden Haupthaar. Das Werkstattgewand, die Schürze, die pechbeschmutzten Hände, die aufgestreiften Aermel zeigen den Meister Schuster. Obwohl kaum Mittag vorüber, sitzt der Meister schon im Wirthshause, vor ihm steht der Seitelstutzen und die Flasche mit Wasser, welche der Kellner mechanisch hingestellt hat, obwohl er weiß, daß Meister Kolb nicht einen Tropfen dieses unedlen Getränkes in den Wein schütten wird. Das Antlitz des Schusters hat einen finstern Zug, die blutunterlaufenen Augen, die röthliche Nase, das schwammige blasse Fleisch der Backen kennzeichnen den Gewohnheitssäufer. Er hat beide Arme auf den Tisch gestemmt, stützt den Kopf auf die Hände und starrt mißmuthig auf die Straße, wo der Dezemberwind einzelne Schneeflocken vorüberjagt.

Man befand sich im Winter des Jahres 1847, im letzten Monate des Jahres, das einer für Oesterreich verhängnißvollen Epoche voranging.

Der Wirth hatte den Eintretenden mit einem höflichen: „Guten Abend, Herr Nachbar" begrüßt, sich aber dann schnell in der Küche zu thun gemacht, um dem einsamen Gast nicht Gesellschaft leisten zu dürfen. Der Schuster hatte es wohl bemerkt; er erwiderte mit einem Kopfnicken den Gruß des Wirthes und sah dann wieder zum Fenster hinaus, während er brummte:

„Auch so ein Geldprotz, der sich einbildet mehr zu sein, als andere Leute, weil's ihm von der Hand in den Mund fällt. Wenn man ein Haus und ein gutes Geschäft erbt, kann man leicht reich sein, — wer's aber mit saurem Schweiß verdienen muß, der kann heut zu Tage nichts aufstecken, wenn er sich noch so plagt."

Man hätte dem Meister Kolb erwidern können, daß er sich eben nicht sehr plage, sondern den ganzen Tag im Wirthshause sitze, wo freilich nichts aufzustecken; allein es war Niemand da, um diese gegründete Bemerkung zu machen und der Mann, der im nächsten Augenblicke geschäftig ins Zimmer trat, war auch nicht geeignet, den mißmuthigen Schuster auf gleich zu bringen.

„Guten Abend, Herr Doktor", rief er dem Eintretenden zu, „nun was haben Sie ausgerichtet? Gibt der alte Blutsauger nach?"

Der Herr Doktor, den man nach seinem abgetragenen Rock und Hut, nach seinen etwas defekten Stiefeln eher für alles Andere gehalten hätte, trocknete sich den Schweiß von der Stirne, setzte sich zum Tische und versetzte mit leiser Stimme:

„Lassen Sie mich nur ein Bischen verschnaufen; ich bin ja gelaufen, wie ein Windhund.“

„Franz, ein Seitel Wein für den Herrn Doktor,“ bestellte der Schuster.

„Danke, danke, aber ich muß einen Bissen dazu essen.“

„Eine Portion Schinken,“ kommandirte Meister Kolb.

„Charmant! Charmant!“ sagte der Doktor, während er mit einem Taschenmesser einen Wecken in Spiralen anschnitt, „Sie haben meinen Gusto getroffen, Herr Kolb.“

Der Herr Doktor schien überhaupt sehr hungrig und durstig zu sein, denn er aß und trank mit einer Begierde, wie ein junger Wolf.

Der Schuster Kolb sah ihm mit Behagen zu, nicht etwa, als ob ihn diese Gier auf die eigenthümliche Individualität des Doktors aufmerksam gemacht und ihm die Lehre gegeben hätte, es müsse mit einem solchen heißhungrigen Individuum doch nicht Alles richtig sein, sondern er dachte bei sich:

„Es ist wahrhaftig eine Schande, daß Leute, die so viel wissen und gelernt haben, wie dieser Herr Doktor, hungern müßten, wenn nicht ein Bürgersmann, der selbst nicht zu viel hat, ihm ein paar Bissen und ein Glas Wein zahlen würde. Das ist aber Alles die Schuld unserer Regierung.“

Damit haben wir den Meister Schuster zur Genüge charakterisirt, in seinen Augen war die Regierung an allem Schuld, selbst daran, daß er nicht Hausherr und Millionär war. Die Regierung sollte ihm nicht blos, wie Heinrich IV. es wollte, das Huhn in den Topf schaffen, sie sollte auch selbiges Huhn, wenn es gar gekocht war, herausnehmen, es ihm zerschneiden, wo möglich auch die saftigsten Bissen in den Mund stecken und dann schon das gefüllte Weinglas bereit halten, um das Huhn hinab zu spülen.

So dachte sich Meister Kolb eine gute Regierung.

Der Doktor war endlich mit seiner Kauarbeit zu Ende.

„Na, das hat geschmeckt,“ meinte der Schuster.

„Sehr, sehr,“ sagte der Doktor, „aber Durst habe ich noch.“

„Schnell, Franz, noch ein Seitel Wein. Nun, wie steht's mit unserer Angelegenheit?"

„Schlimm, sehr schlimm, Herr Kolb."

„So! Lassen Sie hören, bei unseren elenden Zuständen ist Alles möglich."

In diesem Augenblicke trat ein kleines, bildhübsches, schwarzköpfiges Mädchen ins Gastzimmer, stellte eine Flasche auf den Schanktisch und sagte:

„Ein Groß-Seitel Wein für den Vater, gut einschenken."

Der Schuster warf einen giftigen Blick auf das Kind.

Das kleine Mädchen aber hielt diesen Blick fest und trotzig aus, als ob es sagen wollte: „Ich fürchte mich nicht vor Deinen Blicken."

„Auch so ein Stück Wiener Polizei?" brummte der Schuster leise, sich gegen den Doktor wendend, der aus einem sehr schmutzigen Etui die zweite Hälfte einer bereits halb gerauchten Kreuzer-Zigarre hervorzog und dieselbe anzündete.

„Also reden Sie, verehrter Freund," fuhr der Schustermeister Kolb fort. „Was war's?"

„Ich kam zu dem Lederhändler," berichtete der Doktor, „und stellte ihm Ihre Lage recht eindringlich vor, wie Sie durch unverschuldete Unglücksfälle nach und nach in die Lage gekommen wären, bei ihm im Rückstand zu bleiben und wie dieser Rückstand sich endlich vergrößert und eine Summe erreicht hat, welche zu zahlen bei der gegenwärtigen Geschäftskrisis fast unmöglich, um so mehr, da Sie ja doch Ihre Familie erhalten, Ihre Söhne erziehen müssen. Ich deutete darauf hin, daß eine Klage gegen Sie die allgemeine Achtung zerstören würde, welche Sie bisher als Geschäftsmann und pünktlicher Zahler immer genossen haben, ich machte ihn für den Schaden verantwortlich, den er Ihnen und Ihrer Familie zufüge, wenn er den geschäftlichen Ruin eines so hochgeachteten Geschäftsmannes heibeiführe."

„Und was sagte Herr Birnbaum dazu?" fragte der Schuster.

„Ich schüttelte und rüttelte an dem Birnbaum aus Leibeskräftin," fuhr der Doktor fort, „ohne daß von demselben ein grünes Zweiglein, geschweige denn eine saftige Frucht gefallen wäre. Endlich aber trug meine Beredsamkeit doch den Sieg davon."

„Nun also, was geschah denn?"

„Nach langem Sträuben sagte der lederne Birnbaum endlich: Gut, wenn der Mann, den Sie vertreten, wirklich so koulant und geachtet ist, wie Sie sagen, so wird es ihm ein Leichtes sein, mir die Sicherheit zu verschaffen, welche ich für die Summe von 1284 fl. 20 kr. Konventions-Münze fordere. Ich bewillige dem Kolb ein Moratorium von sechs Monaten."

„Ah!" rief der Schuster freudig, wie ein Mensch, dem ein schwerer Stein vom Herzen fällt.

„Geduld, Verehrtester", sagte der Doktor, „es kommt noch ein Nachsatz."

„Ein Nachsatz? Reden Sie."

„Allein während der Dauer dieses Moratoriums will ich einen Deckungswechsel in Händen haben auf 1400 fl. Wenn ich für die rückständigen und laufenden Interessen 115 fl. 40 kr. anrechne, so ist das wahrhaftig kein Wucher. Ich sagte darauf, daß mein Klient sich beeilen werde, diesen Wechsel zu überbringen, allein der lederne Birnbaum erwiederte sehr trocken, an Ihrer Unterschrift liege ihm gar nichts, sondern er verlange als Giranten und Caventen auf dem Wechsel zwei als aufrechte und ehrenwerthe Männer bekannte Nachbarn von Ihnen, die es ja am besten wissen müßten, ob Ihr geachteter Name, — er spottete mir nach, — wirklich noch so geachtet sei, daß man Geld darauf borgen könne. Wenn er den Wechsel bis Samstag nicht in Händen hat, will er am Montag die Klage einreichen."

Der Schuster Kolb ließ den Kopf sinken.

„Dann bin ich geliefert", brummte er, „o diese Aristokraten. Einer sind sie wie der Andere, herzlos und nur darauf bedacht, ehrliche Leute ins Unglück zu bringen. In 20 Jahren habe ich diesem Birnbaum über 30,000 fl. gezahlt."

Herr Kolb hätte hinzusetzen sollen, daß er für diese 30,000 Gulden auch entsprechend viel Leder von Herrn Birnbaum genommen hatte und dieser es ebenfalls den Fabrikanten zahlen mußte.

„Das Lamentiren nützt nichts," mahnte der Doktor, „die Frage ist die, wollen sie einen solchen Wechsel ausstellen oder nicht?"

„Ob ich will?" versetzte der Schuster schwermüthig, „wie können Sie daran zweifeln? Allein es handelt sich nicht um mich, son-

dern um die anderen Unterschriften. Es fehlt mir zwar nicht an Bekannten, die reich genug wären, aber —"

„Nun?"

„Die Zeiten sind schlecht —"

„Und man hat kein Vertrauen zu Ihnen," ergänzte der Doktor, ihn scharf fixirend, „die ganze Nachbarschaft weiß es, daß Sie, wie man echt wienerisch sagt, auf dem Hund sind."

Abermals ließ der Schuster das sonst so trotzige Haupt sinken. Da sagte der Doktor mit leiser, eindringlicher Stimme:

„Kolb, haben Sie Kourage?"

Der Schuster sah verwundert empor und sagte mit wilder Geberde:

„Ich bin in keiner Rauferei davon gelaufen und wenn ihrer zwanzig gegen mich waren; ich werde mich vor diesem Birnbaum nicht fürchten; ich schlage ihm das Hirn ein."

„Paperlapap! Das sind alberne Redensarten. Man zahlt seine Schulden nicht, indem man die Leute todtschlägt. Auch meine ich keineswegs diese Gattung Kourage, die jeder Sesselträger hat, sondern ich verstehe darunter den Muth, durch Hinwegsetzung über ein kindisches Vorurtheil sich aus einer bedrohlichen Klemme zu ziehen."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte der Schuster aufhorchend.

„Werden mich gleich verstehen, Geehrtester. Wie es scheint, können Sie die Unterschriften von zwei reichen, als solide Geschäftsleute bekannten Nachbarn nicht auftreiben. Hm! setzen Sie diese Unterschriften selbst hin."

„Jesus Maria!"

„Da hat man's, das leidige Vorurtheil. Es kommt Ihnen noch ein Umstand zu statten. Der lederne Birnbaum sagte mir noch: Der Schuster und seine Giranten dürfen nicht besorgen, daß ihre Namen viel gelesen werden. Ich werde den Schusterwechsel im Schreibtische lassen, das kann er seinen Nachbarn sagen, weil ich weiß, daß gewisse Spießbürger, trotz ihrem Reichthume zu zittern anfangen, wenn sie auf einen Wechsel von 100 fl. ihren Namen setzen sollen. *) Der Wechsel bleibt ruhig bei mir im Kasten, aber zum Mai muß er eingelöst werden, daß sagen Sie Ihrem Klienten, — mit dem Tage muß

---

*) Im Jahre 1847 hatten viele Geschäftsleute noch eine Scheu vor der Ausstellung eines Wechsels.

er eingelöst werden, sonst kommt Klage, Pfändung, Personalarrest und alles Mögliche."

Der Schuster war wie vernichtet, die grauenhafte Zukunft trat vor sein inneres Auge; neben ihm aber saß der Verführer, rückte näher, stieß sein Glas an das seinige und sagte im überredenden Tone:

„Was hätten wir denn für reiche Hausherren in der Nachbarschaft."

„Da wäre zum Beispiel der Sattlermeister Zettel, der Hausherr vom goldenen Einhorn," indem er ohne es zu ahnen, bereits auf die Idee des Verführers einging.

„Der taugt nichts," widerlegte der Doktor, „er kommt mit Birnbaum manchmal beim Heurigen zusammen; ein Wort könnte das andere geben und im Nu die ganze Geschichte verrathen sein, also weg mit dem Zettel. Es müßte Einer sein, der ein wenig entfernt wohnt nnd blos sein Haus auf dem Grund hat."

„Hm, ja! ich verstehe, so wie der Schlossermeister Steinriegl, der sein Geschäft gar nicht betreibt, und obwohl sein Haus ein schönes, schuldenfreies ist, das ganze Jahr in Stadt Steyer lebt. Man sagt, er habe dort einen Techtmechtl mit einer verheirateten Frau."

„Bene optime! nehmen wir den Schlosser mit seinem Techtmechtl und seinem großen Hause. Er wird auf unserem Wechsel prächtig figuriren."

Der Versucher nahm das Verbrechen als bereits geschehen an und das Opfer widersprach nicht mehr.

„Nun noch den Zweiten."

„Vielleicht paßt uns der Hausherr von den drei Bomben; er hat ein großes Geschäft in der Stadt, wo er auch wohnt, läßt sein Haus durch seine Schwester administriren und kümmert sich das ganze Jahr nicht um unsere Vorstadt, außer an den Zinstagen, wo die Schwester für ihn einkassirt und ihm die Hunderter in die Stadt bringt."

„Süperb! Der Hausherr von den drei Bomben paßt bombenfest für unsern Plan. Die beiden Namen mit dem Zusatze Hausherr von Nummer so und soviel werden den ledernen Birnbaum tüchtig imponiren, — also wollen Sie?"

„Ja, wenn nur —"

„Seien Sie kein Kind, hören Sie mich an."

Und noch näher rückend besprach der Versucher alle Details des verbrecherischen Planes in einer Weise, um dem halb gewonnenen Schuster die Sache als vollkommen gefahrlos darzustellen und seine letzten Bedenklichkeiten zu besiegen.

Inzwischen war aber Folgendes geschehen.

Das kleine Mädchen hatte die Flasche, in welcher sie den Wein für ihren Vater holte, auf den Schanktisch gestellt. Franz, der Kellner, hatte das Seitelmaß genommen und war mit demselben in den Keller hinabgegangen, das Kind warten lassend. Nun wußte aber die Kleine recht gut, daß Herr Franz solche Expeditionen in den Keller, wenn der Herr Wirth wie in diesem Augenblicke nicht zugegen war, gewöhnlich benützte, um selbander einige Schlucke jenes edlen Rebensaftes zu sich zu nehmen, der auf den Höhen von Grinzing und in den Tiefen von Weidling gewonnen wird. Da also auf ein längeres Ausbleiben des durstigen Kellners füglich zu rechnen war, so hatte die Kleine, um sich die Zeit zu vertreiben, von einem Tische die Illustrirte Zeitung genommen, — denn der Wirth vom „Zwischenunser" hielt fünf, sechs Journale, — sie besah die Bilder, buchstabirte die Unterschriften und unterhielt sich dabei so gut, daß sie, als Franz schon mit dem Wein gekommen war und denselben eingeschenkt hatte, sich nicht beeilte nach Hause zu kommen; wußte sie doch, daß ihr sie verhätschelnder Vater über ihr Ausbleiben nicht das Mindeste sagen würde. Als sie daher das Leipziger Journal durchgeblättert hatte und auf einem Stuhle die „Fliegenden Blätter" liegen sah, eilte sie mit kindischer Neugierde dahin, sich auch diese Bilder zu besehen.

Nun stand aber dieser Stuhl gerade hinter dem des Doktors, dem es endlich gelungen war, die letzten Bedenklichkeiten des Schusters zu beseitigen.

„Wenn ich aber zum Mai nicht zahlen kann?" sagte der Ueberredete.

„Hm! Dann liegt auch nichts daran. Ich hoffe bis zum Mai wird's in Wien und in ganz Oesterreich so ausschauen, daß man keinen Wechsel mehr zu zahlen braucht, vorausgesetzt, daß wir alle zusammenhalten."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte der Schuster neugierig.

Da bog sich der Versucher zum Ohr seines Opfers, aber durch diese Bewegung wurde das kleine Mädchen sichtbar, das, wie erwähnt, hinter dem Stuhle des Doktors stand

Wüthend sprang der Schuster auf und donnerte der Erschrockenen zu:

„Was suchst Du hier? Willst Du horchen, was die Leute miteinander reden. Richtet Dein Vater, der Spitzel, Dich schon zu seinem Gewerb ab? Marsch hinaus, Naderer-Bankert.“

Das Kind war über die ersten Worte, die der Schuster herausstieß, so erschrocken, daß es die Zeitung fallen ließ; rasch aber hatte es sich gefaßt, sah den groben Handwerker an mit den großen, trotzigen, schwarzen Augen und sagte energisch:

„Ich bin kein Bankert. Niemand darf mich schimpfen.“

„Nun ja freilich, am End wird ma gnä' Fräul'n zu Dir sagen müssen, Du ungarischer Wechselbalg,“ höhnte der Schuster, „Dein Vater, der Lump, wäre im Stande so was zu prätendiren.“

Das Kind hatte inzwischen die Flasche mit dem Wein genommen, wendete sich, vor Zorn erblassend, gegen den brutalen Schuster und schrie, die kleine Faust ballend:

„Mein Vater ist kein Lump, aber ein viel besserer Mann, als Du!“

„Wie?“ brüllte der Schuster, „Du unterstehst Dich mit mir keck zu sein; na wart Fratz!“

Und im Nu hatte der rohe Mensch den Werkstatt-Pantoffel vom Fuß gezogen und schlug die arme Kleine mitten ins Gesicht, daß diese laut weinend entfloh.

Das Haus zum „Zwischenunser“ hatte einen lang gestreckten schmalen Hof, auf dessen einer Seite sich die Feuermauer des Nachbarhauses, auf der andern eine Flucht ebenerdiger Wohnungen befand, worunter auch die Werkstatt und das einzige Wohnzimmer des Schusters. Am Ende des Hofes führten einige Stufen zu einem kleinen, bescheidenen Gärtchen, worinnen im Sommer zwei Obstbäume, ein paar Sonnenblumen und ein Beet Gemüse mühsam Platz fanden; hinter demselben barg sich quer über den Hof die letzte ebenerdige Wohnung des Hauses, bestehend aus Küche, Zimmer und Kammer, und bewohnt in diesem Augenblicke von Herrn Leopold Preßler, Privatier.

Auf den Stufen, welche zu dem Gärtchen führten, saß in dem Augenblicke, als das geschlagene Mädchen weinend nach der Behausung des Vaters flüchtete, ein Knabe, etwas älter als die Kleine, mit sanften, weichen, blassen Zügen, der aus den verwelkten Schafgarben und dürren wilden Reseden, die zwischen den Fugen der Erhöhungsmauer am Gärtchen wuchsen, einen kleinen Strauß gebunden hatte. Als er das weinende Mädchen auf sich zukommen sah, sprang er bestürzt auf und fragte mit besorgter Stimme:

„Was hast Du denn, Minnerl, warum weinst Du denn, mein liebes Minnerl?"

„Geh weg, Du Garstiger," erwiderte das Kind, „ich mag Dich nicht."

„Du magst mich nicht? Du nennst mich garstig?" wiederholte der Knabe mit einer Stimme, der das Weinen ebenfalls nicht ferne war, „was habe ich Dir deun gethan?"

„Du nichts, aber Dein abscheulicher Vater!"

„Mein Vater? Was hat denn der Dir gethan."

„Er hat mich mit dem Pantoffel ins Gesicht geschlagen, der garstige Mann."

Der Knabe schlug entsetzt die Hände zusammen.

Das Gärtchen war schmal genug, daß Herr Preßler, ob des langen Ausbleibens seiner kleinen Minna besorgt, in die Thür getreten war, jedes Wort hören konnte, welches die beiden Kinder miteinander wechselten. Eine tiefe Röthe des Unwillens überzog sein Gesicht, als er vernahm, auf welch brutale Weise der Schuster seinen kleinen Liebling behandelt hatte, er schwieg aber und horchte, um auf ganz unparteiische Weise aus dem Munde des Kindes, das sich nicht belauscht wähnte, den wahren Sachverhalt zu hören.

„O Du armes, armes Minnerl!" sagte der Knabe mit Thränen in den Augen, während er die rosigen Wangen des Mädchens streichelte, „geschlagen hat Dich mein Vater? O wie gerne hätt' ich's für Dich ausgehalten, — ich bekomm's ja oft genug, wenn der Vater oder der Bruder schlecht aufgelegt ist. Eine mehr oder weniger, darauf kommt's nicht an."

„O ich weiß es, Albert, Du bist gut und hast mich lieb," sagte das besänftigte Kind, seine Thränen trocknend, „aber Dein Vater ist ein abscheulicher, böser Mann, welcher —"

„Er war auch nicht immer so," meinte der Knabe ihr ins Wort fallend, „aber weißt Du, es geht uns nimmer so gut, seit die Mutter todt ist, und das macht, daß der Vater oft rabbiat wird. Dazu kommt noch mein Bruder, der Student, der ihm immer die verbotenen Bücher heimbringt von der französischen Revolution und von den Königen und Kaisern, die alle schlecht waren, daß der Vater oft wüthend auf den Tisch schlägt und ausruft: Das kann kein gutes Ende nehmen! Wir haben eine Menge solcher Bücher in der Lade, die unter dem Bett steht."

Preßler horchte hoch auf, er machte da ganz zufällig eine Entdeckung.

„Du Bertl," sagte Minna nach einer Pause nachdenklich, „da Ihr so viele Bücher im Hause habt, so bist Du wohl viel gescheidter als ich, und kannst mir was erklären, was ich nicht verstehe."

„Was denn?"

„Was ist ein Bankert?"

„Nun wohl ein böses, unartiges Kind, denke ich," erwiderte treuherzig der Knabe.

„So? und was ist denn ein Naderer?"

„Das weiß ich nicht. Jedenfalls aber muß es etwas recht Böses sein, da mein Vater und der Bruder Franz jedesmal die Faust ballen und ausspucken, wenn sie das Wort nennen."

„Nun, wenn's was Schlechtes ist," sagte Minna mit tiefer Ueberzeugung, „dann kann mein Vater kein Naderer sein."

„Wie kommst Du auf diese Idee?" fragte kleinlaut der Knabe, denn auch er hatte schon manchmal den Bewohner des Gartenquartiers mit dem Namen „der alte Naderer" bezeichnen gehört.

„Wie ich darauf komme? I nun, weil mich Dein Vater einen Naderer-Bankert geschimpft hat, meinen Vater hat er einen Lumpen genannt, und als ich sagte, ich sei kein Bankert und mein Vater sei kein Lump, sondern ein viel besserer Mann als er, da schlug er mich mit dem Pantoffel."

Preßler war während den letzten Worten seines Ziehtöchterchens gewaltig blaß geworden. Wohl kannte er den Namen nur zu gut, mit dem ihm die tratschsüchtigen Nachbarn beehrten, aber es ärgerte ihn, daß man diesen Namen sogar dem unschuldigen Kinde zurief, am meisten aber, daß der Schuster sich erlaubt hatte, einen Mann, der sich doch indirekt im Staatsdienste bewegte, einen Lumpen zu nennen.

„Minnerl, bring den Wein herein," sagte er vortretend und das Gespräch der Kinder unterbrechend, „ich warte schon darauf."

Das Kind brachte den Wein in die Küche, Herr Preßler schenkte sich desselben einenen guten Theil in ein Glas, trank es mit einem Zuge aus und während er des Kindes Wangen streichelte, sagte er:

„Bleibe jetzt im Zimmer, liebe Minna, ich habe einen Gang; Albert kann hereinkommen und mit Dir spielen. Im Speisekasten steht noch ein Stück Strudel von Mittag, das könnt Ihr essen. Sperre aber innen zu, wenn ich fort bin und lasse Niemand hinein, bis die Julcsa mit dem Wasser kommt."

Julcsa, die ungarische Magd, die Preßler aus Pest mitgenommen und in seinem Dienst behalten hatte, war nämlich mit dem Wasserschaffe beim Brunnen.

Herr Preßler zog seinen Rock an, setzte seinen Hut auf und nachdem er noch gehört, wie Minna hinter ihm die Thür abgesperrt hatte, durchschritt er den langen schmalen Hof und trat durch die Seitenthür unter der Thorfahrt ins Gastzimmer des „Zwischenunser."

Die Gesellschaft hatte sich hier inzwischen vergrößert. Zu Meister Kolb und dem Doktor, die sich über ihre Wechsel-Operation vollständig geeinigt hatten, war noch der Sohn des Schusters gekommen. Der Student Franz, Hörer der Philosophie im zweiten Jahre, wie man damals sagte, oder Schüler der vierten Klasse des Ober-Gymnasiums, wie man jetzt sagen würde, also eigentlich ein Gymnasiast, der mit seinen langen gelben Haaren, seinen Brillen und seinen magern, abgelebten Zügen, die eine gewisse blasirte Altklugheit zur Schau stellten, auf jeden Unbefangenen den unangenehmen Eindruck machte, welchen ein halbgewachsenes, unreifes, geckenhaftes Burschenthum immer hervorbringt. Er trug einen dunklen Oberrock, eine schwarze, abgenützte Studentenmütze, natürlich ohne Band und Kouleur, Dinge, welche im Jahre 1847 in Wien zu den streng verbotenen gehörten und einen dicken Stock, der einen Ziegenhainer vorstellen sollte, wenn er auch statt in Ziegenhain im Dornbacher Wald geschnitten war.

Dieses interessante Kleeblatt machte beim Eintritte Preßler's ein sehr unmuthiges Gesicht, doch thaten sie alle drei, als ob sie den Naderer vollkommen ignoriren wollten.

Allein Herr Leopold Preßler war nicht der Mann dazu, sich ignoriren zu lassen; er trat mit dem Hute auf dem Kopfe vor den etwas verlegen blickenden Meister Kolb und sagte:

„Herr Kolb, ich habe mit Ihnen zu reden."

„Aber ich nicht mit Ihnen, Herr Preßler," antwortete der Schuster ziemlich ruhig.

Wenn zwei vormärzliche Wiener zu einander statt „Herr von" schlechtweg „Herr" sagten, so konnte man eins gegen zehn wetten, daß ein Krakehl im Anzuge sei.

„Ich werde nicht lange fragen, ob Sie mit mir reden wollen oder nicht," fuhr Preßler fort, „aber dort, wo ich Sie hinrufen werde, werden Sie mir Red' und Antwort geben."

„Das heißt, wenn der Vater will, — ultra posse nemo tenetur," näselte der Gymnasiast.

„Gehen Sie in die Schule und schicken Sie Ihren Herrn Lehrer," replizirte Preßler derb, „mit Ihnen habe ich nichts zu reden; was hier gesprochen werden soll, geht nur M ä n n e r an, da sollen sich die B u b e n nicht dreinmischen."

Der junge Mensch wurde roth bis über die Ohren, warf einen krötenartigen Blick nach dem Polizei-Agenten, schwieg aber, denn damals hatten die Studenten gar gewaltigen Respekt selbst vor dem untersten Organe jener geheimnißvollen Hermandad, die ihnen gar leicht „das weiße Röckl" anlegen lassen konnte.

Der Doktor mischte sich nun in die Debatte, ein zweiter vorgeschobener Posten für den Schustermeister, der noch immer überlegte, welche Haltung er annehmen sollte.

„Mein lieber Herr," sagte er, „ich hoffe, daß Sie nicht hieher gekommen sind, um eine Stänkerei anzufangen."

Der Doktor sagte schon „lieber Herr," und bewies dadurch seine milde Stimmung.

„Mein lieber Herr Steinlbeiß," antwortete Preßler persifflirend „Sie, der Sie mich schon so lange kennen, sollten doch wissen, daß ich kein Stänkerer bin. Erinnern Sie sich, wie Sie im Sterngassel *) saßen und mit Ihren Zimmergenossen Streit bekamen, weil der Eine behauptete, Sie hätten nicht wegen Veruntreuung, sondern wegen Betrug abgeurtheilt werden sollen und nicht drei Wochen, sondern

---

*) Im Polizeihause.

drei Monate verdient, wer hat da Frieden gestiftet? War's nicht ich? Wer hat sogar die Ohrfeige vertuscht, die Sie einem inhaftirten Bierwirthe gaben, weil er behauptete, Sie hätten Ihr Doktorat nur im Brantweinladen gemacht? War's nicht wieder ich? Es hätte einen schlimmen Verdruß mit dem Hauskommandanten gegeben, wenn ich damals hätte stänkern wollen. Sie sehen also, daß ich kein Stänkerer bin."

Der zweite vorgeschobene Posten zog sich, total geschlagen zurück und verbarg seine Niederlage hinter einem verlegenen Lächeln, welches er wieder im Weinglase verbarg, das er an den Mund führte.

Es blieb dem Haupttreffen nichts übrig, als selbst vorzurücken, das that nun auch Meister Kolb mit der ganzen groben Wichtigthuerei eines bürgerlichen Schusters, der zugleich Korporal bei den Dekretern war. *)

„Ich weiß nicht, wie Sie dazu kommen, meinem Sohn und dem Herrn Doktor hier ein Reparement zu geben," sagte er, anscheinend höchst ruhig, „dazu sind Sie doch wohl der letzte Mensch, und wir sind nicht die Leute, die sich vom nächstbesten hergeloffenen Kerl Grobheiten sagen lassen."

Dem Schuster war leichter, als er diese massive Antwort los hatte; er blickte triumphirend auf seinen Helfershelfer und den Studenten, die beide wieder auflebten.

Preßler war aber nicht aus der Fassung zu bringen, sondern antwortete kaltblütig:

„Sie wissen recht gut, daß ich kein hergelaufener Kerl bin, da ich seit fünf Jahren mit Ihnen im selben Hause wohne und pünktlich meinen Zins zahle, während ihn andere Leute schuldig bleiben" —

„Das geht Sie nichts an!" brauste Meister Kolb auf.

„Ich wollte Ihnen nur zeigen, daß man nicht Andere „hergeloffen" nennen soll, wenn man selbst nicht in seiner Stube sitzen kann, ohne vor der Pfändung zittern zu müssen. Doch davon ist nicht die

---

*) Maria Theresia vereinigte die „Schutz-Verwandten", welche keinen Bürger-Zettel, sondern nur ein Dekret hatten, zum zweiten Regimente der Wiener Bürgerwehr. Die wirklichen Bürger, welche das erste Regiment bildeten, bekleideten bei diesen sogenannten „Dekretern" sämmtliche Offiziers- und die meisten Unter-Offiziers-Chargen.

Rede. Es heißt manchmal Einer den Andern einen Lumpen, der ein viel größerer Lump ist."

„Meinen Sie damit etwa mich?" schrie der Schuster.

„Gott bewahre! Ich meinte nur, weil Sie den ganzen Tag im Wirtshause sitzen, während ich mein Seitel Wein bescheiden zu Hause trinke, müßten Sie die Lumpen in der Nachbarschaft besser kennen, als ich, Herr von Kolb."

Das „Herr von" war diesmal mit unvergleichlicher echt Nestroy-scher Manier angebracht, der Schuster wußte auch nichts zu erwidern, sondern sah zornig und trotzig seinem Gegner ins Gesicht.

„Ich bin nur gekommen, Herr Nachbar", fuhr Preßler fort, „um Sie zu fragen, ob Sie sich wirklich unterstanden haben, mein Kind, meine kleine Minna ins Gesicht zu schlagen."

„Ja, das habe ich gethan", erwiderte der Schuster.

„Und warum, wenn man fragen darf?"

„Weil Sie keck mit mir war."

„Was hat sie Ihnen gethan?"

„Zuerst belauschte Sie ein Gespräch, das ich mit diesem Herrn hatte. Was hat der Fratz zu horchen."

„Gehorcht hat sie nicht, das ist nicht wahr," mischte sich der Kellner Franz ins Gespräch, der aus Antipathie gegen den Schuster und aus Respekt vor der Polizei nur auf eine günstige Gelegenheit gewartet hatte, um Herrn Preßler seine Sympathie zu erkennen zu geben, sie besah sich die Bilder in den „Fliegenden Blättern" die zufällig auf einem Stuhle in der Nähe der zwei Herren lagen."

Meister Kolb strafte den Unberufenen mit einem grimmigen Blicke, während Preßler sagte:

„Meine Minna ist nicht gewohnt, Jemand zu behorchen und wenn sie auch zufällig von dem Gespräche etwas vernommen hätte, so würde sie's doch kaum verstanden haben, da eine Unterredung zwischen einem Geschäftsmanne und einem so raffinirten Juristen, wie der Herr Dr. Steinlbeiß sich jedenfalls um Dinge drehte, die ein sechsjähriges Kind nicht versteht."

Obwohl Preßler dies ohne allen Bezug sagte, so senkten die beiden Herren doch unwillkürlich den verlegenen Blick und nur der Student, der auch wieder einmal reden wollte, bemerkte:

„Kinder haben im Wirthshause nichts zu suchen."

„Das habe ich mir eben gedacht,“ antwortete Preßler, den jugendlichen Gymnasiasten auf eine so unverschämt drollige Weise fixirend, daß diesem abermals das Blut in die abgelebten Wangen stieg, „übrigens war mein Kind nur hiehergekommen, um Wein für mich zu holen. Ich sehe noch immer nicht, wo da die Keckheit liegt, die sich meine Minna gegen den Herrn Nachbar erlaubt haben soll.“

„Sie hat mich gedutzt,“ fuhr der Schuster fort, der unwillkürlich in den Ton der Verantwortung hineingekommen war, „sie hat gesagt, ihr Vater sei ein viel besserer Mann als ich.“

„Wenn ein Kind seinen Vater für einen besseren Mann hält, als alle andern Männer auf der Welt,“ erwiderte Preßler, „so ist das eben eine kindliche Anschauung, die ein Mann, der selbst Kinder hat, einem Kinde nicht übel nehmen sollte. Wenn meine Minna Sie gedutzt hat, so geschah es, weil sie zu allen Leuten, wie auch zu mir Du sagt, und noch nicht alt genug ist, um zwischen „Sie“ und „Du“ zu unterscheiden, — hat Ihnen die Kleine sonst nichts gethan?“

„Nein“ antwortete der Schuster, der bei all' seinen schlechten Eigenschaften doch nicht feig genug war, um sich durch eine Lüge auf Kosten eines Kindes zu rechtfertigen.

„All' das, was Sie da vorgebracht haben,“ sagte Preßler mit finsterem Blicke, „berechtigt Sie nicht einem Kinde das anzuthun, was Sie meiner armen Minna angethan haben.“

„Und was habe ich ihr denn gethan?“ fragte Meister Kolb, die Arme verschränkend und seinen Gegner mit eben so finsterem trotzigen Blicke fixirend.

„Sie haben das Kind einen — Naderer-Bankert geschimpft.“

„Wie hätte ich denn sagen sollen? Ein Kind, dessen Vater und Mutter Niemand kennt, heißt bei uns Wienern ein Bankert, und Sie, der Sie den Vater des Mädchens vorstellen, sind doch, wie alle Leute auf dem Grund behaupten, ein —“

Der Schuster hielt inne; das direkte Anbinden mit der Polizei schien ihm doch bedenklich.

„Ein Naderer, sagen Sie's nur“, ergänzte Preßler den Satz seines Gegners; „in Gottes Namen, man mag mich so heißen, weil's einmal der Wiener Ausdruck ist. Ich habe das höhnische „Naderer da!“ oft genug in meine Ohren klingen gehört, um mich jetzt noch darüber zu kränken. Aber ich will Ihnen etwas sagen, Sie stolz auf mich herabblickender Bürger, Schustermeister und Dekreter-Korporal!

Wenn Einem von Euch ein Unglück geschieht, wenn in Euere Kasse eingebrochen, eine Eurer Töchter entführt oder gar einmal ein Mord begangen wird, da rennt Ihr wie besessen auf die Polizei, schreit nach Hilfe und geberdet Euch wie närrisch, wenn die Polizei den Einbrecher, Entführer, Mörder nicht sofort zu Stande bringt. Warum sucht Ihr ihn nicht selbst? Weil Ihr zu faul, zu ungeschickt dazu seid. Es muß also andere Leute geben, die für Euch es thun, die ihre Ruhe, ihre Bequemlichkeit, ihre Gesundheit, häufig ihre geraden Glieder, ja selbst ihr Leben auf's Spiel setzen, um jene dunkeln Gestalten, vor denen Ihr zittert, aufzufinden und festzuhalten. Diese Agenten, die für ihre unglaubliche Mühe wirklich schlecht gezahlt sind, nennt Ihr verächtlich Naderer, während ich mit Stolz auf das zurückblicke, was ich als Naderer geleistet, da ich nie einen Menschen wegen seiner politischen Gesinnung vernadert habe. Verstanden? Es wäre mir nie eingefallen, Jemand deßhalb zu denunziren, weil er eine Lade voll verbotener Bücher unter seinem Bette stehen hat". *)

Meister Kolb biß sich auf die Lippen, der Student erblaßte und zitterte am ganzen Leibe.

„Weil aber das dumme Volk, Leute, die nicht weiter sehen, als ihre Nase reicht, mit dem Worte Naderer auch den armen, ehrlichen Polizeiagenten bezeichnen, der nur für das Wohl und die Sicherheit dieser dummen Leute arbeitet, so muß sich ein Kind immer was Schlechtes darunter vorstellen und einen Vater vor seinem Kinde als etwas Schlechtes hinstellen, — das thut kein honetter Mann."

„Wollen Sie damit sagen, daß ich kein honetter Mann bin?" schrie der Schuster leichenblaß.

„Ich will damit sagen," fuhr Preßler mit erhobener Stimme fort, „daß Sie, der hoffärtige Bürger, Meister und Dekreterkorporal, der Sie mich gegen mein Kind einen Lumpen genannt, der Sie dieses zarte unschuldige Kind nach echter Schustermanier mit dem Pantoffel ins Gesicht geschlagen haben, der feigste, roheste, gemeinste,

---

*) Wir bitten sehr, diese Vertheidigung des Nadererthums, welche Herr Preßler pro domo sua hält, nicht etwa unbedingt für die unsrige zu halten. Wir kennen zu gut das Unglück, welches die Naderer verschiedenster Sorte im vormärzlichen Oesterreich angerichtet haben, und welches Anastasius Grün in seinem herrlichen Gedichte: „Naderer da!" (Spaziergänge eines Wiener Poeten) so wundervoll geschildert hat.

erbärmlichste Kerl sind, der mir in meinem ganzen Leben vorgekommen ist."

Bei jedem Schimpfworte, das ihm der Naderer gab, reckte sich der Schuster um einen Zoll höher, jetzt stieß er einen Schrei aus, wie ein wildes Thier, warf sich auf den Gegner und wollte ihn mit beiden Händen am Halse packen.

„Ich muß den Hund erwürgen!" heulte er blauroth vor Wuth.

Allein Preßler war auf den Angriff gefaßt gewesen. Die Riesenkraft seiner Muskeln und Sehnen kennend, und sich auf dieselbe verlassend, da er sie und seine Kaltblütigkeit im Kampfe mit Dieben, Schwärzern und Gaunern aller Art oft genug erprobt hatte, erwartete er festen Fußes den Gegner, schlug mit der Rechten die Hände des Angreifers zur Seite, umfaßte ihn dann mit beiden Armen und warf ihn in die Ecke des Zimmers, wo der Schuster, zwei Stühle umreißend, brüllend vor Scham und Zorn zu Boden schlug.

Preßler wendete sich zum Gehen, als der Student, dessen natürliche Feigheit vor dem Zorn über die Art und Weise, wie sein Vater behandelt wurde, in den Hintergrund trat, gegen ihn ansprang, allein schneller als sich das schildern läßt, hatte der riesenstarke Mann das schmächtige Bürschlein auf einen Stuhl gedrückt, ja der aufgeregte Vater Minnas vergaß sich so weit, den armen Gymnasiasten ein wenig am Ohre zu ziehen und ihm einige nicht sehr ehrenvolle Namen zu geben. Das Studentlein war kreideweiß und weinte vor Wuth.

„Das ist die erste Lektiou, die ich Euch gegeben," rief Preßler an der Thür mit dem Stolze eines Triumphators, „die zweite wird noch ärger ausfallen, wenn Ihr Euch noch einmal untersteht, mein Kind auch nur mit einem Blicke zu beleidigen, Ihr Bagasche."

Und damit verließ Herr Preßler als Sieger den Kampfplatz beim „Zwischenunser."

Während Franz und der Doktor den physisch und moralisch niedergeschmetterten Schuster vom Boden aufhoben, ergoß sich der auf's Tiefste gedemüthigte Student in Verwünschungen gegen den Naderer und gegen das Land, wo sich die Polizei so was erlauben dürfe. Mit ihm vereinigte sich sofort Doktor Steinlbeiß und der vor Wuth keuchende Schuster, um die Zustände Oesterreichs als die entsetzlichsten zu schildern und fürchterliche Racheplane zu schmieden. Das Resul-

tat dieser grauenhaften Pläne war, nichts zu unternehmen, da denn doch der Naderer — ein Naderer sei und man froh sein dürfte, wenn die Geschichte von den verbotenen Büchern nicht zu den Ohren einer hohen Obrigkeit gelangte.

Vielleicht wundert sich mancher unserer Leser, wie es möglich war, daß sich Leute so etwas gefallen ließen. Wir erinnern daran, daß diese Szene im Dezember 1847, also noch im vormärzlichen Oesterreich spielte, daß die Anschauungen des Volkes damals andere waren, als jetzt, und daß wir in einem Volksromane uns vor Allem die Aufgabe stellen, wahr zu sein.

Wer sich noch an die vormärzliche Zeit erinnert, wird entscheiden können, ob die erzählte Szene nach dem Leben gezeichnet ist, oder nicht.

Selbstverständlich gingen die drei Gekränkten nicht aus dem Gasthause zum „Zwischenunser" weg, ohne den fürchterlichsten Racheschwur gegen Preßler geleistet zu haben.

„Wir warten auf unsere Zeit! sie wird kommen!" sagte dumpf der Doktor Steinlbeiß, die landläufige Phrase gebrauchend, hinter welcher die Leute, die in der Gegenwart nichts zu unternehmen wagen, ihre Feigheit verbergen.

Die Szene im Gastzimmer hatte noch ein idyllisches Nachspiel.

Es war spät Abends. Meister Kolb und sein Lieblingssohn waren ins Lerchenfeld gegangen, Herr Preßler hatte ebenfalls seinen Ausflug gemacht, wir wissen nicht wohin, da bat die kleine Minna die ungarische Magd, die in das Kind eben so vernarrt war, wie der Ziehvater selbst, sie noch ein wenig in den Hof hinauszulassen.

„Aber süßes Täubchen", sagte Julcsa in ungarischer Sprache, welche die Kleine so richtig sprach wie die deutsche, „es ist finster und kalt, der Schnee weht von den Dächern. Was willst Du draußen?"

„Ich komme gleich wieder", erwiederte Minna mit jenem überzeugenden, altklugen Ausdruck der gescheidten Kindern eigen, „Du darfst nicht fürchten, daß ich ausbleibe, bis der Vater heim kommt, ich habe etwas Nothwendiges zu thun."

„Ja aber", — —

„Wenn Du mich lieb hast, so läßt Du mich hinans."

Einer solchen Interpellation konnte Julcsa nicht widerstehen, sie öffnete die Thür, Minna huschte hinaus und schlich durch das

Gärtchen den finstern Hof entlang bis zur Wohnung des Schusters. Das Wohnzimmer war finster, aber in der Werkstätte, die ein elendes Stümpchen Licht zur äußersten Noth beleuchtete, sah sie Albert auf einem kleinen Schusterbänkchen sitzen, traurig den Kopf auf die Hände stützend. Sie öffnete die Thür, die in die Küche führte. Der böhmische Lehrbube, der zur Zeit das ganze Arbeitspersonal des herabgekommenen Schusters bildete, putzte pfeifend bei einem Talglichtreftchen ein paar fertig gewordene Stiefel.

Als er die Küchenthüre öffnen hörte und sich umsehend das kleine Mädchen gewahrte, welches leise, aber nicht furchtsam in die Küche trat, brummte er in radebrechendem Dialekt deutschredenden Czechenthums:

„Marsch hinaus! Hast hier nichts zu suchen."

„Ich will zu Albert."

„Darfst nicht hinein."

„Warum nicht?"

„Pane Meister hat verboten, junger Herr Student auch."

Albert hatte aber inzwischen bereits die Stimme der Kleinen gehört und die Werkstatt-Thür geöffnet.

„Minna, meine liebe gute Minna!" rief er.

Der Schusterjunge kam, kraft meisterlichen Auftrages in die unangenehme Nothwendigkeit, die kleine Eingedrungene am Arme zu ergreifen, um sie zur Thür hinaus zu befördern. Albert ergriff wüthend ein Stiefelholz und es wäre im Hause zum „Zwischenunser" vielleicht zu einer zweiten Kampfesszene gekommen, wenn nicht Minna mit jener Findigkeit, welche kleine Mädchen vor weit größeren Knaben voraus haben, rasch gesagt hätte:

„Sei kein Narr, Wenzel, — was hast Du davon, wenn Du mich hinauswirfst. Uebermorgen ist mein Geburtstag, da bekommen wir einen Gugelhupf und ich bringe Dir ein großes, großes Stück, wenn Du mich ein Bischen hier in der Werkstätte mit Albert plaudern läßt."

Der stiefelputzende Czeche stutzte; mit der Pfiffigkeit, welche die Enkel des Przemysl kennzeichnet, hatte der stets darbende Junge bald herausgefunden, daß ein Stück Gugelhupf, ein nie auf seiner Speisekarte vorkommendes Wunder, mit einigen Ohrfeigen und Schopfbeutlern von des Meisters Hand nicht zu theuer erkauft sei.

„Na, so plauscht mit einander, aber schnell, sonst kommt der Meister heim, — und dann geht's uns allen dreien schlecht!" sagte er, das Geschäft der Stiefelglänzung wieder aufnehmend, „aber es muß ein großes Stück Gugelhupf sein, das sag' ich Dir, Du kleiner, schwarzer Käfer."

Albert und Minna traten in die Werkstätte und theilten sich ihren kindischen Kummer mit.

„Der Vater hat gesagt, ich soll mich nicht mehr unterstehen mit Dir zu spielen, sonst schlägt er mir das Kreuz ab," wehklagte Albert, „es muß etwas geschehen sein! Mein Vater sagt, Ihr seid schlechte Leute und es ist eine Schande für jeden ehrlichen Menschen mit Euch umzugehen."

„Das ist nicht wahr," rief die Kleine sehr energisch, „es ist schlecht von Dir, so was zu glauben."

„Ich glaub's auch nicht," betheuerte der Knabe, „aber ich muß doch meinem Vater folgen, schon um Deinetwillen; denn ich für meine Person hielte gerne die Schläge aus, aber mein Vater ist gar böse und wenn er Dich schlagen würde, das thäte mir viel mehr weh."

„Du guter Albert!"

„Arme liebe Minna!"

„So sollen wir uns nicht wiedersehen."

Albert zuckte die Achseln und Thränen traten in seine sanften blauen Augen.

„Gibts denn gar kein Mittel?" sagte die Kleine.

„Ich weiß keines."

„Halt! mir fällt was ein."

„Was denn?"

„Wohin gehst Du in die Schule?"

„Hinüber ins Freihaus zum Herrn Lehrer Friedrich."

„Sitzen da die Knaben und Mädchen in einem Zimmer beisammen?"

„Ja wohl *). Aber schwätzen dürfen sie nicht miteinander, sonst werden sie gestraft."

„Das thut nichts, aber wir können uns doch sehen und wenn die Schule aus ist und die Knaben und Mädchen laufen nach Hause, können wir im Schulhause und auf der Gasse miteinander reden."

---

*) Nach vormärzlicher Sitte.

„Ja wohl, das wäre prächtig, — aber Du gehst ja noch nicht in die Schule."

„Morgen werde ich meinen Vater bitten, daß er mich gehen läßt."

„Ja ja, — so ist's am schönsten."

„Und nun gute Nacht, Dein Vater könnte kommen."

Albert fühlte die Richtigkeit dieses Argumentes; er wollte die kleine Freundin nicht der Gefahr einer schlimmen Behandlung von Seiten seines brutalen Vaters aussetzen. Die beiden Kinder nahmen herzlichen Abschied und Minna schlüpfte wieder zur Thür hinaus, nachdem Wenzel sie noch einmal an ihr Versprechen erinnert hatte.

Zwei Tage später besuchte Minna zum ersten Male die Schule im Freihause, — der kleine Schlaukopf hatte den sechsten Geburtstag ihrem verhätschelnden Ziehvater als den geeigneten Zeitpunkt bezeichnet, in die Geheimnisse des ABC und des Einmaleins eingeweiht zu werden.

Am selben Tage schwelgte Wenzel, der Lehrjunge, in dem Genusse eines reichlich gezuckerten, mit Rosinen wohl bespickten, mit Mandeln ausgelegten riesigen Stückes Gugelhupf, das ihm die kleine Minna als Lohn für seine Treue und Verschwiegenheit heimlich zugesteckt hatte.

Die Familien Kolb und Preßler lebten fortan in dem schmalen Hofe des Hauses zum „Zwischenunser" in so erbitterter Feindschaft, wie einst zu Verona die weltberühmten Familien der Montecchi und Capuletti. Allein wie dort im geheimnißvollen Dunkel der Nacht auf dem durch Shakespeare unsterblich gewordenen Balkone die Kinder der feindlichen Häuser den Haß und Groll ihrer Väter durch eine Liebe zu Schanden machten, welche für alle Jahrhunderte das Muster der treuesten, rührendsten, poetischsten Verkettung zweier Herzen geworden, so waren es auch hier zwei Kinder, welche allerdings am hellen Tage, in der Oeffentlichkeit eines Lehrzimmers, in dem Kindererfüllten Hofe eines Schulhauses sich tagtäglich, unbekümmert um der Väter Feindschaft, ihre innige Anhänglichkeit kund gaben, eine Anhänglichkeit, die zwischen Albert-Romeo und Minna-Julie um so größer ward, je mehr die Erbitterung zwischen Kolb-Montecchi und Preßler-Capulet von Tag zu Tag sich steigerte.

Zweites Kapitel.

Die Flatzianer beim Todtenkopf.

Wir gestehen, daß wir bei den letzten Szenen, die manchem Leser vielleicht kindisch vorgekommen, mit um so größerer Vorliebe verweilten, als wir in den folgenden Kapiteln unserer Erzählung wenig Gelegenheit mehr finden werden, auf derlei stillen, grünen Oasen Rast zu halten.

Es stieg damals am Horizonte der Weltgeschichte eben jenes fürchterliche Gewitter herauf, dessen erster Blitz in die Tuilerien schlagen und den Bürgerkönig zum Flüchtling machen sollte, um dann von Paris aus unheilschwanger über alle Hauptstädte Europas hinzuziehen, überall zündend, niederschmetternd, zerstörend, aber auch die Luft reinigend von den Miasmen einer ekelhaft versumpften, elenden Zeit.

Ob man in Oesterreich wohl das ferne Grollen des Donners hörte?

Wir glauben diese Frage entschieden mit Nein beantworten zu dürfen.

Der Staatskanzler Fürst Metternich, der allmächtige Minister, um dessen Gunst die Höfe Europas buhlten, wie heutzutage um die des Weltlenkers an der Seine, war alt geworden, eingeschläfert durch die Lobeshymnen, die man seit 1813 seinen politischen Erfolgen gesungen, sicher gemacht durch fünfunddreißig Friedensjahre, während welchen die Völker Oesterreichs, wie die Muselmänner ihr Allah il Allah, den Spruch beteten: Es gibt nur ein Oesterreich und Metternich ist sein Prophet.

Der eiserne Handschuh, mit dem er nach dem Kongreß von Verona und den Karlsbader Beschlüssen die Mücken, die zu summen wagten, zermalmt hatte, war längst der alternden Hand entsunken, die nur mehr die Glacés des blanken, glatten Absolutismus trug. Der gütige Kaiser Ferdinand, ein Feind strenger Maßregeln, war von der Exekution der beiden Bandieras, welche die Trikolore in Italien aufpflanzen wollten, zu unangenehm berührt, und das heitere Wien, die Phäaken-Metropole, die nach Lanner's und Strauß's melodiösen Walzern tanzte, Nestroy applaudirte und sich die wohlfeilen

Genüsse ihrer zahllosen Restaurationen trefflich schmecken ließ, hatte bei dem mißglückten „Bäcken-Rummel" ihre Unfähigkeit zum Revolutionmachen bewiesen. Eine Revolution in Wien — Unsinn!

Von dieser Ueberzeugung ausgehend, wurden Metternich und, man verzeihe den Ausdruck, sein Famulus, der Graf Sedlnitzky, sogar toleranter, bekamen manchmal sogar Anwandlungen von Koketterie mit dem Fortschritte, duldeten es, daß Bücher, wie „Oesterreich und seine Zukunft", „Aus der Kaserne", „Spaziergänge eines Wiener Poeten" freilich erga schedam in Tausenden von Exemplaren verbreitet wurden, — Vereine tauchten auf, der juridisch-politische Leseverein, der Männergesangverein. In erstem Vereine bereitete sich sogar eine Petition um „Milderung der Zensur" mit vielen Unterschriften vor, und als der abschlägige Bescheid bei einem Festmahl in Dommeyers Kasino zu Hietzing einige für jetzt freilich lächerlich zahme, für damals aber gewaltig scharfe Toaste herbeigeführt, da soll der Staatskanzler auf die pflichtschuldige Anzeige des Gesprochenen lächelnd erwidert haben: „Laßt die Hunde bellen."

„Wir wollen ihm zeigen, daß wir auch beißen können," wagte Saphir zu sagen.

In allen nur halbwegs intelligenten Kreisen huldigte man modernen, liberalen Ideen; so zugeschnitten der „Beobachter" auch die Kammerverhandlungen konstitutioneller Länder brachte, so hatte man doch schon gelernt, zwischen den Zeilen zu lesen, und die Auseinandersetzungen, welche sich Professor Hye, der Matador der vormärzlichen Liberalen, von der Lehrkanzel zeitweise über gewisse Zustände erlaubte, fanden in der Studentenschaft die begeistertste Aufnahme, die rascheste Verbreitung in alle Schichten, die für dergleichen empfänglich. Des verehrten Professors Rembold, der seinen Freimuth mit dem Verluste seiner Lehrkanzel gebüßt, gedachte man bei jeder Gelegenheit mit Rührung und Wehmuth.

Ein kleiner Studentenkrawall auf der Universität am Leopoldstage des Jahres 1843, wo man einen Studenten am Stubenthore wegen Rauchen verhaften wollte und den sich Flüchtenden in der Aula gegen Polizei-Soldaten und Grenadiere vertheidigte, so daß diese abziehen mußten, war vertuscht und nicht einmal in auswärtigen Zeitungen erwähnt worden. In der Tradition der Studenten lebte aber der „glorreiche Leopoldstag" noch einige Jahre fort.

Allein nicht blos in literarischen und wissenschaftlichen Kreisen, auch in der Gewerbe- und Handels-Sphäre war das Bedürfniß nach einer Neugestaltung der Dinge augenfällig erwacht, Wiener Bürgerssöhne, die Inhaber größerer Geschäfte machten häufig Reisen nach Frankreich, nach dem deutschen Norden, sie holten sich in Paris neue Anschauungen, in Berlin und Hamburg aber das demüthigende Bewußtsein, daß man die Oesterreicher für eine verrottete, verdummte Nation hielt, die eingelullt durch leibliche Genüsse aller Art, keines höheren geistigen Schwunges fähig, nur zum Spott für die andern deutschen Stämme vorhanden sei. Während diesen Repräsentanten der Handels- und Gewerbewelt in dem einen Ohre die Marseillaise summte, klang ihnen im andern das höhnische „Schön langsam voran", das man zur Nationalhymne der Oesterreicher erhoben hatte.

Der Zündstoff war vorhanden, — es fehlte der Funke. Wer sollte den Impuls geben?

Zu jener Zeit gab es in der Traiterie des allgemeinen Krankenhauses ein Extra-Zimmer, in welchem sich tagtäglich die jüngern Doktoren und Sekundar-Aerzte versammelten zum heitern, wenn auch frugalen Abendmahle, bei welchem die Tagesfragen lustiger, aber auch ernster Art besprochen wurden. Der Mediziner, gewohnt die Schäden des Menschenkörpers aufzufinden und zu erörtern, hält sich häufig mehr als der pedantische schüchterne Jurist berufen, auch die Krebsschäden am Staatskörper in den Bereich seiner gewöhnlich leidenschaftlichen Diskussion zu ziehen, und quod ferrum non sanat, ignis sanat *) als die beste Kurmethode der kränkelnden Staats-Gesammtheit zu empfehlen.

Der Traiteur, Herr Flatz, das Muster eines Wirthes, sorgte nicht nur auf's Beste für das leibliche Wohl seiner jungen Gäste, sondern er wußte auch alle verbotenen Bücher zum Handgebrauche seines Extrazimmers aufzutreiben und die „Flatzianer," wie sich die Gäste des Herrn Flatz ihm zu Ehren nannten, lasen regelmäßig im Sanktuarium des Traiteurs die „Leipziger Lesefrüchte," die „Grenzboten" und manch' anderes Blatt, das nur durch Schleichwege zu beziehen war, deren es allerdings damals mehr gab als jetzt. Uebrigens hatten die Flatzianer, zu denen die meisten später berühmt gewordenen Meister der Wiener medizinischen Schule gehörten, eine entschieden

*) Was das Messer nicht heilt, heilt das Ausbrennen. Hippokrates.

österreichische Richtung; wenn sie auch eine Neugestaltung der Verhältnisse des Gesammt-Vaterlandes für dringend nothwendig erkannten, so fiel es ihnen doch nicht im entferntesten ein, am Bestande dieses Vaterlandes selbst rütteln zu wollen und einseitiger Separatismus, angeregt durch ein paar Polen und Italiener, fand so entschiedenen Widerspruch, so scharfe Zurechtweisung, daß sich die Separatisten und ihr Anhang ganz von den Flatzianern trennten und als Neu-Flatzianer in der Josefstadt ein Neo-Flatium gründeten, während die alten Flatzianer diesen Republikanern, wie man sie nannte, jedes Recht absprachen, den Namen des lustigen, gemüthliches Traiteurs zu mißbrauchen.

Das Lokal, in welchem sich die Neu-Flatzianer zusammenfanden und in welchem gelegentlich auch ein Bischen Halbzwölf oder Macao gespielt wurde, was der alte Flatz nie erlaubt haben würde, befand sich in der langen Gasse in einem alterthümlichen Hause, das jetzt ebenfalls einer vierstöckigen Zinskaserne Platz gemacht hat. Sonderbarer Weise hatte dieses kleine, unscheinbare Wirthshaus zu ebener Erde gar keine Zimmer für Gäste, sondern blos den Schanktisch, wo sehr schlechtes Bier und ganz vorzüglicher Wein für die sitzenden und mehr noch für Gäste über die Gasse geschenkt wurde; ein paar Stufen führten abwärts in ein Souterrain, das wohl ehedem ein Stall gewesen, ein paar Stufen aufwärts in das kleine Extrazimmer, welches für die Neu-Flatzianer reservirt war. Das Schild der kleinen Kneipe „zum Todtenkopf" war nicht über dem Eingang angebracht, sondern lebte nur im Volksmunde.

In's Heiligthum der Neu-Flatzianer in der Todtenkopfkneipe führen wir unsere Leser am 1. März des Jahres 1848.

Die anwesende Gesellschaft, aus Polen, Italienern, Czechen und Ungarn bestehend, unter welchen nur wenige Deutsche, war in großer Aufregung. Der Kaiser hatte am Abende zuvor das Elysium besuchen wollen, Daum eine große Festproduktion veranstaltet und das Publikum in großen Plakaten ersucht, an diesem Abend in der Gala zu erscheinen. Gerne folgten die Wiener diesem Aufrufe und erschienen im vollen Glanze, so Männlein als Weiblein, die prachtvollen Kellerräume des originellen Unterhaltungsortes erfüllend, um den gütigen Kaiser wieder einmal in der Nähe zu betrachten und gleichzeitig ihm das Vergnügen zu verschaffen, sich seine „lieben Wiener" in ihrer Lustigkeit anzuschauen.

Für neun Uhr war der Kaiser angesagt, um 8 Uhr jedoch verbreiteten die zahlreichen Angestellten des großartigen Etablissements auf Daum's Befehl die Nachricht, Seine Majestät werde nicht erscheinen, da Allerhöchstdieselben durch ein unbedeutendes Unwohlsein verhindert seien.

Bevorzugte Haus-Offiziere des Elysiums, eingeweihte Oberkellner und Kassadiener raunten es jedoch ihren Bekannten in die Ohren, Seine Majestät sei deßhalb nicht erschienen, weil in Paris eine Revolution ausgebrochen, die den bedenklichsten Charakter augenommen.

Und so war es! Mit dem 28. Februar war über Frankreich abermals eine Periode des Umschwunges hereingebrochen, unheilvoll in ihren Folgen für lange Jahre.

Die Gäste des Elysiums fühlten sich gedrückt durch diese Gerüchte, die Unterhaltung wollte nicht recht in Gang kommen und bald zerstreuten sich die geputzten Herren und Damen nach allen Richtungen der Stadt und der Vorstädte, ihren Nachbarn die große Neuigkeit zu verkünden mit ihnen ihre Hoffnungen, ihre Befürchtungen auszutauschen.

Der nächste Tag bestätigte das Gerücht nur zur sehr. So zurückhaltend der „Beobachter" und die „Wiener Zeitung" auch die Pariser Ereignisse besprachen, so entschieden sie das Reform-Banket und Lamartine's Agitation verdammt hatten, so mußten sie doch zugeben, daß „bedauerliche" Mißverständnisse zu „unliebsamen" Konflikten zwischen der Staatsgewalt und dem Publikum Veranlassung gegeben, eine jener Emeuten herbeiführend, die in Paris so häufig am gesunden Sinne der Bevölkerung, an der Treue der Truppen aber jedesmal gescheitert seien.

Diese offizielle Lüge sollte das Publikum noch beruhigen, während der französische Gesandte bereits beim Staatskanzler seine Visite gemacht und ihn mit den Worten begrüßt hatte:

„Wieder ein König, der Ihren Rathschlägen seinen Untergang verdankt."

So erzählte man sich in Wien und von Stunde zu Stunde folgten neue Hiobsposten, — die Tuilerien vom Volke erstürmt und angezündet, Guizot entflohen, der König sammt Familie bedroht, der Straßenkampf fortdauernd, die Linie mit dem Volke fraternisirend, Regentschaft des Duc de Nemours, Vormundschaft der Herzogin Helene für den Grafen von Paris, — die Orleans alle flüchtig, Einstellung

des Kampfes, Verbrüderung des Volkes und der Truppen, — provisorische Regierung, Dupont de l'Eure, Lamartine, Arago, Ledru-Rollin, Flacon und der Arbeiter Albert an der Spitze der Staatsleitung, — Republik!

Dies war die Steigerung der Nachrichten aus Paris, die endlich in dem für die Oesterreicher, für Besitz, Adel und Klerus so fürchterlichen Wort „Republik" gipfelten.

Die Börse bestätigte die Nachrichten aus der Revolutions-Metropole an der Seine, indem die Metalliques von 105—106, wie sie vor dem Ausbruche der Pariser Bewegung gestanden, auf 98 herabsanken. Man stelle sich nun einen Wiener Bürger der alten Zeit, in welcher die Metalliques nie unter pari gekommen waren, unter solchen Umständen vor. Die Bestürzung war eine allgemeine, — der Besitz und das Kapital ließen den Kopf hängen, aber Tausende von Herzen schlugen höher und hoffnungsvoller, der Brand der Tuilerien mußte ja wohl bis auf den Ballplatz zu Wien leuchten und dem eigensinnigen alten Fürsten Metternich ein Licht aufstecken, daß die Völker denn doch nicht mehr nach der alten Schule zu lenken seien. Er aber, in seiner Sicherheit achtete nicht des Mahnrufes der Zeit, — wer weiß, ob er nicht daran dachte, die Truppen der heiligen Allianz neuerdings marschiren zu lassen, um die weiße Fahne der Bourbons zum dritten Male in dem eroberten Paris aufzupflanzen.

Und nun denke man sich unter dieser fieberhaften Aufregung, die ganz Wien ergriffen hatte, die heißblütigen Republikaner von Neo-Flatium in der Kneipe der langen Gasse.

Die Debatte war eine stürmische, man hielt sich nur wenig an parlamentarische Formen. Jeder schrie seine Meinung dem Andern in's Gesicht, der Wein floß in Strömen, die Wangen glühten, die Augen funkelten und die Worte flogen wie brennende Pfeile hin und her.

Als eines besonders auffallenden Umstandes erwähnen wir, daß jeder dieser Herren, gleichviel welcher Nation er angehörte, an dem vierten Finger der linken Hand einen einfachen Siegelring trug, dessen Platte, gleichviel aus Metall oder Stein, die zwei Buchstaben A. D. zeigte.

Da nicht anzunehmen, daß die Namen der fünfzehn bis zwanzig Anwesenden sämmtlich mit diesen zwei Anfangsbuchstaben beginnen sollten, so muß man wohl eine andere Erklärung dafür suchen, und

wir glauben nicht zu irren, wenn wir die beiden Buchstaben A. D. mit „Austria delenda“ *) deuten, eine Auslegung, die an Wahrscheinlichkeit gewinnt, wenn man die feurige Rede hörte, welche der improvisirte Präsident dieser Versammlung, der Medizin-Rigorosant Paolo Giovanelli aus Mantua eben hielt und die mit den Worten schloß:

„Und darum wiederhole ich's Euch, Freunde, Brüder! Die Zeit ist gekommen, wo der österreichische Koloß stürzen wird. Wer macht eine Statue und bildet den Kopf aus Marmor, den Leib aus Granit, die Arme aus Chalcedon oder Onix und die Füße aus Thon? So aber ist diese Austria gebaut, die sich anmaßt imperare orbi universo **), und die unter der Wucht des Sturmes aus Westen in ihre Theile zerschmettert werden wird. Was wir in den Konventen der Carbonaris Italiens, in den geheimen Gesellschaften Frankreichs Jahre lang vorbereitet haben, endlich, endlich kommt es zum Durchbruche. Der Löwe von St. Markus reckt sich auf zum gewaltigen Sprunge, die Schlange von Mailand erhebt sich, die Barbaren in ihrer Umschlingung zu erwürgen. Während die Minister Frankreichs und Oesterreichs einverständlich ihre Truppen marschiren ließen, um jede freiheitliche Bewegung am Arno und Po zu ersticken, wird die wieder erstandene Trikolore der französischen Republik bald neben der dreifarbigen Standarte Italiens wehen, um die Oesterreicher aus dem heiligen Vaterlande Dante's und Savonarola's zu verjagen.“

Ungemessener Jubel folgte dieser Rede, die natürlich deutsch gehalten wurde, weil sie sonst der Mehrzahl der Versammelten unverständlich geblieben wäre.

Es ist charakteristisch, daß bei allen ähnlichen anti-österreichischen Debatten, wo die Zertrümmerung der Statue Austria besprochen wird, doch keine andere Sprache, als die des deutschen Kopfes, zu verwenden ist; ein Beweis, daß die einzelnen Glieder denn doch dem deutschen Sitze des Gehirns instinktiv und unfreiwillig ihren Respekt zollen.

Herr Dr. Giovanelli, wir wollen ihm diesen Titel eben so geben, wie der Kellner von Neo-Flatium, vergaß auch, sowie seine jubelnden Zuhörer, daß unter den Oesterreichern, die aus Italien ver-

*) „Austria delenda“ — Oesterreich muß zerstört werden.

**) „Ueber die ganze Welt zu herrschen“, eine Anspielung auf das bekannte Monogramm Friedrichs IV. A. E. I. O. U.

jagt werden sollten, sich Tausende von braven tapfern Ungarn, Polen, Böhmen befanden, die unter Radetzky's Fahnen ihr Blut vergießen sollten, ohne daß die jubelnden Neo-Flatzianer daran dachten, daß es das Blut ihrer Landsleute war, welches sie zum Opfer bestimmten.

Dr. Nyari Kalman nahm nach dem Italiener das Wort ein schwarzer, feurig sprechender Ungar:

„An meinen Vorredner mich anschließend, glaube auch ich, daß die Zeit gekommen, wo die Welt es einsieht, wie lächerlich es ist, wenn eine Nation, die nach Millionen zählt, wie die magyarische, seßhaft in einem Lande, welches an Reichthum und Fruchtbarkeit auf der Welt nicht seines Gleichen hat, sich von einer Handvoll hergelaufener Fremden tyrannisiren läßt. Wenn ein Großhändler zufällig nebst seinem Bankiergeschäfte einen Tabakladen hätte, wird er sich Großhändler oder Tabakkrämer nennen? Gewiß Großhändler! Nun denn, der Kaiser von Oesterreich ist in Ungarn Großhändler, in seinem deutschen „Landl“ nur Krämer, er komme nach Ofen, trage die Krone des heiligen Stefan, die wir Anno 1830 auf sein Haupt setzten, als König von Ungarn und lege die österreichische Kaiserkrone in die Schatzkammer zu Ofen, als eine historische Erinnerung —.“

„Und die Krone Böhmens?“ fragte Dr. Hrzka, der Stimmführer der Czechen.

„Nun neben der Krone Oesterreichs ist in Ofen noch Platz für die böhmische Krone, — für Prag wird sich wohl ein Erzherzog als Locumtenens regius finden“, meinte der Ungar.

„Da müßten wir protestiren!“ eiferte der Czeche, „die Krone des heiligen Wenzeslaus ist so gut, wie die des heiligen Stefan, das hundertthürmige Prag hat eben so viel, ja noch mehr Recht, des neuen Reiches Residenz zu werden, als das Ofner Schlößlein, daß ihr zwei Jahrhunderte lang dem türkischen Pascha gelassen, während Prag immer eine Königsstadt war.“

„Und wenn wir dennoch auf Ofen bestehen?“ fragte der Ungar giftig roth im Gesichte.

„Dann werden wir die Krone des schönsten slavischen Reiches, das Diadem Karls IV., dem Czaren aller Reußen zu Füßen legen, — er werde Autokrator aller Slaven.“

„Dem Nikolaus? dem Erbfeind? dem Henker unserer Brüder! nimmer! nimmermehr!" schrie der Pole, Dr. Janowsky, „beim Haupte meines Vaters, der in Warschau gehängt wurde, eher soll Alles zu Grunde gehen, ehe wir Polen an Rußland uns anschließen. Ein Verräther, wer so spricht!"

„Verräther!" brauste der Czeche auf, „nehmen Sie das Wort zurück!"

„Ich bleibe dabei."

„Dann —."

Allein ehe der Czeche noch das beleidigende Wort gesprochen hatte, war er von Anderen umfaßt und auf den Stuhl niedergezogen von dem er aufgesprungen war.

„Ruhe! Ordnung! keinen Streit!" rief man von allen Seiten.

Grollend warf sich Dr. Hrzka zurück und schwieg fortan, einem neuen Redner zuhörend, der sich das Wort erbat und dem es der Präsident Giovanelli ohne Weiters zugestand. Diese Persönlichkeit müssen wir ein wenig näher schildern.

Der Herr Dr. Schüttke, der erst seit wenig Tagen in Wien sich aufhielt und von Giovanelli als Gast in die politische Kneipe zum Todtenkopf mitgenommen worden war, präsentirt sich als ein sehr hübscher junger Mann, mit schlichtem dunklen Haar, prachtvollen Augen und Zähnen, in elegantem Gewande, das gegen das theils burschikose, theils etwas abgetragene Kostüme der übrigen Neo-Flatzianer ziemlich auffallend kontrastirte. Er war glatt rasirt, wie zu einem Balle, trug feine Wäsche und im elegant gefalteten Vorhemde prangte eine Brillantnadel von ziemlich hohem Werthe. Sein sonores, biegsames Organ klang außerordentlich einschmeichelnd, als er Anfangs lächelnd, dann aber immer ernster werdend, seine Ansicht zum Besten gab.

„Verzeihen Sie, geehrte Herren Kollegen," sprach er, „wenn ich, ein Fremder, es wage, Sie auf einen Faktor aufmerksam zu machen, der unsere Rechnung ruiniren müßte. Ohne es zu wissen, thun Sie gegen Ihre Landsleute das, was Metternich seit Jahren thut. Durch Begünstigung der einen Nationalität auf Kosten der Andern hält er, auf die begünstigte sich stützend, die Uebrigen im Schach. So lange der Böhme gegen den Polen, der Kroate gegen den Italiener, der Ungar gegen den Deutschen als willfähriges Werkzeug dient, ist nichts zu hoffen. Heute mir, morgen Dir! Der Unter-

drückte von heute wird der Unterdrücker für morgen und läßt seinen Zorn an dem ehemaligen Peiniger aus. Kann es unsere Aufgabe sein, die künftige Residenz des Herrschers von Oesterreich zu bestimmen? Kränkeln wir nicht alle an einem unheilbaren Royalismus, wenn wir uns mit solchen Lappalien befassen, während das siegreiche Volk in Paris auf den Trümmern der alten Zwingburg die Fahne der Republik aufgepflanzt hat? Die Nationalitäten werden ewig nur ein Werkzeug der Könige sein, wenn sie eifersüchtig untereinander ihre nationale Eitelkeit höher setzen, als selbst die Freiheit. Im absoluten Staate kehren die verschiedenen Nationalitäten die Waffen gegen einander, in der Republik leben sie friedlich neben einander, so in der Schweiz, wo Wälsche, Franzosen und Deutsche sich prächtig vertragen, so im großen Mutterlande der Freiheit, in Amerika, wo alle Stämme des Kontinentes unter dem glorreichen Sternenbanner die Früchte der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit genießen. Wir in Deutschland haben es satt, auf Kosten eifersüchtelnder Fürsten um die schönsten Rechte des Menschen gebracht zu werden, — am Main und Rhein hat man die Neunziger-Jahre nicht vergessen und wenn die Rothhosen kommen, uns die Republik zu bringen, werden wir sie als Brüder begrüßen. Die allgemeine deutsche Republik kann aber neben sich kein ungarisches, böhmisches, polnisches Königthum brauchen, und wie es einst eine helvetische, transrhenische, batavische und cisalpinische Republik gegeben, so wird sich bei der zweiten Welterschütterung ans republikanische Deutschland eine Republik Czechien, Magyarien, Polonien anlegen. Die Völker werden sich die Hände reichen und friedlich über den gestürzten Thronen das Reich der Verheißung, das tausendjährige Reich der Freiheit errichten."

Man hatte fast mit Grauen dieser Rede zugehört. Der Deutsche war weiter gegangen, als Italiener, Slave, und Magyare, er sprach das Wort der Vernichtung, den Umsturz des Bestehenden so kaltblütig aus, wie es die Tischgenossen des „Todtenkopfes" noch nie gewagt. Mit Bewunderung sahen die Vertreter der verschiedenen Nationalitäten auf den schönen Redner und ihre Bewunderung, richtiger Verwunderung würde noch gestiegen sein, wenn sie gewußt hätten, daß derselbe Herr Doktor Schüttke am Vormittage dieses stürmischen Abends auf eine Anweisung des Fürsten Metternich an betreffender Kasse 500 Gulden erhoben hatte, als Honorar für Artikel, die er in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" gegen Pulsky, sowie gegen den neu-

französischen Schwindel zu Gunsten des altösterreichischen, patriachalischen Systems getrieben hatte.

War also Dr. Schüttke ein Agent der Regierung, ein Spion unter den Neo-Flatzianern?

Nein. Dr. Schüttke wollte der Mirabeau der österreichischen Revolution werden; er wollte die Furien loslassen und sich dann bei der Regierung als Bändiger derselben anmelden, wie Mirabeau einst bei der unglücklichen Königin Marie Antoinette. Ward er angenommen, so mußte sein Genie, seine Beredsamkeit alles ins alte Geleise bringen und ihm Schätze und Ehren ohne Zahl eintragen. Ward er abgewiesen, so konnte er, wie Mirabeau sich an denen rächen, die ihn verscheucht hatten, und an der Spitze der Bewegung seine ehrgeizigen Pläne ausführen.

„Wir sind noch nicht so weit," sagte nach einer kleinen Pause der Ungar, Dr. Nyari, der wenigstens ein politisches Programm hatte, „noch ist nichts geschehen. Noch liegt ein Ausbruch in weiter Ferne."

„In München werden wir nächster Tage was erleben," erwiderte Dr. Schüttke mit der Ruhe eines Menschen, der seiner Sache gewiß ist. „Sennora Lola Montez mit ihrer Reitpeitsche hat die kalten Münchner so böse gemacht, daß sie, die sonst nur Bier in den Adern haben, einen Skandal hervorrufen werden, — die Studenten stehen an der Spitze."

„Studenten-Rummel! Hm!" meinte Giovanelli, „der ist in einer halben Stunde vorüber. Sobald sich der Durst einstellt, hat die letzte Stunde der Revolution geschlagen."

„Ich bitte um's Wort," sagte ein junger Mensch, der bis jetzt noch nicht gesprochen und dem bei diesen Worten schon das Blut siedheiß in's Gesicht stieg, war's doch ein Maidenspeech, den er halten wollte, — gleichzeitig erhob er sich vom Stuhle, sich in Position stellend, die rechte Hand malerisch erhebend, die linke gegen die Hüfte stemmend; bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß er den mysteriösen Ring mit den Buchstaben A. D. nicht trug.

„Wer ist das?" fragten Einige mißtrauisch.

„Herr Franz Kolb, Hörer der Philosophie im zweiten Jahre," sprach Dr. Janowsky, „ich habe ihn mitgebracht und bürge für ihn."

„Ich trete schon zum Herbst in die medizinische Fakultät ein," sprach der jugendliche Redner, um sein Hiersein zu entschuldigen, „auch wollte ich dem geehrten Herrn Präsidenten nur bemerken, sein Urtheil

über die Münchner Studenten nicht auf uns Wiener auszudehnen und zu glauben, daß wenigstens in beiden Jahrgängen der Philosophie die größte Entschlossenheit herrscht, bei Allem, was allenfalls in Wien unternommen wird, sich auf's energischste zu betheiligen. Ein Gleiches darf ich wohl auch von den Juristen behaupten, welche einen Gesammtschritt der Universität auf dem Rechtswege berathen. Ich bin eben hierher gekommen, um die Ansichten der Herren Mediziner zu vernehmen, sie meinen Kollegen mitzutheilen und in ihrem Namen die Versicherung zu geben, daß man auf uns „Philosophen" rechnen kann."

Dr. Schüttke biß sich auf die Lippen; das knabenhafte Wesen des „Philosophen" hätte ihm beinahe ein Lächeln abgerungen. Doch bezwang er sich und sprach, während der Redner sich niedersetzte, froh seine Mission beendet zu haben:

„Sehr gut! Dieser wackere junge Mann bringt uns hier eine höchst wichtige Nachricht. Die Studenten sind also entschlossen, sich einer Bewegung in Wien anzuschließen. Wäre es nicht gleich besser, wenn die Bewegung von den Studenten ausginge?"

„Soll's denn überhaupt von Wien ausgehen?" fragte Giovanelli.

„Warum nicht lieber von Pest?" fragte Dr. Nyari, „wir haben bei Kongregationen uns oft mit Hajduken und Soldaten gerauft; — dort wird's leichter gehen, als in dem Phäaken-Nest Wien."

„Krakau und Lemberg birgt noch manchen Revolutionsmann aus dem Jahre 1830," setzte Dr. Janowsky hinzu, „und noch weit mehr Leute, welche der Regierung das Jahr sechsundvierzig nie vergessen haben *)."

„Mailand und Venedig werden wohl kaum warten," meinte Giovanelli, „bis die Wiener Bürger sich's einfallen lassen, ein Bischen Revolution zu spielen."

Dr. Hrzka, der Czeche, verharrte in seinem grollenden Schweigen.

Der schöne Dr. Schüttke schüttelte energisch den Kopf und erwiderte:

---

*) Bekanntlich sollte damals der allgemeine polnische Aufstand ausbrechen. In Tarnow und Tarnopol erhoben sich die Edelleute zuerst, allein die regierungsfreundlichen Bauern erschlugen dieselben und lieferten Wagen voll Leichen ein; man behauptete fälschlicher Weise, die Regierung hätte einen Preis für jeden eingebrachten Kopf gezahlt; eine französische Zeitungslüge.

„Ich bin untröstlich, meine Herren, daß ich auch in diesem Falle nicht ihrer Ansicht sein kann. Sie beurtheilen Wien, Sie beurtheilen die Provinzial-Hauptstädte falsch. So wenig man eine französische Revolution in Lyon, Marseille, Bordeaux, Dijon macht, sondern nur in Paris, wo dann die genannten Städte nachfolgen müssen, so wenig läßt sich eine österreichische Revolution anderswo als in Wien beginnen. Die Regierung, welche Wien befriedigt, hat nie einen Umsturz zu fürchten. Was werden Sie in Pest, Krakau, Prag, Mailand hervorrufen, als höchstens einen Krawall, bei welchem die Bürger Thüren und Fenster schließen, und den man mit zwei Eskadronen Hußaren auseinander sprengt. Lassen Sie aber die engen Straßen der innern Stadt Wien von Menschen erfüllt sein, die selbst, wenn sie vor dem Militär zurückweichen wollen, nicht zurückweichen können, lassen sie das Proletariat der Vorstädte zu Tausenden hereinströmen, so werden Sie im Nu ein paar Todte und Verwundete haben und das Ding ist im Gang. So gutmüthig der Wiener, so heißblütig ist er dort, wo ihm Unrecht geschieht. Erinnern Sie sich an die allgemeine Aufregung, als vor einigen Jahren sich ein paar Posten erlaubten, auf Tabakraucher Feuer zu geben? Wenn die Provinzstädte hören, daß Wien aufgestanden, erheben sie sich insgesammt, denn sie wissen, daß die Regierung in Wien genug zu thun hat. Das Andere findet sich. Also den Anfang muß Wien machen."

„Zugegeben," sagte Giovanelli, „aber wie?"

„Eine Demonstration ist immer der erste Anfang."

„Wer gibt uns eine solche an die Hand?"

„Hm! was war denn das, was der junge Mann uns von einem Gesammt-Schritt der Universität auf dem Rechtswege gesagt hat?"

„Die Juristen debattiren unter sich," sagte Franz Kolb, der Abgesandte der Philosophen, „ob man nicht am 13. März, wo die niederösterreichischen Stände zusammentreten, eine Petition der Professoren durch ein Paar derselben in das Ständehaus einbringen könnte, mit der Bitte an den Landes-Marschall, beim Staatskanzler eine zeitgemäße Reform des Lehr-Systems zu bevorworten."

„Wie zahm und zimperlich," sagte Dr. Schüttke, „als ob lauter Jungfern an der alten Universität studiren würden."

„Das haben wir nicht verdient!" rief der Schusterssohn gekränkt.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, junger Herr," fuhr Dr. Schüttke fort, „allein diese von Professoren verfaßte, von Professoren überbrachte

Petition wird von den Herren Ständen achtungsvoll ad acta gelegt werden und in den Archiven des Landhauses vermodern. Warum macht Ihr den Schritt nicht insgesammt und so, daß es in der ganzen Stadt Aufsehen erregt? Begehrt gleich was Rechtes, Lehr- und Lernfreiheit und Aufhebung der Zensur, — für den Anfang, — das Andere kommt schon nach. Diese Petition legt Ihr in der Aula auf, und jeder brave Kerl, gleichviel ob Jurist, Mediziner, Philosoph oder Theolog, unterschreibt sie; auch die Techniker müßt Ihr davon verständigen, sie fühlen sich geschmeichelt, wenn sie die Universität als Ihresgleichen behandelt und kommen in Masse. Und nicht durch Professoren schickt die Schrift in's Landhaus, einer aus Eurer Mitte trage sie und alle Studenten von Wien sollen ihn begleiten. Wenn so ein paar Tausend junge Leute im schwarzen Frack durch die Stadt ziehen, das macht Eklat, — da kommen die Neugierigen zu Zehntausend und endlich haben wir Hunderttausende auf den Beinen, dann wollen wir sehen, was sich weiter machen läßt."

Schüttke hatte mit großer Energie gesprochen, die Flatzianer sahen ein, daß er Recht hatte.

„Angenommen," sagte Giovanelli ihm die Hand reichend, „es handelt sich darum, daß jeder von uns im Kreise seiner Bekannten Anhänger für diese Idee werbe. Im Spital und unter den Medizinern ist's uns ein leichtes; wer aber übernimmt die Andern?"

„Für die Philosophen stehe ich ein," verbürgte sich Kolb.

„Ich habe unter den Juristen einen Freund, sagte Dr. Janowsky, „es ist der Pole Burian, ein begeisterter Anhänger der neuen Ideen und vom großen Einflusse unter seinen Kameraden, die ihn wegen seinem Wissen, seiner Ehrenhaftigkeit und Liebenswürdigkeit hochschätzen. Ich hoffe ihn für unsern Plan zu gewinnen."

„Ich will die Techniker bearbeiten," sagte der Czeche Dr. Hrzka, „es sind sehr viele Czecho-Slaven unter ihnen und ich schmeichle mir, bei ihnen was zu gelten."

„Abgemacht, jeder wirke in seinen Kreisen."

„Und der Tag?"

„Bleibt der 13. März!"

„Der dreizehnte März!" klang es von allen Seiten jubelnd und die Gläser klirrten zusammen unter donnernden Hochs! Evvivas! Eljens! und Slava!"

Der Lärm war so groß, daß auch die Gäste im Souterrain, in der sogenannten Schwemme, das Datum des Tages, den man im voraus leben ließ, deutlich vernahmen.

„Was haben sie denn da oben?" fragte ein Mann, der mit eingebundenem Gesichte und einer tief in die Stirn gezogener Pudelmütze sich eine dunkle Ecke ausgewählt hatte, um sein Glas Wein zu trinken. „Die machen ja ein Mordspektakel!"

„Pah, nicht viel dahinter!" meinte der Nachbar, ein gesprächiger Greißler, „sind Studenten aus dem Spital, Polen, Ungarn, Wälische, lauter unruhige Köpfe."

„So?"

„Ja, sie singen lauter Revolutionslieder, so hat mir's wenigstens mein Nachbar der Spengler gesagt, der in Paris gearbeitet hat."

„Was Teufel? Und die Polizei kümmert sich nicht darum?"

„Was nicht noch! Die Polizei hat was Gescheidteres zu thun als auf die Lieder von ein paar besoffenen Studenten aufzupassen."

„Es scheint überhaupt jetzt viele unruhige Köpfe zu geben," bemerkte der Mann mit dem eingebundenen Gesichte, „wenigstens wird überall tüchtig geschimpft."

„Das macht die Pariser Revolution" erwiderte der Greißler philosophisch, „mein Gott! Niemand ist zufrieden! Kein Geschäft geht mehr, kein Geld gibt mehr aus! Die Leute sagen, schlechter kann's nimmer werden, wir haben nichts zu verlieren, nichts zu riskiren. Wenn's heut los geht, so werden Sie sehen, daß kein Mensch zu Haus bleibt. Das Elend ist zu groß. Noch eine halbe Bier, Herr Wirth."

Der Mann mit dem eingebundenen Gesichte zahlte seine Zeche, als er hörte, daß die Studenten oben zum Aufbruch rüsteten, gab dem resignirten Greißler eine höfliche gute Nacht und verließ dann die Schänke zum Todtenkopfe.

Auf der Gasse, die ihm stockfinster entgegenstarrte, befreite er sein Gesicht von der Binde und murmelte vor sich hin:

„Schau! schau! Ich habe mich also wieder einmal nicht getäuscht. Der junge Mann, dem ich nachgegangen bin, weil er alles mögliche Schlechte auf dem Grund über mich ausstreut, ist noch schlimmer als sein Vater, der versoffene Schuster. Der Alte ist nur ein Lump, der Junge ist ein Verschwörer, ein Revolutionär, steckt mit rebellischen Polen und Italienern den Kopf zusammen und untersteht

sich, gegen Gesetz, Obrigkeit und Polizei zu konspiriren. Was sie nur mit ihrem dreizehnten März haben wollen. Sollte dieser Tag vielleicht gar bestimmt sein, — — ah pah! Dahin ist nicht zu denken! Uebrigens will ich doch morgen in die Stadt gehen und den Herrn v. Felsthal fragen."

Aus letzterer Aeußerung müßten unsere Leser, wenn's nicht bereits geschehen wäre, Herrn Leopold Preßler erkannt haben, der hier wieder einmal auf eigene Faust Naderer spielte und den Studenten Franz Kolb belauschen wollte, den er auf dem Wege der Libertinage wähnte, während er ihn auf dem Pfade der Verschwörung traf, so wenigstens legte sich's Preßler aus.

Gedankenvoll trat der Repräsentant der alten Ordnung in ein Kaffeehaus auf dem Spittelberg. Trotz der schweren Noth der Zeit, welche der Greißler so ergreifend geschildert, trotz der vorgerückten Stunde der Nacht war das Lokal angefüllt mit Gästen aus dem Handwerker- und Bürgerstande, und wahrscheinlich um ihren Schmerz über die schlechten Geschäfte zu betäuben, tranken die Unglücklichen unglaubliche Quantitäten von Spirituosen aller Art, vom bescheidenen Slibowitz bis zum aristokratischen Eier-Punsch. Die Konversation war sehr animirt, sie drehte sich um die Pariser Ereignisse und ein abgeschabener Herr erzählte den zuhorchenden Rittern von der Ahle und der Nadel mit unverhülltem Lobe auf die Revolution die Februartage.

Preßler erkannte, während er sich in eine dunkle Ecke setzte und einen kleinen Schwarzen bestellte, den würdigen Herrn Steinlbeiß, der, weil er Winkelgeschäfte machte, sich Herr Doktor schimpfen ließ. Auch führte der Herr Doktor das große Wort.

Nicht lange dauerte es, so tobte ein neuer Schwarm lustiger Gäste ins Kaffeehaus; es waren die Neo-Flatzianer, die vom Todtenkopf kamen und hier mit einem Glas Punsch den Magenschluß machen wollten. Ein paar warfen sich lärmend auf die leeren Billards und bald klapperten die Ballen und läutete der Kegel. Die andern mischten sich unter die Zecher, ohne daß Einer den Mann in der Ecke beachtet hätte.

In diesem Augenblicke trat der abgeschabte Jurist Steinlbeiß, der falsche Doktor, zu dem echten Dr. Nyari und flüsterte ein paar ungarische Worte.

Ueberrascht wendete dieser sich um, murmelte ein Losungswort und sagte dann, nicht ohne Mißtrauen:

„Woher kennen Sie mich?"

„Ich hatte nicht die Ehre, bis zu dieser Stunde," erwiderte Dr. Steinlbeiß, „da hörte ich von einem der Herren, die mit Ihnen kamen, Ihren Namen nennen, bemerkte auch den Ring an Ihrem Finger und muthmaßte, daß Sie kein Anderer sein konnten, als der, an welchen mich Herr Vesztér Sandor angewiesen hatte und dessen Ankunft in Wien ich längst erwartete."

„Und womit kann ich Ihnen dienen?"

„Je nun, hochgeehrter Herr Doktor, ich denke wohl, daß die Herren in Pest, in deren Interesse ich arbeite, mir meine Zeit und meine Mühe vergüten sollten."

„Hat man Ihnen nicht —?"

„Ein kleines à conto geschickt? Ja wohl, ja wohl! Allein das Leben in Wien ist theuer und man gibt doppelt viel Geld aus, wenn man wie ich überall herumflankiren und auf die Stimmung influenziren muß, wie ich in diesem Augenblicke es wieder thue."

„Kommen Sie morgen zu mir, Wickenburggasse Nr. 318, dritten Stock."

„Werde nicht ermangeln, Herr Kollega, meine Aufwartung zu machen."

Der Kollega verzog über diesen Titel ein wenig den Mund, sagte aber dann:

„Und ist es Ihnen wirklich gelungen, auf die Stimmung in Wien in einer Weise zu influenziren, welche den Plänen der Herren jenseits der Leitha günstig wäre."

„Will Ihnen gleich ein Pröbchen davon geben. Nur einen Augenblick Geduld."

Und der abgeschabene Agitator verließ den geheimen Agenten unbekannter magyarischer Pläne, mischte sich wieder unter seine frühern Zechgefährten, die noch immer die Pariser Revolution eifrig debattirten, und wartete auf ein Schlagwort, um sich ins Gespräch zu mischen, während Dr. Nyari leise seine Freunde Giovanelli und Janowsky avisirte, die sich unauffällig der Gruppe näherten, indeß die übrigen Mediziner, sowie Franz Kolb der Philosoph, entweder dem edlen Billardspiel oblagen, oder als Zuschauer dem Gange der Kegelpartie mit großem Interesse zusahen, aus langen Pfeifen ungemessenen Rauch in die Höhe schickend.

„Was mich am meisten freut," sagte ein vierschrötiger Fleischhauerknecht", ist das, daß auch ein gewöhnlicher Arbeiter Mitglied der Regierung geworden ist."

„Ja, in Frankreich weiß man Fleiß, Geist und Bildung zu schätzen," mischte sich Dr. Steinlbeiß ins Gespräch, „die Egalite oder Gleichheit wird dort so verstanden, daß der ärmste Franzose das gleiche Recht hat, wie jeder Andere, während bei uns" —

Der Agitator hielt inne und zuckte mit vielsagender Miene die Achseln.

„Bei uns," ergänzte der Fleischhauer, seinen Punsch austrinkend, „bei uns muß der arme Mensch überall zurückstehen, wenn er auch noch so brav und ehrlich ist."

„Wer was werden will, braucht Kittel-Protektion."

„Ein Quentchen Protektion ist mehr werth, als ein Pfund Verstand."

„Darum findet man auf den besten Stellen nur Dummköpfe."

„Oder schlechte Kerls, die uns ausziehen."

„S'ist eine elende Wirthschaft."

Agitator Steinlbeiß warf seinem ungarischen Gönner einen triumphirenden Blick zu, während die Malkontenten am Punschtische ihrem Unmuth in immer ärgeren Ausdrücken Luft machten:

„Lang kann's nicht mehr so fortgehen."

„Sie sollen's nicht zu arg treiben, — sonst könnten sie doch die Ueberfuhr versäumen."

„Wir leben nicht mehr in den Zeiten von Anno Bankozettelsturz. Was sich die Leute damals gefallen ließen — das gibt's heutzutage nicht mehr."

„Nein, nein, das gibts nicht mehr!" klang es von allen Seiten.

„Und was wolltet Ihr denn thun?" warf der provozirende Agitator höhnisch ein, — „kuschen werdet Ihr, wie immer, denn Ihr habt nur ein großes Maul und keine Kourage."

„Was?" schrie der Fleischhauer aufspringend und sein Glas auf den Tisch hauend, daß der Punsch ringsherum spritzte, „Sie glauben, die Wiener haben keine Kourage, um eine Revolution anzufangen, wie die Pariser? Sie sind auf dem Holzwege, mein lieber Doktor, geben Sie mir nur noch hundert Kerls, wie ich Einer bin" — der Fleischhacker streckte dabei die Hemdärmel auf und zeigte die

Gladiatoren-Muskulatur seiner Riesenarme, — „stellen Sie mich einer Kompagnie von Polizeimännern und Spitzeln gegenüber und ich will Ihnen zeigen, daß —“

Der Fleischhauer konnte nicht vollenden, der Satz wurde ihm abgeschnitten durch einen Zuruf, der rasch, ängstlich, aufschreiend aus dem andern Ende des Kaffeehauses ertönte, und dieser Zuruf lautete:

„Nad'rer da!“

Und ängstliche Stimmen wiederholten von allen Seiten leiser und lauter:

„Nad'rer da!“

Der Fleischhacker aber schwieg, ballte die Faust und blickte trotzig nach der Richtung, von wannen der Ruf gekommen. Es war der Student Franz Kolb, der ihn zuerst ausgestoßen.

Der trotz seinen Brillen äußerst schwachsichtige junge Mann hatte Preßler beim Eintritte nicht bemerkt, allein beim Billardspiele hatte er zufällig einen Ball ausgesprengt und dieser lief in die Ecke, wo der alte Naderer saß, fast zu den Füßen desselben hörte er zu rollen auf. Als daher der sich bückende Student der Philosophie den Ballen aufhebend, sich wieder aufrichtete, befand sich sein Antlitz wenige Schritte von dem seines Todfeindes, und da gleichzeitg der Fleischhauer seine Revolutions-Tiraden laut genug zum Besten gab, daß man sie bis in diese Ecke hören konnte, so wollte er dem Unvorsichtigen eine Warnung zukommen lassen und rief unwillkürlich, wie bereits erwähnt:

„Nad'rer da!

Dieser Ruf, nur zu oft gehört in der vormärzlichen Zeit, machte auf die Anwesenden eine eigenthümliche Wirkung. Die Mehrzahl blickte scheu und ängstlich um sich, Herr Dr. Steinlbeiß verschwand sogar hinter einer Ausladung des Kredenztisches, die Studenten aber schaarten sich trotzig zusammen, als ob sie im Nothfalle alle für Einen, Einer für alle stehen würden und der vom Punsch und Reden aufgeregte Fleischhauer hob die geballte Faust und rief:

„Nad'rer da? wo?“

Da zeigte der Student Kolb, der sich schämte als Lügner angesehen zu werden, wenn er seinen Ruf nicht bewies, auf Preßler und rief:

„Hier ist er, ich kenne ihn, ich weiß es gewiß.“

Herr Leopold Preßler hatte sich ein wenig verfärbt, war aufgesprungen und suchte aus seiner Westentasche die Kreuzer zusammen, um seinen Schwarzen zu zahlen.

Der Fleischhauerknecht hatte aber in diesem Augenblicke einen jener sonderbaren, originellen Einfälle, wie sie die Leute aus dem Volke nicht selten haben. Er kreuzte die Arme, maß Preßler mit einem halb finstern, halb ironischen Blicke und begann im Takte, wie man allenfalls Eins, zwei, drei! zählen würde, zu rufen:

„Nad'rer da! Nad'rer da! Nad'rer da!"

Jede Silbe scharf herausstoßend und abhackend, schrie er diese Worte im Takte fort, bald schlossen sich ein paar Studenten ihm an, und immer mehr und mehr von den Gästen, bis endlich die ganze Gesellschaft die Worte heulte, brüllte und mit den Punschgläsern, Billardqueues und mit den Füßen den Takt dazu trommelte und strampfte, — einen Höllenlärm verursachend, der komisch gewesen wäre, wenn nicht etwas Wildes, Dämonisches, Unheimliches durchgeklungen hätte, der Racheschrei des wilden Thieres, das seine Kette endlich zerbrochen hat und den langjährigen gefürchteten Peiniger anfällt.

Preßler mochte etwas Aehnliches fühlen; er dachte vielleicht, daß diese Wölfe, die jetzt blos heulten, ihn im nächsten Augenblike zerreißen konnten; deßhalb schluckte er das Wort, das er auf der Zunge hatte, hinab, warf das Geld für den Kaffee auf die Tasse und schob sich zur Thür hinaus.

Hinter ihm ertönte das wiehernde Gelächter, das gellende Triumphgeschrei der Sieger, die stolz auf ihre That frische Quantitäten des fuselduftigen Punsches kommen und sich leben ließen.

Preßler war im Trabe bis zur Mariatrosterkirche gerannt, dort nahm er die Pudelmütze ab, wischte sich den Schweiß von der kahl werdenden Stirne und murmelte:

„Die Leute sind nicht mehr zu kennen; sie fürchten sich vor keiner Polizei mehr, sie verhöhnen die Obrigkeit. Na, wart' nur, Du verfluchter Bub', es wird schon wieder eine Gelegenheit kommen, wo ich dich noch einmal beim Ohr nehmen kann, wie neulich in der Schwemm', wart' nur! wart' nur! Morgen aber muß der Herr von Felsthal die ganze Geschichte erfahren."

Richtig fand sich der Titularheld unseres Romanes am nächsten Tag mit seinem besten Anzug in der Spenglergasse ein, stieg die zwei

Treppen zum Bureau seines Ideals hinauf, ließ sich melden und trat mit einer tiefen Reverenz ein.

„Sieh da, Preßler!" rief Kommissär Felsthal, von den französischen Zeitungen aufblickend, in denen er eifrig gelesen, „was bringen Sie mir?"

„Nichts Gutes, Ew. Gnaden Herr Kommissär," seufzte der alte Naderer beweglich.

„Ah!" machte Herr von Felsthal, den Zeigefinger ins rechte Nasenloch steckend.

Und nun erzählte Preßler all sein Abenteuer von gestern Nachts. Felsthal hörte ihn ruhig bis zu Ende, dann sagte er, mit den Augen blinzelnd:

„Na und wo wollen Sie denn mit Allen dem hinaus?"

„Ich will nur pflichtschuldigst andeuten, daß es schnurgerade auf eine Revolution losgeht."

„Das haben schon mehr Leute dem Grafen Sedlnitzky gesagt. Aber er ist allein der Gescheidte, er glaubt's nicht. Was meinen Sie, Preßler, würde es mir angenehm sein, Polizeirath zu werden?"

„Ich denke wohl, Ew. Gnaden," erwiderte Preßler verdutzt.

„Nun sehen Sie, lieber Preßler, ich glaube, daß ich wenigstens noch drei Jahre bis dahin habe, wenn aber eine Revolution kommt, bin ich's in drei Monaten. Adieu, Preßler, ich muß das „Journal des Debats" und den „Siècle" zu Ende lesen, der Herr von Geistinger brummt, wenn ich sie zu lange bei mir behalte. Also keine Furcht vor der Revolution, — s'ist nicht so schlimm, als man wohl denkt, wenn man's nur recht erfaßt und lenkt. Adieu, Preßler!"

Es scheint, daß auch noch andere Leute die Idee hatten, durch eine Volksbewegung in Wien vorwärts zu kommen und geheime Zwecke zu erreichen. Wenigstens schrieb Herr Doktor Schüttke am selben Vormittage, als Preßler dem avancementlustigen Kommissär Felsthal seine Aufwartung machte, an eine vornehme Dame über dieses Thema folgenden Brief:

„Gnädige Frau!

„Wir stehen am Ziele. Alles ist vorbereitet und Wien wird seine Revolution haben. Ich weiß, daß dieses Wort Ihnen fürchterlich klingt, allein wenn Sie endlich dem Einflusse des alten eigensin-

nigen Fürsten M. entgehen wollen, der Ihre Tochter gegen den Willen der Mutter am Heiraten hindert und Sie im Genusse der Güter beschränkt, welche Sie Ihrem seligen Gatten zugebracht, so muß die Allgewalt des Allgewaltigen, der eben so mächtig als eigensinnig ist, gebrochen werden. Dies kann nur durch eine Revolution geschehen. Ich wiederhole das Wort, damit Sie sich daran gewöhnen. Sie stellen sich eine Revolution noch immer so vor wie jene der Neunziger Jahre. Die Zeiten sind eben anders geworden, man wird Niemanden mehr den Kopf abschlagen und auf eine Pike stecken, um ihn seinen entsetzten Freunden zu zeigen, man wird nicht mehr den Leuten das Herz herausreißen, um es zu verzehren, wie es die Fischweiber in Paris gethan. Die Wiener Fischweiber, so ähnlich sie sonst ihren Kolleginnen an der Seine sein mögen, ziehen eine gebratene Gänseleber mit Zwiebel vor. Man wird die Burg nicht anzünden und keine Guillotine aufstellen, sondern Alles wird fein wienerisch, gemüthlich vor sich gehen, man wird ein Bischen schreien, ein paar Pereats aber weit mehr Vivats bringen, die Bewegung wird am 13. März Vormittags beginnen und bis Abends beendet sein, wenn nicht ein Regen à la Pethion die Wiener Revolutionäre zum Heimgehen veranlaßt. Wirken Sie in Ihren Kreisen nur dahin, daß man die ganze Sache, wenn etwa das Gerücht in die Salons dringt, nicht ernsthaft aufnimmt, sondern spotten Sie darüber mit jenem Geiste, jener Satire, die Ihnen wie keiner zweiten Frau zu Gebote stehen. Fürst M. muß fürchten, sich lächerlich zu machen, wenn er gegen die Windmühle einer Wiener Revolution als politischer Don Quixote ankämpft, nur auf diese Weise ist es möglich, daß er die Anzeigen, die ihm durch Sedlnitzky's Organe zukommen werden, mit jener vornehmen Geringschätzung von der Hand weist, welche er gegen Denunziationen über Wiener Revolutionen immer gezeigt. Nur so können wir verhindern, daß am Ende nicht Maßregeln getroffen werden, welche das Kind vor der Geburt tödten. Was wir brauchen, ist eine Revolution in Glacé's, die mit dem „Gott erhalte!“ und mit einem großen Te Deum bei Sankt Stephan schließt, wobei bereits ein neues Ministerium, ein neuer Premier fungirt, während sich der Herr Staatskanzler in den wohlverdienten Ruhestand nach Schloß Johannisberg oder Plaß zurückzieht, um jenen Leuten Platz zu machen, denen er längst hätte Platz machen sollen. Auch der ergebenst Gefertigte hofft dann, am Ballplatze jene Stelle zu finden, die ihm durch Dero Sekretär als Lohn für

treue Anhänglichkeit zugesichert ward. In dieser Erwartung zeichne ich mit dem Ausdrucke treuergebenster Gesinnung

Gnädige Frau

Ihr verläßlicher Dr. Schüttke."

Der verhängnißvolle Tag, der ein weltgeschichtlicher werden und dem alten Oesterreich eine neue Form geben sollte, war angebrochen. Es war ein Montag. Tags zuvor bei der sogenannten Studentenmesse, welche damals die Hörer aller vier Fakultäten in der Universitätskirche anzuhören verpflichtet waren, erschienen diese ohne Ausnahme, um die in der Aula aufliegende Petition zu unterzeichnen. Hye, der anfangs dagegen war, hatte sich endlich den jungen Leuten angeschlossen, wenn er auch noch immer gegen die Ueberbringung der Petition en masse seitens der Studenten protestirte. Es genüge, wenn eine Anzahl von Professoren, drei oder vier, die Petition in die Hände des Landstand-Präsidenten und Land-Marschalles niederlegen würden, meinte der vorsichtige Alt-Liberale, — allein die Studentenschaft, die sich schon zu weit engagirt hatte, fühlte, daß sie vor den Augen der Bevölkerung durch ein Zurücktreten sich lächerlich machen würde und junge Männer fürchten nichts mehr, als das Lächerliche. Zudem hatten die Nachrichten aus München über die dortigen Studenten, welche die freche Dirne Lola Montez vertrieben, der Münchner Studentenschaft in Wien zu solchem Ruhme verholfen, daß die Zaghaftesten in der Aula durch den Gedanken, man müsse etwas thun, um nicht hinter den Münchnern zurückzustehen, zur Energie, zum Handeln angespornt wurden. Auch die zahlreich von der Wieden hereingekommenen Techniker gelobten mit Hand und Mund, sich zahlreichst an der Ueberbringung der Petition zu betheiligen und mit dem Rufe: „Wort halten! um acht Uhr!" schied man.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht von der Studentenpetition durch die Stadt, auch andere Petitionen, wenn auch nicht so öffentlich zu Stande gebracht, sollten in Vorbereitung sein, der Gewerbeverein sollte eine sehr höfliche, der juridisch-politische Leseverein eine höchst energische Eingabe an die Landstände vorbereitet haben; kurz, die Bewegung sprach sich vorläufig in „gehorsamsten Anträgen" aus und der Sonntag verging in fieberhafter Aufregung, um so mehr, als man erzählte, Professor Hye sei abgesetzt, die Rä-

delsführer unter den Studenten wären verhaftet, gegen sämmtliche Unterzeichner der Petition sei eine Untersuchung eingeleitet und die Tauglichen unter den Studenten sollten zum Militär abgestellt werden. Die Garnison, hieß es ferner, sei für den nächsten Tag in den Kasernen konsignirt und die beiden Infanterie-Regimenter von Kaiser-Ebersdorf und St. Pölten beordert worden, in Eilmärschen nach Wien zu marschiren.

An all dem war kein wahres Wort. Die Theater schlugen am Morgen des 13. März ruhig ihre Zettel an, das Theater an der Wien annoncirte die erste Vorstellung einer Posse von Böhm, ein Beweis, daß man für Abend auf den gewöhnlichen Theater-Besuch rechnete, die Beamten wanderten in ihre Aemter, die Bankiers in ihre Komptoirs, — man erwartete eben nichts, als höchstens einen kleinen Auflauf, der beim Erscheinen von einem halben Dutzend Polizeimännern in alle Winde zerstäuben würde.

Der Lenker der Weltgeschichte hatte es anders beschlossen.

An diesem Tage sollte auch Wien die Blut- und Feuertaufe erhalten, die bis dahin in der Wiener Chronik nicht vertreten war.

Herr Leopold Preßler, der überhaupt ein Frühaufsteher war, hatte sich an diesem Tage zeitlicher als gewöhnlich aus dem Bette erhoben; gleichwohl waren ihm schon Leute zuvor gekommen, die sonst nicht zu dem Grundsatze der Gold im Munde führenden Morgenstunde sich bekannten. Der Schustermeister Kolb und sein Sohn, der Studiosus Philosophiä, beide mit tüchtigen Knotenstöcken bewaffnet, verließen bald nach sechs Uhr das Haus „zum Zwischenunser", nicht ohne einen höhnischen Blick nach der Wohnung des ehemaligen Polizei-Agenten zu werfen, der es recht gut bemerkte, wie Franz die Zunge herausstreckte und der alte Kolb mit drohender Geberde seinen Knüttel schüttelte.

„Ihr werdet mich auch noch nicht fressen, Ihr zwei," sagte der alte Naderer, indem er seine Toilette vollendete, den Hut aufsetzte und das gelbe Rohr ergriff, welches damals jeder Vertraute so stolz trug, wie ein König sein Szepter.

Die kleine Minna erwachte eben, rief dem Vater einen freundlichen guten Morgen zu und fragte dann, wohin er so zeitlich am Morgen gehen wolle.

„Ich habe in der Stadt zu thun, mein Engerl," sagte der alte Naderer, indem er die Kleine zärtlich küßte, „es ist sogar möglich,

daß ich nicht zum Essen nach Hause komme. Geh' Du nur in die Schule und sei fleißig, mein Kind, Adieu. Schlaf noch ein Bischen, s'ist erst Viertel auf sieben."

Aber Minna, oder wie sie in Ungarn geheißen, Vilma, hatte keinen Schlaf mehr in den schwarzen Augen; kaum war der Vater aus dem Zimmer, so sprang sie aus dem Bette und begann sich anzukleiden, während Herr Preßler in der Küche stehen blieb und der ungarischen Magd, die am Herde das Frühstück kochte, energische Aufträge gab.

„Höre gut an, was ich Dir sage, Julcsa," sagte er, „ich gehe in die Stadt und werde wahrscheinlich vor Abend nicht nach Hause kommen."

„Wird der Herr nicht auf das Frühstück warten? gleich ist's fertig," erwiderte die Magd, die noch nicht das Mindeste von ihrer derben ungarischen Manier eingebüßt hatte.

„Nein, ich warte nicht," sagte Herr Preßler, „ich bekomme in der Stadt im nächstbesten Kaffeehause, was ich brauche. Merk' aber gut auf, was ich Dir jetzt sage. S' wäre leicht möglich, daß heute auf der Gasse allerlei Lärm und Spektakel entsteht. Die Kleine ist neugierig, laß sie nicht hinauslaufen, es könnte ihr im Gedränge ein Unglück geschehen."

„Wird nicht hinauskommen," sagte die Magd, die das Kind mit jener leidenschaftlichen Anhänglichkeit liebte, welche ungarische Dienstboten nicht selten für die Familie ihrer Herrschaft an den Tag legen.

„Also das Kind nicht aus den Augen lassen," wiederholte Preßler, „Adieu!"

Allein Minna hatte hinter der Thür den Auftrag ihres Vaters an Julcsa gar wohl gehört und es kitzelte ihre kindische Neugierde zu erfahren, was denn heute auf der Straße für ein Spektakel los sein sollte. Deßhalb nahm sie sich vor, ihren Schulfreund, den kleinen Albert zu fragen und wenn möglich, einen Versuch zu machen, Julcsa zu täuschen und sich die Geschichte auf der Straße anzusehen.

Herr Preßler, nichts ahnend von diesem Vorhaben seines kleinen Lieblings, schritt während dem der Stadt zu und betrat dieselbe durch's Burgthor.

Der Charakter der Residenz war nicht im mindesten verändert, die Leute öffneten ihre Kaufläden wie alle Tage. Dieselben Gestalten wie sonst bewegten sich in den Straßen.

Drittes Kapitel.

Der dreizehnte März.

Es war ein heller, sonnenfreundlicher März-Morgen, eher warm als kalt, und Preßler, der im Café Grünsteidl seinen Frühstück-Kaffee trank, konnte nicht umhin zu bemerken, daß die Witterung dem Unternehmen günstig wäre. Dann hielt er folgenden Monolog:

„Dabei sein muß ich, — sehen muß ich Alles; es interessirt mich zu sehr. Ich habe in meiner Praxis alle möglichen Fälle mitgemacht, welche das Strafgesetz aufzählt, nur Aufruhr und Rebellion habe ich noch nie gesehen. Ich wäre wirklich neugierig, bin auch nur als Liebhaber, aus Passion hier, denn im Grunde genommen, geht mich die ganze Geschichte gar nichts an und ich sehe nicht ein, warum ich mich darein mischen sollte. Aber sehen muß ich, ob was geschieht. Es entsteht nun die Frage, wo man sich hinstellen soll um was zu sehen. Hm! Ich denke, es ist am gescheidtesten, ich stell' mich zum Landhause. Die Studenten, heißt es, wollen zum Landhaus marschiren, — dort muß es losgehen, wenn's überhaupt zu was kommt."

Damit zahlte Herr Preßler seinen Kaffee und wanderte durch die Herrengasse zum Landhause. An der Ecke der Strauchgasse am alten Herrschaftshause seinen Standpunkt nehmend, welches später dem Prachtbau der Börse Platz machen mußte.

Herr Preßler stand lange Zeit, ohne daß die Herrengasse, deren Physiognomie nicht im mindesten verändert war, einen anderen Charakter annahm.

Gegen acht Uhr aber wurde es vor dem Portale des Landhauses lebhafter.

Neugierige, im schlichten Rocke des Gewerbsmannes, wie im eleganten Gewande des vornehmen Müßigganges stellten sich an der Ecke der Landhausgasse, der Strauch- und Wallnergasse auf, die Gruppen sahen sich gegenseitig neugierig an, Jeder schien den Andern zu fragen, was er eigentlich da wolle. Einige lächelten wie Leute, die fühlen, daß sie sich selbst zum Narren halten, — der abgetragene Kittel, die Blouse des Arbeiters fehlte gänzlich.

Während die Pariser Revolution in ihrer sozialen Richtung den Arbeiter von vornherein als mächtigsten Hebel benutzte, um das Bestehende aus den Fugen zu heben, hatten die Leiter der Wiener Bewegung diesen Faktor ganz aus dem Spiele gelassen und am 13. März Vormittags wurde in allen Fabriken am Neubau, Schottenfeld, in Gumpendorf und Fünfhaus gearbeitet. Erst Nachmittags, als die Vorgänge in der Stadt auf den Vorstadtgründen widerhallten, warfen die Arbeiter die Arbeit weg und eilten in die Stadt.

Der Polizeimann, der vor dem Landhause aufgestellt war, ging mit philosophischer Ruhe auf und nieder, die Gruppen an den Straßenecken keines Blickes würdigend und nur von Zeit zu Zeit den Haslinger, das Zeichen der vormärzlichen Polizeiherrschaft mit der Grazie eines Praktikers schwingend.

Plötzlich wird die Aufmerksamkeit dieses würdigen Vertreters der Exekutivgewalt nachhaltig erregt.

In den Gruppen ringsum entsteht eine Bewegung, ein Flüstern.

„Da sind sie! da kommen sie!“

Der Polizeimann kann nicht im Zweifel bleiben, wer mit den Kommenden gemeint ist, denn vom Michaelerplatze her durch die Herrengasse herauf, wälzte sich in der ganzen Breite der Straße ein Menschenstrom und mitten in demselben marschiren, eingehängt, je Sechs in einer Reihe die Studenten, nicht burschikos wie die von München, sondern in der eleganten Tracht des Großstädters, fast Alle im Zylinder, sehr viele im schwarzen Frack und weißer Kravatte, aber Alle u n b e w a f f n e t, nicht einmal einen Spazierstock in der Hand.

Wer je eine Schlacht mitgemacht, der weiß, daß der fürchterlichste, ergreifendste Moment derjenige ist, wo man den ersten Kanonenschuß — erwartet.

Ist derselbe gefallen, folgen ihm die unzähligen andern, dann wird das Herz leichter, der Athem freier und es geht in Gottesnamen vorwärts.

Solch ein Moment war hier gekommen.

Die ersten Reihen der Anrückenden waren unmittelbar vor dem großen Thore des niederösterreichischen Ständehauses stehen geblieben; die Nachfolgenden, deren taktmäßiger Marsch gehemmt war, drückten

näher heran, der Platz vor dem Thore war im Nu mit Menschen vollgepfropft.

Was nun?

Eine Pause entsteht, — hier handelt es sich um das erste Wort. Verwundert sieht der Polizei-Soldat mit dem Haslinger in der Hand, wie ein Student auf den Eckstein rechts am Thore steigt und seinen Kameraden zuruft:

„Brüder, bis hierher sind wir gekommen, wir dürfen hier nicht stehen bleiben, — wir müssen hinein ins Landhaus und unsere Bitte den Herren Ständen vortragen. Vorwärts!"

„Vorwärts!" wiederholte Alles, Studenten und Zuschauer, gegen das Thor andrängend.

Mit Staunen und polizeilicher Entrüstung stellt sich der Polizeisoldat den Eindringenden entgegen. Respekt vor dem Manne! Nur mit dem Untergewehre bewaffnet, das in der Scheide steckte, das einfache Haselrohr in der Hand, hatte er den Muth, einer Volksmenge, die von jungen Männern geführt wurde und bereits nach Tausenden zählte, den Eingang zu verweigern, da seine Posten-Konsigne dahin lautete, die Passage unter dem Thore des Ständehauses für die Herren Stände, die zu Fuß oder in Wagen ankommen würden, frei zu halten.

Mit ausgebreiteten Armen, den Haslinger graziös schwingend, stellt er sich quer vor's Thor und ruft den momentan Stutzenden die Worte zu:

„Leutl'n, seid's g'scheidt, geht's heim, Leutl'n!" *)

Soviel Vertrauen hatte am 13. März Vormittags noch das untergeordnetste Organ der Polizei zu sich selbst und zur Allgewalt seiner gefürchteten Behörde.

Ein schallendes Gelächter war die Antwort; im nächsten Augenblicke war der Soldat in dem eindringenden Haufen spurlos verschwunden, wie ein welkes Blatt, das in einen reißenden Waldstrom geweht von diesem fortgewirbelt wird.

Die Trümmer des zerbrochenen Haslingers fliegen in die Luft, die ersten Trümmer eines untergehenden Systems.

Der geräumige Hof des Landhauses ist in wenig Minuten so angefüllt, daß die Nachkommenden nicht mehr hineingelangen, sondern

---

*) Es versteht sich von selbst, daß alle diese Daten historisch sind.

die nächsten Straßen, Herrengasse, Strauch- und Landhausgasse erfüllen, um durch die weitgeöffneten Thore des Landhauses wenigstens aus der Ferne zu hören, was im Hofe des Ständehauses vorgeht. Dort im Gewühle trifft mancher Bekannte den Andern, drückt ihm die Hand und ringsum ruft man das hoffnungsvolle Wort sich zu: „Heute oder nie!“

Unter all' diesen Leuten war nicht ein abgetragene schäbige Mütze, kein Rock, keine Blouse oder Arbeiterkittel zu sehen. Es war die beste Gesellschaft, die sich den Studenten angeschlossen hatte, Advokaten, Schriftsteller, Künstler — Oesterreichs erster Lustspieldichter mit dem flammenden Auge, dem höhnenden Wort, der spöttischen Geberde, neben ihm der Repertoir-Beherrscher der damaligen Volksbühne und viele Andere, die sich zuriefen! „Auch da? Bravo!“

Der glänzende Zylinder charakterisirte diese Versammlung, die — eine seltene Erscheinung bei Aufständen, — fast durchwegs behandschuht sich zeigte. Es war die Revolution in Glacé's, welche Dr. Schüttke der vornehmen Dame versprochen hatte.

Die zweite Pause entstand. Das vielköpfige Ungeheuer im Hofe wälzte sich hin und her, schwerfällig und summend, allein was sollte man weiter beginnen.

Die Herren Stände Niederösterreichs waren größtenheils noch nicht da, allein zu ihrer Ehre sei's gesagt, — keine Furcht kennend, suchten sie auf allen möglichen Wegen, sowohl durch die Haupt- als Nebeneingänge in das Haus und in den altehrwürdigen Stände-Saal zu gelangen, wo seit den Reformationszeiten wohl noch keine Sitzung unter so eigenthümlichen Umständen war abgehalten worden. Die Herren waren sehr ernst, aber gefaßt.

Preßler, der mit dem Volkshaufen in's Haus eingedrungen war und mit angeborener und angelernter Pflicht-Treue retten wollte, was zu retten war, hatte von einem bekannten Hausdiener den Umstand erfahren, daß die Stände noch nicht vollständig zugegen, bemühte sich, dies so viel als möglich zu verbreiten und zur Ordnung zu ermahnen, — ein würdiger Genosse jenes tapferen Polizeimannes, der die Pforte des Ständehauses so muthvoll vertheidigt hatte.

Zur Steuer der Wahrheit müssen wir gestehen, daß die Ordnungsrufe des Herrn Leopold Preßler bei dem unruhigen Ungeheuer im Hofe wenig Anklang fanden.

Das Summen ward allmälig zum Geschrei, zum Gebrüll. Was man schrie, was man brüllte? Nun, es war für den Anfang arg genug:

„Fort mit Metternich! Fort mit Sedlnitzky! Keine Jesuiten mehr! Keine Zensur mehr!"

Von alledem war in der Studenten-Petition keine Rede gewesen, allein die Leute, welche die Studenten ins Feuer geschickt, fragten nicht mehr viel um die zahme Petition. Die Lawine hatte zu rollen begonnen, — wer weiß, wo sie Halt macht? „Fort mit Metternich!" so hallte es aus dem Landhause auf die Straße und pflanzte sich fort in den anschwellenden Volksmassen, ja es erreichte im Nu den Ballplatz, wo gegenüber der Staatskanzlei, in welcher der allmächtige Minister hauste, ein Jurist, ein junger Pole, Namens Burian, auf einen Eckstein sprang und dem Volke das Sündenregister des Mannes enthüllte, der vielleicht aus seinen Fenstern die Gesten des bis zum Wahnsinn Gereizten sehen konnte, ohne seine Worte zu verstehen, wenn nicht zehntausend Stimmen den Refrain gebrüllt hätten: „Fort mit Metternich!"

Die harrende Menge im Landhause brauchte inzwischen eine Zerstreuung. Eine Rede an die Versammelten war das Passendste, was man zum Besten geben konnte. Wer aber sollte sie halten?

Es steht im Hintergrunde des Hofes ein bescheidener monumentaler Brunnen, spärlich Wasser gebend; um den bescheidenen Faden dieses Wässerleins im Winter nicht erfrieren zu lassen, pflegte man den ganzen Brunnen im Spätherbste mit einem Bretterfutteral zu umgeben und die Zwischenräume mit Stroh und Mist auszustopfen. Dieses Brettergerüste, die natürlichste Tribüne von der Welt, bot sich dem ersten Redner der Wiener Revolution von selber dar, und plötzlich erschien dieser erste Redner auf dem eingebretterten Brunnen.

Es war ein junger Mann, eben nicht elegant, das Gesicht mit dem röthlichen Backenbart hatte den entschiedensten, orientalischen Typus, er zog mit der einen Hand tief den Hut vor der verstummenden Versammlung, — auch eine seltene Erscheinung bei Revolutionen, — und schwang in der andern Hand ein Papier, das wie ein Aktenstück oder eine Bittschrift aussah. Allgemein glaubte man, es sei die in der Aula unterzeichnete Studenten-Petition, die hier zur Verlesung kommen sollte.

Die nächsten Nachbarn aber fragten den Mann auf dem Brunnen, was er vorzulesen habe, und von diesem erfuhren denn auch die Entfernteren, es sei die Rede Kossuths, die er in einer Sitzung des ungarischen Landtages gegen die Wiener Wirthschaft gehalten, und welche er, der Mann auf dem Brunnen, ein Mediziner, aus dem Ungarischen übersetzt habe, um sie hier zum Besten zu geben.

„Vorlesen! vorlesen!“ tönt es von allen Seiten.

Nun aber entwickelte sich ein wunderbares Schauspiel. Das Schlottern der Knie, das Wanken des jungen Mannes auf dem Brunnen, das man Anfangs für Folge seines unsichern Standpunktes auf dem Brunnendache gehalten, war die Wirkung der unglaublichsten Todesangst, sein Gesicht war verzerrt, leichenblaß, seine beiden Hände, welche die Denkschrift hielten, als er sie entfaltete, zitterten, seine Zähne schlugen aneinander, und statt den feurigen Worten, die man erwartete, vernahm man nichts, als unartikulirte Töne. Mit jugendlicher Unüberlegtheit hatte sich der arme Teufel in den Vordergrund geschoben, am Ziele aber verließ ihn der Muth, er sah hinter sich den Galgen oder wenigstens Jahre langen Kerker auf dem Spielberg oder in Munkacs und knickte zusammen unter der Wucht der fürchterlichen Verantwortung.

Zu jeder andern Zeit hätte man den jungen Mann ausgelacht, der Augenblick war aber schon so ernst geworden, daß selbst das konzentrirte, spezifisch spöttische Wienerthum im Landhaushofe kein Lachen für die wirklich traurige Figur dieses ersten Revolutionsredners fand, sondern ihm fast mit Entrüstung zurief:

„Herunter vom Brunnen, herunter!“

Noch eine tiefe Verbeugung machte der verunglückte Cicero und verschwand dann in der tobenden Menschenfluth, um nicht mehr aufzutauchen.

Ein Name wird gerufen, es ist der eines Juristen, der unter seinen Kollegen für den besten Redner gilt, er soll die Kossuthrede lesen! man findet ihn, macht ihm Bahn zum Brunnen, hebt ihn hinauf, die Kameraden begrüßen ihn mit Jubel und Alle Andern stimmen mit ein.

Allerdings war dieser Jurist das absolute Gegentheil seines Vorredners, der nichts geredet hatte. Eher klein als groß, in einen dunkelblauen Oberrock gehüllt, auf dem Kopfe einen glänzenden Zylinder, den er nur ganz leicht vor der Versammlung lüftete, zeigte das

frische, bildhübsche Gesicht des jungen Mannes mit den blitzenden Augen, den schwarzen nett frisirten Haaren, auf denen der Hut unternehmend nach der Seite saß, jenes kecke, schneidige Wienerthum, das vor nichts zurückschreckt, und ein paar Monate später beim Sturme auf Custozza nur deshalb die Gewehre wegwarf, um bequemer die Schanzen zu erklettern und die Piemontesen mit bloßen Händen zu packen.

Der junge Mann, in dessen von Aufregung geröthetem Gesicht auch nicht eine Spur von Angst zu sehen, ruft mit einer Stimme, die deutlich am entferntesten Punkte des Hofes zu hören:

„Meine Herren! Ich rechne darauf, daß Sie mich nicht im Stiche lassen werden. Ich hoffe, wir stehen hier Alle für Einen, Einer für Alle?"

„Ja, ja!" tönt es ringsum aus tausend Kehlen, „wir verlassen Sie nicht. Ihren Namen! Ihren Namen!"

Der Jurist nennt seinen Namen und gleichzeitig sein Portefeuille öffnend, wirft er fünfzehn, zwanzig Visitkarten den Umstehenden zu.

Diese Karten werden begeistert aufgefangen und Jeder, der eine erhascht, hebt die Hand mit derselben, wie zum Schwure in die Höhe, — es bildet sich für den Redner eine Garde um den Brunnen.

Dieser entfaltet die Denkschrift, wenn wir sie so nennen dürfen. Wer es weiß, wie schwer bei großen, aufgeregten Versammlungen für Redner Ruhe zu erringen, der mag ermessen, welcher fürchterliche Ernst, welch' heilige Weihe in dieser tobenden Masse herrschte, da im selben Momente, wo der Redner auf dem Brunnen das Papier entfaltete, eine Todesstille eintrat, daß man jedes Wort des Juristen deutlich vernehmen konnte.

Und er las und las, Anfangs mit großer Begeisterung, bald aber selbst im abgespannten Tone, wie auch die Zuhörer, die zuerst einige Bravos gerufen, immer matter und unruhiger wurden. Das Elaborat Kossuths konnte wohl in dem beredten Munde des Pester Deputirten, in der klangreichen magyarischen Sprache den nöthigen Effekt gemacht haben, hier aber in der gewiß nicht schwungvollen Uebersetzung verlor es jede Wirkung.

Diese Ansichten theilten auch die tobenden Massen. Bald wurden einzelne Stimmen laut.

„Wischi-Waschi! *)

„Wasch' mir den Pelz und mach' ihn nicht naß!"

„Aufhören!" ruft der österreichische Lustspieldichter, dessen wir gedachten.

„Aufhören!" wiederholen Tausende und der Jurist, die Situation erfassend, zerreißt die schmierigen Blätter und wirft sie weg.

„Bravo! bravo!" ertönt es ringsum. Selbst reden!"

Der Anruf: „Meine Herren!" hatte damals noch nicht jenen lächerlichen Beigeschmack bekommen, welchen ihm besonders Nestroy's Posse „Freiheit in Krähwinkel" verlieh. Das vormärzliche Oesterreich hatte den Leuten so wenig Gelegenheit gegeben, öffentlich zu sprechen, daß dieser so neue, so ungewohnte Zuruf im rasenden Tumulte, der sich ringsum erhob, noch genügte, um Ruhe zu schaffen.

„Meine Herren!" ruft der Wiener Jurist mit heller, vollklingender Stimme, und noch einmal legen sich die Wogen der Bewegung, wie die des Tyrhener-Meeres vor dem berühmten Quos ego Neptuns, „wozu brauchen wir aus Ungarn die Andeutungen Dessen, was wir wünschen; wissen wir nicht selbst, was und wo es uns fehlt; wissen wir nicht, was in Oesterreich fort muß und was neu kommen muß, damit unser Vaterland einer schöneren, besseren, glücklichen Zukunft entgegen gehe. Sprechen wir unsere Wünsche hier offen aus, offen am hellen Tage, vor allem Volke und laut genug, daß sie bis zum Ohre des gütigen Kaisers gelangen müssen, den man bis jetzt von seinem Volke fern gehalten hat, daß er dessen Flehen um Aenderung unserer Zustände nicht hören konnte. Diese Wünsche tragen wir zuerst den Ständen vor, diese sollen sie dem Kaiser unterbreiten."

Ein ungeheuerer Jubel folgte diesen Worten. Der Ruf: „Es lebe der Kaiser!" mengte sich mit den sofort formulirten Wünschen, die schon wie zuvor sich in folgender Form äußerten:

„Fort mit Metternich und Sedlnitzky!"

„Keine Jesuiten und Liguorianer mehr!"

„Lern- und Lehrfreiheit!"

„Preßfreiheit!"

„Konstitution!"

---

*) Echt wienerisch, für leeres Geschwätz.

Im letzteren Worte, das Anfangs nur von einzelnen Stimmen, bald im Fortissimo von vielen Tausend gerufen wurde, da es sich auf die Gasse fortpflanzte, gipfelte der Ausdruck des allgemeinen Wunsches.

An den Fenstern des ersten Stockes zeigten sich die ernsten besorgten Gesichter der Herren Landstände, die in diesem Augenblicke wohl schon vollständig versammelt, mit Besorgniß die wachsende Menge, die steigende Aufregung sahen.

Der Jurist war vom Brunnen gehoben, von Allen beglückwünscht, von Vielen umarmt und geküßt worden. Rasch ward — wer befahl es? — im Hofe ein Kreis gebildet und in diesem Kreis wurden zehn Männer gewählt, welche als erste Volks-Deputation in den Stände-Saal hinaufgehen und die Forderungen des Volkes von Wien vortragen sollten.

Da oben von den Fenstern dieses bemerkt wurde, so rief einer der Herren herab, daß die Stände bereit seien, die Deputation, aber nur diese zu empfangen, und ihre Wünsche anzuhören. Die anderen Herren möchten geduldig die Rückkehr ihrer Abgeordneten abwarten.

Gleich darauf marschirte die Deputation, bestehend aus Studenten, Literaten, Fabrikanten und einem Bürgersmann, ab und verfügte sich, von den besten Wünschen aller Anwesenden begleitet, in den Ständesaal über die gewöhnliche Treppe im Hintergrunde des Landhauses.

Die Zeit bis zur Rückkunft der Deputation suchten mehrere Redner auszufüllen, die nach dem Beispiele der früheren auf den Brunnen stiegen und mit mehr oder minder Glück über die Tagesfrage sich ausließen, auch gewöhnlich jubelnden Beifall fanden.

Unter den Rednern war Einer den Versammelten durch seine Jugend, sein knabenhaftes Gesicht und die langen blonden Locken aufgefallen, welche seine bartlosen Wangen einrahmten. Es war der Literat Chlodwig Eckhart, der so wie überall auch hier das Bedürfniß fühlte, sich vorzudrängen und seine Ansichten in jenem Schulmeistertone vorzutragen, der auch seine späteren Werke aus einer Periode kennzeichnet, wo er als Professor in der Schweiz Tüchtiges geleistet.

Hier wurde er, wie es ihm in Wien des öfteren geschehen, einfach ausgelacht.

Dieses komische Intermezzo sollte eine unerwartete ernste Wendung nehmen.

Plötzlich öffnete sich ein Fenster im ersten Stock, an der rechten Längenseite des Hofes, an demselben erscheint Einer der Abgeordneten, welche das Volk an die Stände geschickt hat, neigt sich mit bleichem Antlitz über die Fensterbrüstung und ruft gellend in den Hof hinab:

„Brüder, zu Hilfe! Man hat uns eingesperrt!"

Einen fürchterlichen Schrei der Wuth und der Rache stoßen die Versammelten aus und im nächsten Augenblicke beginnt man heulend das Werk der Zerstörung.

Die Thüren waren wirklich gesperrt. Diese Veranlassung zur ersten Gewaltthat des dreizehnten März ist hie und da so gedeutet worden, als hätten die Landstände die Absicht gehabt, die Volksabgeordneten festzuhalten und der Strafbehörde zu übergeben. Die Herren in der Ritterstube dachten wahrhaftig nicht daran; es ging Alles ganz natürlich zu. Die Diener des Landhauses, welche den Auftrag hatten, die zehn Deputirten, aber auch nur diese einzulassen, hatten, um vor dem Nachdrängen des Volkes sicher zu sein, die Thüren hinter sich abgesperrt und waren dann auf ihre Posten gegangen. Einer der Volksabgeordneten wollte nach einer Viertelstunde etwa in den Hof hinabgehen, um den Versammelten von dem Fortgange der Unterhandlung mit den Ständen Nachricht zu geben, er findet jede Thür fest verschlossen; in seiner fieberhaften Aufregung sieht er hierin ein Attentat auf die Freiheit seiner Person und der andern Deputirten, reißt das nächstbeste Fenster auf und ruft um Hilfe.

Man ahnt nicht, mit welcher Geschwindigkeit die Thüren zu ebener Erde eingesprengt waren. Im Nu krachten die schweren Bohlen, zersprangen die Schlösser unter dem Stoße der wuthschnaubenden Versammelten, die sofort in den ersten Stock in den Ständesaal hinaufstürmten, unterwegs die Fenster zertrümmernd. Das Klirren der Scheiben, das Krachen der gesprengten Thüren, das Wuthgeschrei des Volkes wird in den nächsten Straßen, die mit Menschen vollgepfropft sind, deutlich vernommen; man weiß draußen natürlich nicht, um was es sich handelt, die Aufregung wächst fieberhaft und von Mund zu Mund fliegt die halb gefürchtete, halb gehoffte Kunde:

„'s geht los! Im Landhause raufen sie schon."

Am Minoritenplatz aber rückt langsam eine Abtheilung Infanterie vor, Pionniere an der Tête.

Denn auf die Nachrichten aus der Stadt hatte das schnell allarmirte Militär aus den Kasernen der Vorstadt seinen Marsch nach

der Stadt angetreten, mit der Weisung, die Burg zu umgeben und die geheiligte Person des Monarchen und die kaiserliche Familie zu schützen.

Der Tumult im Innern des Landhauses war inzwischen in bedrohlicher Weise gestiegen; man begnügte sich nicht mehr mit den aufgesprengten Thüren, mit den zufällig zerschlagenen Fenstern, sondern ein Mann, nicht etwa den untern Schichten angehörig, ging von Fenster zu Fenster und zerschmetterte mit einem ausgebrochenen Stuhlfuße die sämmtlichen noch ganz gebliebenen Scheiben.

Der Lärm im Hofe, auf den Stiegen und in den Vorzimmern des Berathungssaales machte jedes Verständniß zwischen den Einzelnen unmöglich; die Stände beschlossen daher ihren allgemein verehrten Vorstand, den Landesmarschall Grafen Colloredo auf den Balkon im Hofe treten zu lassen, damit er das Volk haranguire und von den gefaßten Beschlüssen in Kenntniß setze.

Man will die Glasthür, die zum Balkone führt, öffnen, allein, wie es bei solcher Veranlassung schon geht, der Schlüssel ist nirgends zu finden; das Aufsprengen will man vermeiden, — man hat der gesprengten Thüren schon genug, — und so kommt man endlich auf die Idee, von der Brüstung des geöffneten Fensters neben dem Balkone ein Brett auf das Geländer des Balkones selbst zu legen und auf dieser schwankenden Brücke den Präsidenten des Landtages den Weg zur improvisirten Tribüne antreten zu lassen.

Das Ueberlegen des Brettes hatte die Aufmerksamkeit der sich Drängenden und Stoßenden im Hofe erregt, diese Aufmerksamkeit ging in ein Flüstern der Neugierde und des Erstaunens über, als man auf dem Brette einen Herrn im schwarzen Kleide, mit zahlreichen Orden und Ketten geziert erscheinen sah, entblößten Hauptes, daß das weiße Haar des Greises im Winde wehte. Diejenigen, die ihn nicht kannten, fragten rasch die Andern und als sie hörten, daß es der Präsident der Stände, der wackere Vertreter eines der ältesten Geschlechter von Oesterreich sei, da zogen viele unwillkürlich den Hut vor dem ehrwürdigen Greise, der mit einer Handbewegung um Ruhe ersuchte.

Hinter dem Grafen erschien ein anderer Herr von den Landständen, um den alten Herrn, der schwindlig schien, vor einem Fehltritte auf dem schwankenden Brette zu bewahren.

Graf Colloredo spricht, allein die schwache Stimme des Greises, die durch Aufregung und tiefe Empfindung noch mehr angegriffen ist,

vermag kaum den Nächststehenden im Hofe unten sich verständlich zu machen.

„Lauter! lauter! ertönt es von allen Seiten.

Der Graf hat Thränen in den Augen, vergebens strengt er seine Stimme an, die Achseln zuckend wendet er sich an den Landstand neben ihm und dieser ruft mit lauter vernehmlicher Stimme in den Hof hinab:

„Meine Herren! Die Stände von Nieder-Oesterreich haben beschlossen, die von ihnen vorbereitete Petition um Erweiterung der Rechte des Landtages, vereint mit den Bitten des Volkes, die uns Ihre Deputation so eben ausgesprochen hat, Seiner Majestät dem Kaiser zu unterbreiten und zu diesem Behufe sofort in corpore nach der Hofburg zu gehen, um bei unserm gütigen Monarchen ihre treugehorsamsten Bitten vorzubringen."

Ein ungeheurer Jubel folgte diesen Worten, ein so freudiger Umschwung in der Anschauung der kurz zuvor noch so Erbitterten, als ob bereits Alles gewährt wäre. „In die Burg! In die Burg!" ist die allgemeine Losung. „Zum Kaiser, zum Kaiser!"

Vielleicht hat noch nie eine Revolution so viel begeistertes, royalistisches Element in sich getragen, als die des dreizehnten März.

Kurz darauf erschienen die Herren Landstände, paarweise, sämmtlich im schwarzen Frack, entblößten Hauptes, die Brust mit zahlreichen Orden geziert, Repräsentanten jenes Adels, der mit dem englischen zu den ältesten und ehrenwerthesten Geschlechtern von Europa gehört, seitdem die Montmorency's und Rohan's ausgestorben oder Omnibus-Unternehmer geworden.

Die Stände treten in die Herrengasse durch das große Thor des Landhauses. Vor ihnen her eilen Studenten und andere junge Leute mit dem Rufe:

„Platz für die Stände von Oesterreich!"

Und wie durch einen Zauber bildet sich mitten in dem nach vielen Tausenden zählenden brausenden Volksgewühle eine Gasse und durch dieselbe wandeln die gesetzlichen Vertreter des Volkes auf dem Rechtswege zur Burg des Kaisers, während ringsum Alles vor ihnen die Hüte zieht, das Gesetz in ihnen ehrend, ihnen Segenswünsche nachrufend auf dem ernsten Gange.

So kommen sie auf den Michaelerplatz, wo Kopf an Kopf die zusammenströmende Bevölkerung Posto gefaßt, mit finsteren Blicken

den Militär-Kordon messend, welcher die Einfahrt zur Burg absperrt, in vierfachen Reihen vor Dehne's (jetzt Demels) Konditorei bis ans Hoftheater aufgestellt.

Die Stände prallen an diese eiserne Mauer; aber es sind deutsche Grenadiere und die Erklärung des Landmarschalls: „Wir sind die Stände von Oesterreich und gehen zum Kaiser," die ehrwürdige aristokratische Haltung des Grafen, sein weißes Haar, seine Orden wirken so mächtig auf die intelligenten Soldaten, die viele Jahre in der Wiener Garnison gelegen, daß sich rasch, fast ohne Kommando die Reihen öffnen und der Stände-Deputation der Durchgang gestattet wird. Mit den Ständen schlüpften etwa 50—100 Menschen hinein, die als die Herren zum Kaiser sich verfügten, auf dem Franzensplatze zurückblieben, der vollkommen leer war, bis auf die Kompagnie der Burgwache, welche unter Gewehr stand, und an welche sich eine zweite Kompagnie zur Verstärkung angeschlossen hatte.

Die kleine Schaar, die mit den Ständen herein gekommen war, gruppirte sich um das Franzens-Monument; sie wollte die Rückkehr der Deputation, den Erfolg ihrer Sendung abwarten.

Alle Zugänge zur Burg waren militärisch abgesperrt, von Zeit zu Zeit vernahm man draußen das Lärmen des Volkes, das als Riesenschlange die Burg umringelte.

Plötzlich kommt der Erzherzog-Stadtkommandant auf den Platz gesprengt.

Hochachtungsvoll grüßen die anwesenden Zivilisten; er dankt mit rascher Handbewegung und eilt dann, sein Pferd einem Soldaten übergebend, nachdem er dem Hauptmanne der Burgwache einen Befehl gegeben, hinauf zum Kaiser, sich die Befehle des obersten Kriegsherrn zu holen.

Gleich darauf tritt der Hauptmann von der Burgwache zu den Gruppen am Monument und spricht höflich aber bestimmt:

„Meine Herren, ich habe den Auftrag erhalten, Niemand, der nicht zur Burg oder zu den Truppen gehört, auf dem Platze zu dulden. Ich hoffe, Sie werden in Ihrem eigenen Interesse meinem Ersuchen nachkommen, sich zu entfernen."

Schweigend verlassen die Begleiter der Stände den Franzensplatz durch das Thor, welches in die Schauflergasse führt.

Bis hierher verlief das Drama des dreizehnten März regelrecht, nach allen Regeln, von dem Anfange durch die Einleitung zur Schür-

zung des Knotens bis zur Krise, allein die Handlung, die in der Burg weiter spielte und mit der Abdankung Metternichs ihre Lösung fand, zersplitterte draußen auf der Straße in hunderte von Episoden, deren Gesammtheit wohl nie ganz zu Tage gebracht werden dürfte.

Ein Schrei des Schreckens, der Wuth durchzuckte plötzlich die Stadt.

Eine Decharge in der Landhausgasse verkündete, daß auf das Volk gefeuert worden war.

Wie es dazu gekommen, wer die erste Veranlassung, wer den Befehl zum Feuern gegeben, wird wie in allen ähnlichen Fällen nie eruirt werden. Die wahrscheinlichste Erzählung ist folgende: Ein General, nach andern Aussagen ein Stabsoffizier, kam von der Freiung durch die Herrengasse gegen das Landhaus geritten, während das Militär vom Minoritenplatze langsam das widerstrebende Volk durch die Landhausgasse zurückdrängte, um die Gasse und das Landhaus frei zu machen. Vor der Fronte geberdete sich ein buckliger, junger Mann wie ein Tollhäusler, zappelte mit Händen und Füßen, schrie aus vollem Halse, die Soldaten sollten die Gewehre bei Fuß und die Bajonette abnehmen. Offiziere und Soldaten erwiderten dem Wahnsinnigen, der vor Wuth schäumte, kein Wort.

Der General, der mit seinem Pferde nur mühsam sich Bahn durch das Gedränge brach, hatte die Ecke des alten Herrschaftshauses erreicht, das damals an der Stelle des gegenwärtigen Börsengebäudes stand, auf seinen zahlreichen Eck- und Thorsteinen standen, über die andern erhöht, die größten Schreier, an die Ausladungen der Ankündigungstafeln sich anhaltend, welche die ganze Wand bis über die Ecke der Strauchgasse bedeckten.

Der Bucklige, den General erblickend, ruft von weitem:

„Herr General! lassen Sie bei Fuß nehmen! lassen Sie die Bajonnette abnehmen!"

Der General aber, erbittert über diese Zumuthung, ärgerlich darüber, daß er nicht vorwärts kommt, mißt das Volk mit finstern Blicken.

„Vivat! Vivat!" ruft man ihm zu.

Der kaiserliche Soldat, durch dieses Vivat aus revolutionärem Munde vielleicht noch mehr beleidigt, als durch die Zumuthung, daß er nach dem Wunsche eines Zivillisten sein Kommando einrichten soll, kann nicht mehr an sich halten und ruft in die fiebernden Massen:

„Geht's lieber nach Haus, G e s i n d e l!"

Wie die berühmte Phrase des General Cambronne bei Waterloo: „Le garde meurt, mais elle ne se rend pas!" *) nach 50 Jahren noch der Gegenstand gründlicher historischer Erörterungen geworden und das Wörtchen „meurt" zu leidenschaftlicher Polemik Veranlassung gegeben, so ging es auch mit jenem Satze. Viele, die Augen- und Ohrenzeugen jener Szene gewesen, behaupteten, der Offizier habe gerufen: „Geht's lieber nach Haus, g e s c h w i n d e." Die Mehrzahl behauptete, deutlich das Wort „G e s i n d e l" gehört zu haben, wenigstens wurde es so verstanden und fiel, herausfordernd und unvorsichtig wie es war, gleich einem Funken in eine Pulvertonne.

Ein Schrei der Wuth aus tausend Kehlen antwortete der Beschimpfung.

Im Nu sind die Holztafeln von den Ankündungs-Verschallungen losgerissen und fliegen als improvisirte Wurfgeschosse nach dem General, der auf dem Pferde sich bückend mit knapper Noth dem Getroffenwerden entgeht und sich gegen das Militär zurückzieht, welches, da es einen Oberoffizier bedroht sieht, rascher vorrückt; und plötzlich da die Masse wie toll gegen sie anprallt, geben die Pionniere an der Spitze Feuer.

Ein Schrei des Schreckens, — dann tiefe Stille.

Das Volk zerstäubt nach allen Richtungen, man drückt sich in Hausthore, die Ladenthüren der gesperrten Gewölber öffnen sich, um die Flüchtlinge einzulassen, das Volk schleppt seine Verwundeten fort, nur ein Paar röchelnde Schwerverwundete zurücklassend und einen Todten, den Techniker Spitzer, der hier der E r s t e an diesem Tage fiel.

Bestürzt stehen die Soldaten dem Ereigniß gegenüber. Daß die Grenadiere, die ebenfalls gefeuert, zu hoch geschossen, zeigten die Kugelspuren im ersten und zweiten Stockwerk der Nachbarhäuser. Wäre die Decharge vollwichtig und gut gezielt in die dicht gedrängte Volksmasse gegeben worden, nicht einer, sondern Hunderte von Todten hätten das blutige Pflaster bedeckt.

Aber die Furie des Kampfes war nun entfesselt und nur einen Augenblick wich das Volk vor dem grauenvollen Anblick zurück, dann

---

*) Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht.

raffte es sich auf in wilder Wuth, stürzte heulend von Straße zu Straße und schrie:

„Man schießt auf uns! Es sind Wiener erschossen worden! Bürger heraus! Sturmglocken läuten! Zu den Waffen!"

Auf allen Ecksteinen standen Volksredner, die todtenbleich vor Wuth, die erbitterte Menge zum Widerstande, zum Kampfe aufforderten.

Der erste uniformirte Bürger, der sich auf der Straße zeigte, wurde mit Jubel begrüßt, als stäke in dem blauen Fracke mit den rothen Aufschlägen nicht ein ehrsamer Tischler oder Drechsler, sondern ein Washington oder Lafayette, der sofort die Führung des Volkes gegen die Soldaten übernehmen werde.

Warum kam es unter diesen Umständen nicht zum Kampfe?

Ihn hat die Ehrenhaftigkeit, Gesinnungstüchtigkeit und Menschlichkeit der kaiserlichen Offiziere, die musterhafte Disziplin der braven Soldaten verhindert. Wir wissen nicht, ob die Sage von dem Feuerwerker wahr ist, der statt zu feuern sich vor die Mündung der Kanone stellte, aber wir haben es gesehen, wie Offiziere und Gemeine dem vor Schreck hochaufgeregten Volke gegenüber eine Resignation an den Tag legten, welche namenloses Unglück verhütete.

Dies war der Fall auf dem Hofe, wo sechs Eskadronen des Kürassier-Regimentes Baron Mengen Stunden lang das Geschrei, das Pfeifen, den Hohn und die Verwünschungen des Volkes ertrugen, bis endlich mit Steinen nach den Kürassieren geworfen wurde. Ein gewaltiges Granitstück flog gegen die Brust des Kommandanten, Oberst Baron Riedesel, daß der riesige Mann einen Augenblick auf dem Pferde wankte. Jetzt erst wurde zur Attaque geblasen und der Platz mit blanker Waffe gesäubert, doch kamen nur einige leichte Verwundungen vor, abgesehen von den durch die Pferde und im Gedränge Umgeworfenen.

Die Hußaren, die innerhalb des abgesperrten Burgthores aufgestellt waren, ließen die vor dem Thore versammelte Menge heulen und pfeifen, bis endlich das Volk von den nahen Holzstaketen des Glacis die Pflöcke ausbrach und an den Thoren Scheiterhaufen errichten wollte, um das Thor, das man nicht einsprengen konnte, durch Feuer zu zerstören. Jetzt erst sprengten die Hußaren aus dem rasch geöffneten Mittelthor und jagten die Menge in wilder Flucht vor sich her. Bei dieser Attaque wurde einem Arbeiter der Kopf gespalten.

In Mariahilf mußten Grenadiere nächst der Kirche gegen einen Haufen Volkes anrücken, das zuerst die Bäckerläden, dann auch die andern zu plündern begann. Erst als an den schußfertig gemachten Gewehren die Hähne knackten, warfen sich die Bedrohten zur Erde, oder an die Wände und die Decharge traf Niemand als eine alte Frau, eine Professors-Gattin, die in der Kirche gewesen war und nicht ahnend, daß sie ihr Sterbegebet gesprochen, aus der Kirche trat, als die Todeskugeln eben einschlugen. Sie hatte im Tode noch dieselbe andächtige Miene, die sie in der Kirche geholt hatte.

Es ist Zeit, daß wir uns um den Helden unseres Romanes umsehen. Mit Entsetzen hatte Preßler die Wendung gesehen, welche die Dinge nahmen. Er wollte zuerst nach der Oberdirektion in der Spenglergasse, aber in die Nähe dieses Polizei-Mittelpunktes gelangt, fand er das Haus von wüthenden, tobenden Volksmassen belagert, die Thore gesperrt und hinter den Fenstern zu ebener Erde blickten trotzig die Gewehre der Polizeiwache hervor, welche den Sturm mit der Kugel zurückzuweisen entschlossen war.

Preßler seufzte mit tiefbekümmertem Herzen:

„Die Welt geht zu Grund, — gleich werden's zum jüngsten Gericht blasen."

Doch drängte es ihn vor dem Eintritte dieses Ereignisses noch einmal seine kleine Minna zu umarmen. Er machte einen Versuch, zum Schottenthor hinaus zu kommen, welches ihm am nächsten lag. Die Stadtkommandantur hatte in der allgemeinen Verwirrung eine Maßregel erlassen, welche der innern Stadt wenigstens ersprießliche Dienste leistete. Die starken Militärabtheilungen, welche die sämmtlichen Thore der Stadt absperrten, hatten den Auftrag, alle, die hinaus wollten, hinaus, aber keinen, der herein wollte, herein zu lassen. Dadurch erreichte man den Vortheil, daß die Tausende von Fabriksarbeitern der Vorstädte, die nach der Stadt eilten, die innere Stadt nicht betreten und das Kontingent der eigentlichen Revolution nicht vergrößern konnten. Vergebens forderten sie Einlaß und wollten denselben sogar erzwingen, aber die Truppen hielten strenge ihre Konsigne und wiesen thätliche Angriffe energisch zurück.

Preßler kam zu einer solchen Szene. Er bog, nachdem er das Schottenthor glücklich passirt hatte, auf dem Glacis gegen die Josefstadt, als ihn ein fürchterlicher Tumult am Franzensthore dahin zog. Die Soldaten waren an dem gegen das Glacis zugewendeten Ende

der Brücke aufgestellt, die zum Franzensthore führte und erwehrten sich des Angriffes von einigen Tausend Arbeitern, die in die Stadt wollten. Ihr Führer war ein riesiger Fleischergeselle mit aufgestreckten Aermeln, der einen Laternenpfahl ausgerissen hatte und denselben wie ein zweihändiges Schwert schwingend, als Waffe benutzte, um auf die Köpfe der Soldaten einzuhauen, die endlich mit gefälltem Bajonnet in den Haufen rannten, diesen zum Weichen brachten und den Rädelsführer gefangen nahmen, um ihn über die Brücke nach der Thorwache zu führen; allein als der Fleischer mit seiner Eskorte zu der Avenue gelangte, die rechts vor der Brücke in den Stadtgraben führte, schlägt er, die Fäuste wie einen Hammer benützend, die Soldaten ins Gesicht und fliegt wie ein Blitz in den Stadtgraben hinab. Die erbitterten Soldaten schießen ihm nach und von zehn Kugeln getroffen sinkt der Riese hin, ein blutiger Leichnam.

Das Volk fordert die Herausgabe der Leiche, man verweigert sie nicht und vier rüstige Männer schleppen, an Händen und Füßen anpackend, den Todten über's Glacis ins Spital. Preßler, an dem sie vorüber kommen, erkennt mit Schaudern in dem blassen, verzerrten Gesichte des Mannes denjenigen, der ihm vor wenig Tagen im Kaffeehause am Spittelberg so großen Schimpf angethan. Er hatte es heute bewiesen, daß es ihm nicht an „Kourage“ fehlte, wie er damals gesagt, allein dieser Beweis hatte ihm das Leben gekostet.

Die Volkshaufen aber, an denen man die Leiche vorüberträgt, und die den Hergang nicht kennen, sehen in dem Erschossenen nur ein neues Opfer soldatischer Wildheit und immer lauter, wilder wird der Lärm:

„Rache! Anzünden! Wir brennen die ganze Stadt nieder, ehe wir nachgeben!“

Wer hatte das Losungswort ausgetheilt, das plötzlich von Mund zu Munde flog?

Beim Burgthor war der Anfang gemacht worden. Als es nicht gelungen war, das Thor selbst in Brand zu stecken, zündete man wenigstens die winterdürren Spaliere rechts und links von der Straße an, die gegen das Hof-Stallgebäude führt; bald brannten diese als zwei riesige Feuer-Parallelen und diese Beleuchtung bei der eintretenden Dämmerung gefiel dem tobenden Volke so gut, daß bald die sämmtlichen Hecken am Stadtgraben und längs der Esplanadestraße zu in hellen Flammen standen.

Damit noch nicht zufrieden zerschlugen Männer mit Eisenstangen die Gläser der Gaslaternen, steckten die Eisenstangen als Hebel zwischen die Metallleisten, in welche die Scheiben eingefalzt waren, gingen mit der Stange im Kreise herum und drehten die Laternen ab, so daß das Gas frei ausströmte, welches sofort angezündet wurde und als riesige Fackel gegen Himmel loderte. Diese schauerliche Beleuchtung erstreckte sich vom Burgthore bis zur Mariahilfer-Linie; kein Wunder, wenn man in der Burg glaubte, ganz Mariahilf stehe bereits in Flammen.

Es war dunkel geworden, als Preßler an das Heimkehren dachte. Die Feuerschlangen, die sich gegen Mariahilf zu wälzten, mahnten ihn daran, daß vielleicht daheim die kleine Minna durch den Anblick der Lohe, durch das Geschrei der Menge, durch die Abwesenheit des Vaters geängstigt werden konnte. Zudem hatte der alte Naderer in seinem Gram über die Geschehnisse dieses ereignißreichen Tages noch nicht Zeit gefunden, auch nur einen Bissen zu essen, und die Natur mahnte ihn gebieterisch, daß all sein Leid um die zusammenbrechende Herrlichkeit der alten Polizei-Wirthschaft den Magen nicht beschwichtigen könne, und daß dies weit besser durch einige kalte Speisen (warme zu erzeugen, war heute keine Zeit), aus der bewährten Küche des Zwischenunser erreicht werden dürfte.

Er förderte also seine Schritte von der Szene am Franzensthor gegen den Spittelberg, da wie erwähnt zwischen dem Burgthore und dem Stallgebäude der Tumult und der Brand am größten war. Allein an der Ecke des Stallungsgebäudes erwartete ihn ein neues Schauspiel der Erbitterung. Als kaiserliches Gebäude hatte man beim Beginn des Spektakels sofort sämmtliche Thore geschlossen und von Seiten der Hauswache die Posten verdreifacht. Alles was zum Stalldienst gehörte, stand außerdem in Bereitschaft, um nöthigen Falles die werthvollen kaiserlichen Reit- und Wagenpferde zu beschützen. Das Volk, gereizt durch das Absperren der Thore, antwortete mit Steinwürfen in die Fenster, zufällig begann die Scheibenzertrümmerung an der Spittelberger Ecke des ausgedehnten Gebäudes, wo einige Bedienstete der sogenannten Jagdpartei wohnten, welche als kaiserliche Büchsenspanner u. s. w. im Besitze von Jagdgewehren durch die Beschädigung ihres Eigenthums, da die Steine auch ihre Möbel trafen, so erbittert wurden, daß sie aus den Fenstern schossen.

Da Niemand hier getroffen wurde, so steht sehr zu vermuthen, daß die aus den Fenstern des Stallgebäudes gefallenen Schüsse eben nur Schreckschüsse und die Jagdgewehre nur blind oder höchstens mit harmlosem Vogeldunst geladen waren. Allerdings erreichten sie momentan ihren Zweck, denn der zerstörungslustige Haufe stob wie Spreu vor dem Winde auseinander, als es aus den Fenstern an der Ecke krachte, aber bald kommen neue, vor Wuth heulende und schäumende Schaaren, den Fenstern, wo man Gewehre vermuthete, allerdings ausweichend, aber ihren Zorn an allen übrigen auslassend, so daß in wenig Minuten vor der Fronte des Hofstalles von der Spittelberger bis zur Mariahilfer Ecke sich eine Kette von Stein-Tirailleurs bildete, die jede Scheibe der langen Linie einwarfen. Das Prinz-Karlhaus und Dreitrommelhaus, zwischen welchen die kleine Kneipe zum „Zwischenunser" lag, wurden als zum Stallgebäude gehörige Häuser ebenfalls den Einwerfern zum Opfer bezeichnet, und sofort klirrten die Scherben auf das von Gasflambeaus taghell beleuchtete Pflaster der Laimgrube.

Kein Zweifel, daß man von der Zerstörung der Fenster zum Angriffe auf das Gebäude selbst übergegangen wäre; schon schleppte man schwere Balken herbei, um die Thore einzusprengen, wildblickende Gesellen machten den Vorschlag, von der Breitengasse am Spittelberg durchzubrechen, sich des Pulvers und der Jagdgewehre in dem kleinen Pulverthurme, der damals im Hofe auf der Anhöhe stand, zu bemächtigten oder lieber gleich das ganze „Krippelg'spiel" in die Luft zu sprengen.

Rechtzeitig kam ein Bataillon vom Regimente Wasa, das von Kaiser-Ebersdorf im Eilmarsche über die Land- und Esplanadestraße gegen die Burg rückte, diesem Plane zuvor, und einige Kugeln, die herüber pfiffen, ohne gerade zu treffen, erzeugten einen nachhaltigen Schrecken.

Die bestürzten Haufen flohen, die Vorderseite des Gebäudes frei machend, um sich rückwärts nach dem Spittelberg zu wenden und von dort in die „kaiserlichen Stallungen" einzubrechen.

Preßlers Herz war von einem grimmigen Entsetzen erfaßt. Er hatte heute schon so viel gesehen, was er einen Tag zuvor für die vollkommenste Unmöglichkeit gehalten hätte, daß er auch an dem Gelingen des gräßlichen Planes nicht zweifeln mochte, den Pulverthurm in die Luft zu sprengen, wodurch jedenfalls die nächste Nachbarschaft

total ruinirt worden wäre. In dieser befand sich aber die bescheidene Wohnung des ehemaligen Polizei-Agenten im rückwärtigen Trakte des Zwischenunser-Hauses.

Obwohl der Weg über den Spittelberg der gefahrlosere gewesen wäre, so war er doch der längere und die Breitegasse voll von Menschen.

Preßler zog es daher vor, unbekümmert um die pfeifenden Kugeln des Regimentes Wasa vorne an der Hauptfronte des Gebäudes gegen Mariahilf zu eilen, glücklich erreichte er die Ecke beim sogenannten Casa piccola und trat schweißgebadet, roth vor Aufregung in das uns wohlbekannte Haus.

Das Erste, was er erblickte, waren seine Todfeinde, Vater und Sohn. Der junge Kolb hatte sich ein Rappier umgeschnallt und eilte mit Hahnenschritten seinem Vater voraus, der in der Dekreter-Uniform prangte.

Der Schustermeister war nämlich auch bewaffnetes Mitglied des zweiten Bürger-Regimentes und hatte auf den Volksruf: „Bürger heraus!" sich ebenfalls entschlossen, den Rock und das Gewehr zu holen. Die Beinkleider zu wechseln hatte er weder Zeit noch Lust und so erschien Meister Kolb in weiß- und schwarz-quadrillirter Struckhose, im Uniformfrack, mit dem Czako auf dem Kopfe, das Gewehr auf der Schulter, die patronenlose Patrontasche und den unentweihten Kurzsäbel reglementmäßig umgehängt.

Als die beiden feindlichen Parteien gegen einander prallten, blieben die Bewaffneten stehen und ließen in dem ohnehin schmalen Hof dem Unbewaffneten so wenig Raum als möglich, um an ihnen vorüberzukommen.

Fast an die Wand mußte sich der alte Naderer drücken, um an den triumphirenden neugebackenen Revolutionsmännern vorbei zu kommen und laut genug, daß es das ganze Haus hören konnte, sagte der Schuster:

„Jetzt geht's aus einem andern Ton, gewisse Leute haben jetzt nichts mehr zu reden."

„Und was für den Galgen reif ist, wird ihm nicht entgehen," setzte der Philosoph hinzu.

Preßler erwiederte kein Wort; so sehr hatten die Ereignisse des Tages sein Gemüth niedergedrückt, und während seine beiden

Gegner triumphirend zum Thore hinausmarschirten, wanderte er gesenkten Hauptes, wie ein geprügelter Pudel nach seiner Wohnung.

Als er eintrat, saß Julcsa, die ungarische Magd, auf einem Schämel mit gefalteten Händen und betete. Die Unschlittkerze auf dem Tische war tief herabgebrannt.

„Jesus Maria!“ rief die todtenblasse Dirne zitternd, als Preßler eintrat.

„Was hast Du denn?“ fragte der ehemalige Polizei-Agent, angstvoll nach Minna umblickend.

„Heilige Jungfrau, beschütze uns!“ betete die Magd.

„Wo ist Minna?“ schrie der Vertraute, bebend vor Angst.

„Weiß nicht,“ stammelte Julcsa.

„Du weißt nicht, wo das Kind ist?“ rief Preßler außer sich, die zitternde Magd am Arme vom Schämel emporzerrend, „an einem Tage, wie der heutige, weißt Du nicht, wo die Kleine ist, die ich Deiner Aufsicht anvertraut habe?“

Da fiel die Magd vor ihrem Herrn auf die Knie nieder, faltete die Hände und sprach:

„Hacke nehmen! mich todtschlagen, Herr. Hab ich Kind verloren!“

„Verloren?“ rief Preßler verzweiflungsvoll, auf einen Stuhl sinkend.

Aber der alte Naderer war ein zu energischer Mensch, um sich einer nutzlosen Verzweiflung hinzugeben; er erwog mit Raschheit, daß die ungarische Magd nur schwerfällig deutsch redete, daß sie erst ihre Begriffe ungarisch ordnete und mühsam in die fremde Sprache übertrug, deßhalb redete er sie ungarisch an und sprach mit einer erzwungenen Gelassenheit, welche das Beben seiner Unterlippe Lügen strafte:

„Fasse Dich, Julcsa, fürchte Dich nicht, ich weiß ja, wie lieb Du das Kind hast und daß Du gewiß nicht absichtlich etwas gethan, was Dich eben so in Schmerz und Kummer versetzt, wie mich, erzähle, was geschehen und wie es zugegangen, daß Minna aus dem Hause fort kam.“

Die Magd erhob sich vom Boden, hielt aber die bittend gefalteten Hände immer gegen Preßler, während sie berichtete:

„Minna kam um 10 Uhr aus der Schule — wollte nach dem Essen um ein's wieder hinüber, aber der kleine Albert kam mit

der Nachricht, heute sei keine Schule, denn in der Stadt sei Revolution ausgebrochen. Vilma (Julcsa nannte die Kleine immer mit ihrem ungarischen Namen), wollte wissen, was das sei, — ich konnte ihr's nicht erklären, bald aber erfuhren wir's, durch wildes Geschrei, Fenstereinwerfen und Schießen. Die Leute im Hause erzählten, daß in der Stadt auf das Volk geschossen wird und schon viele Hunderte todt seien. Da war die kleine Vilma nicht mehr zu halten. Ich will zu meinem Vater, schrie sie, zu meinem Vater will ich! Sie schießen ihn todt! Komm, führ mich zu ihm. — Dabei stampfte sie mit dem Fuße, wurde blaß wie eine Leiche, und ihre lieben schwarzen Augen funkelten so fürchterlich, daß ich fürchtete, sie würde die Fraisen bekommen. Was ich auch anwendete, sie zu beruhigen, es war Alles vergebens. Zu meinem Vater! Ich will zu meinem Vater! das war die einzige Antwort, die sie all meinen Worten und Bitten gab."

„Armes, liebes Kind!" seufte der Naderer.

„Endlich wußte ich mir nicht mehr anders zu helfen," fuhr Julcsa fort, „als indem ich ihr versprach, ich würde sie zum Vater führen. Ich dachte mir dabei Folgendes: Eine Landsmännin von mir ist Kindsweib bei einem Schnürfabrikanten auf dem Neubau, — dort haben sie einen großen Garten, ein Taubenhaus und einen Kinderwagen, in welchem ein paar Ziegenböcke eingespannt sind, eine Schaukel und sonst Allerlei. Ich war im Herbste zwei-, dreimal dort gewesen mit der Kleinen, der Fabrikant Herr Jrany und seine Frau hatten große Freude an unserer Vilma und ersuchten mich oft wieder zu kommen, damit die Kleine mit den Kindern dort spiele und ungarisch rede, weil Herr Jrany auch ein Landsmann von mir ist. Als ich daher die Kleine nicht mehr zu beruhigen wußte und fürchtete, sie könnte krank werden, da sagte ich endlich: Der Vater ist bei Herrn Jrany, — komm', wir wollen hingehen. Sie war voll Freuden, ließ sich rasch anziehen und wir traten auf die Straße. Anfangs erschrack sie vor den vielen Menschen, die schreiend und mit wilden Blicken an uns vorüber kamen, aber bald gewöhnte sie sich daran und ich meinte, wenn sie den Vater bei Herrn Jrany auch nicht trifft, so werde sie sich durchs Spielen mit den Kindern die so Zeit vertreiben, daß sie bald vergißt, was ich ihr versprochen. So kommen wir nach Mariahilf, da entsteht plötzlich ein fürchterliches Gedränge, ein Geschrei: Soldaten kommen! und ehe ich mich umsah, hörten wir schießen, in wilder Flucht stürzte Alles übereinander, ich wurde zu Boden ge-

worfen und Vilma von meiner Hand gerissen. Als ich mich, halb zertreten, wieder aufraffte, war die Kleine verschwunden, all mein Schreien, Weinen, Suchen half nichts, — ich rannte mitten unter die Soldaten hinein, die zum Glücke Ungarn waren und mir wenigstens den Trost gaben, unter den Erschossenen und Verwundeten sei kein Kind gewesen. Eine Stunde lang suchte ich, wie wahnsinnig, dann wollte ich zur Donau laufen und mich ins Wasser stürzen, — aber ich dachte wieder, dazu sei noch Zeit, wenn der Herr heimgekommen sein und ich ihm Alles erzählt haben würde. Dann wenn der Herr heimkäme und uns beide nicht fände, so könnte er glauben ich sei eine schlechte Magd und habe das arme Kind gestohlen, wie eine schwarze Zigeunerin. Deshalb eilte ich heim und setzte mich hin und betete inbrünstig zu Gott und zur Schutzpatronin des Ungarlandes, sie möchten uns unsere kleine Vilma wieder geben."

Die Magd schwieg. Preßler preßte die Hand gegen die brennende Stirne, als ob er die wirr durcheinander schießenden Gedanken festhalten wollte, dann sagte er:

„Höre mich an, Julcsa."

„Ich höre, Herr."

„Du kannst nicht fort, das Kind zu suchen, — Du wirst zu Hause bleiben, wenn die Kleine etwa zufällig käme oder von jemand Fremden gebracht würde, damit sie Dich zu Hause findet. Alle zwei drei Stunden will ich heimkommen, um nachzusehen, ob sie heimgekehrt. Jetzt gehe ich, sie zu suchen."

„O mein Gott! In einer solchen Nacht! bei einem solchen Gedränge."

„Ich weiß, der Versuch ein verlorenes Kind in einer solchen Nacht zu suchen, grenzt an Wahnsinn, dennoch muß er gemacht werden. Noch habe ich eine kleine Hoffnung!"

„Hoffnung? welche, lieber Herr?"

„Wie oft seid Ihr früher bei Herrn Iranh gewesen?"

„Dreimal, heute wäre es das vierte Mal gewesen."

„Seid Ihr immer denselben Weg nach dem Neubau gegangen?"

„Ja, die Mariahilferstraße hinauf, an der Kirche vorüber, dann in die Andreasgasse, und dann in die Gasse links, wie sie heißt, weiß ich nicht."

„Vilma ist ein gescheidtes Mädchen; es ist möglich, daß sie den Weg allein gefunden und vor Schrecken und Angst sich in's Haus des Fabrikanten geflüchtet hat.“

„Dann hätte sie Herr Irany gewiß in Begleitung meiner Landsmännin heimgesendet.“

„An einem Tage, wie der heutige, schickt man Weiber und Kinder nicht aus dem Hause.“

„Das ist richtig.“

„Finde ich die Kleine nicht dort,“ fuhr Preßler fort, „so eile ich auf alle benachbarten Kommissariate. Die Wiener haben die schöne Gewohnheit, verlaufene Kinder auf das nächste Polizeikommissariat zu führen. Wenn die Kleine dort meinen Namen nennt, kennt mich jeder Praktikant. Aber am heutigen Tage muß der Dienst fürchterlich strenge sein, man wird Niemand entbehren können, um sie heimzuschicken. Am besten ist's, ich hole mir die Kleine selbst. Adieu!“

Bei diesen mit anscheinend großer Zuversicht gesprochenen Worten stülpte der alte Naderer seinen Hut auf und verließ die Wohnung, begleitet von den Segenswünschen der Magd, die sofort wieder vor dem Madonnenbilde des Zimmers auf die Knie fiel und inbrünstig betete.

Es war inzwischen vollständig Nacht geworden. Die Beleuchtung der Mariahilferstraße durch das aus den abgebrochenen Kandelabern armdick ausströmende, brennende Gas war eine gräßlich schöne.

Eine seltsame Prozession zog des Weges.

Ein italienischer Gypsfiguren-Händler trug auf einem Besenstiel die Gypsbüste des Kaisers Ferdinand; zu beiden Seiten hingen Guirlanden von alten Papierblumen herab, deren Enden zwei schmutzige Mädchen trugen; eine Menge Volkes zog singend hinterdrein.

Von Zeit zu Zeit blieb der Italiener und mit ihm der ganze Haufe stehen und eine ausgiebige Stimme rief:

„Metternich hat abgedankt, Sedlnitzky hat abgedankt, — Kaiser Ferdinand hoch!“

Und jubelnd wiederholte das Volk den gern gehörten Ruf.

Zu jeder andern Zeit würde die Nachricht von dem Fall des Ministers, den er als seinen obersten Chef betrachtete, den alten Naderer tief gekränkt haben, — allein was kümmerte es ihn in diesem Augenblicke. Metternich und Sedlnitzky hatten nur eine Ministerstelle

eingebüßt, er aber hatte sein Kind, sein geliebtes einziges Kind verloren; war das nicht mehr, weit mehr!

Er fand das Haus des Fabrikanten Irany in der Zieglergasse. Auf seine höfliche Anfrage erhielt er die niederschlagende Kunde, man habe das kleine Mädchen mit keinem Auge gesehen.

Er begab sich also zum Kommissariat Mariahilf, auch hier wußte man nichts von einem verlorenen Kinde, eben so wenig als auf den Kommissariaten Gumpendorf und Neubau. Bei dem Schrecken, der Verwirrung und der Rathlosigkeit, welche auf diesen subordinirten Polizeiämtern herrschte, an einem Tage, wo Alles, was den Polizeirock trug, aus Furcht vor der rasenden Menge sich verkroch, wäre es auch umsonst gewesen, die Diener der Polizei zur Aufsuchung der verlornen Kleinen zu requiriren. Man hatte im eigenen Amte genug zu thun, sich seiner Haut zu erwehren und konnte sich nicht um die Kinder fremder Leute kümmern.

Dies wohl einsehend, machte Preßler keinen Versuch, die Beamten oder Diener für seine Angelegenheit zu interessiren und beschloß nur noch, auf das Kommissariat Fünfhaus zu gehen, da es doch möglich war, daß Minna, den Weg verfehlend, die Straße hinauf statt hinab gegangen und zur Mariahilfer Linie *) hinausgerathen war.

Als er die Höhe der Mariahilferstraße erreicht hatte, bot sich ihm ein schauerliches Schauspiel. Die Mariahilfer Linie, das heißt die Amtsgebäude zu beiden Seiten derselben standen in vollen Flammen. Ein Milchmann, so erzählten die Leute, war zur Linie hereingefahren und als der Mauthbeamte die Verzehrungssteuer einheben wollte, habe der Mann lachend geantwortet, es sei jetzt F r e i h e i t und man brauche keine Steuer mehr zu zahlen. Darüber sei es zum Wortwechsel gekommen, an dem sich auch die an der Linie postirten Finanzaufseher betheiligten. Im Nu kam es zu Thätlichkeiten, die Finanzorgane wurden entwaffnet, davon gejagt und die Linie angezündet.

(Die damals viel verbreitete Sage, der Finanzposten habe den Steuer-Renitenten erschossen und sei dafür von dem erbitterten Volke in die Flammen geworfen worden, entbehrt jeder Bestätigung.)

Merkwürdig war es zu sehen, mit welcher Wuth die Brandstifter sowohl die Amtsrequisiten als auch das Privateigenthum der

---

*) Die Durchlässe in dem 13 Stunden langen Linien-Walle, welcher ganz Wien umgibt, werden schlechtweg die Linien (Barriere, Schlag) genannt. Es sind ihrer vierzehn.

Beamten und Diener aus dem Wohngebäude nebenan in die klafterhohen Flammen beförderten.

Schreibtische, Aktenstöße, Möbel aller Art, sogar ein Klavier wurden erbarmungslos in den Glutherd geworfen, gestohlen wurde nichts, es war der reine Zerstörungstrieb, der sich hier, Jahre lang niedergehalten, in so kannibalischer Weise Luft machte. Von Zeit zu Zeit ertönte der Ruf: „Hußaren kommen!“ und die Wüthenden stoben schreckerfüllt auseinander, um im nächsten Augenblicke mit verdoppelter Wuth wiederzukehren und das Werk der Zerstörung fortzusetzen.

An den Hausthoren aber standen die Leute, nicht etwa verzagt, sondern erbittert und nur etwas beruhigt durch die Nachricht, daß Metternich und Sedlnitzky abgedankt haben, und daß der Rektor Magnifikus der Universität, von einem alten Vorrechte Gebrauch machend, unangemeldet zur Audienz beim Kaiser gegangen sei, um ihm die Lage der Stadt vorzustellen.

Durch die brennende Linie ungehindert passirend, erreichte Preßler den Bezirk Fünfhaus, der damals schon in zahlreichen Fabriken Tausende von Arbeitern beschäftigte.

Die Revolution bewegte sich in zwei Ringen, welche das Zentrum, die innere Stadt, umschlossen. In der innern Stadt, im Herzen der Metropole, war es die eigentliche Revolution, die auf gewaltsamem Wege die Anbahnung einer bessern Zeit und freier Institutionen erstrebte, in den Vorstädten kam diese Idee vor der Hand nur sporadisch zum Durchbruche und die Massen wurden nur instinktiv durch den Gedanken geleitet, daß man den Vorkämpfern in der Stadt durch Revolutionirung der Vorstädte Luft machen und das Militär aus der Stadt abziehen müsse.

Preßler wurde Zeuge fürchterlicher Szenen. Das erste Opfer des Tumultes, welcher die Ortschaften zwischen der Mariahilfer Linie und Schönbrunn heimsuchte, wurden jetzt die Bäcker-, Fleischselcher- und Branntwein-Laden. Bei dem Kaufmann Würfel fiel man ein, das mit Waaren überreich versehene Geschäft wurde ausgeplündert und alle vorhandenen Geräthe zermalmt, selbst die Thür und Fensterstöcke ausgerissen. Von da gings zu den andern Kaufleuten des Bezirkes, allein so wie das Feuer Sprünge macht und hie und da ein Häuschen unversehrt läßt, während ringsumher alle Nachbarn in Glut sinken, so wurde auch hier manch ein Geschäft und ein Laden

nicht berührt, während der daneben rein ausgeplündert wurde. Möglich, daß dabei Vorliebe und Rachsucht ein entscheidendes Votum abgaben, — Thatsache ist es, daß die berauschte wilde Menge direkt auf jene Fabrikanten und sonstigen Arbeitgeber losging, welche bei den Arbeitern aus irgend einem gerechten oder ungerechten Grunde besonders verhaßt waren; hier plünderte man nicht blos Küche und Keller, sondern man verjagte den Herrn und seine Familie, zertrümmerte Möbel und Spiegel, ja man schnitt sogar das Bettzeug auf und streute die Federn aus den Fenstern auf die Straße, wo sie oft Zoll hoch lagen.

Verzweiflungsvoll sahen die ohnehin nicht reichen Geschäftsleute von Fünf- und Sechshaus, Braunhirschengrund, Rustendorf, Meidling, Gaudenzdorf, sowie die innerhalb der sogenannten kleinen Linie dieser zunächstliegenden Gewerbsmänner der Vorstadt Gumpendorf, wie ihre Habe, ihre Waaren diesen Wüthenden zum Opfer wurden.

Unter diesen Umständen erreich'e Preßler das Kommissariat, auch hier keine Spur von dem verlorenen Kinde; verzweiflungsvoll kehrte er auf die Straße zurück.

Die Noth war auf's Höchste gestiegen.

Und die Besitzenden hatten nicht den Muth, Widerstand zu leisten, sie ließen die Massen gewähren und rangen verzagt die Hände über dem Grabe ihres Wohlstandes.

Ein Bürgerkavallerist, der zur kleinen Linie herausgesprengt kam, brachte eine wichtige Nachricht, die erste positive dieses Tages:

„Se. Majestät der Kaiser haben zu erlauben geruht, daß die Studenten sich bewaffnen und den bewaffneten Bürgern sich anschließend, mit diesen und dem Militär vereint, die Herstellung der Ordnung und Ruhe erwirken sollen.“

Von den honetten Leuten wurde diese Nachricht mit Jubel aufgenommen, der um so größer wurde, als bald darauf die erste Abtheilung dieser improvisirten Volkswehr erschien. Wahrscheinlich ist's, daß die erschütternden Nachrichten von der Gefahr der Bezirke vor der Linie, welche der Brand der Amtsgebäude von Mariahilf furchtbar illustrirte, an maßgebender Stelle diese erste Errungenschaft herbeigeführt hatten. Gewiß bleibt es, daß die ersten fliegenden Kolonnen der Neubewaffneten nach Fünfhaus dirigirt waren, da man recht gut einsah, die Wiener Garnison sei zu schwach, um das Eigenthum der Bürger in einer Stadt von so riesiger Ausdehnung zu retten. Die

Austheilung der Waffen aus dem bürgerlichen Zeughause hatte begonnen und dauerte die ganze Nacht fort, bis zum Abend des nächsten Tages.

Freilich waren es Waffen von ganz absonderlicher Art, Feuersteingewehre aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges, ohne Hahn und Pfanne, die übrigens ohnehin nicht genützt hätten, da Niemand auch nur eine Patrone besaß. Doch blieb das schwere rostige Gewehr mit dem Bajonnette daran immer eine Pike furchtbarer Art in der Hand eines entschlossenen Mannes. Und entschlossene Männer waren es, die hier anmarschirt kamen; man mußte nicht eben Student sein, um ein Gewehr zu bekommen, wer einen anständigen Rock, einen Hut trug, wurde ins Zeughaus eingelassen und bewaffnet. Als Abzeichen diente ein weißes Band um den linken Arm, — es war die erste Uniformirung der Wiener Volkswehr, die hier in Abtheilungen von zwanzig bis dreißig Mann, gewöhnlich von einem Bürgersoldaten angeführt, zum Schutze des Eigenthums auszog.

Mag man über die späteren Vorgänge der Wiener Revolution ein noch so verdammendes Urtheil fällen, soviel ist gewiß, die improvisirte Volkswehr hat am dreizehnten März und in den zwei folgenden Tagen einen großen Theil der Stadt Wien vor Unglück bewahrt und die Wiener sind diesen wackeren Männern zu ewigem Danke verpflichtet. Wohin wäre die aufgeregte, wüthende Menge gekommen, wenn diese Kaisergarde, wie man sie damals nannte, nicht rechtzeitig eingeschritten wäre?

Was diese Wackern in der Nacht des dreizehnten März geleistet, übersteigt jeden Glauben. Mit Güte und Gewalt säuberten sie die bedrohten Häuser von den Bedrängern, schickten die Nachgiebigen heim, faßten die Renitenten mit starker Hand und brachten sie, wenn's sein mußte, gebunden in Gewahrsam. *) Ein heilsamer Schrecken ging vor den Neubewaffneten her, — die Feiglinge, die nur den Muth zum Plündern hatten, versteckten sich vor der Volkswehr in Kellern und Rumpelkammern, ja selbst in den Rauchfängen; aber die erbitterten Einwohner des Hauses verriethen ihre Schlupfwinkel, und gutwillig

---

*) Eine Abtheilung von 18 Mann, bei welcher sich der Verfasser dieser Zeilen befand, führte nicht weniger als 47 solcher Wüthenden gefangen ins Gemeindehaus von Gumpendorf.

oder mit Gewalt wurden sie herausgeholt. Wir leugnen nicht, daß diejenigen, welche mit Schimpfworten oder gar thätlich gegen die neue Nationalgarde auftraten, mitunter sehr handgreiflich zurechtgewiesen wurden; verdient hatten sie es wohl.

Das Volk aber, das echte, wahre Volk, begrüßte die Braven, die hier einschritten mit Jubel, die Männer, wieder ermuthigt, drückten die Hand der Retter, Mütter hielten die Kinder in die Höhe, ihre Befreier segnend, Weiber sanken auf die Knie und riefen mit aufgehobenen Händen: „Vergelt's Gott! vergelt's Gott!"

Auch Preßler schloß sich, obwohl unbewaffnet, einer solchen Schaar an, die von zwei Bürger-Schützen-Grenadieren geführt wurde und der er durch seine Ortskenntniß gute Dienste zu leisten vermochte. Die Neubewaffneten, aus ganz entlegenen Theilen der Stadt, wußten es dem Manne, der sich zum Führer anbot, zu danken, ohne zu fragen, wer er war. Ehe er daran dachte, band ihm eine Frau die weiße Binde um den Arm und der alte Naderer sah zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß er das Abzeichen der Revolution trug.

Allein bei alledem vergaß er den Zweck seines Hierseins nicht und spähte rechts und spähte links, ob vielleicht ein wunderbarer Zufall ihm sein Kind zuführe.

„Was suchen Sie denn?" fragte der eine der beiden Schützen-Grenadiere, ein dicker, behäbiger Schustermeister aus der inneren Stadt.

„Ach, lieber Herr," antwortete Preßler gar beweglich, „ich habe heute mein Kind verloren; es ist im Gedränge abhanden gekommen, ein kleines schwarzes, bildhübsches Mädchen."

„Vielleicht kann ich Auskunft geben," mischte sich ein junger Mann ins Gespräch, der hinter ihnen in Reih und Glied marschirte, „in der Luftschützgasse, wo Hußaren die Leute auseinander trieben, kam ein kleines Mädchen, wie Sie's beschrieben, das laut nach seinem Vater schrie, fast unter die Hufe der Pferde, als ein Hußar sich hinab bückte, die Kleine am Kleide erwischte und vor sich aufs Pferd setzte. Ich war ganz nahe dabei und hörte, wie der Hußar das weinende Kind mit Schmeichelworten zu besänftigen suchte, worauf das Kind in ungarischer Sprache erwiderte, und zu weinen aufhörte."

„Die ist's schon," rief Preßler freudig, „Gott sei gelobt, wenigstens habe ich eine Spur von ihr gefunden. Sagen Sie mir, lieber Freund" —

Das Gespräch erlitt hier eine plötzliche Unterbrechung. Eine Masse Volkes kam in wilder Eile die Straße herabgerannt, flüchtend vor dem Militär, das oben auf der Fünfhauser Hauptstraße von der Linie aus vordrang und den Plünderern das gestohlene und geraubte Gut wieder abnahm; da die kleine Abtheilung, bei welcher sich Preßler befand, gegen die Hauptstraße marschirte, so faßte der Schützen-Grenadier, der sehr gut die Gelegenheit zu benützen verstand, den Entschluß, seine Abtheilung quer über die schmale Gasse zu stellen, die flüchtigen Diebe, denn als solche erkannte man sie sofort an den gestohlenen Effekten, die sie trugen, aufzuhalten und sie festzunehmen.

Die Flüchtigen prallen gegen die vorgestreckten Bajonnette, in ihrer Angst erkennen sie nicht, welch' geringe Anzahl ihnen den Weg versperrt, wie Schafe kehren sie um und stürmen die Straße hinan, die Soldaten, einen Angriff vermuthend, legen an, die Hähne knaken, die Gauner werfen sich zu Boden, eine Decharge knattert und neben Preßler sinkt der brave Schützen-Grenadier, mitten in die Brust geschossen, zu Boden.

Auch Preßler fühlte einen harten Schlag an der Brust; es war eine matte Kugel, die Brieftasche des Naderers hatte die Wirkung wohl abgeschwächt, aber im nächsten Augenblicke sank er neben dem Bürger-Grenadier nieder, er fühlte, wie eine Ohnmacht nahte.

„O mein Kind! meine Minna!" ächzte er.

Dann ward es schwarz vor seinen Augen, die Sinne vergingen ihm.

Vom Fünfhauser Thurme erklangen im selben Augenblicke die feierlichen Glockenschläge der Mitternacht.

Ins Meer der Ewigkeit sank der 13. März 1848.

Aber Kinder und Enkel werden den Tag nicht vergessen.

Ende des ersten Buches.

Zweites Buch.

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Doch das schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn

Erstes Kapitel.

Ein Vater der sein Kind sucht.

Leopold Preßler war lange bewußtlos gelegen, nachdem ihn die verhängnißvolle Kugel getroffen hatte. Mitleidige Menschen hatten ihn aufgehoben und Anfangs für todt gehalten, als sie aber noch Spuren von Leben in ihm entdeckten, hatten sie ihn auf eine Trage gelegt und ins allgemeine Krankenhaus gebracht, wo er nach einer viele Stunden dauernden Bewußtlosigkeit endlich aus seiner Betäubung erwachte und zu sprechen versuchte, ohne daß ihm dieß gelang. Seine Zunge bewegte sich, die Lippen zitterten, allein der Ton versagte und nur aus den weitaufgerissenen Augen, aus den sich bewegenden Lippen erkannte die Wärterin, daß der Bewußtlose endlich zu sich gekommen.

Rasch trat sie an's Bett und sagte in jenem gutmüthigen Kommandotone, welcher den Krankenwärterinnen eigen zu sein pflegt:

„Ruhig gelegen und nicht gerührt, lieber Herr, — jede Bewegung schadet Ihnen, sagt der Herr Doktor, — und reden dürfen Sie mir schon gar nicht, sagt der Herr Doktor, das ist das allergefährlichste, — es könnte wieder Blut kommen, sagt der Herr Doktor, — also schön still sein. Was? Sie deuten auf den Mund? Durst haben Sie, nun da gibts ja ein Mittel, gleich werden wir da sein.“

Und mit dem Eßlöffel flößte sie dem Verwundeten Wasser ein, in welches einige Tropfen von einem herben, stärkenden Saft gemengt waren.

Preßler machte riesige Anstrengungen, um sich in die Situation zu finden, endlich fiel ihm nach und nach bei, daß er, um sein verlornes Kind zu suchen, ausgegangen, dasselbe aber nicht gefunden hatte. Die Angst trieb ihm das Blut rascher zum Herzen und er stöhnte schwer.

„Da haben wir's," sagte die Wärterin, „da zappelt er sich nun hinunter und wird völlig blau; wie leicht kann's schlimme Folgen haben; am besten ist's, ich hole den Doktor, — ich will die Verantwortung nicht auf mich laden."

Und hastig enteilend, schleppte sie nach wenigen Minuten den Primarius herbei, denn in jenen Tagen waren die Verwundeten ein Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeit und Obsorge Seitens der Spital-Leitung, die eben in die Hände des neuen Direktors gekommen war.

Der Primarius trat also an's Bett des alten Naderers.

Ein Blick in das Gesicht des Patienten belehrte ihn, daß hier weniger die Krankheit, als die Unsicherheit seiner Lage die bedenkliche Aufregung hervorgerufen hatte.

Schnell gefaßt, in kategorischem Tone kommandirte er:

„Ruhig geblieben, lieber Mann. Ich bin der Doktor. — Sie befinden sich hier im allgemeinen Krankenhause zu Wien, wohin Sie in Folge einer Verwundung transportirt wurden, die Sie am 13. März in Fünfhaus erhalten haben. Diese Verwundung ist solcher Art, daß rasche Bewegung, Aufregung und lautes Sprechen Ihnen nicht zuträglich wäre, wie Ihnen bereits die Wärterin gesagt haben muß. Wenn Ihnen also darum zu thun ist, bald von hier wegzukommen, so verhalten Sie sich ruhig. In ein paar Tagen werden Sie sprechen können, dann können Sie mir sagen, was Sie wollen, — vor der Hand muß ich aber mit aller Energie auf Ihrem ruhigen Verhalten bestehen."

Mit einem Seufzer sank der Patient auf sein Kissen zurück und schloß die Augen, um über des Doktors Worte nachzudenken. Preßler war zu sehr in jenem schweigenden Gehorsam erzogen worden, welchen die vormärzliche Polizei von jedem ordentlichen Staatsbürger verlangte, um nicht auch hier die aus dem Munde eines Berechtigten

geflossenen Anordnungen zu respektiren, gleichwohl fand er es sonderbar, daß wenige Stunden später derselbe Doktor, der ihm die Aufregung so strenge verboten hatte, mit einer Schaar Studenten, die zu Preßler's Erstaunen Kalabreser mit Federn trugen, an sein Bett trat und diesen Herrn über die Wunde des Patienten, der als Märzopfer sich einer ganz besonderen Aufmerksamkeit erfreute, Andeutungen und Aufklärungen gab, die nicht ganz ungeeignet waren, die Aufregung des Kranken herbeizuführen; er vernahm nämlich, daß es Wochen lang dauern könne, ehe die Möglichkeit vorhanden, ihn aus dem Spital zu entlassen und der Gedanke, daß in so langer Zeit jede Spur des verlornen Kindes vollständig abhanden kommen könne, versetzte ihn in peinliche Bewegung. Der Herr Primarius unterließ nicht, diese sichtbar werdende Aufregung als eines der charakteristischen Symptome des interessanten Falles zu bezeichnen.

Man wird uns hier die kleine Abschweifung verzeihen, die wir uns erlauben. Die sogenannte „Visite" im Spitale, die sich täglich zweimal wiederholt und bei welcher eine Schaar lernbegieriger Jünglinge an das Bett des Kranken geführt wird, um die verschiedenen Leiden des Menschen in praxi kennen zu lernen, mag für alte Spitalbrüder und apathische Naturen überhaupt völlig gleichgiltig sein, allein zartfühlendere Organisationen, besonders weibliche, werden davon in einer Weise afficirt, die der Wiederherstellung der Gesundheit, dem Hauptzwecke des Spitalwesens, gerade nicht förderlich genannt werden kann. Man wird einwenden, daß im Interesse der leidenden Menschheit der Einzelne sich für die Gesammtheit diese Untersuchungen gefallen lassen muß, durch welche die angehenden Doktoren, die zur Ausbildung ihrer Wissenschaft nöthige Vorbildung erlangen. Allein nach diesem Grundsatze könnte man auch Vivisektionen bei Menschen bevorworten und jedenfalls bleibt bei der Auffassung vom humanitären Standpunkt die Frage unbeantwortet, warum diese vielen lästigen ärztlichen Besuche in corpore nur bei armen Teufeln gemacht werden und nicht auch bei jenen von Glück Bevorzugten, die auf eigener Abtheilung in separat gezahlten Zimmern nur den Besuch ihres Ordinarius erhalten.

Wir sind praktisch genug, die Nothwendigkeit dieser medizinischen „Gesammtübungen", wie man beim Tanzmeister sagen würde, einzusehen, allein eine Bitte richten wir dabei an gewisse Größen der Wissenschaft, nämlich die, ihren Geist, ihren Humor, ihren Witz im

Lehrsaale glänzen zu lassen und nicht am Bette eines oder einer armen Kranken, auf Kosten eines vielleicht dem Tode Verfallenen, welcher, wenn er auch für die medizinische Fakultät nur „ein Fall", für die übrige Menschheit doch ein in den Rechtsverband gehöriger Staatsbürger ist, über den man sich nicht lustig machen soll.

Ohne daß wir hier auch nur im Entferntesten andeuten wollen, wen wir meinen, hoffen wir doch von Jenen, die es angeht, verstanden zu werden.

Nach dieser Abschweifung, der einzigen und letzten, die in unserem Buche vorgekommen, kehren wir zu unserer Erzählung zurück.

Preßler hatte wirklich vierzehn Tage nöthig, ehe er so viel sprechen durfte, daß er dem Primarius seinen herzinnigsten Wunsch mittheilen konnte; dieser bestand darin, daß Jemand an seine Adresse geschickt werden möge, um Julsca zu holen.

Der Primarius hatte es allerdings, wie Preßler selbst sonderbar gefunden, daß Niemand in der langen Zeit gekommen war, sich um den Patienten zu erkundigen, da die Verwandten anderer Verwundeter beim Ausbleiben ihrer Angehörigen sofort im Spital erschienen waren, um ihre Angehörigen unter den Todten oder Verwundeten zu suchen. Der Doktor meinte endlich, sein Patient gehöre zu jenen Unglücklichen, deren es in Wien nicht wenige gibt, welche keine Seele auf dem Erdenrunde haben, die sich um sie kümmert.

Deßhalb entsendete er auf Preßler's Bitte sofort einen Boten nach der Laimgrube, neugierig, jene Julcsa kennen zu lernen, die sich um ihren Herrn vierzehn Tage lang nicht umgesehen hatte; allein der Bote kam mit der Nachricht zurück, besagte Julcsa habe das Quartier im Hause zum Zwischenunser sorgfältig abgesperrt und den Schlüssel dem Hausherrn übergeben, mit dem Bedeuten, sie reise nach Hause, ins Ungarland, da sie in einer Stadt, wo man an einem Tage seinen Herrn und sein Kind verliere, nicht länger leben könne.

Diese echt ungarische Logik raubte dem armen Kranken den letzten schwachen Hoffnungsschimmer und verschlimmerte seinen Zustand in einer Weise, daß der Doktor bedenklich den Kopf schüttelte.

Allein die gesunde kräftige Natur des alten Naderers siegte endlich und nach acht Wochen war der Augenblick erschienen, wo Herr Leopold Preßler das allgemeine Krankenhaus verlassen und in seine Wohnung zurückkehren konnte.

Preßler betrat schweren Herzens den Heimweg.

Er hatte wohl bemerkt, daß der Primarius, als er demselben nach wieder erlangter Sprachfähigkeit seinen Charakter genannt hatte, darüber ein wenig stutzte; die Herren Mediziner gehörten in politischen Dingen zu den avancirtesten Radikalen in Wien, allein weit entfernt, deßhalb das untergeordnete Organ eines gestürzten Systems schlechter zu behandeln, hatte der gewissenhafte Arzt seine Aufmerksameeit gegen den kranken Polizei-Agenten verdoppelt und nach dem Grundsatze, daß man glühende Kohlen aufs Herz seiner Feinde sammeln müsse, ihm nicht nur in der Pflege, sondern auch in der Kost eine Protektion angedeihen lassen, welche die Wiederherstellung und Kräftigung von Minna's Vater wesentlich förderte. Nur im Gespräche mit dem alten Naderer vermied der Doktor die politischen Erörterungen, alle Fragen mit der Bemerkung ausschlagend, er, der Doktor, habe keine Zeit, und Preßler würde durch Debatten über die Tagesvorfälle zu sehr aufgeregt werden. War dem Primarius die Konversation mit dem Agenten lästig, oder fürchtete er, später einmal über das Gesagte interpellirt zu werden. Die Denunziationswuth, welche nach der Besiegung der Oktober-Revolution und nach dem Einmarsch der kaiserlichen Truppen in Wien eintrat und nicht einmal die nächsten Verwandten schonte, bewies übrigens, daß die Furcht des Primarius keine ungegründete war.

Leider waren es aber nicht die offiziellen und offiziösen „Naderer", welche damals ihr Unwesen trieben, sondern ein Heer von freiwilligen Angebern, die aus Eigennutz, Rachsucht, aus Wohldienerei und Schönmacherei häufig blos um sich wichtig zu machen, Hunderte von Menschen unglücklich machten, nicht einmal Jene schonend, die ihnen durch die Bande des Blutes oder der Dankbarkeit hätten heilig sein sollen, so daß selbst der Stadtkommandant in Wien, Feldzeugmeister Welden, das Urtheil über einen Geschäftsmann, den sein eigener Schwager verrathen hatte, an den Straßenecken und in der Wiener Zeitung mit dem Beisatz publiziren ließ, daß er empört, wie die ganze Bevölkerung, den Verrath zwar im Staats-Interesse benützt habe, aber den Verräther aufs Tiefste verachte.

Dem Umstande jedoch, daß der Primarius gegen den ehemaligen Polizei-Agenten eine so große Zurückhaltung beobachtet hatte, war es zuzuschreiben, daß Preßler von den Vorgängen draußen so gut wie nicht unterrichtet war, um so mehr, da die Aerzte aus leicht begreif-

lichen Gründen das Einschmuggeln von Zeitungsblättern in die Krankenzimmer nicht duldeten, fürchtend, die Patienten verschiedener Parteifärbung könnten zu raufen anfangen.

Man denke sich nun, mit welchen Augen Preßler die Stadt betrachtete, die sich seit dem 13. März so sehr verändert hatte, daß er, der alte Wiener, sie nur mit Mühe erkannte. War denn das noch Wien?

Von den Dächern herab, oder den Hausthoren und Balkonen prangten unzählige Fahnen, alle scharz-roth-gold. Preßler erinnerte sich nur dunkel, daß diese Farben-Zusammenstellung zu den verbotensten Dingen gehörte, welche man in Verona und Karlsbad verboten hatte.

An allen Straßenecken prangten Plakate mit der Aufschrift: „Mitbürger!"

Diese Anreden an die Mitbürger waren von Komité's und Ausschüssen unterzeichnet, von denen Preßler nie etwas gehört hatte. Je nach ihrer Parteistellung prangten darin entweder die Worte: „Kamarilla", „Reaktion", „Soldateska" oder „Umsturzpertei", — „blutdürstige Demokraten", „verwegene Republikaner". Preßler entsetzte sich, ein Blick auf die Theaterzettel ließ ihn auch hier schauerliche Dinge erkennen — in dem einen Theater „die Kreuzfahrer", im andern „Freiheit und Revolution in Krähwinkel", im dritten „Wie die Reaktionäre dumm sind", lauter Stücke, deren Namen einem Sedlnitzky-schen Zensur-Beamten eine Ohnmacht zugezogen haben würden; ja selbst das Burgtheater hatte, dem Zeitgeschmacke huldigend, sich in ein Hof- und National-Theater umgewandelt.

Preßler glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, einzelne Leute in der Uniform der Nationalgarde oder der Legion gingen an ihm vorüber, kleine Abtheilungen der Blauen marschirten unter Trommelschlag die Straße entlang, und wer keine Uniform trug, der hatte am Kopfe wenigstens die Gardenkappe oder einen Kalabreser mit schwarz-roth-goldener Kokarde, mit wehenden Federn. Der Zylinder war verschwunden, abenteuerliche Kopfbedeckungen und Trachten tummelten sich zwischen Männern und Weibern, die mit gellender Stimme Zeitungen ausboten, von denen er nie gehört.

Er kaufte einige dieser Blätter und nachdem er zwanzig Zeilen gelesen, wurde ihm die Veränderung klar, die mit Wien vorgegangen.

Wo man so schrieb, konnte die Stadt nicht anders aussehen.

Wehmüthig bemerkte er, daß einige Polizeimänner, die des Weges schlichen, nicht mehr den vormärzlichen Stock trugen.

„Auch das noch!" seufzte er, „ich hoffe, daß sie doch wenigstens den Korporalen den Haslinger und den Feldwebeln das Rohr gelassen haben."

Aber nur zu bald überzeugte er sich an vorüberkommenden Unteroffizieren nicht nur von der Polizeiwache, sondern auch vom Militär, daß auch diese das Zeichen ihrer einstigen Würde abgelegt hatten und nur durch die Streifen am Rockkragen sich von der Mannschaft unterschieden.

Tief gebeugt durch all' das, was er gesehen, betrat Preßler das Haus zum Zwischenunser; fröhliches Singen war das erste, was ihm entgegen tönte, in der Werkstatt der Schusters Kolb, seines Todfeindes ward eine Art von Verbrüderungsfest zwischen Garden, den Kameraden des Schusters und Studenten, den Kollegen des Sohnes, gefeiert; die jungen und älteren Herren, sämmtlich schon tüchtig angerissen, ließen eines jener großen Blechgeschirre, welche der Wiener Pitschen nennt, mit Bier angefüllt, im Kreise herumgehen und sangen dazu jenes Burschenlied, welches, in der Studenten-Kneipe entstanden, berufen war, die Marseillaise der Wiener Revolution zu werden. Aus heiseren Kehlen klang es:

„Was macht der Herr Papa?"

Als Preßler am Fenster vorüberkam, ward er von dem jungen Kolb erblickt; rasch gebot dieser Stille, wahrscheinlich setzte er seinen Kameraden und den „Verbrüderern" auseinander, wer der Mann war, der soeben vorübergegangen, denn als Preßler die Thür seiner Wohnung erreichte und den Schlüssel ansteckte, um die Pforte zu seinen lang verwaisten Penaten zu öffnen, da erklang es hinter ihm im Chore:

„Was macht der Naderer?
„Was macht der Naderer?
„Was macht der alte Naderer
Ça Ça Naderer!

Und höhnend antwortete die nächste Strophe:

„Er kommt aus dem Spital" u. s. w.

Preßler schlug die Thür von innen zu, warf sich auf einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und — man wird

es uns glauben — ein paar bittere Thränen rollten über seine abgemagerten Wangen. Das, was er auf der Straße gesehen, die Rohheit dieser Menschen, die Grabesstille in dem einsamen Zimmer, das Julcsa vor ihrer Abreise auf das sorgfältigste zusammengeräumt hatte und in welches die liebe Maisonne die hellsten Strahlen warf, als ob sie das liebliche Kind suche, dessen frische, unschuldige Stimme hier sonst ertönte, das Alles machte auf den alten Naderer einen so tiefen schmerzlichen Eindruck, daß er sich der Thränen nicht erwehren konnte.

Aber nicht lange dauerte es, so hatte er seine alte Zähigkeit wiedergefunden. Er ordnete Einiges in seiner Wohnung, steckte Geld zu sich, verließ dann das Zimmer, sperrte hinter sich zu und verfügte sich, an der Schusterwerkstatt vorüber, wo das Trinkgelage bereits so weit gediehen war, daß man ihn gar nicht bemerkte, in den ersten Stock zum Hausherrn, der mit Herzlichkeit den Rekonvaleszenten empfing. Preßler erkundigte sich, ob während seiner Abwesenheit nicht irgend eine Vorladung oder sonst eine Andeutung in Betreff des verlornen Kindes gekommen sei.

Es war nichts gekommen.

Traurig entfernte sich der arme Mann, auf der Stiege stand der kleine Albert, des Schusters jüngstes Söhnlein, faltete die Hände und sagte wehmüthig:

„Herr Preßler, sind Sie noch böse auf mich?"

„Ich?" antwortete der Gefragte überrascht, „ich war nie böse auf Dich. Warum auch sollte ich auf Dich böse sein?"

„Nun, weil mein Vater und mein Bruder so schlecht von Ihnen spricht."

„Was kannst Du dafür, Du armes Kind."

„Nicht wahr, ich kann nichts dafür. Sie sind ein guter Herr. Bitte recht schön, haben Sie die kleine Minna schon gefunden?"

„Ach leider nein, keine Spur von ihr."

„Ja, wenn mein Bruder nur wollte, der weiß sicher was von ihr."

„Wär's möglich!" rief Preßler außer sich.

„O ja! er hat einmal gesagt, als ich um Minna lamentirte: Na, sie wird schon wieder kommen, aber zappeln soll der Naderer, bis er erfährt, wo sie ist."

„Und weißt Du sonst nichts?“ forschte Preßler.

„Nein“, antwortete der kleine Albert.

„Hat Franz nie mehr geäußert, wo das Kind allenfalls sein könnte?“

„Ein einziges Mal, als ich meinte, die arme Minna werde jetzt keinen Spielkameraden haben, da sagte er: Ah pah! die spielt jetzt mit ihren Landsleuten, den Zigeunern.“

„Sonderbar!“ dachte Preßler, „das stimmt ja mit der Aussage jenes jungen Mannes, der mir in der Nacht vom 13. auf den 14. März gesagt hat, ein Hußar habe sie aufs Pferd gehoben. Das wäre ja ebenfalls ein Landsmann von ihr.“

„Das ist Alles, was Du weißt?“ fragte er laut.

„Alles“, antwortete Albert.

„Gut! ich werde mit Deinem Bruder reden.“

„Aber, sagen Sie um Gotteswillen nicht, daß ich Ihnen etwas gesagt habe. Wenn mein Vater oder mein Bruder erfahren, daß ich gegen ihr Verbot mit Ihnen gesprochen habe, bekomme ich fürchterliche Schläge.“

„Sei ohne Sorge, guter Albert, ich werde Dich nicht verrathen.“

Der kleine Sohn des Schusters drückte sich und Preßler ging aus dem Hause, um Schritte zur Auffindung des verlorenen Kindes zu machen.

Sein angeborener Respekt vor dem Rechtsgange, so wie der Widerwille, mit dem Schustersohne, der in seiner Legionsuniform noch zehnmal anmaßender war, als zuvor, in eine, wenn auch nur vorübergehende Berührung zu treten, veranlaßten ihn, bevor er das letzte Mittel, eine Unterredung mit Kolb versuchte, früher noch zu sämmtlichen Kommissariaten zu gehen, bei welchen er am Tage des Unglücks gewesen war.

Allerdings sah er schon nach wenig Schritten ein, daß er, erschöpft, wie er von langer Krankheit war, den Weg nicht zu Fuß machen konnte, er nahm sich also einen Fiaker, Komfortables gab es damals nicht, und fuhr in die Stadt zur Stadthauptmannschaft, wie man die ehemalige Polizei-Oberdirektion umgetauft hatte.

Achselzuckend erklärte ihm Herr v. Felsthal, der hoch erfreut war, seinen alten Preßler wieder zu sehen, nachdem er mit dem betreffenden Referenten Rücksprache genommen, es sei nichts angezeigt

worden, was auch nur im Entferntesten auf die Auffindung der Verlorenen hindeuten könnte.

Trostlos schlug Preßler die Hände zusammen.

„O meine arme Minna!“ wehklagte er, „was wird aus Dir werden!“

„Das weiß heut zu Tage kein Mensch“, antwortete philosophisch Herr v. Felsthal, „wissen wir vielleicht, was morgen oder übermorgen aus uns wird. Wenn ich ein Hasenfuß wäre, ich ging heute noch auf und davon nach Reichenau oder Gmunden. Die Forellen sind mir viel lieber, als die Fische, die uns hier bevorstehen. Aber ich habe ein Herz und halte aus am rechten Fleck, so lange noch ein Fetzen von meiner Uniform ganz ist.“

„Glauben Ew. Gnaden, daß das Ding eine schlimme Wendung nehmen wird?“ fragte Preßler.

„Die allerschlimmste, alter Spezi, die allerschlimmste. Herrgott! wie ich mich über meine Landsleute, die Wiener, ärgern muß. Haben das Ding so schön angefangen, mit einer Noblesse, mit einer Grazie und Gemüthlichkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ, haben den Metternich und den Sedlnitzky gesprengt, die wie Messer und Lichtputze zusammen paßten, haben den Ruhm erworben, eine Revolution der Intelligenz ausgeführt zu haben, und lassen sich mir nichts dir nichts um diesen Ruhm bringen. Die Geschichte ist verpatzt, total verpatzt. Sind das meine Wiener noch, die sich so weit hinreißen lassen, dem besten aller Menschen, dem Kaiser in seiner Burg eine Sturmpetition einzubringen, mit den Waffen in der Hand, mit Krampen und Schaufel, als ob man sofort zum Demoliren schreiten wollte. Preßler, altes Haus, Du weißt, daß ich eine gute Nase habe, heute haben wir den 22. Mai, ich sage Dir, es dauert keine acht Tage mehr, so gibts wieder Skandal. Ich rieche Barrikaden und das linke Ohr klingt mir, wie von Sturmglocken. Es schwärmen Viele für milde Maßregeln, — ja maßregelt nur zu, bis Ihr selber gemaßregelt werdet.“

Herr v. Felsthal, der in seinem Unmuth all dieses mehr als Monolog, denn als Ansprache an Preßler vorbrachte, ahnte in diesem Augenblicke nicht, daß er ein Prophet werden sollte.

Preßler sog all das mit gierigem Ohre ein, für seine verletzten Gefühle waren die Worte des Herrn von Felsthal wahrer Balsam und er empfahl sich, um mit seinem Fiaker nach Maria-

hilf und Fünfhaus zu fahren und noch einen Versuch zu machen, ob nicht etwa doch bei jenen Kommissariaten eine Spur der Verlorenen zu finden.

Als der Fiaker langsamer den Mariahilferberg hinauffuhr, verließ die Gesellschaft aus der Schusterwerkstätte eben das Haus zum Zwischenunser. So angetrunken Meister Kolb auch war, erkannte er doch sofort seinen Feind und die anderen Kumpane auf ihn aufmerksam machend, schrie er:

„Oho! die Naderer fahren im Fiaker! Die Kamarilla theilt Geld aus, — die Reaktion bereitet einen Schlag vor. Vorsicht und die Waffen nicht aus der Hand."

Diese Schlagworte, die er aus irgend einem Tageblatt aufgegabelt, gingen von Mund zu Mund, die wackern Kameraden erzählten es weiter, und Tags darauf las man in drei vier Blättern, die Kamarilla habe mit Millionen viele Hunderte von geheimen Agenten gewonnen, die in Wien der Reaktion dienend, sich vom Schweiß und Blute des Volkes mästen.

Und daran war blos Herr Preßler Schuld, weil er im Fiaker fuhr.

Der unschuldige Veranlasser dieses abenteuerlichen Gerüchtes, welches nicht wenig zu jener Aufregung im Volke beitrug, die gewisse Leute am 26. Mai so gut auszubeuten verstanden, machte inzwischen seine Besuche bei den Kommissariaten Mariahilf, Neubau und Sechshaus, allein wie an jenem verhängnißvollen Abend erklärte man ihm auch heute achselzuckend, daß auch nicht eine Spur von der Verlornen bis heute zum Vorscheine gekommen, sonst hätte man gewiß bereits die weitere Meldung gemacht.

Trostlos kehrte der alte Naderer in seine Wohnung zurück, mit dem festen Entschlusse, am nächsten Tage mit dem Studenten Rücksprache zu nehmen, da er den heutigen Tag, wo Vater und Sohn arg benebelt waren, für nicht geeignet hielt, ernstere Dinge mit dem aufgeregten Paar zu besprechen.

Er brachte eine traurige, schlaflose Nacht zu, und sah wirklich elend aus, als er um 9 Uhr des nächsten Vormittages an die Werkstattthüre seines Feindes klopfte.

Der biedere Demokrat sah sehr übernächtig aus, aus dem blassen, aufgedunsenen Gesichte leuchtete die röthliche Nase, das mit Blut unterlaufene Auge unheimlich dem Eintretenden entgegen. Meister Kolb hielt

zwar einen frisch zu besohlenden Stiefel in seinen arbeitentwöhnten Händen, aber man sah es ihm an, daß es ihm durchaus mit der Förderung seiner Arbeit nicht Ernst war.

Nicht wenig überrascht über den seltsamen, unerwarteten Besuch blickte er von dem Dreibein, auf dem er saß, zu dem Polizei-Ageuten empor, düsteren, drohenden Blickes. Franz war in der Kammer nicht sichtbar.

„Guten Morgen!' sagte Preßler, so freundlich, als es beim Anblicke dieses Menscheu möglich war.

Der Schuster nickte herablassend mit dem Kopfe, ohne zu antworten.

„Sie werden überrascht sein, mich hier zu sehen," begann Preßler."

„Hm! Ja!" antwortete der Schuster, der wahrscheinlich in jeder andern Stimmung, als in seiner gegenwärtigeu katzenjämmerlichen, aufgesprungen wäre, um von seinem Hausrecht Gebrauch zu machen.

„Sie können sich denken, daß nur eine wichtige Veranlassung —" fuhr Preßler fort.

„Bei mir gibt's nichts zu nadern" erwiderte der Schuster grob, „was wollen Sie? Fassen Sie sich kurz und schauen Sie dann, daß Sie weiter kommen."

„Ich möchte mit Ihrem Sohne sprechen."

„Albert ist in der Schule."

„Ah, pah! Sie können sich wohl denken, daß ich keine Unterredung mit dem kleinen Buben wünsche; ich meine Ihren älteren Sohn, den Herrn Studenten."

Kolb war gescheidt genug, um zu bemerken, wie mühsam Preßler das Wort „Herr Student" herauswürgte, er verzog spöttisch den Mund und sagte:

„Mein Sohn schläft dort in der Kammer, — ich weiß nicht, ob er schon wach geworden. Versuchen Sie's gehen Sie hinein und wecken Sie ihn auf."

„Liegt der Faulpelz um 9 Uhr noch im Bett!" dachte Preßler bei sich, allein er sagte kein Wort, um seinen Feind nicht unnöthig zu reizen, sondern klopfte an die Thür der Kammer.

„Herein!" rief eine angegriffene Stimme.

Preßler trat in die Kammer neben der Schusterwerkstätte, das Studierzimmer, wie Meister Kolb prahlerisch das Kämmerlein seines Sohnes nannte.

Herr Kolb Junior hatte das Bett allerdings bereits verlassen, aber in einem nicht sehr beneidenswerthen Zustande. Der grauenhafteste Katzenjammer guckte ihm aus den Augen, er saß im Hemde auf einem Stuhl, neben sich einen Topf voll Wasser, in das er von Zeit zu Zeit ein sehr schleußiges Sacktuch tauchte, um es auf seinen wüsten, brennenden Kopf zu legen. Der junge, elend aussehende Mensch machte einen erbärmlichen Eindruck, der halb zum Mitleid, halb zum Lachen reizte. Die Uniform des jungen Herrn lag sammt dem Kalabreser auf der Erde, welche allenthalben die Spuren des gestrigen Gelages zeigte, während das blank geputzte Gewehr — es putzten dasselbe ja des Schusters Lehrjungen — geladen in der Ecke lehnte; auf einem bescheidenen Brette rasteten die wenigen Bücher des Studenten; daß sie lange nicht mehr aufgeschlagen worden waren, bewies der Staub, der sie bedeckte, das Netz, welches eine alte Kreuzspinne über einen Theil derselben gezogen hatte

Herr Franz Kolb war aber nicht der einzige Anwesende im Zimmer; in dem zerwühlten Bette lag ein Individuum, welches offenbar das Lager mit dem Studenten getheilt hatte, — Haar und Bart ließen nur wenig von dem eigentlichen Gesichte dieses Herrn sehen aber eine sehr abgefleckte Legions-Uniform und ein Kalabreser neben dem Bette, auf welchem ein J. funkelte, kennzeichnete den Schläfer als einen „Juristen" und erst dieser Umstand brachte den alten Naderer darauf, ihn als jenen „Doktor" Steinlbeiß zu erkennen, der bei der Szene im Gastzimmer des „Zwischenunser" Zeuge geworden, wie Preßler die beiden Herren, Vater und Sohn, behandelt hatte.

Der Student erschrack beim Eintritte des Polizei-Agenten so sehr, daß er am ganzen Leibe zitterte. Warum? Das wußte er selbst nicht, — allein die Nerven der Leute waren damals immer in Aufregung und der Schmerz jener Krankheit, die mit Häringen kurirt wird, tobte im glühenden Gehirn des jungen Menschen. Er warf einen Blick auf das geladene Gewehr, einen zweiten auf die Verstärkung im Bette, zum Ueberflusse hörte er draußen seinen Vater klopfen und so klangen seine Worte ziemlich resolut, als er mit gewohnter Phrasenmacherei fragte:

„Was suchen Sie hier? der Scherge des gestürzten Absolutismus in der Wohnung des freien Mannes? Was wollen Sie? Ihre Anwesenheit entweiht diese Räume.“

Preßler hatte eine spitze Antwort auf der Zunge über die Entweihung des schmutzigen Kämmerleins, welches Herr Franz Kolb mit dem Namen „Räume“ beehrte, aber er hielt an sich, schluckte den beißenden Spott hinab und antwortete so sanft als möglich.

„Ich möchte Sie um eine kurze Unterredung bitten, junger Herr.“

Der junge Herr im Hemde legte frisches Wasser auf seine glühende Stirne und versetzte:

„Ich wüßte nicht, was wir zwei miteinander zu reden haben könnten, allein es entspricht dem Geiste der Revolution, der Demokratie, Jedem, auch dem Unbedeutendsten das freie Wort zu gönnen. Also reden Sie.“

„Ich danke Ihnen für die gütige Erlaubniß“ erwiderte der Naderer, der seine Ironie nicht ganz verbergen konnte.

„Was wollen Sie also?“ fragte der Student hochnasig.

„Ich wende mich an die Ehrenhaftigkeit, an die Gerechtigkeit eines Mitgliedes der akademischen Legion“, begann Preßler, den hohen Styl seines Gegners annehmend.

„Und wer sich an diese wendet“, sprach Franz Kolb salbungsvoll, „hat sich noch nie verrechnet. Die Aula ist der Mittelpunkt aller Gerechtigkeit in Oesterreich.“

„Eben deßhalb wende ich mich an Sie, als Mitglied der Aula.“

„Warum gerade an mich, nach den Dingen, die zwischen uns vorgefallen sind?“

„Weil ich keine anderweitige Bekanntschaft unter den Herren Studenten habe und weil ich Sie für einen zu großen Philosophen und Patrioten halte, um in der großen Epoche, die für unser Vaterland angebrochen, noch jener kleinen Zerwürfnisse zu gedenken, die uns einst entzweiten.“

„Meinen Sie?“ fragte der Student, einen unversöhnlichen Blick auf den Naderer werfend.

„Die Angelegenheit, welcher wegen ich Sie in Anspruch nehmen will, ist folgende,“ fuhr Preßler fort, indem er sich anstellte, als hätte er den Blick nicht bemerkt, welchen ihm der boshafte junge Mensch zugeschleudert hatte, „Sie wissen vielleicht, daß ich am 13. März

mein kleines Mädchen, meine Minna verloren habe. Das Kind ist seit jener Zeit nicht in Vorschein gekommen."

Der Student stutzte; nach einer kleinen Pause sagte er:

„Ich habe davon gehört, aber was kümmert das mich und die Aula?"

„Sehen Sie, Herr Student, ich denke das Kind hat sich im Spektakel verlaufen, ist von irgend einer mitleidigen Seele aufgefunden und vielleicht aufs Land hinausgebracht worden, bis der größte Rummel vorüber ist. Dann kommen die Leute gewiß mit dem Kinde vom Lande herein und suchen den Vater. Wohin aber wenden sie sich zuerst? Gewiß an die Aula, die, wie Sie vorhin bemerkten, jetzt ja der oberste Gerichtshof in Oesterreich ist. Wenn Sie nun selbst oder Ihre Freunde etwas in dieser Angelegenheit erfahren sollten, so würde ich jede Nachricht gern und gut bezahlen."

„Sie unterstehen sich", schrie der Student wie rasend, „mir und meinen Kameraden den Antrag zu machen, für Sie den Naderer zu spielen. Wir sollen die wackern Landleute etwa ausforschen, ob sie kein gefundenes Kind bei sich haben. Das mag Ihrer gemeinen Natur zusagen, Sie alter Naderer, aber uns so etwas zuzumuthen, ist eine Beleidigung der Legion, eine Entweihung des glorreichen Namens der Aula, — eine — eine —"

Dem katzenjämmerlichen Jüngling gingen die Worte und der Athem zugleich aus, aber er hatte so sehr geschrieen, daß er den schlafenden Doktor aufweckte und dieser sein struppiges Haupt aus dem nicht sehr saubern Bettzeug emporhob, aufmerksam auf den ferneren Gang des Gespräches lauschend.

„Sie haben mich falsch verstanden, werther Herr," sagte Preßler, der sich alle Mühe gab, nicht hitzig zu werden, „es fällt mir ja nicht ein, die Herren Studenten für eine Nachricht honoriren zu wollen, ich meinte ja nur, daß ich jenen Landleuten allenfalls, die mir eine Andeutung über das Kind geben könnten, oder gar Jene, die es allenfalls gepflegt haben, reichlich belohnen und gut bezahlen würde."

Bei den Worten „gut bezahlen," spitzte der Herr Doktor Steinlbeiß die Ohren, wie ein Kavalleriepferd beim Klange der Trompete, der Repräsentant der Aula im Hemd schwang jedoch den nassen Fetzen zornwüthig über seinem schmerzenden Haupt und schrie:

„Genug! Sie machen mir nichts weiß! Ihr entehrender Antrag ist eine neue Beleidigung für mich und meine Familie, der Sie schon

so Vieles angethan. Ihre Anwesenheit hier entehrt mich und unser Haus. Wir brauchen keinen Naderer hier! Hinaus!"

Einen zornigen, düsteren Blick warf Preßler, dann sagte er:

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Mein letztes. Marsch!"

Wie ein von der Thür gejagter Hund entfernte sich der trostlose Vater Minna's, verfolgt von dem Hohngelächter des Schusters, der die Thür des Studier=Zimmers geöffnet und den Schluß der Szene gehört hatte.

Kaum aber war der Polizei=Agent draußen, so sprang Dr. Steinlbeiß mit beiden Füßen aus dem Bett, während Meister Kolb in die Kammer trat, um seinen Sohn zu dem Triumphe zu gratuliren, den er über seinen Gegner davon getragen hatte.

„Hat sich was zu gratuliren!" schrie der Winkelagent, ohne die Ueberlegenheit zu verbergen, die er gegen Vater und Sohn in Folge von allerlei komplizirten Machinationen errungen hatte, „Herr Philosoph, daß ich's nur sage, — Sie haben einen dummen Streich gemacht."

„Einen dummen Streich?" rief der Student erröthend, „Doktor mäßigen Sie Ihre Ausdrücke!"

„Hätten Sie die Ihrigen gemäßigt gegen den Mann, der im rechten Augenblicke wie vom Himmel gefallen hereinkommt, um uns zu sagen, daß er in der Lage ist, gut und reichlich zu zahlen. Der Mann muß Geld haben, viel Geld. Sind wir vielleicht in der Lage, einen Mann, der viel Geld hat, zur Thür hinauszuwerfen?

Die beiden Gefragten schwiegen verlegen.

„Wissen Sie nicht, daß Sie übermorgen den Wechsel beim Lederhändler Birnbaum zu zahlen haben?" fuhr der Doktor fort, „bare 1400 Gulden Conv.=Münze; haben Sie das Geld?"

„Nicht 1400 Groschen," antwortete der Schuster kleinlaut.

„Der Wechsel wird präsentirt werden beim Schlossermeister Steinriegel und bei Herrn Pölz, dem Hausbesitzer von den drei Bomben, deren Giro's sich auf dem Wechsel befinden."

Der Doktor betonte die letzten Worte so scharf, daß Meister Kolb erbleichend erwiderte:

„Ich weiß es! Ich weiß es! Das ist eine verfluchte Geschichte!

„Ah pah! Die Hausherren Steinriegel und Pöltz können schon zahlen," meinte der Student, „haben sie ihr Giro gegeben, so können sie auch die lumpigen 1400 Gulden hergeben."

„Nein, nein!" rief der Schuster hastig, „das geht nicht. Die Schande wäre zu groß für mich; sie verlassen sich, daß ich zahlen kann! Wer hilft mir aus der Patsche.

Aus diesen Worten ging hervor, daß der junge Mensch nicht Mitschuldiger seines Vaters war und nicht wußte, wer die Giro's auf den Wechsel gesetzt hatte.

„Allerdings," fuhr der Schuster mißmuthig fort, „haben Sie mir weiß gemacht, daß bis zur Zeit, wo der Wechsel an Birnbaum fällig werden würde, eine Zeit gekommen sein müßte, wo gar kein Wechsel in Oesterreich mehr gezahlt werden soll."

„Hm! Die Zeit wird kommen," sagte der Doktor geheimnißvoll, „aber sie ist noch nicht da. Noch sind wir nicht so weit, noch müssen wir Anstalt treffen, dem Lederhändler wenigstens ein paar hundert Gulden hinzuwerfen, damit er prolongirt. Machen Sie Mittel!"

„Ich bekomme nirgends mehr was zu leihen," sagte der Schuster verzagt.

„Der alte Naderer scheint Geld zu haben."

„Hm! Die Leute sagen es; auch ist er gestern im Fiaker gefahren."

„Aber es ist das Geld der geheimen Polizei!" sagte der Student, pathetisch.

„Ah, pah! Geld bleibt Geld," versetzte der praktische Doktor, „und wenn wir ihm so etwa fünfhundert Gulden herausreißen könnten, so könnten wir vierhundert dem Birnbaum geben, und uns mit dem Reste einen guten Tag anthun."

„Das läßt sich hören," meinte der Schuster, dem die Augen funkelten.

„Wir können doch nicht den Naderer anpumpen?" meinte der Student.

„Nein," erwiderte der Doktor, „aber wir können ihm eine wahre oder fingirte Nachricht von seinem verlornen Kinde geben und uns dafür zahlen lassen. Lassen Sie den Kaffee bringen und hören Sie meinen Plan."

Zweites Kapitel.

Wie man sich hilft.

Während die drei würdigen Herren ihre Pläne weiter beriethen, die wir hier nicht anführen wollen, da wir sie ja ohnehin bei der Ausführung sehen werden, war Preßler in seine Wohnung am Ende des langen Hofes zurückgekehrt, hatte sich in den ledernen Sorgenstuhl geworfen, stützte den Kopf in die Hand und zerrieb sich vergebens das Gehirn, um einen Weg zu der Verlornen zu finden. Er, der im Dienste der löblichen Polizei so manchem schlauen Diebe, so manchem raffinirten Einbrecher auf die Spur gekommen war, suchte vergebens den Schlüssel zu dem Geheimnisse, welches das Verschwinden seines Kindes umgab, — der alte Naderer war mit seinem Latein zu Ende.

Aus seinem schmerzlichen Nachgrübeln wurde er durch ein leises Klopfen an der Thür aufgeschreckt.

„Herein!" rief Preßler, und zu seinem Erstaunen sah er den ehrsamen Schustermeister Herrn Kolb eintreten, im Werkstattgewande wie er ihn vor wenig Minuten verlassen hatte; selbiger Schustermeister hatte seine finstern Blicke, seine barschen Worte, seinen drohenden Ton vollständig zu Hause gelassen und begann mit dem freundlichsten Gesichte, im sanftesten Tone also zu sprechen:

„Guten Morgen, Herr Nachbar, — Sie sind mir ein Bischen zu schnell weggelaufen, ehe wir uns verständigen konnten. Der Hitzkopf, mein Franz, hat Alles verdorben, natürlich die Studenten sind jetzt obenaus und wollen überall mit dem Kopfe gegen die Wand rennen, Sie müssen aber auch zugeben, Herr Nachbar, daß Sie ihm damals, Sie wissen schon, was ich meine, zu arg mitgespielt haben, — Studenten vergessen eine Beleidigung nicht, — zwischen uns alten Kerlen ist das ganz etwas Anderes, wir sind Christen und Nachbarn, und wenn wir auch — so — so" —

Der Schuster fand den Schluß seiner schönen Rede nicht. Der ehemalige Polizei-Agent hatte vom ersten Augenblicke an gestutzt, diese plötzliche Umwandlung hatte nichts Natürliches; der alte Praktiker kannte die Menschen zu gut und wußte, daß nur irgend eine geheime Falle oder großer Eigennutz den groben Schuster zu so milden Worten bewegen konnte. Er nahm sich vor, auf seiner Hut zu sein. Mit einer Handbewegung deutete er auf einen Sessel und sagte eben so höflich, wie Kolb:

„Nicht gefällig Platz zu nehmen, Herr Nachbar? Es freut mich ganz außerodentlich, daß Sie zu mir kommen, wenn ich auch die Veranlassung nicht begreife; es kann doch unmöglich geschehen sein, um das Betragen Ihres Sohnes zu rechtfertigen, der mir ehrlich gestanden, ja nichts gethan hat, — und am Ende allerdings Veranlassung hätte, auf mich böse zu sein —.“

„Jugend hat nicht Tugend,“ meinte der Schuster salbungsvoll, „mein Herr Sohn, der Legionär hat sich durch Ihren Vorschlag, den er falsch verstand, beleidigt gefühlt, — natürlich als Student muß er Alles, was er thut, aus Edelmuth und Großmuth thun.“

„Hm! Hm!“ räusperte sich Preßler.

„Und da er Ihren Vorschlag in Betreff des verlorenen Kindes so auffaßte als ob Sie ihn dafür bezahlen wollten, so war das ein Zweifel an seinem Edelsinn, welcher —“

„Wie kann ich denn i h n bezahlen, wenn er nichts weiß,“ unterbrach Preßler die Edelsinns-Phrasen des alten Schusters.

„Er weiß aber was, er weiß wirklich was,“ flüsterte der Schuster geheimnißvoll, „er hat mirs und dem Doktor Steinlbeiß soeben gestanden.“

„Wahrhaftig?“ sagte der alte Naderer lauernd.

„Natürlich kann so ein junger Mensch, der selbst nie Kinder gehabt, es nicht beurtheilen, wie schmerzlich es für einen Vater ist, sein einziges Kind zu verlieren, aber ich, der ich schon ein paar solcher Würmlein auf dem Schmelzer Friedhofe einscharren ließ, ich kenne und achte Ihren Schmerz, Herr Nachbar, und wenn auch die kleine Minna an dem ganzen leidigen Streit zwischen uns Schuld ist, so bin ich doch ein zu guter Mensch, um es dem armen Kinde entgelten zu lassen und darum bin ich gekommen, um Ihnen beim Aufsuchen der kleinen Minna mit Rath und That an die Hand zu gehen, — mein Franz hat mir Alles mitgetheilt, was er weiß, und da Sie es wahr-

scheinlich vorziehen werden, mit mir statt mit ihm zu unterhandeln, so bin ich hier, um — um —"

„Um zu unterhandeln," half ihm Preßler in die Rede, das Wort auffassend und scharf betonend, „es gibt also etwas zu unterhandeln. Sagen wir's gerade heraus, für den Dienst, den Sie mir erweisen, verlangen Sie einen Gegendienst?"

„Richtig, sehr richtig," antwortete der Schuster, „o ich habe es immer gesagt, der Herr Nachbar Preßler ist ein gescheidter Mann, was man auch sonst gegen ihn einwenden mag. Dienst für Gegendienst, Gefälligkeit für Gefälligkeit, das ist so in der Ordnung, — genaue Rechnung erhält gute Freundschaft."

„Zur Sache also, worin besteht die Gefälligkeit, die Sie von mir verlangen?"

„Zuerst müssen Sie wissen, was wir Ihnen bieten können."

„Gut! Reden Sie."

„Also hören Sie mich an: Das Kind wurde im Gewühl in einen Menschenschwarm hineingezogen, der durch eine Hußaren-Abtheilung auseinander gesprengt wurde; in Gefahr überritten zu werden, wurde die Kleine von einem Hußaren aufs Pferd gehoben und mitgenommen, da die Reiter nicht Zeit hatten, das Kind abzugeben. Auch scheint das Kind, das gut ungarisch redet, sich bei den Hußaren viel heimischer gefühlt zu haben, als bei der Menschenmasse, welche heulte und pfiff. Kurz das Kind kam mit den Hußaren in die Kaserne, ein Offizier nahm es auf sein Zimmer und ließ es pflegen. Dieser Offizier hat meinen Sohn bei dem Verbrüderungsfest kennen gelernt, welches die Wiener mit den Ungarn feierten, als diese von Kossuth geführt hier ankamen. Zufällig erfuhr er im Gespräche, daß der Offizier am 13. März auf die erwähnte Weise ein Kind gefunden und es der Frau eines Freundes in die Kost gegeben habe, mein Sohn errieth sofort den Zusammenhang, hätte auch wahrscheinlich Ihre Magd Julcsa davon verständigt, allein diese war bereits abgereist. Sie selbst lagen im Spitale und so schlief die Geschichte ein, da unsere glorreiche Revolution inzwischen —"

„Das ist ja weit mehr als ich erwartete," fiel Preßler dem Phrasen-Schuster ins Wort, hocherfreut endlich eine so sichere Spur der Verlorenen gefunden zu haben, „diese Nachricht ist mir lieber als tausend Gulden! Wo befindet sich der Offizier, wie heißt er?"

„Das werden Sie Alles erfahren, werthester Herr Nachbar, mein Sohn will Ihnen sogar einen Brief mitgeben an seinen Freund, den Offizier, — sobald nämlich Sie, Herr Nachbar, auch Ihrerseits die Bedingungen, welche —"

Abermals blieb der Schuster stecken; Preßler, der vor Ungeduld brannte, ans Ziel zu kommen, rief aufspringend:

„Ohne Umschweife, nennen Sie die Summe, die Sie fordern."

Der Schuster war am Ziele; er schnitt ein vergnügtes Gesicht und sagte:

„Nun, Herr Nachbar, da Sie soeben selbst erklärten, daß Ihnen die von mir gebrachte Nachricht lieber sei, als tausend Gulden, so glaube ich nicht unbescheiden zu sein, wenn ich die Hälfte Ihrer eigenen Schätzung beanspruche, das heißt fünfhundert Gulden.

Preßler fuhr zurück, eine so hohe Forderung hatte er nicht erwartet.

„Nicht als Geschenk, nur als Anleihe," beeilte sich der Schuster hinzuzusetzen, da er den Eindruck wohl bemerkt hatte, welchen die Höhe der Summe auf Preßler gemacht, „da sei Gott für, daß ich die Angst eines Nachbars und Familienvaters ausbeute, um Geld von Ihnen zu erpressen. Nein, lieber Nachbar, Sie leihen mir das Geld, ich stelle Ihnen einen Schuldschein darüber aus und nach sechs Monaten zahle ich Ihnen das Kapital sammt Zinsen zurück. Du lieber Gott! schneller wird's wohl nicht gehen, denn die Zeiten sind schlecht, die Leute lassen wohl arbeiten, aber zahlen wollen sie nicht. In einem halben Jahre aber muß doch wohl einmal die Revolution zu Ende gehen, dann wird's wieder Arbeit und Geld vollauf geben und ich zahle Ihnen die Summe, mit der Sie mich heute aus einer Verlegenheii retten, bei Heller und Pfennig zurück. Denn Worthalten ist meine schwache Seite, mein Stolz als Geschäfsmann."

Preßler hörte all diese schönen Reden, von deren Windigkeit er überzeugt war, nur mit halbem Ohre an. Er überlegte inzwischen, daß nur die dringendste Noth seinen Todfeind zu diesem Schritte bewogen haben konnte und daß er die Summe sehr nothwendig brauchen mußte, wenn er sich zu einem solchen Schritt entschloß. Anderseits war es ja doch möglich, obwohl Preßler nicht sehr daran glaubte, daß der Schuster in besseren Tagen das Geld zurückzahlte. Immerhin war keine Summe zu hoch, wenn es sich darum handelte, sein geliebtes Kind wieder zu finden.

„Gut, Herr Nachbar, ich will Ihnen das Geld leihen,“ sagte er.

„Na, schön, — wann denn?“ fragte der Schuster hoch erfreut.

„Ich würde es Ihnen gleich geben,“ erwiderte der alte Naderer, „allein ich gestehe Ihnen, daß ich nicht so viel bares Geld im Hause habe. Uebrigens gehe ich auf der Stelle in die Stadt zu Ribarz und verkaufe ein Papierchen. Die Metalliques stehen zwar sehr schlecht — in Folge unserer glorreichen Revolution — aber das thut nichts, — Sie brauchen das Geld und ich brauche Nachricht von meiner Minna, — da ist keine Zeit zu verlieren.“

Und der alte Naderer trat zu einem alterthümlichen Schrank, zog einen Schlüssel aus der Tasche, sperrte auf, zog dann ein Fach heraus, stellte ein hölzernes Schüsselchen, das mit Thalern und Dukaten halb angefüllt war, auf den Tisch heraus, weil selbes Schüsselchen auf den Obligationen gestanden, ihn hindernd, diese herauszunehmen. Preßler — wir gestehen es, daß er in diesem Augenblicke mit seinem Reichthum prahlte und seinem herabgekommenen Todfeind imponiren wollte — griff in das Fach, als ob es bis oben angefüllt gewesen wäre, nahm eine Handvoll Obligationen heraus, wußte durch eine Taschenspieler-Handbewegung es so geschickt anzustellen, daß der geblendete Schuster sah, es seien lauter Tausender, legte einen derselben auf den Tisch, die übrigen wieder in das Fach, stellte die Schüssel mit den Gold- und Silbermünzen darauf, schob das Fach zu und sperrte ab.

Der Schuster hatte den ganzen Vorgang und das viele Geld mit den lüsternen Blicken eines Hungrigen angesehen, in dessen Nase der Duft einer köstlichen Mahlzeit dringt.

„Sie sehen, Herr Nachbar, daß ich den redlichen Willen habe, Ihnen zu dienen", sagte Preßler, „ich gehe, wie gesagt, jetzt in die Stadt, verkaufe diese Obligation und komme in anderthalb, längstens zwei Stunden zurück, um Ihnen das Geld einzuhändigen. Besorgen Sie inzwischen den Brief an den Offizier, den Ihr Herr Sohn schreiben wird, und stellen Sie mir einen Schuldschein über fünfhundert Gulden aus.“

„Wie viel Prozente?“

„Sechs. Unter Nachbarn nimmt man nicht mehr.“

„Sehr christlich. Ich gehe um den Schuldschein und den Brief zu besorgen. Ihr Diener, Herr Nachbar.“

„Adieu, Herr Nachbar!“

Und die beiden Herren Nachbarn trennten sich, anscheinend völlig versöhnt. Während Preßler in die Stadt ging, um die Obligation zu verkaufen, theilte Meister Kolb seinem Sohne und den Winkelagenten den Erfolg seiner diplomatischen Mission, den Triumph seiner Ueberredungskunst mit.

Zwei Stunden darauf befanden sich die 500 Gulden in den gierigen Händen der drei Männer, die nach Verabredung, sogleich 100 Gulden davon „auf einen guten Tag" bei Seite legten, während die übrigen 400, sauber in Papier eingeschlagen, von Meister Kolb in die Brusttasche seines Sonntagsrockes gesteckt wurden, mit welchem angethan er sich zu dem Lederer Birnbaum verfügte.

Herr Leopold Preßler erhielt für das Opfer, das er gebracht, einen regelrecht ausgestellten Schuldschein — (Dr. Steinlbeiß verstand sich auf dergleichen) — und einen versiegelten Brief von der Hand des Legionärs mit der zierlich geschriebenen Adresse:

„An Seine Hochwohlgeboren Herrn Herrn Oberlieutenant

Ladislaus von Szaraday,

Josefstädter Kavallerie-Kaserne."

Wir folgen zuerst Herrn Kolb. Der Schustermeister begab sich zu dem Lederhändler, lamentirte über die schlechten Zeiten, über den elenden Geschäftsgang und die Unmöglichkeit zu zahlen, und legte endlich dem finster blickenden Leder-Engrossisten, der nicht einen Kreuzer erwartete, die 400 fl. auf den Tisch, mit der Bitte, sich mit dieser Abschlagszahlung zu begnügen und den in zwei Tagen fälligen Wechsel nicht etwa den Giranten Steinriegel und Pölz zuzumitteln. Der Lederhändler, froh, einen so großen Theil seines Geldes zu bekommen, in einer Zeit, wo Niemand zahlte, ging bereitwillig darauf ein und prolongirte den Wechsel auf drei Monate. So blieb die Fälschung der Unterschriften noch einmal verborgen.

Und welchen Dank hatte Herr Birnbaum davon? Als der Schuster sah, wie bereitwillig der Lederhändler auf seine Bitte eingegangen, ärgerte es ihn, so viel hergegeben zu haben; er würde ja auch weniger genommen haben und mit dem andern Gelde hätte man sich „einige gute Tage" anthun können. In seinem Unmuthe erzählte er den Kräutlerinnen „am Platzl" daß er, ein armer Schuster, von dem

wucherischen Lederhändler um den letzten Kreuzer betrogen worden sei, — er habe nur schlechtes Leder bekommen und dafür sein Hab und Gut hingeben müssen; die Kräutlerinnen hörten andächtig zu, erzählten es Jedem und Jeder, die zu ihrem Stand kamen, bis Abend war die Geschichte am ganzen Grund verbreitet, und um 10 Uhr bekam der Lederhändler Herr Birnbaum eine großartige Katzenmusik und mußte, nachdem man ihm die Fenster eingeworfen, öffentlich Abbitte leisten, ohne daß er wußte warum.

Wir haben diese kleine Episode nur darum mitgetheilt, um der nachwachsenden Generation ein Beispiel zu geben, welche Ursachen gewöhnlich die berüchtigten Katzenmusiken des Jahres 1848 veranlaßten.

Drittes Kapitel.

In der Kaserne.

Während der Schustermeister Kolb dem Lederhändler am Spittelberg seine Visite machte, welche für den letzteren so unangenehme Folgen hatte, war Preßler mit seinen Sonntagskleidern angethan, nach der Kavalleriekaserne in der Josefstadt gegangen.

Die Erbitterung, welche in Folge des Ereignisses vom 15. Mai zwischen Zivil und Militär eingetreten, war in steter Steigerung begriffen; das herzliche Einverständniß, welches nach den Märztagen zwischen den Weißen und Blauen Platz gegriffen, war dahin, — die Schlagworte „Soldateska", „verthierte Söldlinge der Tyrannei", „brutale Schergen der Gewalt", mit welchen gewisse Leute bei jeder Veranlassung um sich warfen, hatten nicht ermangelt, das Volk gegen die Soldaten aufzureizen und letztere so sehr zu erbittern, daß sie einen unglücklichen Zufall, wo das unabsichtlich losgedrückte Gewehr eines Garden am Neustädter Kanal einen Soldaten tödtete, der am jenseitigen Ufer Wache stand, für absichtliche Bosheit ausgaben und sich nicht nehmen ließen, es bestehe unter den Studenten und Garden eine geheime Verschwörung gegen das Militär, eben so wie das Volk sich das Vorhandensein einer geheimen Verbindung Seitens der Gegenpartei nicht abstreiten ließ. Die Fortschritte der kaiserlichen Waffen in Lombardo-Venetien, wo der alte Radetzky bei dieser Gelegenheit eine Tüch-

tigkeit bewies, die ihn den vorzüglichsten Feldherrn aller Zeiten an die Seite setzt, wurden in Wien nicht etwa mit Jubel, sondern mit Hohn und Spott aufgenommen, ja, man entblödete sich nicht, jeden Sieg der braven Oesterreicher für ein nationales Unglück auszuposaunen und die Vertreibung der Oesterreicher aus Italien als das höchste Ziel moderner Diplomatie hinzustellen. Die Truppen, die in Wien mit fieberhaftem Interesse den Waffen-Fortschritten ihrer Kameraden folgten, welche so glücklich waren in offener Feldschlacht mit dem Feinde raufen zu dürfen, wurden durch allerlei Anschauungen auf's Höchste erbittert und besonders die Offiziere vermochten ihren Groll kaum zu bergen. Aus dem Feldlager in Verona klangen drohende Stimmen herüber und der Mann, dessen echt österreichisches Herz sich nie verleugnet hatte, Franz Grillparzer, sagte in seinem Lied an Radetzky:

In Deinem Heer ist Oesterreich,
Wir Andern sind nur Trümmer!

Bereits war es so weit gekommen, daß die großen Thore der Kasernen, sonst für das gemüthliche Volk von Wien ein stets offener Eingang, abgesperrt waren und das kleine Pförtlein daneben nur nach einem Examen durch den Thorwach-Kommandanten passirt werden konnte.

Auch Preßler, der in Rock und Zylinder mehr als spießbürgerlich aussehend gewiß keine Aehnlichkeit mit jenen vollbärtigen, rothbekravatteten Männern hatte, die mit wallenden Hutfedern und klirrendem Schleppsäbel durch die Straßen rasselten, wurde am Thore der Josefskaserne sofort durch den Schnurposten aufgehalten.

„Halt!“ rief der Husar, der mit der Sattelpistole in der Hand Schildwach stand.

Preßler blieb stehen.

„Wohin?“ fragte der Posten.

„Zum Herrn Oberlieutenant Ladislaus von Szaraday“ antwortete der alte Naderer pathetisch, denn er hoffte, daß Name und Charge auf den schnurrbärtigen Reiter, der das Kapitulationszeichen trug, eine gewaltige Wirkung hervorbringen würde.

Allein wider Erwartung schnitt der alte Soldat ein schiefes Gesicht, murmelte einen Fluch, in welchem das Wort „Schwab“ passend eingefügt war und rief dann den Korporal.

Auch diesem trug Preßler sein Anliegen vor, mit dem Beisatze, daß er dem Herrn Oberlieutenant von Szaraday einen wichtigen Brief

zu übergeben habe. Der Korporal überlegte sich das Ding einen Augenblick, fixirte den Zivilisten von oben bis unten und sagte dann:

„Kommen Sie!“

Preßler folgte dem Unteroffiziere und dieser führte ihn zwei Treppen hoch über einen Gang zu einer Thür, durch welche der Husar eintrat, während er seinem Begleiter zuherrschte:

„Warten Sie hier.“

Der alte Naderer war einigermaßen über diese Maßregelung überrascht, um so mehr als er auf dem zierlich geschriebenen Zettel an der Thür nicht den Namen des gesuchten Oberlieutenants las, sondern die Worte:

Rittmeister

Preißecker Edler von Haidau.

Ehe sich Preßler noch eine Idee machen konnte, warum man ihn statt zum Oberlieutenant zum Rittmeister führte, kam der Husaren-Korporal zurück, wichste mit der linken Hand seinen pechschwarzen Schnurrbart, deutete mit der rechten nach der Thür und knurrte:

„Da hinein!“

Ohne Widerrede trat der alte Naderer in ein kleines finsteres Vorzimmer, wo es nach Stiefelwichse, Kommißtabak u. s. w. roch, klopfte an die nächste Thür und ein donnerndes „Herein!“ entsprach dem Herrn, der es gerufen als Preßler ins Zimmer trat.

Ein Rittmeister wohl nicht über Fünfzig, aber mit grauem Haar und Bart, braunem Gesichte und leicht gerötheter Nase, die Brust mit einer Kriegs-Dekoration geschmückt, trat dem ehemaligen Polizei-Agenten entgegen, maß ihn von oben bis unten und sagte dann kurz angebunden militärisch:

„Bin der Rittmeister Preißecker von Haidau, diene meinem Kaiser seit 32 Jahren mit Ehren und werde es ferner thun. Wer sind Sie?“

„Leopold Preßler, Privatier“, antwortete der alte Naderer, der sich ein Air geben wollte.

„Privatier? Das heißt auf deutsch ein Mensch ohne Beschäftigung; so nennen sich heut zu Tag alle Tagdiebe und Lumpen, welche auf Kosten honnetter Leute in Wien gut leben wollen.“

Der Empfang war nicht sehr schmeichelhaft, doch faßte sich Preßler rasch und erwiderte:

„Erlaube mir gehorsamst zu bemerken, Herr Rittmeister, daß ich von meinen Renten lebe.“

Der militärische Styl dieser Antwort schien dem alten Soldaten zu gefallen; etwas ruhiger sagte er:

„So? Von Ihren Renten leben Sie? Um so besser für Sie, wenn's wahr ist. Was haben Sie aber als Rentier in der Kavallerie-Kaserne zu suchen?“

„Den Herrn Oberlieutenant Ladislaus von Szaraday.“

„Und was wollen Sie von dem?“

„S'ist eine Familien-Angelegenheit“ —

„Eine Famlien-Angelegenheit?! Wird eine saubere Familie sein. Man kennt die Familien-Angelegenheiten von Euch Herren. Der Soldat soll keine Familie haben als sein Regiment, der Kaiser ist sein Vater, die Armee seine Mutter.“

Obwohl Preßler gegen die Richtigkeit der letzteren Anschauung nicht das Mindeste einzuwenden hatte, so begriff er doch nicht recht, wie sie auf den gegenwärtigen Fall paßte. Obendrein schnitt der Herr Rittmeister Preißecker von Haidau ein so grimmiges Gesicht, rollte die Augen so fürchterlich und spielte so bedenklich am Säbelgriff, daß der ehemalige Polizei-Agent in seiner Verlegenheit, da er nicht wußte, womit er den Unmuth des wackern Offiziers erregt haben konnte, endlich in die Tasche griff, den Brief des Studenten an Oberlieutenant Szaraday hervorzog und ihn dem Rittmeister hinhielt, mit den Worten:

„Es sind wirklich Familien-Angelegenheiten, Herr Rittmeister, — ich habe diesen Brief, der von hoher Wichtigkeit ist, dem Herrn Oberlieutenant zu übergeben.“

„Von hoher Wichtigkeit? So? geben Sie her!“ sagte der Offizier rasch und nahm den Brief aus der Hand des alten Naderers, „ich werde mir erlauben, diesen wichtigen Brief zu konfiszieren —“

„Herr Rittmeister!“ rief Preßler erschreckt, da er seinen Auffindungsplan neuerdings gefährdet sah.

„Was beliebt?“ donnerte der Offizier, den Säbel gegen den Boden stoßend.

„Ich möchte denn doch fragen, Herr Rittmeister“, antwortete Preßler, dem es, wie wir wissen, nicht an Muth gebrach, „ob Sie sich für berechtigt halten, das Eigenthum eines wildfremden Menschen, der Sie nicht im Mindesten beleidigt hat, wegzunehmen und sich

in Familien-Angelegenheiten zu mengen, die nicht das mindeste Interesse für den Dienst haben."

„Ah! pfeift der Vogel dieses Lied?" gegenredete Herr Rittmeister Preißeker von Haidau. — „Berechtigt halten! ob ich mich für berechtigt halte? — auch so eine jener landläufigen Phrasen, mit denen Ihr Mauldrescher und Revolutionsmacher uns breitschlagen wollt. Seid denn Ihr zu dem berechtigt, was Ihr seit drei Monaten thut und treibt?"

„Aber Herr Rittmeister, ich bin —"

„Belieben Sie das Maul zu halten und mich ausreden zu lassen. Sie fragen mich, ob ich berechtigt bin, diesen Brief zu konfisziren? Ja, mein Herr, ich bin dazu berechtigt und obendrein auch noch Sie arretiren zu lassen, — denn als kaiserlicher Offizier, als Vorgesetzten des Herrn Oberlieutenants Ladislaus von Szaraday habe ich das Recht, ja die Verpflichtung, im Interesse des Dienstes Alles zu thun, was über das Benehmen eines Diebes, Deserteurs und Verräthers Licht verbreiten kann."

„Wie, Herr Rittmeister, Sie sagen — —?"

„Ich sage, daß der Herr Oberlieutenant v. Szaraday vor drei Tagen mit einem Defizit an Eskadrons-Geldern flüchtig geworden und mir heute aus Triest ein Brief zugekommen ist, jede Verfolgung aufzugeben, da er, bis ich den Brief bekomme, bereits in der piemontesischen Armee beim Korps des Generals Durando sein werde, wo ihm ein Eskadrons-Kommando durch ungarische Freunde gesichert sei. Mich ärgert es nicht so sehr, daß ich das Defizit, welches dieser Herr in der Eskadronskasse gemacht, aus meinem Sacke decken muß, aber das böse Beispiel, das erste dieser Art in unserem braven Regimente und gerade bei meiner Schwadron hat mich tief verletzt, das Porte-Epée ist geschändet durch diesen Herrn, der von jeher den Karten und Weibern, sowie dem Weine nachgelaufen, welches letztere noch am ehesten zu entschuldigen. Sie werden also begreifen, mein Herr, daß ein Mensch, der mit einem solchen desertirten Offizier zu sprechen wünscht und selbst gesteht, Geheimnisse mit ihm zu haben, mir verdächtig erscheint und deßhalb werden Sie mir zum Herrn Obersten folgen, der Sie sammt Ihrem Briefe in Empfang nehmen und das Weitere verfügen wird. Damit Punktum, — kommen Sie."

Preßler, der einsah, daß der Rittmeister von seinem Standpunkte vollkommen Recht hatte, fand sich mit jener Gewandtheit, die

er sich in früheren Jahren im Polizeidienste erworben hatte, in die Situation und erwiderte höflich:

„Vielleicht, Herr Rittmeister, läßt sich die Sache auf eine viel kürzere Art abmachen?

„Sie meinen?“ fragte der Offizier, ihn scharf ansehend.

„Ich meine, daß der Herr Rittmeister nur den Brief aufbrechen und lesen dürfen, um sich zu überzeugen, daß die Angelegenheit, die mich hierher geführt, wirklich nur eine Familien-Angelegenheit ist und mit der Desertion und den sonstigen Vergehen des Herrn Oberlieutenants von Szaraday nicht im mindesten Zusammenhange steht.“

„Sie erlauben also?“ fragte der Rittmeister, die Finger an das Siegel des Briefes legend.

„Ich bitte darum“, sagte Herr Leopold Preßler.

Der Rittmeister erbrach das Siegel und las den Brief; je weiter er kam, desto weniger drohender wurde sein Gesicht, heiterte sich nach und nach ganz auf und sein Lächeln ging allmälig in ein herzliches Lachen über.

„Pardon, mein Herr!“ sagte er endlich in der heitersten Stimmung, „ich habe Sie verkannt und Ihnen groß Unrecht gethan.

„Kennen Sie den Inhalt des Briefes?“

„Das heißt — ich —“

„Das heißt, Sie sind aufgesessen, denn seit der Zeit, wo ein gewisser Urias seinem Feldherrn einen Brief von einem gewissen König David überbrachte, der mit einer gewissen Bethsabe kokettirte, ist noch kein solcher Schandbrief durch einen Gefoppten expedirt worden. Da lesen sie selbst.“

Etwas verdutzt nahm Preßler den Brief aus der Hand des Offiziers und las:

„Sr. Hochwohlgeboren, Herrn Oberlieutenant Ladislaus von Szaraday!

„Geehrter Herr! Der Ueberbringer dieses Schreibens hat mir große Impertinenzen zugefügt und nur eine kleine Gefälligkeit erwiesen. Für die letztere mußte ich ihn damit ablohnen, daß ich ihn zu Ihnen schicke, um Auskunft über jenes Kind zu erlangen, das einer Ihrer Hußaren am dreizehnten März auf der Straße auflas und das Sie dann in Ihrer Wohnung verpflegten. Wenn Sie Ursache haben, dem Ueberbringer zu verschweigen, was Sie mit dem Kinde angefangen, so geniren Sie sich gar nicht, binden Sie dem Ueberbringer einen

Bären auf und schicken Sie ihn fort, denn er ist nichts anderes als ein Polizei-Spitzel, ein Naderer, ein Ultra-Schwarzgelber und Reaktionär von der ärgsten Sorte, ein Kerl, der schon tausend Mal Prügel verdient hätte. Wenn Sie ihn durch ein paar Hußaren in einem dunklen Gange der Kaserne abfangen und mit dem Steigbügel-Riemen tüchtig durchpeitschen lassen, so thun Sie nicht nur der guten Sache einen Dienst, sondern auch Ihrem dienstwilligen

Franz Kolb, Legionär."

„P. S. In unserer gemeinsamen Angelegenheit für Freund Lajos in P. bin ich und Dr. Steinlbeiß ununterbrochen thätig.

Obiger."

Im Gegensatz zu dem Antlitz des Herrn Rittmeisters, welches bei jedem Absatze des Briefes heiterer geworden war, wurde das Gesicht des alten Naderers bei jeder Zeile dieses Urias-Briefes finsterer, zorniger, endlich nahm es eine dunkelrothe Färbung an, — der alte Polizei-Agent, empört über eine solche feige gemeine Niederträchtigkeit, zerriß den Brief und stieß nur ein Wort aus:

„Lump!"

Der Rittmeister konnte sich des Lachens nicht enthalten, als er den Zorn des Mannes sah, gegen den er selbst ein paar Minuten früher noch die ungünstigsten Vorurtheile gehegt hatte.

„Na, lassen Sie's nur gut sein", sagte er gutmüthig, „trösten Sie sich guter Mann. Das, was Sie mit Recht erzürnt hat, wird vielleicht zur Handhabe, um jede Schwierigkeit zwischen uns zu heben. Der Briefschreiber nennt Sie einen Schwarzgelben, einen Reaktionär, das bin ich auch, wenigstens insofern, als ich meinen Kaiser nicht entthront und mein Vaterland nicht zerbröckelt sehen will, um dem Ehrgeize schlechter Subjekte und Republikaner schlimmster Sorte zu dienen. Wir sind also gewissermaßen Verbündete und während ich vor einigen Minuten noch stark mit der Idee umging, Sie als bedenkliches Individuum und Mitschuldigen des Deserteurs arretiren zu lassen, bin ich jetzt gern bereit, in Ihrer Angelegenheit, die Sie in diese Kaserne geführt hat, jeden möglichen Vorschub zu leisten."

Herr Rittmeister, Sie sind —"

„Ein Mann von Ehre, ein kaiserlicher Soldat. Also keine Umstände gemacht, — da, setzen Sie sich, — sind Sie ein Raucher? ja? um so besser, warten Sie."

Und der alte Officier nahm von einem Gestelle, auf welchem anderthalb Dutzend Tabakspfeifen, spiegelblank geputzt und nach allen Regeln der Kunst gestopft in Reih und Glied paradirten, einen silberbeschlagenen Meerschaumkopf, schob die Spitze des Rohrs in den Mund Preßler's und zündete das duftige Kraut mit einem langen Fidibus an, der aus einer Nummer der „Konstitution" geschnitten war.

„So jetzt reden Sie!" sagte er, indem er sich dem alten Naderer gegenübersetzte.

Preßler erzählte, was ihn in die Kaserne geführt. Rittmeister Preißecker von Haidau hörte aufmerksam zu, legte mitunter den Finger an die sanft geröthete Nase oder drehte an seinem mächtigen Schnurbarte; als der Erzählende zu Ende war, sagte er:

„Mein lieber Mann! Die Geschichte ist nicht so schlimm, als sie aussieht. Der Hußar, der am dreizehnten März das Kind in der Luftschützgasse aufhob, wie ich mich recht gut erinnere, ist nicht mehr bei meiner Eskadron, sondern mit einem andern Regimente, welches kompletirt und nach Italien instradirt wurde, auf den Kriegsschauplatz abgegangen. Uebrigens würde uns der alte Erös wenig genützt haben, da er offenbar, sobald er das Kind dem Ober-Lieu — will ich sagen dem Deserteur übergeben -- sich um dasselbe nicht weiter kümmerte. Die beste Auskunft könnte uns freilich Herr v. Szaraday selbst ertheilen, aber wie Sie wissen, ist dieser Herr durchgebrannt und folglich bleibt uns nichts übrig, als dessen Burschen zu vernehmen, den er glücklicher Weise zurückgelassen und der seit einem halben Jahre bei ihm dient. Der wird uns die beste Auskunft geben können. Erschrecken Sie nicht."

Die letzteren Worte bezogen sich auf ein Experiment, welches der Rittmeister zum Staunen Preßlers machte. Er nahm nämlich vom Tische eine kleine Sack-Pistole, brannte die auf dem Piston aufgesteckte Kapsel ab und steckte sofort eine neue Kapsel auf.

„Ich pflege auf diese Art meine Ordonnanz zu rufen," erklärte er freundlich, „denn ich behaupte, nur auf solche Art beleidigt mau das militärische Ehrgefühl nicht. Man klingelt einem Kellner oder Hausknecht, man pfeift einem Hunde, den Infanteristen aber soll man nur mit der Trommel, den Kavalleristen mit der Trompete rufen. Da mir aber das Trompetenblasen zu umständlich ist, so ziehe ich's vor, meine Leute mit einem Pistolenknall zu rufen, was jedenfalls militärischer ist, als Klingel oder Pfeife."

Daß dieses originelle Signal wenigstens nicht seine Wirkung verfehlte, bewies der Ordonnanz-Korporal, der unmittelbar nach dem Knall eingetreten, abwartete bis der Offizier ausgeredet und dann militärisch steif, mit der Hand an der Mütze, sagte:

„Zu Befehl, Herr Rittmeister?"

„Hol' Er mir den Burschen des Herrn Oberlieutenants v. Szaraday."

„Sehr wohl, Herr Rittmeister!"

Der Korporal machte linksum, ging sporenklirrend von dannen und brachte nach wenig Minuten den fraglichen Offiziersdiener, einen jungen Burschen, der sich zitternd dem Herrn Rittmeister vorstellte, welcher es für gut fand, das Verhör in jenem barschen Tone vorzunehmen, welchen die Anhänger der alten Schule für das geeignetste Mittel halten, dem Soldaten jeglicher Waffe den nöthigen Respekt vor seinem Vorgesetzten beizubringen.

„Wie lange dienst Du bei deinem Herrn Oberlieutenant?" begann der Rittmeister.

„Seit dem elften Februar dieses Jahres," antwortete der Diener ungarisch, in welcher Sprache der Rittmeister gefragt hatte, da er, während die Ordonnanz den Burschen holte, von Preßler erfahren hatte, daß dieser des magyarischen Idioms vollkommen mächtig sei.

„Wie hat er dich behandelt?" fuhr der Rittmeister fort.

„Sehr gut," antwortete der Diener, „höchstens alle zwei Monate eine Ohrfeige."

„Erinnerst Du Dich, daß der Herr Ober-Lieutenant ein Kind auf seinem Zimmer hatte?"

„O oft Kinder, sehr hübsche Kinder, — blonde, schwarze."

„Nein, nein, — kein Mißverständniß, ich meine ob Du Dich erinnerst, daß der Herr Ober-Lieutenant nach den Revolutionstagen ein kleines schwarzes Mädchen von etwa sechs Jahren mit nach Hause gebracht hat, das einige Zeit in seiner Wohnung blieb."

„Ach ja, die kleine Vilma!" rief der Hußar mit leuchtenden Augen, „o so liebes Kind! hat den ganzen Tag mit mir ungarisch gesprochen, — und gescheidt, so gescheidt, — immer nach ihrem Vater hat sie gefragt und gejammert, daß er vielleicht gar todt sei.'

Preßler stutzte; hatte man Ursache gehabt, dem Kinde dies Märchen zu erzählen.

„Nun, und wie lange blieb das Kind bei Euch?" setzte der Rittmeister sein Verhör fort.

„Zehn bis zwölf Tage."

„Und was geschah dann?"

„Es wurde zu seinen Eltern gebracht."

Preßler horchte hoch auf, während der Rittmeister weiter fragte:

„Wie kam das? Erzähle Alles ausführlich, ohne etwas zu verschweigen."

„Der Herr Oberlieutenant sagte Abends zu mir," berichtete der Hußar treuherzig, „es werde morgen Vormittags eine Frau kommen, um Vilma abzuholen und zu ihren Eltern zu bringen. Vilma selbst war in aller Früh auf und sang und tanzte im Zimmer vor Freuden, weil sie heute ihren Vater wiedersehen werde. Gegen neun Uhr kam die Frau, welche die Kleine jedenfalls nicht kannte, da sie Anfangs nicht mit ihr gehen wollte, sondern nach ihrer Julcsa rief. Die Frau aber sagte, Julcsa sei daheim am Krankenbette des Vaters, den sie nicht verlassen könne und da Vilma hörte, daß der Vater krank sei, so weigerte sie sich nicht länger, ging mit der fremden Frau fort und ich habe sie nicht wieder gesehen."

Rittmeister Preißecker von Haidau sah Herrn Leopold Preßler mit einem vielsagenden Blicke an und zuckte die Achseln, dann sagte er:

„Sie sehen, es ist nichts weiter zu machen."

Allein der alte Naderer, der unter Herrn v. Felsthal gedient hatte und oft genug Zeuge gewesen war, mit welch' merkwürdiger Gewandtheit der geniale Polizeikommissär aus verstockten oder einfältigen Menschen alles herausgebracht hatte, was er wissen wollte, gab seine Sache nicht so leicht auf.

Er wendete sich gegen den Rittmeister und sagte:

„Wollen Sie mir erlauben, diesem Manne einige Fragen vorzulegen?"

„Fragen Sie, wie Sie wollen," erwiderte der Rittmeister, und gegen den Hußaren sich kehrend, setzte er hinzu, „Du wirst alle Fragen, welche dieser Herr an dich richten wird, so genau und wahrheitsgetreu beantworten, als ob ich Dich selbst gefragt hätte; also reine Wahrheit, sonst —"

Der Rittmeister ergänzte den Satz nicht, aber die Soldaten wußten recht gut, was dieses „sonst" des Rittmeisters Preißecker zu bedeuten habe, und fast zitternd antwortete der Leibdiener des Lieutenants Szaraday:

„Sehr wohl, Herr Rittmeister."

„Vor Allem sagen Sie mir, lieber Freund", begann Preßler sein Verhör, „wie die Frau ausgesehen hat, welche das Kind abholte. Erinnern Sie sich noch?"

„Sehr gut", versetzte der Hußar, „sie war klein, jung, sehr hübsch, mit rosigen Wangen und schönen weißen Zähnen."

„Blond oder schwarz?"

„Schwarz; denn ich erinnere mich, daß mir Ihre langen, geflochtenen Zöpfe wegen ihrer prachtvollen Schwärze auffielen, — habe zu Hause bei uns nie schönere gesehen."

„Die Frau trug also lange geflochtene Zöpfe, wie in Ungarn die Bauernweiber, oder in Wien die Ammen; sah denn die Frau wie eine Dienstmagd aus in ihrer Kleidung?"

„Nein, sie war sehr vornehm gekleidet, — seidenes Kleid, — Sammt-Jacke."

„Und auf dem Kopf?"

„Hatte sie einen Kanaß-Kalap mit weißen, rothen und grünen Federn."

Preßler dachte einen Augenblick nach, dann sagte er zu dem Rittmeister.

„Wenn eine so elegante Dame die Haare in langen Zöpfen trägt, wie ein Bauernmädchen, so hat sie jedenfalls eine Absicht dabei; blos ihr Haar zu zeigen, kann diese Absicht nicht sein, denn die jetzige Mode mit offenem Haar à la Gironde erlaubt eine viel bessere Ansicht des weiblichen Kopfes. Es wäre möglich, daß die Dame ihre Zöpfe benutzte, um bei irgend einer Vorstellang, etwa im Theater zu paradiren, vielleicht war sie eine Schauspielerin, Sängerin, Tänzerin, die Abends ein ungarisches Bauernmädchen vorzustellen hatte."

Der Rittmeister sah ihn verdutzt an; diese Kombination ging über den Horizont des ehrlichen Soldaten, dessen Scharfsinn sich auf die Manövrir-Tüchtigkeit seiner Eskadron beschränkte und dessen Kombinationstalent mit Tarok, Piquet und Whist vollkommen befriedigt war.

Inzwischen nahm Preßler sein Verhör wieder auf.

„Sprach die Frau deutsch oder ungarisch?"

„Nur ungarisch."

„Kamen in letzter Zeit viele Bekannte zu Ihrem Herrn Lieutenant.

„O ja, — vor acht Tagen noch — —"

„Nein, nein, — ich meine in der Zeit, ehe das kleine Mädchen aus der Kaserne abgeholt wurde?"

„O ja, — besonders viele Bekannte aus Pest."

„War kein Schauspieler, Sänger oder sonstiger Bühnenkünstler darunter?"

Der Hußar dachte einen Augenblick nach, dann sagte er etwas verlegen:

„Gehört da auch ein solcher dazu, welcher auf dem Theater tanzt."

„Freilich! freilich!" rief Preßler; durch diese Frage in große Aufregung gebracht.

„Nun ein solcher Herr, der immer so aussah, als ob er Csardas tanzen wollte, war damals oft bei meinem Herrn."

„Und wie hieß er?"

„Das weiß ich nicht, aber er muß im Josefstädter-Theater getanzt haben, denn der Herr Lieutenant schickte Sperrsitze in dieses Theater, die ihm jener Herr gewöhnlich mitbrachte, einmal durch mich an die Kasse dieses Theaters zurück, weil er anderweitig verhindert war, zu kommen."

„Und haben Sie nicht den Zettel angesehen, was damals gespielt wurde?"

„Nun so eine ungarische Räuber-Geschichte."

„Wir sind auf der Spur!" rief Preßler hocherfreut über seine richtige Kombination, „im Josefstädter Theater wurde damals eben eine Pantomime aufgeführt: „Die Räuber von der Puszta", dargestellt durch der Gesellschaft des Herrn Keszter Sandor. Der betreffende Herr und die Dame mit den geflochtenen Zöpfen gehörten höchst wahrscheinlich jener Gesellschaft an. Hußaren-Offiziere fühlen sich immer zum Ballet hingezogen, — bitte um Entschuldigung, Herr Rittmeister, über diese unbesonnene Aeußerung."

„Die übrigens ganz richtig ist“, antwortete der alte Soldat lachend, „ich habe selbst einmal als Lieutenant in Steinamanger, — doch das ist ja Unsinn! — fahren Sie fort.“

„Es handelt sich nur noch um die Personsbeschreibung des Tänzers“, meinte Preßler, und gegen den Hußaren sich wendend, setzte er hinzu: „Sagen Sie mir guter Freund, wie sah der Mann aus, von dem Sie erwähnten, er wollte immer Csardas tanzen.“

„Nun, er war eher klein als groß, trug einen Backenbart, der sich unter dem Kinn hinzog, und einen kleinen Schnurrbart.“

„Seine Gesichtsfarbe?“

„Braun, wie von einem Zigeuner.“

„Und sein Benehmen?“

„Außerordentlich höflich; er wartete den Herren, die zu meinem Herrn Lieutenant kamen, fortwährend mit Zigarren auf, und — und“ —

Der Hußar stockte.

„Nun, was denn, rede ohne Umschweife“ schrie der Rittmeister.

„Ich glaube“ sagte der Husar, dem man die Beschämung über dieses Geständniß ansah, „er hat dem Herrn Lieutenant und den anderen Herren auch Geld geliehen.“

„Wie?“ fuhr der Rittmeister auf. „Million-Donnerwetter! Ein kaiserlicher Offizier entblödet sich nicht von einem Komödianten Geld zu entleihen, da soll ja gleich —“

Er unterbrach sich aber und sagte nach einer kleinen Pause ruhiger, den Schnurrbart streichend:

„Was ereifere ich mich denn. Von einem Mosje, welcher die Gelder der Mannschaft angreift und zum Feinde desertirt, darf Einen auch dergleichen nicht wundern. Na, fragen Sie nur weiter, Herr Preßler.“

„Ich bin mit meinem Verhöre zu Ende“, erwiderte dieser.

„Also brauchen Sie den Hußaren da nicht mehr?“

„Nein, Herr Rittmeister.“

„Halb links! Marsch!“ kommandirte Preißecker von Haidau und der Hußar marschirte zur Thüre hinaus, dem Gott der Magyaren dankend, daß er so leichten Kaufes davon gekommen war, denn er hatte von seiner Berufung zum Rittmeister das Schlimmste erwartet.

„Wünschen Sie sonst noch etwas zu wissen?“ fragte der brave alte Offizier?

„Nichts, Herr Rittmeister," antwortete Preßler mit herzlichem Dankgefühl, „ich habe hier genug erfahren, um wenigstens die Spur meines armen verlorenen Kindes zu verfolgen. Ich kann aber nicht von hier weggehen, ohne Ihnen meinen unterthänigsten Dank auszusprechen, für die freundliche, gefällige und ersprießliche Unterstützung, die Sie mir bei meiner leidigen Angelegenheit haben angedeihen lassen."

„Na, na, — lassen Sie's nur gut sein. Ein honneter Mann muß dem Andern beistehen und daß Sie ein honneter Mann sind, zeigt mir die Liebe, mit welcher Sie an Ihrem Kinde hängen, — — wenn Sie auch zehnmal ein Naderer sind, wie's in jenem Briefe hieß. Adieu, Herr Preßler, viel Glück bei Ihren Nachforschungen!"

„Gott wird Ihnen lohnen, was Sie heute an mir gethan", sagte Preßler gerührt.

„Na, wenn unser Herrgott für mich alten Kerl was thun will" rief der Rittmeister, „so soll er's dem Kriegsminister eingeben, daß er unser Regiment nach Italien schickt, damit wir uns mit Piemontesen und Crociatis herumraufen können. Und je eher mir eine feindliche Kugel das Licht ausbläst, desto lieber wird mir's sein, denn die Wiener Wirthschaft ist nicht mehr zum Anschauen. Adieu, Herr."

Preßler ging aus der Josefstädter Kaserne weg, im Gedanken seinen Plan machend. Es lag ehrlich gestanden in seiner Naderer-Natur, nicht gerade aus, sondern lauernd, spähend, horchend, fragend, markirend dem Objekte des Angriffes auf den Leib zu rücken. Mit welcher Schlauheit, welcher Konsequenz er seinen Plan verfolgte, werden wir im folgenden Kapitel sehen.

Viertes Kapitel.

Auf der Fährte.

In der Piaristengasse befindet sich in einem kleinen Hause ein kleines Gewölbe, welches wie wenig andere Verkaufslokale in Wien seltsame Krisen durchgemacht, Katastrophen erlebt und Tage des Glückes und Uebermuthes, wie Monate des Jammers, der Verzweiflung überstanden hat. Es ist das Sperrsitz-Verkaufs-Gewölbe des Josef-

städter Theaters. Wer es weiß, wie hier zu Zeiten des schönen Zauberers Döbler, des Zauberschleiers, des letzten Zwanzigers u. s. w. die Leute sich drängten und um die Protektion des Sitzverkäufers buhlten, die sie mit Schmeichelworten und schwerem Geld erkauften, um noch ein Plätzchen für den Abend zu erhaschen, wo an der gesperrten Kassa die Tafel verkündete: „Logen und Sperrsitze vergriffen", und wer dasselbe kleine Gewölbe gesehen, wie es viel zu groß war für die wenigen Kunden, welche in der Untergangsperiode der Direktionen Scheiner, Megerle, Hoffmann in die verödeten Räume traten, der wird uns Recht geben, wenn wir behaupten, daß wenige Geschäftslokale in Wien ähnliche Uebergänge vom größten Flor zur fürchterlichsten Verkommenheit erlebt haben, wie dieses kleine Gewölbe, das keine andere Auslage als den Theaterzettel besitzt.

In dieses Gewölbe trat Preßler, als er von der Kavallerie-Kaserne weggegangen.

Es war eben eine jener Stillstands-Perioden im Theaterleben eingetreten, welche Direktionen und Mitglieder zur Verzweiflung bringen. Wer ging in jener Epoche ins Theater? Niemand. Der Kassier, der unter Tags auch Logen- und Sperrsitzverkäufer war, lehnte melancholisch in seinem abgerissenen Großvaterstuhl, mit geschlossenen Augen. Der Eintritt eines Fremden, der nicht so aussah, als ob er Geld fordere, sondern eher, als ob er eines hergeben würde, da er seinen Geldbeutel herauszog, machte auf ihn einen angenehmen überraschenden Eindruck — ach! es kamen ja so wenig Käufer — und mit übertriebener Höflichkeit fragte er:

„Womit kann ich ganz ergebenst dienen?"

Wie höflich sind doch Kassiere und Logenmeister, wenn die Geschäfte schlecht gehen, und wie unendlich grob sind sie, wenn ein Stück eingeschlagen hat und volle Häuser macht.

„Einen Sperrsitz in der zweiten Galerie möchte ich", sagte Preßler.

„Gleich werde ich die Ehre haben zu bedienen", erwiderte der höfliche Mann und legte eine viereckige Schlange von Pappendeckel, die aus lauter Sperrsitz-Anweisungen bestand, auf den Ladentisch, „erste Bank, — Mitte gefällig? oder rechts lieber? oder links?"

„Sind denn noch so viele da, daß man sich's aussuchen kann?" fragte der Naderer.

„Ach leider!" seufzte der Kassier, der nicht übel Lust zu haben schien, sich die Einsamkeit seiner Laden-Hütung durch einen kleinen Tratsch zu verkürzen, „so schlecht wie jetzt sind die Geschäfte lange nicht gegangen. Ich könnt's dem Herrn Direktor gar nicht übel nehmen, wenn er herüben ganz zusperren möchte."

Unter „herüben" ist das Theater in der Josefstadt zu verstehen, während man unter „drüben" das Theater an der Wien meinte, da Pokorny Vater damals beide Theater besaß.

„Aber Sie haben doch im Winter gute Geschäfte gemacht?" sagte Preßler lauernd.

„Mein Gott! hat auch nicht viel geheißen! Endlich hatte im März eben „Rappo" angefangen volle Häuser zu machen, da kam die ver — die glorreiche Revolution und aus war's.

„Aber später, vor Kurzem noch soll ja die ungarische Tänzer-Gesellschaft des Keßter Sandor volle Häuser gemacht haben."

„Einige, nur einige, und da waren's größtentheils Freibilleten, welche Herr Keszter Sandor zu Hunderten an seine Landsleute vertheilte, die dann bei jedem Csardas, den er tanzte, Eljen brüllten, daß man's bis zu „den drei Hackeln" hörte. Aber mit Eljens füllt man keine Kassa und der Direktor läßt den Herrn Keszter Sandor, der sich noch immer in Wien aufhält, nicht mehr tanzen."

„Thut mir leid, hätt' mir gern einmal die Geschichte angesehen, wenn ich nicht irre, habe ich die Tänzer-Gesellschaft einmal vor ein paar Jahren in Temesvar gesehen, wie sieht denn Herr Keszter Sandor aus."

„Ein kleiner Mann, Schnurrbart, — immer zum Tanzen gestellt."

„Einen schmalen Bart um Kinn und Backen, sehr höflich?"

„Ja, ja richtig, der ist's schon", bestätigte der Kassier.

Preßler's Herz pochte heftig, es war also der Balletmeister Keszter Sandor selbst, der in Szaraday's Gesellschaft sich herumgetrieben. Es handelte sich nun noch um die Frau.

„Hat er seine Frau bei sich?" fragte er, anscheinend höchst gleichgiltig, während sein Herz vor gespannter Erwartung bebte.

„Welche Frau?" fragte der Billeten-Verkäufer mit einem pfiffigen Lächeln.

„Nun, — seine Frau, eine lange schmächtige Blondine, die in Temesvar Arm in Arm mit ihm herumging", erwiderte Preßler, eine kecke Lüge wagend.

„Schau! schau!" meinte der Kassier mit jener Malice, welche das Unterpersonal eines Theaters gegen die darstellenden Mitglieder bei jeder Gelegenheit an den Tag legt, „der Herr Keszter Sandor hat also in Temesvar eine Frau gehabt, obendrein eine blonde, während er uns oft genug im Garten bei den „drei Hackeln" erzählt hat, er sei nie verheiratet gewesen."

„Nie verheiratet?" sagte Preßler kleinlaut, da er seine ganze Kombination scheitern sah.

„Hm! vielleicht hat er die Wahrheit gesagt", erwiderte der Billeten-Verkäufer boshaft, „er wird eben mit der Blonden in Temesvar eben so verheiratet gewesen sein, wie mit der Schwarzen in Wien."

Preßler horchte hoch auf und schöpfte neuen Athem.

„Also war es in Wien eine Schwarze", sagte er, „die das Herz dieses ungarischen Don Juans mit Beschlag belegt hatte?"

„Und was für eine!" rief lüstern der alte Kassier, „ich sage Ihnen, ein prachtvolleres schwarzes Haar habe ich nie gesehen. Ein paar Augen, wie Krammelkirschen! Und nicht etwa braun oder gelb im Gesichte, wie die Ungarinnen es gewöhnlich sind, — sondern weiß und roth, wie Milch und Blut! — Und diese Waden! Diese Waden! Der Fleischhauer Schneefried hat sich jede Vorstellung vorne in der ersten Bank angesehen, nur um die Waden des Fräuleins Gapp Terka zu bewundern."

„Also sie nannte sich Fräulein auch auf dem Zettel?" fragte Preßler weiter, neu auflebend, obwohl ihn die Waden der Tänzerin sehr wenig interessirten, „es scheint also, daß in Wien jene Vorsicht, die in Temesvar nöthig befunden wurde, nicht zur Geltung kam. Herr Keßter Sandor und Fräulein Gapp Terka, ich habe mir doch den Namen richtig gemerkt?"

„Ja wohl."

„Frl. Gapp Terka und Herr Keszter Sandor lebten also miteinander wie Mann und Frau."

„Es steht zu vermuthen. Sie hatten zwar im Gasthofe „zu den drei Hufeisen" an der Wien jedes ein Zimmer für sich, allein diese beiden Zimmer waren unmittelbar neben einander, folglich hatte

Eins zum Andern nicht weit, wenn sie allenfalls — ein Pas de deux einstudiren wollten."

Und wieder lächelte der Kassier mit jenem faunischen Lächeln, welches die Administrations-Beamten eines Theaters so malitiös zur Schau zu bringen wissen, wenn sie ihren Direktor oder die darstellenden Mitglieder ausrichten und schlecht machen wollen. Er schien zu glauben, daß diese Gattung Medisance den Herrn, welcher einen Sperrsitz gekauft hatte, ganz besonders interessire, während Preßler's ganze Intention nur auf die Verfolgung seines Zweckes gerichtet war.

„Die beiden Herrschaften scheinen also gut miteinander zu leben?" fragte er.

„Wie die Tauben!" erwiderte der Billetenmann, „selbst auf den Proben war das ein Schmachten, Händedrücken und Blickewechseln, nicht zum sagen. Man kann sich denken, wie zärtlich sie erst zu Hause waren."

„Nun und hat diese Zärtlichkeit noch zu keinem Resultat geführt, — hat noch kein kleiner Sandor, keine kleine Terka den Bund der Liebe eingeweiht, wie es auf den rothen Eiern heißt."

„Nein! nein! Man hat Fräulein Gapp in meiner Gegenwart oben in der Kanzlei damit geneckt, der Herr Sekretär Schaffner hat sie gehörig aufgezogen, allein sie hat schlagfertig erwidert, sie danke ihrem Gott dafür, daß er sie vor einem solchen Liebesgeschenk bewahrt habe, das ihr als Tänzerin schon lange vor seinem Erscheinen das Tanzen unmöglich machen würde und, wenn es einmal da wäre, auf den Reisen, die sie mit Herrn Keszter Sandor im Kunstinteresse unternehme, ein fortwährendes Hinderniß abgeben würde."

„Also war Fräulein Gapp eine Kinderfeindin?"

„Im Gegentheil, sie und ihr Freund waren in die Kinder vernarrt und fütterten die kleinen Rangen unseres Ballets mit Butterbrot, Zuckerwerk und Feigen."

„Wahrhaftig?"

„Ich hörte sogar die Tänzerin einmal sagen, während sie einen solchen Flachskopf abküßte: Ja, wenn sie schon so groß und hübsch wären, wenn sie auf die Welt kommen, da wäre so ein Töchterlein meine größte Freude; ich würde sie in meiner Kunst unterrichten, sie müßte eine Eßler, eine Taglioni werden und die ganze Welt sollte ihr zu Füßen liegen."

„Nun, was sagte Herr Keszter Sandor dazu?"

„O, der war ein noch größerer Kinder-Narr als seine Geliebte. Der Chorist Lenhart, der immer mit ihm herumschmarotzte, erzählte mir, Herr Keszter Sandor habe dem Hausmeister Geßner, der ein bildhübsches siebenjähriges Kind von unserer Balletmeisterin unterrichten läßt, einen völligen Antrag gemacht hat, ihm das Kind abzukaufen und auszubilden. Die Hausmeisterin, eine Frau von Ehrgeiz, die sich schon als Mutter einer hochgefeierten Tänzerin sah, war auch ganz geneigt, auf den Vorschlag einzugehen, allein der Hausmeister, der sein Kind viel zu lieb hat, steckte sich hinter den Hausherrn, welcher der hoffärtigen Frau Mama einen tüchtigen Tanz machte und mit Entlassung drohte. So unterblieb der Menschenhandel.

„Und hat man nichts gehört, daß sie ein anderes Kind angenommen hätten?“

„Nein! Die Ereignisse der Revolution, besonders der 15. Mai haben die Theater-Einnahmen auf Null reduzirt. Herr Keszter Sandor entließ seine Gesellschaft bis auf zwei drei Mitglieder und schickte seine Geliebte aus der unruhigen Stadt Wien fort.“

„Wohin?“

„Damit kann ich nicht dienen.“

„Aber Herr Keszter Sandor befindet sich in Wien?“

„Ja wohl, er wohnt noch immer im Gasthofe „zu den drei Hufeisen“; ich weiß es daher, weil erst vorgestern ein kleiner Rest, den der Tänzer noch von unserem Direktor zu fordern hatte, beglichen und ihm durch den Theaterdiener zugesendet wurde. Warten Sie, die Adresse muß noch hier in meinem Buche stehen; richtig da ist's: Herr Keszter Sandor, Direktor — er nennt sich nämlich so, weil er eine Tänzergesellschaft von 7 Personen dirigirte, — Gasthof „zu den drei Hufeisen“' erster Stock, Thür Nr. 7. — Der Gasthof hat übrigens nur einen Stock.“

„Ich danke Ihnen für die gütige Auskunft, Adieu“, sagte Preßler.

„Nicht Ursache, empfehle mich gehorsamst“ schloß der Billetenverkäufer mit einem Kompliment.

Der ehemalige Polizei-Agent trat auf die Straße und ging gedankenvoll gegen die Laimgrube zu, die verschiedenen Andeutungen, die er in der Kaserne und im Theatergebäude bekommen, zu einem Ganzen kombinirend, wobei ihm seine Erfahrungen im Dienste der Polizei sehr zu statten kommen.

„Es ist kein Zweifel“, sprach er bei sich selbst, „meine liebe Minna befindet sich in den Händen dieses ungarischen Tänzerpaares und vor der Hand gewährt es mir wenigstens keinen geringen Trost zu wissen, daß Herr Keszter Sandor und Fräulein Gapp Terka die Kinder gern haben und die kleine Vilma, die ihnen als Landsmännin doppelt lieb sein muß, nicht nur sehr gut behandeln, sondern auch anständig erziehen werden, um eine Künstlerin aus ihr zu machen — eine Tänzerin, die vor allen Leuten die Füße bis zum Himmel hebt, — — pfui Teufel! dazu ist meine Minna viel zu gut.

Die Art und Weise, wie sie zu dem Kinde gekommen sind, ist an und für sich schon eine polizeiwidrige. Der Herr Oberlieutenant Szaraday hat die Kleine in seinem Zimmer gelassen, weil er zu bequem war, Erkundigungen einzuziehen und das Kind seinen Angehörigen zurückzuschicken.

Mamsell Julcsa hat es auch nicht riechen können, daß ihre Vilma sich in der Josefstädter Kavallerie-Kaserne befinde, der Herr Lieutenant Szaraday hat sich nachträglich geschämt, der Polizei anzuzeigen, daß er ein gefundenes Mädchen schon lange bei sich beherberge, endlich ist ihm die Kleine lästig geworden, es gibt im Leben eines Lieutenants genug Dinge, wo die Anwesenheit eines Kindes genirt. Nachfrage kam natürlich keine, und als Herr Keszter Sandor den Vorschlag machte, ihm das Kind zu überlassen, da hat wahrscheinlich der Herr Oberlieutenant mit beiden Händen zugegriffen, besonders wenn Herr Keszter seinen Antrag mit einer Handvoll jener gelben Füchse aus Kremnitz unterstützte, an welchen beim Herrn Oberlieutenant eben so großer Mangel, wie bei dem Tänzer immer Ueberfluß zu sein scheint. Hintendrein hat Herr Keszter Sandor das Kind sammt dem Fräulein Gapp aus Wien weggeschickt, um die Geliebte vor den Gefahren der Revolution und die kleine Minna vor einer zufälligen Entdeckung durch ihre Angehörigen zu bewahren. So weit ist Alles klar.“

Nach einer kleinen Pause setzte der alte Naderer sein Selbstgespräch fort:

„Was ist aber nun zu thun? Wenn ich dem Herrn Keszter Sandor direkt zu Leibe gehe und das Kind von ihm zurückfordere, so wird er mir's einfach ableugnen, daß er es überhaupt habe, erstens einmal aus Furcht, wegen seines Menschenhandels zur Verantwortung gezogen zu werden, und zweitens, weil man ein so liebes schönes Kind

nicht gern hergibt, wenn man's einmal hat. Soll ich mich an die Gerichte wenden? Ich kann gegen das Tänzerpaar nicht den mindesten Beweis aufstellen und die Polizei ist obendrein so ohnmächtig in dieser schweren Zeit, daß man mich mit meiner Anklage wahrscheinlich auslachen und zu allen Teufeln schicken wird. Wenn ich aber den Herrn Keszter Sandor um das Kind frage, und ihn also aufmerksam mache, so wird er gewarnt und verbirgt das Kind noch besser vor mir.

Also ruhig, Preßler, und vorsichtig, zeig', daß Du wirklich ein geschickter Naderer und aus der Schule des Herrn von Felsthal bist. Dieser Keszter Sandor muß beobachtet werden, ich muß herausbringen, wohin er seine Geliebte geschickt hat, denn jedenfalls ist das Kind bei ihr. — Herr Keszter Sandor scheint sehr viel Geld zu haben, — nun ich bin auch nicht arm und um meine kleine Minna wieder zu bekommen, setze ich den letzten Kreuzer daran, denn das fühle ich, ohne das Kind kann ich nicht leben und dann bin ich's auch ihrem Vater schuldig, dem ich's zugeschworen habe, sie treu zu schützen, bevor er sich den Kopf abschlagen ließ. Also frisch an die Arbeit, alter Naderer!"

Fünftes Kapitel.

Die Schlangenhöhle.

Der Vorsatz des ehemaligen Polizei-Agenten Preßler, den Tänzer Herrn Keszter Sandor auf eigene Faust zu beobachten, hätte ganz eigenthümliche Folgen für den Gang der Wiener Revolution haben können, hätte nicht ein seltsames Ereigniß den Plan des alten Naderers vollständig zum Scheitern gebracht.

Herr Keszter Sandor war nämlich — um vieles Dunkle aufzuklären, sagen wir es hier schon, — einer der thätigsten, verschlagensten und gefährlichsten Agenten jener Umsturzpartei, die endlich in dem Rumpf-Parlamente zu Debreczin die Absetzung des Hauses Habsburg vom Throne auf ewige Zeiten, und die ungarische Republik dekretirte im seltsamen Widerspruche mit der loyalen Floskel, daß man nur für den rechtmäßigen König die Waffen ergriffen habe. Die

Seele und der Kopf dieser Partei, Herr Ludwig Kossuth, hatte schon seit zwei Jahren seine Fühler in die österreichischen Provinzen, besonders nach Polen und Italien gesteckt, ebenso nach Deutschland und Frankreich. Die Tänzergesellschaft des Herrn Keszter Sandor und eine sogenannte Zigeunerbande, unter einem Kapellmeister, der ein eben so pfiffiger Agent der Revolution war, wie der Tänzer, wanderten von einer Landeshauptstadt zur andern, machten Propaganda für die ungarische Sache, zogen durch Liebenswürdigkeit, Höflichkeit und ihre Kunstleistungen die älteren Leute an sich, gewannen durch die ungarische Musik, durch Wein, Mädchen und — Geld viele Anhänger unter den jungen Leuten; der Kör, zuerst durch Herrn Keszter Sandor in Wien eingeführt, ward bald zum Salontanz, endlich mußte er bei jedem Tanzmeister, auf jedem öffentlichen Saale getanzt werden, und die anwesenden Barbiergesellen und Czismenmacher-Gehilfen ermangelten nicht, mit stürmischen Eljens die Wiederholung dieses im deutschen Kostüme lächerlichen Tanzes zu fordern. Der Rakoczymarsch und der Marsch aus „Hunyadi Laszlo“ wurden Leibstücke der Wiener, mußten drei, vier Mal wiederholt werden.

Herr Keszter Sandor verstand den Enthusiasmus für ungarisches Wesen zu fördern und Sympathien für eine Partei anzubahnen, die mit dem Morde Lamberg's und Latour's endlich die Maske der Gutmüthigkeit und Hochherzigkeit abwarf und ungescheut zeigte, daß sie Wien nur für ihre Zwecke ausbeute, um nach dem Untergange der alten Kaiserstadt alle Herrlichkeit der neu-magyarischen Republik auf Pest zu konzentriren.

Die Agenten der ungarischen Propaganda waren mit Geld immer gut versehen, beispielsweise sendete der ungarische Staatssekretär Pulszky 500,000 fl. an den demokratischen Verein in Wien, um die Ereignisse des 6. Oktober herbeizuführen. — Pester Journale scheuten sich nicht, schon einige Tage früher den 6. Oktober als den Tag einer großen Katastrophe anzukündigen und mit grausamer Naivetät zu gestehen, man brauche in Wien nothwendig eine blutige Revolution, um den heranziehenden Banus mit seinen Kroaten gegen die Residenz abzuleiten und der bedrohten ungarischen Hauptstadt Luft zu machen *).

---

*) Aktenmäßige Belege dafür in der „Denkschrift über die Wiener Oktober-Revolution,“ vom Nationalgarde-Platz-Oberlieutenant W. G. Dunder.

Doch dies würde uns zu weit abführen, wir nehmen also den einfachen Faden unserer Erzählung, die mehr Wahrheit als Dichtung enthält, wieder auf.

Nachdem Preßler seinen Operationsplan entworfen, war er gerade bei seiner Behausung auf der Laimgrube angelangt, schloß sein einsames Quartier auf, setzte sich einen Augenblick in den altmodischen Großvaterstuhl, um auszuruhen und seinen Gedanken ein wenig Audienz zu geben. Das Zimmer, wo sonst die helle, liebliche Stimme der kleinen Vilma widerhallte, wie das Gezirpe eines lustigen Vögleins, war jetzt so still und traurig, daß der alte Naderer es nicht lange aushalten konnte, sondern mit einem Seufzer sich erhob, um die Vorbereitungen zu seiner neuen Expedition zu treffen.

Vor Allem steckte er Geld zu sich, denn der alte Polizei-Agent wußte, daß Geld unter allen Umständen zur Unterstützung geheimer Pläne taugt. Wehmüthig betrachtete er das Häuflein seiner Kremnitzer, die ihm einst der Obergespan Bathory gegeben und die in letzter Zeit arg geschmolzen waren.

Dann öffnete er den alten Schrank, wo er sein Werkzeug hatte, wie er es nannte, das heißt, verschiedene Anzüge und Hüte, die er vorräthig haben mußte, um in den verschiedenen Situationen, in die ihn seine ehemalige Stellung als geheimer Polizei-Agent brachte, in einem den Verhältnissen angemessenen Kostüm zu erscheinen.

Er wählte einen ungarischen Hut und eine Halsbinde nach ungarischer Art, herabhängend, mit langen Fransen und diese beiden Behelfe genügten, um ihm, nachdem er seinen grauen Schnurbart ein wenig aufgedreht, das Aussehen eines in Ungarn angesiedelten Deutschen zu verleihen.

Preßler verließ seine Wohnung, sorgfältig absperrend.

Im Hofe fand er den Legionär Franz Kolb beschäftigt, den Lauf seines zerlegten Gewehres rein zu waschen; der junge Mann war in Hemdärmeln.

Der Zorn des alten Naderers über das niederträchtige Gebaren des Philosophen mit dem Briefe an Oberlieutenant Szaraday erwachte beim Anblicke des feigen Verräthers in voller Macht, aber er bezwang sich mannhaft und wollte an dem Legionär vorüberschreiten, ohne ihn eines Wortes zu würdigen.

Allein der junge Herr, der natürlich nicht wissen konnte, daß Preßler den verhängnißvollen Brief gelesen, kam zu seinem Un-

glücke auf die Idee, den Polizei-Agenten aufzuhalten, um aus seinem eigenen Munde zu erfahren, ob der Rath, den er dem Hußaren-Oberlieutenant gegeben, von diesem befolgt und Preßler wirklich, wie er es anempfohlen, von den Hußaren durchgeprügelt worden war; es kitzelte den rachgierigen jungen Menschen, die Erzählung dieser Exekution aus des Verrathenen eigenem Munde zu hören.

„Wohin denn, Herr Nachbar, wohin denn?" fragte er süßlich lächelnd.

Preßler gab keine Antwort, sondern maß ihn finster.

„Was sehe ich denn?" fuhr der Student fort. „Der Herr Nachbar hat den Zylinder abgelegt und trägt einen ungarischen Hut! Das ist ja ein entschiedener Fortschritt. Haben vielleicht die Hußaren in der Reiterkaserne diese Aenderung hervorgebracht."

Man denke sich ein Mäuslein, das vor den Fuchs sich hinstellt, um ihn zu verhöhnen, oder ein kleines Huhn, das mit keckem Schnabel den Hühnergeier zu sich heranlockt, so ungefähr standen in diesem Augenblicke der alte Naderer und der Legionär einander gegenüber.

Der erbitterte Mann, welcher an dem Verräther vorübergehen wollte, wurde durch den Hohn des boshaften jungen Menschen aufgehalten und erwiderte zweideutig:

„O ich habe in der Josefstädter Kaserne seltsame Dinge erfahren."

„Welche denn? Haben Sie Andeutungen über Ihre verlorne Tochter bekommen?"

„Nein," sagte Preßler trocken, da er die falschen Leute nicht wissen lassen wollte, daß er auf der Fährte der Verlornen sei, „nicht das Mindeste habe ich von Minna erfahren."

„Was denn sonst also?" fragte lauernd der Legionär.

„Nun von Ihrem Freunde, Herrn Oberlieutenant Ladislaus von Szaraday."

„Befindet er sich wohl, mein lieber Laszlo."

„Wahrscheinlich, wenn sie ihn noch nicht erwischt haben."

„Wie meinen Sie?"

„Ihr werther Freund, der Herr Oberlieutenant, der liebe Laszlo, wie Sie ihn nennen, hat das Geld der Mannschaft gestohlen und ist zu den Piemontesen desertirt."

„Nicht möglich! Also konnten Sie ihm meinen Brief nicht übergeben."

„Er wurde mir von dem Rittmeister des Deserteurs abgenommen.“

„Ja aber — das ist ja —“ stotterte der Student in lebhafter Unruhe.

„Eine Verletzung des Briefgeheimnisses? wollen Sie sagen,“ versetzte Preßler mit flammenden Blicke, „um so mehr, als der Herr Rittmeister die Gefälligkeit hatte, mich selbst den Brief lesen zu lassen.“

Der Student erblaßte, keines Wortes mächtig.

„Und ich habe aus diesem Briefe entnommen,“ fuhr Preßler in seiner Strafpredigt fort, „daß Sie der erbärmlichste, feigste, gemeinste Schuft sind, der je das Vertrauen eines ehrlichen Mannes mißbrauchte. Ich habe Ihrem Vater und dadurch auch Ihnen eine Gefälligkeit erwiesen, die Ihren Vater vor Pfändung und Schuldenhaft bewahrte, denn ich weiß, wie es mit ihm steht und daß ihm in der ganzen Nachbarschaft kein Mensch mehr borgt. Ich habe Ihnen fünfhundert Gulden geliehen, ohne Aussicht, mein Geld jemals wieder zu bekommen und nichts dafür begehrt, als einen Menschlichkeitsdienst, den der Fremde dem Fremden nicht verweigert, nämlich einem Vater auf die Spur seines verlornen geliebten Kindes zu helfen. Sie haben mir diesen kleinen Dienst nicht nur n i c h t erwiesen, indem Sie den Oberlieutenant aufforderten, mir im Nothfalle zu verschweigen, was er von dem Kinde wisse, sondern Sie haben mich in seinen Augen durch die elendesten Beschuldigungen verdächtigen wollen und ihn endlich aufgefordert, mich durch seine Hußaren durchpeitschen zu lassen; — so sieht Ihre Dankbarkeit, Ihre Ehrenhaftigkeit aus, Sie würdiger Vertreter der glorreichen Revolution, die Sie immer im Munde führen.“

„Herr Preßler,“ stammelte der Student leichenbleich, „es war ein Mißverständniß — ein Scherz —“

„Lügen Sie nicht,“ donnerte der alte Naderer, „Ihre blassen Wangen bezeugen es, daß es wohlberechnete Absicht, bitterer Ernst war, was Sie thaten. Der Zufall hat Ihre Niederträchtigkeit zu Schanden gemacht.“

„Herr, mäßigen Sie Ihre Ausdrücke,“ rief der Legionär, der einen vergeblichen Versuch machte, sich in die Brust zu werfen.

„Der derbste Ausdruck ist für die Gemeinheit, die Sie begangen haben, noch viel zu schonend,“ schrie Preßler, im höchsten Zorn, den Brief aus der Tasche ziehend, „wenn ich den Legionsrock nicht respek-

tirte, den außer Ihnen gewiß nur wenige so miserable Subjekte tragen, so würde ich mit ein paar Ohrfeigen auf Ihre blassen Wangen Sie für immer brandmarken. S'ist mir aber wahrhaftig nicht der Mühe werth, — da haben Sie den Beweis Ihrer Schuld, Ihren Judasbrief."

Und damit warf Preßler den zusammengeballten Brief dem Studenten in's Gesicht und ging zum Thore hinaus.

Der Legionär zitterte vor Scham und Wuth, weißer Schaum trat ihm auf die bebenden Lippen, über welche nur abgerissene Worte hervordrangen, — aber es waren Worte der Rache, der fürchterlichsten Rache, die der boshafte, zum zweiten Male von Preßler gezüchtigte junge Mann stammelte.

Nur zu bald führte ihm der Zufall die Möglichkeit zu, seine Rache auszuführen.

Inzwischen wanderte Preßler nach der Wienstraße und betrat den Hof des Gasthauses zu den drei Hufeisen, welches jetzt verschwunden ist und einer Gasse mit zehn prachtvollen Häusern, der Engelgasse, Platz gemacht hat. Der Gasthof war eines jener alten Gebäude mit wenigen, aber riesig großen Passagier-Zimmern, die auf's allerbescheidenste eingerichtet waren und deshalb nur den Marktleuten, Fragnern, kleinen Geschäftsreisenden und wandernden Schauspielern siebenten Faches willkommen waren, die in diesem Hotel zehnten Ranges Unterkunft suchten. Der Hof, ein paar offene, nur mit einem Dach versehene Wagen-Schoppen enthaltend, war mit Wagen, Sägen, Schiebkarren, Krippen zum Pferdefüttern, Heubündeln u. s. w. angefüllt, — gewisse nicht näher zu bezeichnende Orte zeigten die primitive Einfachheit des vorigen Jahrhunderts und Hunde, Katzen, Ratten, Sperlinge und Tauben fraßen im friedlichen Vereine die Abfälle der Menschenkost und des Pferdefutters, die allenthalben im Hofe zerstreut waren.

In diese nicht eben einladende Räumlichkeit trat Herr Preßler und sah sich nach allen Seiten um, ob er nicht ein seinen Plänen entsprechendes Individuum finden könnte.

Bei einem Brunnen spülte ein Hausknecht mit aufgestreckten Aermeln Fässer aus; sein Gesichts-Typus und der Schnurrbart, damals noch eine Seltenheit bei der dienenden Klasse in Wien, verriethen den Ungar, und Preßler kalkulirte, daß sich dieser für den Landsmann

Keszter Sandor weit mehr als für jeden andern Passagier interessirt haben mußte, daß also von ihm am leichtesten etwas zu erfahren wäre.

Er trat also zu ihm und sagte in ungarischer Sprache freundlichen Tones:

„He, Hausknecht!“

„Beliebt?“ antwortete dieser ebenfalls ungarisch, ein Beweis, daß der Kalkul des alten Naderers ein richtiger gewesen.

„Kann man in dieser Herberge noch ein Zimmer bekommen?“

„Ich glaube wohl. Am besten ist's, wenn Sie den Zimmerkellner fragen.“

„Das werde ich auch. Aber mir stehen nicht alle Leute zu Gesichte, — die verfluchten Schwaben sind mir zuwider, — sind viele Ungarn im Hotel?“

„Nur ein paar, — drei, viere.“

„So? Wer denn zum Beispiel?“

„Ein Fruchthändler aus Wieselburg, — ein Drechslermeister aus Füred —“

„Wer denn noch?“

„Der berühmte Tänzer und Theater-Direktor Keszter Sandor aus Pest.“

„Oho! der ist hier bei Euch — ausgezeichneter Künstler — das Ungarland kann stolz sein auf solche Männer. Ist seine Frau auch hier? — wenn ich sage Frau, so meine ich, — na, ich brauche Ihnen das nicht auseinander zu setzen, Landsmann, Sie verstehen mich ja, — sind ein gescheidter Bursch.“

„Versteht sich,“ sagte der ungarische Hausknecht, höchlich durch dieses Kompliment geschmeichelt, „ich weiß schon, was Sie meinen, uram. Freilich war sie hier, die gnädige Frau, wie man sie bei uns im Hause titulirte, während sie auf dem Theaterzettel als Fräulein stand. Wie kann eine Frau ein Fräulein sein, oder umgekehrt? Na, ich hoffe, das ist vernünftig gesprochen.“

„Wie ein Stuhlrichter. Also Sie sagen, das Fräulein, will ich agen, die gnädige Frau des Herrn Keszter Sandor war hier, ist sie also abgereist?“

„Ja wohl, vor vierzehn Tagen ungefähr.“

„Wohin denn? wahrscheinlich nach Pest?“

„Das weiß ich nicht. Den Fiaker, den ich holte, mußte ich zur Fahrt nach dem Südbahnhofe aufnehmen. Herrgott, was hat sie für Koffer, Schachteln und Kartons mitgehabt."

„Nun, zwei Personen brauchen viel, denn vermuthlich hat sie ihr kleines Mädchen auch bei sich gehabt."

„Ja wohl," sagte der Hausknecht mit der vollkommensten Gleichgiltigkeit, ohne zu ahnen, daß er dadurch jeden Zweifel von dem Herzen des Mannes nahm, mit dem er redete und der nun die Gewißheit hatte, auf der rechten Spur seines verlorenen Kindes zu sein.

„Das Kind ist übrigens nicht das ihre," erläuterte der redelustige Hausknecht, „es gehörte einer Freundin der gnädigen Frau, welche hier in Wien im Spitale gestorben und ihr das Kind vermacht hat, so erzählte mir die Gnädige selbst, als sie das Kind hierher brachte, welches immer um den Vater fragte und bitterlich weinte."

„Nun und wo war denn der Vater?" fragte Preßler, mit Mühe an sich haltend.

„Hm! so viel mir die Gnädige zu verstehen gab, war der Vater des Kindes ein Erzlump, der seine Geliebte, eben jene Freundin, die im Spitale starb, sammt ihrem Kinde hatte sitzen lassen und die Verwirrung der Revolution benutzte, um in die weite Welt zu gehen. Dem Kinde hat man vorgemacht, sein Vater sei gestorben."

„Armes Kind!" sagte Preßler mit gepreßtem Herzen, „wie wird's Dir jetzt schlimm gehen unter den fremden Leuten!"

„Warum denn?" meinte der Hausknecht. „Herr Keszter Sandor und seine Gelieb — seine Frau sind herzensgute Menschen und werden das Kind besser und vornehmer erziehen lassen, als es seine wahren Eltern im Stande gewesen waren."

„Sind denn die Leute so reich?"

„Ja wohl, Frau Keszter oder wie sie auf dem Theaterzettel heißt, Frl. Gapp Terka, mußte immer das Beste haben, was im Hause aufzutreiben war, und Herr Keszter Sandor gab und gibt immer splendide Trinkgelder."

„Ein solches wäre bei mir auch zu verdienen, und zwar ein sehr ausgiebiges, mein lieber Landsmann, wenn Sie mir einen Gefallen thun wollten," sagte Preßler lauernd.

„Reden Sie, uram, ein gutes Trinkgeld nimmt man schon mit besonders heut zu Tage, wo man nicht weiß, ob man morgen noch einen sichern Dienst und ein ehrliches Brot hat.“

Der alte Naderer nahm drei Zwanziger aus dem Sacke, drückte sie in die Hand des hocherfreuten Hausknechtes und zwang ihn, die Mütze, die der Beschenkte respektvollst herabriß, wieder aufzusetzen.

„Hören Sie mich an, Landsmann,“ sagte Preßler, „und Sie werden mit Ihrer Pfiffigkeit gleich begreifen, was ich will. Ich bin ein Kaufmann aus Papa, habe mein D'rauskommen, aber nichts zum Wegwerfen. Nun begab es sich, daß vor ungefähr fünf Jahren Herr Keszter Sandor mit seiner Tänzer-Gesellschaft in Papa gastirte und schlechte Geschäfte machte. Es ging ihm so miserabel, daß er seine Gagen nicht zahlen konnte, somit für die Mitglieder seine Uhr, den letzten Ring, die letzte Nadel versetzen mußte und endlich in Gefahr kam, seine ganze Theater-Garderobe gepfändet zu sehen, was für die Gesellschaft und für die Direktion der empfindlichste Schlag gewesen wäre, weil man dann hätte nimmer weiter spielen können. In dieser Noth wendete er sich an einige reiche Kaufleute der Stadt, die ihm einige hundert Gulden vorstreckten, so daß er sich auslösen und weiter reisen konnte. Er stellte darüber ein paar Wechsel aus und einen solchen zu 150 fl. habe ich später in meinem Geschäft an Zahlung angenommen, zu einem ganz geringen Preis, weil ich sonst ohnedem nichts bekommen hätte. Wenn es nun Herrn Keszter Sandor wirklich gut geht, so soll er seinen Wechsel einlösen, vielleicht ist aber Alles nur Flausenmacherei und Komödianten-Geprahle; in diesem Falle würde ich lieber nichts sagen, um einen Landsmann, der in Noth ist, nicht in beschämende Verlegenheit zu setzen. Wir sind ja Magyaren und ein Landsmann soll den andern nicht im Stiche lassen.“

„Braver Landsmann!“ sagte der Hausknecht gerührt.

„Um aber zu wissen, wie ich mit ihm daran bin, muß ich ihn beobachten, — ich muß wissen, von wem er Briefe bekommt, mit wem er umgeht. Und deshalb möchte ich gerne ein Zimmer neben dem seinigen.“

„Das können Sie schon haben,“ meinte der Hausknecht treuherzig, „er wohnt im ersten Stock auf Nr. 7, wenn Sie Nr. 6 bekommen, so hören Sie jedes Wort, das im Zimmer des Tänzers gesprochen wird, da die Verbindungsthür nur mit einem Kleiderkasten

abgesperrt ist, in den Sie nur zu treten brauchen, wenn Sie hören wollen, was in der „Schlangenhöhle" gesprochen wird."

„In der Schlangenhöhle? was ist das?"

„Nun, Herr Keszter Sandor nennt sein Quartier selbst im Spaße so, weil sich manchmal allerlei Herren zu ihm schleichen, die mit ihm bei versperrten Thüren lange Unterredungen haben, nach welchen immer Punsch und Champagner getrunken wird."

„Na also, das trifft sich ja prächtig," erwiderte Preßler, seine Betroffenheit über diese Mittheilung verbergend, „es sind wahrscheinlich Geschäftsfreunde von ihm, und so gelange ich am schnellsten zur Kenntniß dessen, was ich wissen will, besonders, wenn Sie so gut sind, Landsmann, dem Briefträger, wenn er Briefe für Herrn Keszter bringt, dieselben abzunehmen und mir das Siegel der Absender zu zeigen."

„O das kann ich leicht thun!" meinte der unbefangene Magyare.

„Es soll Ihr Schaden nicht sein," sagte Preßler und schob noch drei Zwanziger in die Hand des erfreuten Faßausspülers, „also Verschwiegenheit! Ich nehme jetzt Nr. 6."

Und Herr Preßler verfügte sich von dem dankbaren Hausknechte hinweg in die Extrazimmer und fragte nach dem Zimmerkellner und spielte hier eine neue Komödie.

„Kann ich ein Zimmer haben," sagte er leise, flüsternd, wie es taube Leute zu thun pflegen.

„Ja wohl, — zu 40 kr. bis zu 1 fl. 30 kr. Konventions-Münze," erwiderte der Kellner.

„Reden Sie lauter, ich höre schlecht."

Der Kellner wiederholte seine Worte in erhöhtem Tone.

„Noch lauter, viel lauter!" flüsterte Preßler.

„Ja, es sind Zimmer da, von 40 kr. bis zu 1 fl. 30 kr.!" schrie der Kellner so laut, daß es die Leute auf der Gasse hören mußten.

„Na, endlich reden Sie so, daß man Sie halbwegs versteht," flüsterte der vermeintliche Taube, „ich habe nicht um den Preis gefragt, aber es muß ein Zimmer sein, in welchem die Zahl 6 vorkommt, denn mir hat eine Zigeunerin prophezeit, daß ich nur in einem solchen Zimmer mein Gehör wieder finden werde."

„Wir haben nur zwölf Passagier-Zimmer,“ schrie der Kellner, „es paßt also nur Nr. 6 für Sie, welches zufällig leer ist. Wird es Ihnen gefällig sein?“

„Ja wohl, gehen wir.“

Der Zimmerkellner führte Herrn Preßler in den ersten Stock, sperrte Nr. 6 auf und ließ den tauben Passagier eintreten.

„Es ist gut, ich brauche nichts mehr, ich hoffe, daß es hier keine Nachbarn gibt, die mich stören; ich bin etwas leutscheu und kann zudringliche Nachbarn im Hotel nicht vertragen, verstanden?“ flüsterte der alte Naderer, seiner Rolle getreu.

„Fürchten Sie nichts, mein Herr,“ schrie der Kellner, dem es Spaß machte, die Sache zu übertreiben und recht laut zu brüllen, „es wird Sie Niemand belästigen; ich bin sogar überzeugt, daß Ihnen alle Leute sorgfältig aus dem Wege gehen werden. Küß die Hand!“

Und das Lachen verbeißend trollte sich der Kellner zur Thür hinaus, Preßler, der ein ausgezeichnet feines Ohr besaß, hörte, wie er draußen Jemand anredete.

„Guten Abend, Herr von Keszter.“

„Guten Abend, lieber Freund,“ antwortete eine höfliche Stimme mit ungarischem Accent, „mit wem schreien Sie denn so?“

„Ich habe das Zimmer neben Ihnen an einen Passagier vergeben,“ sagte lachend der Kellner, „der ein Menschenfeind und stocktaub ist; er selbst lispelt wie eine Grille und mit ihm muß man schreien wie ein Zahnbrecher. Gehen Sie ihm nicht in die Nähe, er ist menschenscheu, der Passagier auf Nr. 6. Mit seinem Flüstern wird er Sie gewiß nicht belästigen.“

„Das ist ja ein prächtiger Nachbar,“ sagte Herr Kesztер Sandor, während der Kellner die Stiege hinabeilte, „besonders aber ist's mir angenehm, daß er stocktaub ist und folglich das Pfeifen meiner Schlangen in der Schlangenhöhle nicht hören kann.“

Während nun Herr Kesztер Sandor sich ganz behaglich fühlte, einen so harthörigen Nachbar zu haben, der für die geheimen Pläne des Tänzers gänzlich ungefährlich schien, während dieser Schwerhörige sich in dem Zimmer neben der Schlangenhöhle ganz bequem einrichtete, hocherfreut, dem Objekte seiner Beobachtung so nahe gerückt zu sein, daß er seine Minen bis an den Minenherd des Feindes graben konnte, ohne von diesem auch nur geahnt zu werden, hatte der Haus-

knecht von den drei Hufeisen ein eigenthümliches Abenteuer, das den fein angelegten Plänen Preßler's eine totale Wendung gab.

Wie wir erzählten, hatte die Unterredung des alten Naderers mit dem Hausknechte am Brunnen im Gasthofe stattgefunden, wo derselbe Fässer gewaschen hatte. Als nun der freigebige Passagier sich auf sein Zimmer zurückgezogen und der Hausknecht seine Arbeit vollendet hatte, da fiel dem letzteren bei, daß er ja auch ein freier Staatsbürger und nicht blos zur Sklavenarbeit geboren sei, ein Bewußtsein, das noch durch den Umstand erhöht wurde, daß die von Preßler geschenkten Zwanziger in seinem Sacke klimperten.

Deshalb ließ er mit einem Male die Fässer stehen, ging aus dem Hause quer über die Straße bis zu dem Schranken, der sich am linken Ufer der duftenden Wien hinzog, setzte sich auf denselben, zündete sich eine Zigarre an und begann behaglich zu rauchen.

Wenige Schritte aber von ihm, an demselben Schranken, lehnte ein zerlumpter, abgerissener Mann, dem das Hemd aus dem Rocke am Ellbogen und die Zehen zu den Fußspitzen heraussahen. Dieser hatte schon früher die Unterredung Preßler's mit dem Hausknechte von der Straße aus beobachtet, und als er den Hausknecht nun über die Straße kommen sah, verzog sich sein häßliches pockennarbiges, unrasirtes Gesicht zu einem freundlichen Grinsen.

Der Hausknecht beachtete ihn nicht, es schien nun des Zerlumpten Aufgabe, die Aufmerksamkeit des Rauchenden auf sich zu ziehen.

Zuerst zog er sein Taschenmesser hervor und begann mit demselben auf dem Schranken leise zu klopfen. Es war jenes eigenthümliche Pochen, das in der Stille der Nacht häufig in Straf- und Gefangenhäusern an den Wänden der Zellen ertönt und den Eingeweihten als Telegraf dient, um anzudeuten, daß Kameraden in der Nähe, mit denen man sich auf diese Weise verständigen will.

Der Hausknecht aber rauchte ruhig fort, ohne sich um das Klopfen zu kümmern.

Da ging der Mann einige Male an dem Gleichgiltigen vorüber und machte mit der Hand allerlei seltsame Zeichen, indem er von der Stirn gegen den Mund und dann gegen das Herz fuhr, ohne daß auch diese Geberden im Stande waren, die Theilnahme des behaglich schmauchenden Magyaren zu erregen.

Endlich blieb der Zerlumpte vor dem Hausknechte stehen, zog ein Zigarrenstümpchen, das er vermuthlich irgendwo auf der Straße aufgelesen, aus der Tasche, steckte es in den Mund und sprach mit unnachahmlicher Ironie zu dem Hausknechte:

„Darf ich, Ew. Gnaden, etwa um Feuer bitten."

„Da!" sagte phlegmatisch der Hausknecht, seine Zigarre hinhaltend.

„Ich küß die Hand, Ew. Gnaden," sprach der Andere im selben Tone, sich Feuer nehmend.

„Will mich der Herr etwa frotzeln [1]), mit Seinem „Ew. Gnaden", brummte der Magyar ärgerlich, „der Herr sieht wohl aus meinem Gewande, daß ich ein Hausknecht und kein gnädiger Herr bin."

„Hab' Dich ohnehin für keinen gehalten," sagte der Zerrissene trocken, „aber es ärgert mich, daß ein Kochemer [2]) ganz ruhig einen Kawrusch [3]) zündeln [4]) läßt, ohne zu antworten."

Der Hausknecht sah den Redenden verdutzt an, er verstand nicht, was der Andere wollte.

„Was beliebt?" sagte er endlich.

„Na schön! Stell Dich auch noch, als ob Du jähnisch dibbern [5]) verlernt hättest. Möchtest mir am End' noch beweisen, daß Du Dein Lebtag nichts gewesen bist, als Würfling beim Kaulfrosch [6]) und nie ein Bischen geschränkt oder gezogen [7]) hast."

Das dumme Gesicht, welches der Hausknecht in diesem Augenblicke machte, war ein so natürliches, daß der Gauner, — als solchen hatte er sich in der Diebssprache ja selbst bezeichnet, — mit der Menschenkenntniß, welche solchen Leuten nicht abzusprechen, sofort erkannte, es sei in dem dummen Gesichte nichts Gemachtes, Affektirtes, Gekünsteltes, sondern es sei die liebe reine Natur, die aus diesem weit aufgerissenen Munde gähnte, aus diesen blöden Augen glotzte.

---

[1]) Zum Besten halten.

[2]) Dieb, Gauner jeder Sorte.

[3]) Kamerad, Schuldgenosse.

[4]) Geheime Zeichen geben.

[5]) Die Gaunersprache reden.

[6]) Kellner beim Wirthe.

[7]) Eingebrochen oder gestohlen.

„Na, na, sei nicht böse," sagte er, das vertrauliche Du beibehaltend, welches Leute aus den untern Ständen gerne anwenden, „ich habe Dich verkannt, habe Dich für einen Kameraden gehalten und das wäre mir lieb gewesen, denn es geht mir schlecht, herzlich schlecht, — hättest was zahlen können."

„Nun, das könnt ja doch geschehen," meinte der Hausknecht, der diesen Appell an seine Gastlichkeit mit magyarischer Eitelkeit aufnahm, „für einen Kameraden hast Du mich gehalten, — bist Du vielleicht ein wandernder Hausknecht? wo warst Du denn zuletzt?"

Und mit der Laune eines echten Strafhausbruders erwiederte der Gefragte:

„Zuerst zwei Tage beim „Aug' Gottes" [1]), dann einige Zeit beim „Stern" [2]), endlich acht Monate bei den „kaiserlichen Erbsen" [3]), von wo ich vor drei Tagen entlassen wurde."

Obwohl der Hausknecht, wie unsere Leser bereits bemerkt haben werden, kein Kirchenlicht war, so verstand er doch endlich diese derbe, volksthümliche Galerie, rückte ein wenig weg und sagte:

„Der Herr ist also —?"

„Ein Geschäftsmann," antwortete der andere ruhig, „dessen Waarenlager sich in den Säcken fremder Leute befindet, — ein Schnallendrucker, an dessen Fingern immer etwas hängen bleibt, wie an den Federn der goldenen Gans im Kindermärchen."

„Und der Herr hat sich unterstanden, mich für seines Gleichen, für einen Kameraden zu halten?"

„Warum hätt' ich's nicht thun sollen, da ich Dich im eifrigsten, vertraulichsten Gespräche mit dem „Wachel" sah; ja so, das verstehst Du schon wieder nicht. Sag' mir, Du harmloses Gemüth, hast Du den Herrn wirklich nicht gekannt, mit dem Du im Hofe beim Brunnen eine lange Unterredung gehalten und der Dir einige Zwanziger in die Hand gedrückt hat."

„Ja wohl kenne ich ihn, s'ist — ein Passagier, der sich in unserm Hause ein Zimmer genommen, ein reicher Kaufmann aus Papa, der nach Wien gekommen, um Schulden einzukassiren."

Der Gauner schlug ein helles Gelächter auf.

---

[1]) Beim Stadt-Ober-Kommissariat.

[2]) Im Polizeihause.

[3]) Im Landesgericht.

„Ein Kaufmann? Daß ich nicht lache! Ein Geschäftsagent ist er wohl, aber sein Haus heißt k. k. Wiener Polizei-Direktion oder jetzt Stadthauptmannschaft."

Der Hausknecht hatte die Enthüllungen seines neuen Bekannten mit düsterem Schweigen aufgenommen, er biß sich in die Lippen und drehte an seinem Schnurrbart.

„Du mußt mir's also nicht übel nehmen," fuhr der Gauner fort, „wenn ich Dich nach der Unterredung mit diesem Herrn, welcher ich von weitem zusah, und nach dem Gelde, das er Dir in die Hand drückte, für einen Pfründner vom Aug Gottes hielt."

„Was ist das?" fragte der Hausknecht.

„Unter dem Aug Gottes verstehen wir die Polizei, entweder weil sie allgegenwärtig und allwissend sein will, wie der Herrgott," fuhr der Zerlumpte mit Humor fort, „oder weil auf ihren Zuschriften das Siegel auf ein dreieckiges Papier gedruckt wird, das wie das Auge Gottes auf den Kirchenbildern aussieht. Ein Pfründner vom Aug' Gottes ist also eigentlich ein Polizei-Pfründner, das heißt Einer, der das Stehlen satt hat, aus irgend einem Grunde gut thut und von der Polizei sich aushalten läßt, wofür er, da er alle Kniffe und Pfiffe kennt, seine ehemaligen Kameraden von Zeit zu Zeit insgeheim anzeigt."

„Also ein Dieb, der dann noch was Schlechteres wird, ein heimlicher Angeber?" rief der Hausknecht mit der ganzen Entrüstung eines ehrlichen Gemüthes, indem er die Fäuste ballte, „und für einen solchen elenden Kerl hast Du mich gehalten?"

„Mußte ich nicht," sagte der Gauner trocken, „da ich Dich im eifrigsten Verkehr mit dem Naderer sah! Willst Du wissen, wer Du bist, so schau, wer Deine Gesellschaft ist."

Diese Phrase, die der abgestrafte Dieb mit dem Applomb eines ehrlichen Mannes vorbrachte, gab dem Ideengang des Hausknechtes eine andere Wendung und er rief zornsprühend:

„Du hast Recht! Was muß sich ein ehrlicher Mann von mir denken, wenn er sieht, daß ich mit einer solchen elenden Kreatur umgehe! Nein, nein! Ich bin ein treuer Ungar, verrathe keinen Kameraden und will das Judasgeld nicht, das mir der Naderer gegeben. Ich werf es in die Wien."

Und wirklich zog der Hausknecht die etlichen Zwanziger, die ihm Preßler in die Hand gedrückt, um seiner Zunge Lauf zu

fördern, aus der Tasche und schickte sich an, sein Vorhaben auszuführen.

Aber wie der Blitz fiel ihm der Gauner in den Arm, umspannte seine Hand mit einer Kraft, die man ihm kaum zugetraut hätte und rief:

„Bist Du des Teufels? Was kann das arme Geld für den, der es gegeben. Schau in die Kirchen, dort fällt in den Opferstock der Kreuzer des Diebes, des Mörders, der Straßendirne und wird doch zu frommen Zwecken verwendet. Wenn Du die Zwanziger in die Wien wirfst, findet sie doch ein Lumpensammler oder Beinlstierer, das Wienwasser ist nicht tief genug, um einen Zwanziger zu bedecken. Wozu den Umweg? Ich bin ärmer als der letzte Lumpensammler, der ärmste Beinlstierer, — bin seit Kurzem aus Erbsien entlassen und habe keinen Knopf Geld im Sacke. Brennt Dich das Geschenk des Naderers, so gib's mir, Du thust ein gutes Werk an einem armen Teufel.“

„Wahr ist's! Ganz wahr! Da hast Du," sagte der Hausknecht und schob das Geld in die gierigen Hände des Gauners, der es freudestrahlend einsackte.

Sollte man diese Abscheu vor dem Gelde des Polizei-Agenten, diese Sucht es wegzuwerfen, etwa unnatürlich finden, so erlauben wir uns daran zu erinnern, daß der anscheinend affektirt großmüthige Hausknecht ein Ungar war, und dem echt magyarischen Herzen nichts widerlicher, verhaßter ist, als der Denunziant, der Verräther. Als Beleg diene Folgendes:

Er war im Jahre 1859, als ein Hußaren-Regiment nach Italien zog, um dort ruhmvoll für die kaiserliche Fahne zu fechten. Eine kleine Abtheilung der Ungar-Reiter machte in einem Provinzstädtchen Halt, um die Pferde zu füttern und zu tränken. Als sie fast damit zu Ende waren, kam der Wirth eines nahen Gasthauses und meldete dem Wachtmeister, der die kleine Schaar kommandirte, er sei von einem Ungar, der in dem Orte domizilire, beauftragt, jedem Hußaren eine Halbe Wein und einen Zwanziger zu geben. Gerne nahmen die durstigen Reiter das Gebotene und als sie schon die Gläser in den Händen hätten, fragten sie nach dem Namen des großmüthigen Landsmannes. Der Wirth aber nannte einen Namen, der bei den untern Klassen des Ungarlandes als der eines Verräthers gilt. Und von der Lippe weg setzten die Soldaten, die für den

Kaiser sterben gingen, das Glas nieder, warfen mit einem Fluch die Zwanziger auf das Pflaster, schwangen sich auf ihre Rößlein und flogen zum Thore hinaus.

Wir wollten nur zeigen, daß der Hausknecht von den drei Hufeisen nichts that, was nicht in dem ungarischen National-Charakter begründet wäre.

„Ich bin Dir sehr dankbar," sagte der Gauner, „ich hätte wirklich heute Nacht keinen Unterstand gehabt und im Stadtgraben schlafen müssen, wenn Du mir nicht ausgeholfen hättest. Ich will Dir dafür einen Dienst erweisen."

„Du!"

„Ja, ich. Es ist kein Zweifel, daß Dir der alte Naderer das Geld nur gegeben hat, um von Dir dafür eine Gegengefälligkeit zu erlangen. Vielleicht sollst Du Jemand beobachten."

„Ganz richtig, — es ist mein Landsmann, der Tänzer Keszter Sandor, der ihm was schuldig sein soll und den er überwachen will, ob er bei Kassa ist, um diese Schuld zu zahlen."

„Aha! Da hast Du's! Sei überzeugt, der Tänzer Sandor, oder wie er heißt, ist dem Herrn Preßler, so heißt der alte Spitzl, nicht einen Kreuzer schuldig, sondern derselbe hat von seinen Vorgesetzten den Auftrag, den Tänzer zu überwachen und gelegentlich an die Polizei einzuliefern, um ihn in's Unglück zu stürzen."

„Meinen Landsmann? den braven Herrn Keszter, der immer so gut mit mir sprach, er und seine Frau! da soll ja gleich —"

Und der Hausknecht stieß einen fürchterlichen Fluch aus.

„Verlaß Dich darauf, es ist so wie ich Dir sage", bekräftigte der Gauner.

„Aber was kann denn Herr Keszter Sandor gethan haben, daß ihn die Wiener Polizei verfolgen sollte?" fragte der Hausknecht mit naivem Erstaunen.

„Hm! wer weiß das?" meinte der Gauner mit einem Achselzucken der Ueberlegenheit, „die Wege der Polizei sind räthselhaft. Vielleicht hat der Herr Sandor gestohlen."

„O das gewiß nicht!"

„Oder er ist ein Tabakschwärzer."

„Halt! das könnte sein; soviel ist gewiß, — unter den Zigarren, welche Herr Keszter rauchte und von denen er mir auch manch-

mal eine zukommen ließ, befand sich nicht eine einzige kaiserliche: es waren nur geschwärzte.“

„Na also, da haben wir's ja!“ triumphirte der Gauner, „es ist kein Zweifel, der Tänzer wird wegen Schwärzerei polizeilich invigilirt oder beaufsichtigt.“

Hätte übrigens der Hausknecht für das, was ihm der Strafhausbruder anvertraut hatte, noch eine Bestätigung gebraucht, er würde sie im nächsten Augenblicke erhalten haben, wo der Zimmerkellner des Gasthofes „zu den drei Hufeisen“ unter das Hausthor trat, sich nach allen Seiten umsah und als er den Hausknecht am Schranken des Wien-Ufers erblickte, denselben zu sich rief.

„Adieu!“ sprach der Hausknecht zu dem Gauner und eilte über die Straße.

„Lebwohl und nimm Dich vor dem Naderer in Acht,“ rief ihm der Habitué des Kriminals nach, mit den Zwanzigern vergnüglich im Sacke klimpernd und seinen Weg gegen eine Branntwein-Kneipe nehmend.

Der Zimmerkellner hatte dem Hausknechte nur einen unbedeutenden geschäftlichen Auftrag zu geben und als der Ungar diesen erfüllt hatte, kehrte er zu dem Zimmerkellner zurück und fragte:

„Sie, Louis, hat der neue Passagier auf Nr. 6 schon den Meldzettel unterschrieben?“

„Nein, s'hat ja keine Eile,“ meinte der Zimmerkellner, seinen Backenbart liebkosend.

„Sie wissen also nicht, wer er ist?“

„Wie käme ich dazu; jedenfalls ist der Herr für uns ein sehr unangenehmer Passagier.“

„Wie so?“

„Nun er ist ja taub, daß man mit ihm schreien muß, wie ein Dampfschiff-Kapitän, der seine Leute durch das Sprachrohr kommandirt; laß Dir, wenn Du mit ihm zu thun hast, bei Reithofer ein Paar Lungen von Kautschuk machen, sonst gehst Du zu Grunde.“

Und damit eilte Herr Louis an seine gewohnten Beschäftigungen und ließ den Hausknecht in tiefen Gedanken zurück.

Der Fremde hatte sich also gegen den Zimmerkellner taub gestellt, während er doch in seinem früheren Gespräche mit dem Hausknechte von den drei Hufeisen auch nicht die leiseste Spur von Harthörigkeit verrathen hatte. Warum das? Jedenfalls verfolgte er dabei

irgend einen geheimen Zweck und wenn der Magyar auch viel zu harmlos im Gemüthe war, um den Grund dieser fingirten Taubheit herauszuklügeln, so war er doch gescheidt genug, in dieser Täuschung des Zimmerkellners eine Bestätigung dessen zu finden, was ihm der Gauner gesagt hatte; der Passagier war also ein Naderer, das heißt ein von der Polizei aufgestellter Spion, welcher Herrn Keszter Sandor und seine Gesellschaft belauschen und durch eine Anzeige in's Verderben stürzen sollte. Der ganze Patriotismus des Magyaren gerieth bei diesem Gedanken in Aufregung und er war nahe daran, auf Nr. 6 zu eilen, den Passagier durchzubläuen und dann zum Thore des Gasthofes hinauszuwerfen. Zum Glücke für Herrn Preßler siegte jener instinktive Respekt, welchen die trinkgeldnehmende Race der Hausknechte vor dem trinkgeldspendenden Genus der Passagiere alle Zeit an den Tag gelegt hat, über des Magyaren politische Bedenklichkeiten, und er nahm sich vor, die Durchprügelung des Naderers auf eine gelegenere Zeit zu verschieben. Es entstand nun die Frage, ob er Herrn Keszter Sandor die gemachte Entdeckung mittheilen sollte. Nach reiflicher Erwägung beschloß er auch dieses nicht zu thun, — nicht blos weil möglicher Weise der Tänzer aus Besorgniß vor dem Naderer ausziehen und so des Hausknechts Trinkgeld-Quelle versiegen lassen könnte, sondern hauptsächlich deshalb, weil er selbst den Verräther auf frischer That ertappen, ihn dem Herrn Keszter Sandor zur Exekution übergeben und sich dadurch ein Recht auf dessen ewige Dankbarkeit erwerben wollte, wenn der Tänzer sah, welch' großer Gefahr er durch des Hausknechts Weisheit entgangen war.

„Zudem," kalkulirte der diplomatische Hausknecht, „kann ja nichts geschehen ohne mein Zuthun. Ich brauche ja nur die für Herrn Keszter eingelaufenen Briefe nur an diesen selbst und nicht an den Polizeispitzel zu übergeben, den sie so sehr zu interessiren scheinen. Und wenn wieder die Freunde des Herrn Keszter kommen, Champagner und Punsch trinken, Reden halten und Lieder singen, dann ist's noch immer Zeit, meinen Landsmann zu verständigen, daß auf dem Zimmer daneben Einer einquartirt ist, der Alles belauscht. Herr Keszter Sandor soll sehen, welch' treuen Freund und pfiffigen Landsmann er an mir hat."

Und mit diesem stolzen Bewußtsein ging der Hausknecht in den Keller, um an verschiedenen Fässern mit Wasser, Schwefel und Einschlag geheime Operationen auszuführen, die mit unserer Erzählung

nichts zu thun haben. Man denke sich also die Situation, bei der wir angelangt sind.

Herr Preßler, der auf eigene Faust nadert, nur um seine verlorne Vilma wieder zu finden, entdeckt bei dieser Gelegenheit die Schlangenhöhle, nimmt sich vor, dieselbe zu beobachten, wird aber selbst von dem Hausknechte beobachtet, der durch den Dieb gewarnt, aufmerksam jede Bewegung des Naderers belauscht, um über ihn mit der ganzen Wucht magyarischen Zornes herzufallen.

So mag es wohl an den Ufern des Indus oder des Rio de la Plata geschehen, daß einer jener schlanken Boussarde, die man Schlangentödter nennt, vom Gebüsche verdeckt, irgend ein Schlangennest belauert, um über das zischende Reptil, wenn es dem Felsenspalt sich entringelt, mit scharfem Schnabel herzufallen; über ihm selbst aber in der Luft schwebt bereits der plumpe Geyer, der in dem Augenblicke, wo der Boussard auf die Schlange losfährt, wie der Blitz auf ihn niederstößt, ihn zu zerfleischen mit den mächtigen Fängen, während die Schlange freudig pfeifend entflieht.

Der Tag, welcher die Situation geschaffen, die uns zu diesem poetischen Vergleiche die Veranlassung gegeben, war der 25. Mai des verhängnißvollen Jahres 1848.

Sechstes Kapitel.

Nach dem 26. Mai.

Es kann selbstverständlich nicht unsere Aufgabe sein, in einem Romane die Geschichte der Wiener Revolution zu schreiben; wir haben die Märztage eben nur geschildert, weil sie mit dem Geschicke der Hauptpersonen unseres Romanes zu enge verflochten waren und wir werden auch hier die Geschichte des 26. Mai nur in ganz kurzen Umrissen andeuten.

Die Sturm-Petition am 15. Mai, an welchem die Legion und die Garde mit den Waffen in der Hand gegen die Burg anrückten, begleitet von einem Freiwilligenkorps aus Arbeitern, die mit Krampen, Schaufeln und Brechstangen bewaffnet waren, hatte den

Kaiser Ferdinand veranlaßt, Wien zu verlassen und nach Innsbruck zu ziehen.

Die Entfernung des Kaisers rief, als sie bekannt wurde, anfangs einen gähen Schreck, dann aber eine tiefe Niedergeschlagenheit hervor.

Die Folge davon war, daß Leute von Einfluß und Reichthum, die durch ihre lang genossene Achtung, oder durch ihre Stellung als Fabriksherren und Brotgeber bei den Arbeitern viel Gutes hätten wirken können, nach der Abreise des Kaisers von der Sucht erfaßt wurden, ebenfalls Wien zu verlassen und unter dem Vorwande des gewohnten Landaufenthaltes die Stadt zu fliehen.

Allerdings konnte als Entschuldigung für diese Furchtsamen, unter welchen sich ja auch Greise, Frauen und Kinder befanden, der Umstand gelten, daß die Revolutionspartei um so lauter hervortrat, je mehr die „Gutgesinnten“ verstummten.

Ein großer Theil der Studenten, unter ihnen fast alle Juristen, sehr viele Philosophen und auch zahlreiche Mediziner, fühlten recht gut, daß die Legion als Urheberin der Abreise des Hofes bezeichnet ward; deshalb wurden auf der Aula selbst fort und fort Berathungen gepflogen, an welchen nur Studenten theilnehmen durften und wobei die Juristen es durchsetzten, daß die zeitweilige Auflösung der Legion und die Schließung der Aula zum Beschluß erhoben wurde. Das Gerücht davon verbreitete sich mit Blitzesschnelle und fand um so mehr Glauben, als viele von den Juristen und Philosophen bereits die Waffen freiwillig ablegten, während die Techniker und Mediziner sich hartnäckig gegen den Vorgang sträubten.

Wahrscheinlich um auf diesen Theil der Legion einen Druck auszuüben, besetzte das Militär am 26. Mai bei Tagesanbruch sämmtliche Stadtthore, verwehrte den Ein- und Ausgang und forderte die Universität auf, die Aula zu schließen, die Legion aufzulösen und die Waffen niederzulegen.

Im Nu aber waren die Garden der Vorstädte alarmirt, in langen Zügen eilten diese der Stadt zu, im Sturmschritt durchzogen sie die Straßen, um auf den Plätzen dem Militär gegenüber Halt zu machen. Fast Alle trugen auf den Czako's Zettel, worauf zu lesen war:

Für den Fortbestand der Legion.

Zum ersten Male standen sich Bürger und Soldaten mit den Waffen in der Hand gegenüber, jedoch marschirten gegen Abend sämmtliche Truppen in die Kasernen, während hinter den abziehenden Soldaten sich überall gewaltige Barrikaden erhoben.

Zur Steuer der Wahrheit muß man bekennen, daß das Losungswort des Tages: „Heilig ist das Eigenthum," das man an die Thüren von Gewölben schrieb, in welchen Millionen lagen, allenthalben respektirt wurde.

Als ein charakteristisches Zeichen mag erwähnt werden, daß ein Herr, der aus einem Fiaker Plakate auswarf und „Republik" ausrief, von Garden und Arbeitern in Gumpendorf festgenommen und unter verschiedenen Liebesbezeigungen mit Faust und Gewehrkolben in's Kriminal gebracht wurde. Nicht minder charakteristisch ist es, daß an vielen Barrrikaden das Bild des Kaisers prangte, mit Rosen und Lorbeerzweigen umkränzt, daß man vor demselben Lämpchen anzündete, wie vor dem Bildnisse eines Schutzheiligen und daß in einem damals vielgesungenen Barrikaden-Liede eine Strophe vorkam:

Ihr nahmt uns unsern Kaiser, doch
Dem Kaiser soll's nicht schaden
Wir sind an Treu die Alten noch,
Der Kaiser hoch! der Kaiser hoch!
Selbst auf den Barrikaden.

Die erste Folge der Barrikadentage war, daß sämmtliche Wachen in Wien fortan ausschließlich von der Garde bezogen wurden; nur auf der Burgwache standen Garden und Militär gemeinschaftlich. Das kaiserliche Zeughaus jedoch, die Kanonengießerei und alle der Armee gehörigen militärischen Gebäude und Depots blieben fortwährend von Militär besetzt, dessen Stellung seit dem verhängnißvollen Maitage eine unleidliche geworden war.

Herr Preßler hatte die Maitage in seiner provisorischen Wohnung bei den drei Hufeisen ziemlich ruhig zugebracht und war nur ein paar Mal auswärts gewesen, um sich die Barrikaden-Geschichte anzusehen und in dem Hause auf der Laimgrube nachzufragen, ob nichts Außergewöhnliches vorgekommen, dann zog er sich wieder in sein Observatorium nächst der Schlangenhöhle zurück, wo er allerdings sehr wenig Gelegenheit fand, für seinen Zweck zu arbeiten, denn Herr

Keszter Sandor und seine politischen Freunde waren in diesen Tagen jedenfalls auswärts beschäftigt und fanden nicht Zeit zu Zusammenkünften in der Schlangenhöhle, während der Hausknecht mit Konsequenz behauptete, es seien keine Briefe für den Tänzer eingelaufen, was um so glaubwürdiger war, als das Barrikaden-Netz, welches ganz Wien überspannte, den Postverkehr fast unmöglich gemacht hatte.

Zu jeder andern Zeit würde der alte Naderer, dessen ultrakonservative Gesinnung wir kennen, durch die Maibewegung und ihre Konsequenzen auf's Schmerzlichste berührt worden sein, allein seit dem Verluste seines geliebten Kindes hatte der ehemalige Agent Sedlnitzky's jeden Sinn für das Politische, ja selbst für Kriminalfälle, die ihn einst so sehr interessirt hatten, verloren und lebte nur in dem Gedanken, wie die Verlorene wieder zu finden. Dieser Idee, die für ihn eine Lebensaufgabe geworden, hing er mit der ganzen Zähigkeit seines Wesens nach, und verfolgte die Spur Vilma's mit jenem Scharfsinn, jener Ausdauer und jener Kühnheit, mit welcher der rothhäutige Indianer die Fährte des Wildes oder des Feindes verfolgt, wie es Cooper in seinen Erzählungen von den Rothhäuten so wunderbar geschildert hat.

Die Barrikaden waren weggeräumt und über das wieder geebnete Pflaster schritt triumphirend siegreich die Revolution, einen Sicherheits-Ausschuß und ein neues Ministerium zurücklassend. Nach und nach kehrte Alles in's alte Geleise und auch Herr Keszter Sandor in sein Quartier Nr. 7 im Gasthause „zu den drei Hufeisen" zurück, wo ihm der Hausknecht heimlich ein paar Briefe in die Hand drückte, die in den letzten vierundzwanzig Stunden gekommen waren, während der Hausknecht gegen Preßler fortwährend behauptete, es sei auch nicht ein einziges Schreiben an Herrn Keszter eingelaufen.

Der alte Naderer lag auf der Lauer, wie irgend ein Mohikaner oder Teklosage, der den Bison beschleicht, allein das Resultat dieser Aufmerksamkeit war ein sehr klägliches. Der fixe Tänzer schien in den Barrikaden-Tagen einen gewaltigen Tanz mitgemacht zu haben, denn Herr Preßler, der sich in den Garderobekasten gesteckt hatte, hinter dessen Rückwand sich die Schlangenhöhle befand, hörte nichts als wie Herr Keszter Sandor sich unter lautem Gähnen auszog und in's Bett warf, von wo bald ein sonores Schnarchen dem Horcher an der Wand andeutete, es sei vor der Hand nicht die mindeste Aussicht,

etwas zu erfahren, wenn der Schlafende nicht vielleicht die Gewohnheit hatte, im Schlafe zu reden.

Der Schlaf des müden Revolutions-Tänzers dauerte mit kurzen Unterbrechungen zwei Tage lang, dann kehrte Herr Keszter Sandor zu seinen gewohnten Beschäftigungen zurück, das heißt, er schrieb Briefe nud pfiff den Rakoczymarsch dazu, oder er pfiff den Rakoczymarsch und klirrte mit den Sporen den Takt dazu, welcher musikalische Genuß Stunden lang fortgesetzt, für Herrn Preßler noch viel angenehmer gewesen wäre, wenn sich aus diesen nationalen Klängen auch nur im Entferntesten der Aufenthalt der kleinen Vilma hätte errathen lassen. Der feine Tabakgeruch, der durch die Fugen des alten Garderobekastens und der Zimmerthür, aus der Schlangenhöhle in das Zimmer Preßler's drang, bewies, daß Herr Keszter Sandor auch fleißig rauchte, ein Umstand, der den Naderer ebenfalls nicht vorwärts brachte.

Endlich erschien ein Tag, der entscheidend werden sollte.

Der Hausknecht, der aus der Ferne wie ein Habicht das Thun und Lassen Preßler's kontrolirte, war eines Vormittags weggeschickt worden, um den schwer bepackten Koffer eines Reisenden nach der Südbahn zu bringen. Schon geraume Zeit war derselbe fort, als mehrere Herren in ungarischer Tracht am Thore des Gasthofes zu den drei Hufeisen erschienen und nach dem Tänzer Keszter Sandor fragten.

Pflichtschuldigst wies der Zimmerkellner diese Herren, die sehr elegant aussahen, nach Nr. 7 und Preßler, der Polizei-Mohikan, hörte, wie der Tänzer auf ein Klopfen an der Thür seinen Rakoczy, den er zum zehntausendsten Male pfiff, unterbrach, um ein Herein zu rufen, auf welches eine Flut von Begrüßungen und Komplimenten in ungarischer Sprache folgte, während Keszter Sandor die Ankommenden herzlich, aber in so höflichem Tone willkommen hieß, daß der raffinirte Naderer sofort entnahm, es müßten Leute sein, die an Rang und Stellung dem Tänzer überlegen.

Sofort trug Herr Preßler sich einen Stuhl in den leeren Garderobekasten, setzte sich auf denselben, legte das Ohr an die Bretterwand und lauschte.

Nachdem drüben einige Flaschen Wein gebracht worden waren und Preßler deutlich das Einschenken und hierauf die Entfernung des Kellners vernommen hatte, während der feine Duft köstlicher Zigarren

sich herüberzog, begann das Gespräch interessanter zu werden, in einer Richtung, die Preßler nicht erwartet hatte.

„Wir sind eigens von Pest nach Wien gekommen", begann eine tiefe wohlklingende Stimme, „um die Nachwirkungen der Mai-Revolution durch den Augenschein kennnen zu lernen, ich gestehe, daß das Resultat kein sehr befriedigendes war."

„Sie gehen zu weit, lieber Lajos", sagte eine andere helle Stimme. „Sie verlangen das Unmögliche; es gibt in der Natur und in der Geschichte keinen Sprung, sondern nur einen Uebergang und ich sollte meinen, der Uebergang von dem Oesterreich des 12. März zu dem des heutigen Tages sei groß genug, daß ein so gewiegter Politiker, wie Sie, damit zufrieden sein könnte."

„Ich gebe mich keiner Täuschung hin, Herr Graf", antwortete derjenige, welcher Lajos genannt worden war, „die Reaktion ist, wenn auch nicht geschickter, doch jedenfalls thätiger, als wir. Ich habe inkognito Wirths- und Kaffeehäuser besucht, — können Sie es glauben, es gibt hier in Wien noch immer Leute genug, die sich über die Erfolge der kaiserlichen Waffen in Italien freuen und Wetten auf den Tag machen, an welchem Radetzky in Mailand einziehen und den König Carlo Alberto, genannt la spada d'Italia, über den Ticino werfen wird. Ich habe Leute gesehen, die sich verstohlen die Augen wischten, wenn von der Entfernung des Kaisers die Rede war, und der Wunsch, Se. Majestät der König, oder wie man hier sagt, der Kaiser möge nach seiner Residenz zurückkehren, ist ein so allgemeiner, spricht sich in Bittgesuchen aller möglichen Korporationen aus, daß man nicht eine revolutionirte Stadt zu sehen glaubt, sondern ein feudales Dorf, welches für seinen Gutsherrn schwärmt. Da ist nichts zu machen."

„Ich habe deßhalb auch ein Promemoria nach Innsbruck geschickt", sagte derjenige, den Herr Lajos mit Graf angesprochen hatte, „die treugehorsamste Bitte unterbreitend, Se. Majestät der König möge sich aus der gährenden Stätte der Revolution in die Arme seiner getreuen Ungarn in die Burg zu Ofen flüchten."*)

„Obwohl ich dieses Promemoria mitunterzeichnet habe," sagte Lajos, „so hatte ich doch nicht einen Augenblick die geringste Hoffnung, daß wir auf diese Art unsern Zweck erreichen werden. Sie gehören, lieber Graf, auch noch der veralteten Ansicht an, man könne den Kaiser mit den

---

*) Historisch wie alles Folgende.

Wienern so entzweien, daß er als König von Ungarn sich nach Ofen zurückzieht, den Schwerpunkt der Gesammt-Monarchie dahin verlegend. Wer derlei anstrebt, ist der Feind des Gesammtreiches. Die übrigen Stämme des Kaiserreiches verzeihen es der Hauptstadt des kleinen Landes Nieder-Oesterreich, daß es durch günstige Verhältnisse, durch seine Geschichte, durch seine wunderbare Lage am Knoten- und Kreuzungspunkte der Hauptverkehrsadern von Europa die Hauptstadt eines Reiches von 35 Millionen Menschen und eine Weltstadt geworden. Wien ist gleichsam ein neutraler Boden, während Ofen ein Partei-Standpunkt wäre, wo der Czeche, der Pole, der Italiener mit Recht fragen könnten, warum residirt der König nicht in Prag, in Krakau, in Mailand oder Venedig? Glauben Sie mir, lieber Graf, alle diese Verbindungs- und Verkittungstheorien sind Stückwerk und kein echter Ungar glaubt daran. Es gibt nur ein großes politisches Dogma: — Auseinander mit dem alten Oesterreich in zwei große Hälften dies- und jenseits der Leitha, — gefällt dem Hause Habsburg die westliche besser, dann werden wir in unserm Lande ein eigenes Reich, eine Re—"

„Nein! nein! riefen die Andern energisch, „nichts ohne König!"

„Nun, ich habe ja noch nicht ausgesprochen," fuhr Lajos höhnisch fort, „wir werden eine reaktivirte Verfassung und einen König haben, den wir uns selber wählen. Zieht aber die Dynastie unser Land vor, dann wird Pest-Ofen als Residenz bald jene Weltbedeutung erlangen, die jedes echten Magyaren letztes Ziel und Streben ist, während Wien zu einer zweiten Hauptstadt, zu einer Fabriksstadt herabsinkt, gut genug, um die Luxuswaaren zu erzeugen, die wir in Pest brauchen werden.

„Deßhalb," sprach Lajos weiter, „muß die Revolution hier in Permanenz erhalten werden, Wien muß sich mit seinem Kaiser gründlich verfeinden; sollte Ferdinand zurückkommen, so muß ein neuer fürchterlicher Schlag geführt werden, um den sanften, friedliebenden Fürsten für immer von der Stätte des Greuels zu verscheuchen. Die Reaktion muß gegen Wien ein Strafgericht vollziehen, — kurz Wien muß der Blitzableiter für das Gewitter werden, welches sich in Kroatien und Serbien gegen Pest zusammenzieht. Wenn die Kaiserlichen und die Wiener mit einander raufen, wenn man den Wienern Hoffnung macht, ein ungarisches Heer werde ihnen zu Hilfe kommen, und sie „ihre Schiffe verbrennend," es bis auf's Aeußerste kommen lassen,

wenn der Straßenkampf in Wien's Straßen wüthet und die halbe Stadt in Feuer aufgeht, wenn die Militär-Macht sich an Wien's Mauern dezimirt, während das ungarische Kriegsministerium ein tüchtiges Heer organisirt, mit dem wir den Böhmen und Polaken des Fürsten Windischgrätz, den Kroaten des Bans ein imponirendes Halt gebieten, dann steigt aus den Trümmern Wien's glorreich das neue Pest empor und Oesterreich mag rufen: Finis Viennae.*)"

Preßler, der im Garderobekasten lauschte, traute seinen Ohren nicht. Wie jeder echte Wiener liebte er seine Vaterstadt mit Leib und Seele und das Attentat, das hier gegen dieselbe verabredet wurde, erfüllte ihn mit Zorn und Schmerz.

„Und deßhalb," fuhr Lajos fort, „muß Alles aufgeboten werden, um die Kluft zwischen Zivil und Militär, zwischen Fürst und Volk zu erweitern. Sparen Sie, lieber Keszter, kein Geld, wo es gilt, Personen, Korporationen und Journale zu gewinnen. Machen Sie die Leute namhaft, wo auf ein Resultat zu rechnen ist. Wie steht es mit . . .?"

Und Lajos nannte einen Namen, den wir deßhalb nicht wiederholen wollen, weil wir, wie bereits bereits erwähnt, keine Geschichte der Revolution, noch weniger aber ein schwarzes Buch schreiben, wie das berüchtigte in Dresden erschienene. Wir greifen eben aus dem ereignißreichen Jahre Szenen und Situationen auf, welche zur weitern Entwicklung unseres Roman's unumgänglich nothwendig sind.

„Sind wir denn auch ganz sicher hier?" fragte die Stimme des Grafen.

„Vollkommen," antwortete der Tänzer Keszter Sandor.

„Es wäre nicht angenehm belauscht zu werden," meine Lajos, seine Stimme dämpfend.

„Die gnädigen Herren haben nichts zu fürchten," erwiderte der geheime Agent der ungarischen Revolution, „in Nummer 8 wohnt Niemand und in Nr. 6 haust ein alter Griesgram, der stocktaub ist und nur mit Kanonenschüssen aufmerksam gemacht werden könnte."

„Also zur Sache," sagte Lajos.

„Da haben wir vor Allem den Herrn . . . ." erwidert der Agent.

---

*) Wörtlich aus einem Pester Blatte des Jahres 1848.

Preßler konnte den Namen nicht recht verstehen, überhaupt sank im nächsten Augenblick die Konversation im Zimmer nebenan zu einem dumpfen Gemurmel herab, so daß Preßler vermuthen mußte, Keszter Sandor trage seinen Rapport mit gedämpfter Stimme vor und die Herren drüben machten ihre einschlägigen Bemerkungen in derselben Weise.

Er legte also das Ohr ganz nahe an die Kastenwand und horchte mit größter Aufmerksamkeit, ganz und gar nicht beachtend, was hinter ihm vorging.

Es hatte sich nämlich Folgendes ereignet.

Der Hausknecht war, nachdem er seinen Koffer auf dem Südbahnhofe abgegeben, ins Gasthaus zu den drei Hufeisen zurückgekehrt und hatte, kaum eingetreten, von Louis den Auftrag erhalten, noch einige Flaschen des edelsten Ungarweines, den der Keller zu bieten vermochte, herauf zu holen, weil die Herren auf Nr. 7 jedenfalls noch mehr trinken würden.

Daraus entnahm nun der Ungar, daß sein Landsmann wieder einmal Gesellschaft habe, und es fiel ihm wie ein Stein auf's Herz, daß er Herrn Keszter Sandor vor dem Naderer in seiner nächsten Nähe noch nicht gewarnt habe und daß derselbe nun wohl die Unterredung der Herren in der Schlangenhöhle belauschen werde.

Mit Wolfstritten eilte er die Treppe hinauf und legte sein Auge an das Schlüsselloch von Nr. 6; er sah wie Preßler im Garderobekasten saß, das lauschende Ohr an die Kastenwand gedrückt. Kein Zweifel, der Naderer war in Funktion.

Der Hausknecht, bleich vor Wuth, trat an die Thür von Nr. 7 der Schlangenhöhle, und öffnete dieselbe, ohne anzuklopfen leise, den Finger zuerst an den Mund legend und dann die Hände faltend, bittend, man möge seine Anwesenheit nicht laut bezeichnen.

Verwundert, fast bestürzt, sahen die Versammelten auf diesen seltsamen Besuch.

Der Hausknecht winkte Herrn Keszter Sandor zu sich heran.

Die in der Schlangenhöhle anwesenden Herren schienen diese anscheinende Vertraulichkeit des dienenden Individuums sehr übel zu vermerken, allein der Tänzer, der wohl einsah, daß sich sein bescheidener Landsmann einen solchen Akt der Familiarität nicht erlauben würde, wenn nicht gewichtige Gründe vorhanden wären, sprang auf, flüsterte

den Herren zu, sich ruhig zu verhalten und rasch zu dem Hausknechte tretend, fragte er leise: „Was willst Du, Janos?"

„Herr," antwortete der Hausknecht leise in ungarischer Sprache, „ich bin gekommen, Sie zu warnen."

„Zu warnen? Vor was?"

„Es ist ein Polizeispion in der Nähe, der jedes Wort hört, das Sie reden."

Keszter Sandor erblaßte, — die andern Herrn sahen sich betroffen an.

„Wie wäre das möglich?" fragte der Tänzer."

„Kommen Sie mit und Sie sollen sich überzeugen", erwiderte Janos, „nur bitte ich die andern Herren einstweilen weiter zu reden, aber laut; es kann ja irgend ein gleichgiltiges Thema sein, damit der Horcher nicht ahnt, daß wir ihm zu Leibe wollen."

Die kurze Zeit, in welcher diese leise geflüsterten Worte gewechselt wurden, war eben jene Frist, in welcher der horchende Preßler trotz aller Anstrengungen, nichts zu hören vermochte, ohne Ahnung freilich, was in der Schlangenhöhle vorging. Alsbald aber ergriff Lajos mit schneller und richtiger Auffassung der Situation das Wort, während Keszter Sandor und noch ein junger baumstarker Mann die Versammlung verließen, und dem leise vorausschleichenden Hausknecht folgten.

Nichts Arges ahnend, saß mit gesenktem Haupt und aufmerksam an die Wand gehaltenem Ohr der Held unserer Erzählung in dem Kasten, der Nummer 6 von der Schlangenhöhle trennte.

„Und dennoch glaube ich", perorirte Lajos drüben, „daß die Unsummen, die wir an einzelne Persönlichkeiten verschwenden, hinausgeworfenes Geld sind, wenn es uns nicht gelingt, ganze Korporationen, für unsere Sache zu gewinnen, — wenn nicht ganze Bataillone."

Das Ende dieser Phrase zu hören, war dem Lauschenden nicht mehr erlaubt, denn im selben Augenblicke wird die Thüre seines Zimmers aufgerissen und mit drohender Geberde stürzen drei Männer hinein, welche den Naderer so zu sagen in flagranti ertappen, ehe er noch im Stande, das Ohr von der Kastenwand wegzuhalten und aufzuspringen.

„Haben wir Dich, Polizeispitzel! Naderer!" schreit der Hausknecht.

„Verfluchter Hund!" kreischt der kreidebleiche Tänzer.

„Elender, schwäbischer Spion!" ruft mit Verachtung der junge Magyare.

Preßler sah ein, daß er hier verloren war und daß es ihm nie gelingen würde, den Wüthenden zu beweisen, er habe die Genossen der Schlangenhöhle nur belauscht, um etwas über sein geliebtes, verlorenes Kind zu erfahren. Der Trotz, der in der Brust des ehemaligen Agenten Sedlnitzky's gelebt hatte, kam wieder zur Geltung, er streckte entschlossen die Aermel auf, wie ein Mensch, der sich zum Raufen bereit macht und rief:

„Was soll das heißen? Wie könnt Ihr so frech sein, Ihr Paprikaköpfe, in das Zimmer eines Passagiers einzudringen, der pünktlich zahlt? Ich werde mich beim Herrn beklagen, aber jetzt sofort hinaus, oder es soll Euch reuen, — Ihr Mord- und Diebsgesindel Ihr!"

Einen Augenblick waren die Angreifenden durch diese Taktik des Naderers vollständig verblüfft. Allein im nächsten Augenblicke rief der Hausknecht, der recht gut einsah, daß sein guter Platz auf dem Spiele stand, wenn er das Begonnene nicht rasch und energisch zu Ende führte:

„Bist Du ein Kaufmann aus Papa, bist Du taub?"

„Haben wir Dich nicht beim Nadern ertappt?" schrie der Tänzer Keszter Sandor.

„Man führe mich auf die Polizei," sagte Preßler pathetisch, „ich werde dort jede gewünschte Auskunft geben."

Ein ungeheures Gelächter folgte auf diesen Vorschlag.

„Glaube Dir's, mein Junge," sagte der mitgekommene Ungar, „da würdest Du freilich gut weg kommen. Wir werden hier mit Dir fertig werden."

„Wollt Ihr mich ausrauben, Ihr Banditen!" schrie der Naderer.

Allein ohne eine Antwort auf diese neue Beschimpfung zu geben, warfen sich alle Drei auf ihn und ein kurzer, erbitterter Kampf begann, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte. Preßler war kein Schwächling und kein Hasenfuß, aber er war immer nur ein einzelner Mann im Kampfe gegen drei Gegner, von welchen der Hausknecht und der Freiwillige aus der Schlangenhöhle die Muskelkraft der Jugend besaßen, während der Tänzer die Gewandtheit und die Turnerkunstgriffe seines Geschäftes mitbrachte, so daß nach wenig Sekunden der alte Naderer zu Boden geworfen und seine Hände und Füße mit

Lein- und Tischtuch, die man aus dem Bette und vom Tische gerissen, gebunden waren.

Preßler schrie übrigens während dem energisch um Beistand.

Draußen aber marschirte eben ein Bataillon Garde mit klingendem Spiele vorüber und die lustigen Klänge des Fuchs-Marsches übertönten den Hilferuf des alten Naderers.

„Wenn Du nicht das Maul hälst," drohte der Hausknecht, der bei dem ganzen Vorgange sich am erbittertsten gezeigt hatte, „so stecke ich Dir eine Serviette als Knebel in den Mund, daß Dir das Schreien gewiß vergehen soll. Ich werde Dich lehren, einen Magyaren zu foppen, Du Spitzl."

Preßler sah ein, daß es am klügsten war zu schweigen, um den wüthenden Hausknecht von der Ausführung seiner Drohung abzuhalten und eine günstige Gelegenheit abzuwarten, wo er seinen Ruf um Hilfe erneuern konnte. Inzwischen war der junge Herr in die Schlangenhöhle hinübergeeilt, um seinen Freunden den Erfolg der Expedition mitzutheilen, während Janos und der Tänzer den Gefangenen bewachten.

Die Herren in der Schlangenhöhle waren in einiger Verlegenheit.

„Das Beste bei der ganzen Affaire ist," sagte Herr Lajos, „daß wir uns gegenseitig nicht bei Namen genannt haben, und daß der Naderer unsere Gesichter nicht gesehen hat. So lange muß er jedenfalls zurückgehalten werden, bis wir abgereist sind, was ja ohnehin in zwei, drei Stunden geschehen muß. Dann mag er uns denunziren, er weiß ja doch nicht, wer wir sind. Also, lieber Antal, lassen Sie ihn nur einstweilen gebunden."

„Ich fürchte," sagte der Graf mit jener Humanität, die den echten Kavalier kennzeichnet, „ich fürchte, der Gasthofbesitzer wird Verdrießlichkeiten haben, wenn es heißt, daß hier ein Mann, der, wenn auch ein Naderer, doch immer ein freier Staatsbürger ist, widerrechtlich überfallen, gebunden und festgehalten wurde."

„Nun, dann geben wir der Geschichte den Schein des Rechtes," sagte Lajos mit einem höhnischen Lächeln, „machen die Wiener Studenten zu seinen Richtern, und schicken den Kerl auf die Aula."

„Auf die Aula?" klang es im Chorus.

„Wollen Sie diesen Beschluß Herrn Keszter mittheilen, lieber Antal," sagte der Graf zu dem jungen Magyaren, der sich nach einer

kurzen Verbeugung auf Nr. 6 verfügte und den beiden Wächtern des Gefangenen den Beschluß der Herren in der Schlangenhöhle zu wissen machte, welcher von dem Tänzer mit lebhafter Befriedigung, von Janos dem Hausknechte aber mit großem Unmuthe aufgenommen wurde, da dieser rüstige Repräsentant der Volkskraft am liebsten den verfluchten Spitzel, wie er ihn zehnmal in einer Minute nannte, mit eigener Hand durchgeprügelt und dann in die Wien geworfen hätte, welche nicht tief genug war, um einen Menschen ertrinken zu lassen, dafür aber schmutzig und übelriechend genug, um Denjenigen, der in ihr untergetaucht wurde, auf einen halben Tag zum Gegenstande des Ekels und des Abscheus für sich selbst und andere Menschen zu machen.

Herr Antal, der Delegirte der Schlangenhöhle, ein feiner Mann und gewiegter Diplomat gab sich alle Mühe, den halsstarrigen Hausknecht auf andere Gedanken zu bringen, der seine Privatrache durchaus nicht fahren lassen wollte, — der Tänzer Keszter Sandor unterstützte den Diplomaten da auf's eifrigste, allein es bedurfte das ganze Gewicht der beiden Leiter der Schlangenhöhle, des Namens des Grafen, vor dem jeder Ungar einen angeborenen Respekt hat, sowie des Namens des Herrn Lajos, der damals eben seine fabelhafte Popularität gewonnen, um den eigensinnigen Hausknecht endlich zum Nachgeben zu bewegen. Die Entscheidung wurde endlich durch zwei Dukaten herbeigeführt, welche Herr Antal als „Schußgeld für den erlegten Wolf," wie er sich ausdrückte, dem habgierigen Janos in die Hand schob, wozu noch die Erlaubniß kam, den Gefangenen im Wagen begleiten und Zeuge des Strafgerichtes zu sein, welches die Aula über den Polizei-Spion halten würde. Nun erst gab der Hausknecht seine souveräne Einwilligung.

Inzwischen waren die Herren in der Schlangenhöhle in lebhafter Debatte.

„Wäre es nicht am Besten den Kerl laufen zu lassen, sobald wir fort sind", fragte der Eine, „bis dahin könnte Sandor und der Hausknecht ihn bewachen und —"

„Und dann fiel ihm der Graf ins Wort, „eilt er zu seiner Behörde und gibt an, daß wir ihn, einen freien Menschen, ein paar Stunden lang gewaltthätig und widerrechtlich festgehalten. Der Vorfall wird in den Blättern erzählt und es heißt dann, die Vertreter des Gesetzes, diejenigen, die sich immer auf den magyarischen Rechtsboden stellen, haben in der deutschen Stadt Wien Recht und Gesetz verhöhnt

und einen Deutschen, der, selbst wenn er strafbar war, doch seinem rechtmäßigen Richter übergeben werden mußte, der persönlichen Freiheit beraubt und an ihm durch seine Festnehmung und Gefangenhaltung einen Akt von öffentlicher Gewaltthätigkeit geübt. Dürfen **wir** uns diesem Vorwurfe aussetzen? Das, was uns beim Wiener Volke in so hohe Achtung gebracht, ist unser Festhalten an dem Gesetze. Wir wollen über den Kerl nicht entscheiden und da wir als Ungarn nicht verpflichtet sind, seinen kompetenten Richter zu kennen, so schicken wir ihn der Aula zu, zu welcher ja auch die juridische Fakultät gehört, aus der sich der Richterstand von Oesterreichs Zukunft rekrutiren muß, wenn Oesterreich überhaupt eine Zukunft hat."

Ein unendlich feines Lächeln schwebte bei diesen Worten um die aristokratischen Lippen des Grafen.

„Wir entgehen auf diese Art jeder Verantwortung", setzte Freund Lajos hinzu, in dessen energischem Gesichte sich die Ironie noch viel unverholener aussprach als in dem zurückhaltenden Antlitze des Grafen.

„Uebrigens habe ich auf der Aula einige persönliche Freunde," fuhr Lajos fort, und sein höhnisches Lächeln bekam etwas Mephistophelisches, „an einen dieser Freunde will ich schreiben, dieses Schreiben wird man mit dem Gefangenen auf die Aula bringen und meine Freunde werden das Weitere veranlassen."

Wirklich ließ Herr Lajos durch einen Aufwärter Papier, Tinte und Feder bringen und schrieb:

„Herr N. N., Hauptmann in der Legion.

„Es steht wahrlich schlimm um Wien. Die verabscheuenswerthe Reaktion, die im Finstern schleichende Kamarilla entsendet ihre Missionäre bis in's geheimste Heiligthum der Familie. Das Haus, die Burg des Staatsbürgers, ist nicht sicher vor dem Gifte der Vipern, welche in dem Polizeineste eines Sedlnitzky ausgebrütet wurden. — Verlangen Sie Beweise? So eben mit ein paar guten Freunden im Gasthause zu den drei Hufeisen zu einem freundschaftlichen Frühstücke in einem Passagierzimmer vereinigt, entdeckten wir im Kasten einen Kerl, der mit angehaltenem Ohr unsere harmlose Konversation belauerte und in dem die Hausgenossen sofort ein berüchtigtes Individuum, einen sogenannten Polizeispitzel oder Naderer erkannten. Da wir es unter unserer Würde hielten, persönlich an dem Kerl jene Züchtigung zu vollstrecken, die er so wohl verdient hätte, so erlaube ich mir, Ihnen den-

selben zur beliebigen Disposition zu stellen und zugleich anzuzeigen, daß ich eine Stadt verlasse, wo die Freiheit so mit Füßen getreten wird. Möge ein guter Genius die Mutter unserer Revolution, das herrliche Wien bald von diesem Gezüchte befreien, wenn's sein muß mit Feuer und Schwert. Robespierre war weniger Narr, als man glaubt.

Ihr Lajos."

Dieser Brief wurde dem Tänzer Keszter Sandor eingehändigt, der eben von Nr. 6 herüber kam, um zu melden, daß Alles in Ordnung sei. Und nun beginnt ein Akt, der nichts Erdichtetes hat und an den sich viele Leute erinnern werden, die Augenzeugen waren.

Der Hausknecht Janos wird um einen Fiaker geschickt, und kehrt alsbald mit einem solchen zurück, — es war ein geschlossener, Janos hatte zu seinem Bedauern keinen offenen gefunden.

Unterwegs werden einige Studenten aufgefordert, den gefangenen Polizeispion nach der Aula zu bringen.

Der Fiaker fährt in den Hof des Gasthauses zu den drei Hufeisen.

Der gefangene Preßler wird gebunden herabgeführt und gezwungen in den Wagen zu steigen.

Herr Keszter Sandor mit dem Briefe des Herrn Lajos in der Tasche, setzt sich neben den Gefangenen, gegenüber nimmt ein Legionär mit geladenem Gewehre Platz, auf dem Kutschbock neben dem Fiaker ein zweiter. Der Hausknecht im Spenser, in der Schürze steigt hinten auf.

„Nach der Aula!"

Siebentes Kapitel.

Auf der Aula.

Mit der Schnelligkeit eines echten Wiener Fiakers durcheilt der Wagen, in welchem der Gefangene, den Raum zwischen der Wienstraße und dem Stubenthore. Zur Vermeidung des Anfsehens und eines allenfallsigen möglichen Anhaltens nimmt er seinen Weg über die Esplanadestraße und gelangt über den Stubenthor-Damm, durch die Wollzeile und die Schwibbogengasse auf den Platz vor der Universität.

Wie gewöhnlich war dieser Platz mit Menschen angefüllt, die theils aus Neugierde herumlungerten, theils aus Interesse, weil sie irgend etwas, was auf keinem andern Wege zu erreichen war, durch die Protektion der Studenten durchsetzen wollten, oder über irgend eine verwickelte Rechtsfrage Aufklärung und Belehrung auf der Aula suchten.

Daß bei dieser Menschen-Ansammlung das Erscheinen eines Wagens mit Eskorte, aus welchem man einen todtenblassen, gebundenen Menschen aussteigen sah, nicht geringes Aufsehen erregte, wird man begreiflich finden; man hatte Preßlers Hut auf Nummer 6 bei den drei Hufeisen vergessen, und der Mann mit den gebundenen Händen, dem todtenblassen Gesichte, in welches die von Schweiß triefende Haare hingen, bot ein grauenvolles Bild, nicht unähnlich dem eines Delinquenten, der zum Galgen geführt wird.

„Was ist's denn? was gibts denn? was hat er denn gethan?“ gings im Kreise der herandrängenden Menschen herum und fast eben so schnell erfolgte die Antwort:

„Einen Spitzel haben die Studenten gefangen.“

Und mit wildem Geschrei drängte die Menge hinter dem Gefangenen nach, der von den beiden bewaffneten Legionären flanquirt wurde, während hinter ihm der Hausknecht und Keszter Sandor, — zu ihrer Ehre sei es gesagt, — sich alle Mühe gaben, den wehrlosen gebundenen Mann gegen jede persönlichen Insulte zu schützen, da sich bereits Fäuste und Stöcke drohend gegen sein Haupt erhoben.

So gelangte man in die Aula.

Ein unendliches Geschrei erhob sich in der Halle, kein Mensch verstand ein Wort, Niemand wußte, was der Andere wollte, Offiziere von der Legion suchten sich vergebens Gehör zu verschaffen, endlich sprang der Tänzer Keszter Sandor auf einen Stuhl, den man ihn zugeschoben hatte, und rief über die Häupter das berühmt gewordene:

„Meine Herren!"

Ein Mann der auf einem Stuhle steht und „Meine Herren!" ruft, ist jedenfalls ein Mann, der eine Rede halten will, und wenn Einer eine Rede zu halten gewillt ist, mag sie noch so dumm sein, so finden sich auch solche, die bereit sind, dieselbe anzuhören und in passenden oder auch unpassenden Momenten „Bravo!" zu rufen. Es entstand in der Halle eine verhältnißmäßige Stille und mit jener feurigen Beredsamkeit, welche den Ungarn angeboren, setzte der Tänzer der Versammlung auseinander, wie mehrere der edelsten Männer Ungarns, der gediegensten Patrioten und wärmsten Freunde der Wiener, bei einer Versammlung, die sie in der reinsten Absicht und nur zum Wohle des Vaterlandes gehalten haben, von einem im Kasten versteckten Polizei-Spitzel belauscht worden seien, daß man aber den Spitzel rechtzeitig entdeckt, gebunden und an die glorreiche Aula zur Abstrafung überbracht habe.

Ein ungeheurer Tumult erhob sich nach diesen Worten, — ein furchtbares Gebrüll:

„Schlagt ihn todt, den Spitzel! hängt ihn auf, den Hund! Reißt ihn in Stücke!"

Zur Steuer der Wahrheit müssen wir sagen, daß es größtentheils nur zerlumpte Individuen waren, die diesen Ruf ausstießen, während die Studenten, die rasch ihre Gewehre ergriffen hatten, einen Kreis um den alten Naderer bildeten, ihn vor Mißhandlungen zu schützen.

Preßler war noch bleicher geworden und seine Zähne schlugen an einander. Daß er Muth besaß, hatte er oft genug bewiesen, allein dießmal verließ ihn Muth und Besonnenheit und er zitterte am ganzen Leibe.

Der Tumult wuchs, allein der versirte Revolutions-Macher auf dem Stuhle, Herr Keszter Sandor, schwang in seiner Hand ein versiegeltes Schreiben, das er aus der Brust gezogen hatte. Herr Sandor wußte nämlich, daß ein solches Schreiben auf eine aufgeregte Menge immer einen gewissen Eindruck macht, weil die Leute, neugierig zu er-

fahren, was darin enthalten ist, zu schreien aufhören, um die Vorlesung zu hören. So ging es auch hier, — der Tumult begann sich zu legen.

„Meine Herren!“ rief der Tänzer mit einer Donnerstimme, „zum Beweise, daß ich die Wahrheit gesprochen habe, diene dieses Schreiben, in welchem von dem größten Patrioten Ungarns bestätigt wird, daß Alles sich so verhält, wie ich gesagt habe. Ich bin beauftragt, diesen Brief an den Herrn Legions-Hauptmann Adelsteiner zu übergeben und bitte denselben, wenn er anwesend ist, es zu übernehmen.“

„Hauptmann Adelsteiner! wo ist der Hauptmann Adelsteiner?“ klang es ringsum.

„Nicht hier, auf dem Lande! nein, beim Feldmanöver Weidling am Bach.“

In diesem Augenblick machte sich ein anderer Legions-Hauptmann Bahn durch die Menge.

Der Herr Hauptmann war ein ganz junger Mann mit blassem Gesichte, in dem sich einerseits eine gewisse Sucht abspiegelte, als Mittelpunkt irgend eines Ereignisses zu glänzen, während andererseits die Blässe dieses Gesichtes deutlich verrieth, daß das Herz und die Nerven des Legionärs in großer Aufregung waren.

„Was gibt's? was geht hier vor?“ rief er, sich durch die Menge einen Weg bahnend, die ihm Platz machte.

„Einen Spitzel hat man gefangen! einen Naderer haben sie gebracht!“ heulte die Menge.

„Ich bin der Hauptmann vom Tag,“ bemerkte der junge Legionär, „Alles was vorkommt, hat an mich gebracht zu werden. Wo ist der Gefangene?“

„Hier! hier!“ rief man und die letzte Meschenmauer, die noch zwischen Preßler und dem Studenten stand, schob sich zur Seite, die beiden Hauptfiguren dieser tragi-komischen Szene standen einander gegenüber.

Preßler zeigte eine unverholene Freude, er hatte in dem Legionshauptmann den Sohn seines Nachbars, den Studenten Franz Kolb erkannt, der obwohl vor wenig Tagen noch ohne Charge, sich in den Maitagen so hervorgethan hatte, daß er nach Abtreten des früheren Hauptmanns durch fast einstimmige Wahl der Kompagnie zum Führer derselben ernannt worden war.

Und nun müssen wir auf die Gefahr hin, der Inkonsequenz und des Mangels an psychologischem Verständniß beschuldigt zu werden, eine Thatsache konstatiren, die dem Herzen des alten Naderers Ehre macht, wenn sie auch uns vielleicht in den Verdacht bringt, Unrichtiges zu erzählen. Leopold Preßler freute sich, als er den Studenten sah, mit den Abzeichen des Hauptmannsranges. Er wähnte nämlich, der junge Mann werde, alles Böse vergessend, was zwischen ihnen vorgefallen, sich nur der langjährigen Nachbarschaft und der guten Dienste erinnern, welche Preßler dem in Geldverlegenheit bis über die Ohren steckenden Vater des Legionärs erwiesen und der letztere werde die Gelegenheit benützen, um durch einen Akt von Großmuth dem alten Naderer für den Uriasbrief eine glänzende Satisfaktion zu geben, zugleich glühende Kohlen auf das Haupt des Feindes sammelnd für die letzte Beleidigung, die er ihm vor wenig Tagen im Hofe des Hauses zum Zwischenunser angethan hatte.

Da hatte sich aber Preßler arg verrechnet. Der alte Polizei-Spion, der doch oft genug Gelegenheit gehabt hätte, die schlimmen Seiten des Menschenherzens kennen zu lernen, vergaß, daß die fröhliche, leichtbewegliche, heißblütige Jugend, die in der Regel zum Vergeben und Vergessen bereit ist, im entgegengesetzten Falle, das heißt, wenn sie einmal grausam und rachgierig auftritt, zu dieser Grausamkeit, dieser Rache auch die ganze Glut mitbringt, welche eben die Jugend vor dem Alter voraus hat.

Als der junge Mann seinem Feinde gegenüberstand, erbleichte er bis in die Lippen und suchte sich eine Fassung zu geben, indem er die wenigen Härchen streichelte, die den Anfang eines Schnurrbarts zu bilden bestimmt waren; alle Augen richteten sich nach ihm.

„Habe ich die Ehre, den Herrn Hauptmann Adelsteiner zu sprechen?“ fragte der Tänzer Keszter Sandor mit einem Respekt, als ob er der wichtigsten Person gegenübergestanden wäre.

„Nein,“ antwortete der Sohn des Schusters Kolb, „Hauptmann Adelsteiner ist abwesend, aber ich habe das Kommando der Aulawache, bin der Hauptmann vom Tage und folglich berechtigt zu fragen, was dieser Auflauf und die Gefangennehmung dieses Mannes zu bedeuten hat.“

Keszter Sandor erzählte nun mit geläufiger Zunge noch einmal die Geschichte von den ungarischen Freunden, die sich zu einer harmlosen Besprechung versammelt hätten und dabei von dem im Kasten

versteckten Naderer belauscht worden seien; wie man hierauf denselben festgenommen und an die Aula abgegeben habe, damit diese die nöthigen Verfügungen treffen könne.

„Hängen muß der Schuft! Todtschlagen den Hund!“ erscholl es ringsum.

„Ich muß um Ruhe bitten, meine Herren“, sagte der Legionär mit mehr Ruhe und Würde, als man ihm vielleicht zugetraut hätte, „hier wird nicht todtgeschlagen und aufgehängt, — der Gefangene steht unter dem Schutze der Aula, unsere glorreiche Revolution darf durch keinen Mord entweiht werden.“

Diese Phrase, obwohl sie bei Einigen leises Murren erregte, wurde doch von der Mehrzahl der leicht beweglichen Volksmenge mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Preßler schöpfte Athem.

„Haben Sie Beweise für ihre Angaben“, fuhr der Hauptmann fort, sich an den Tänzer wendend.

„Hier diesen Brief an den Hauptmann Adelsteiner, geschrieben von —“ sagte Keszter, den Namen des Briefschreibers so leise nennend, daß er eben nur für das Ohr des Legionärs hörbar war.

Dieser stutzte und fragte rasch:

„Das ändert die Sache. Da muß was geschehen? Haben Sie eine Idee, was der Brief enthält?“

„Jedenfalls eine Bestätigung über das Vorgefallene, durch die Herren, welche der Polizei-Spitzel belauscht hat; so wünschte es Graf — —“ Wieder ertönte ein leise gesprochener berühmter Name.

„Es wäre schon der eine Name genügend gewesen“, meinte der Legionär mit immer größerer Gefügigkeit, „wenn übrigens Ihre Vermuthung die richtige und in dem Briefe nichts anderes enthalten ist, als ein Bericht über das Geschehene, so glaube ich die moralische Nothwendigkeit in mir zu tragen, wie Professor Lichtenfels sagen würde, den Brief zu öffnen, obwohl er an meinen Kameraden Adelsteiner gerichtet ist, weil es sich jedenfalls um Dienstangelegenheiten handelt, wobei ich ihn zu vertreten habe.“

„Da kann wohl kein Zweifel sein,“ erwiderte der Tänzer geschmeidig, „der Brief ist eigentlich weniger an den Herrn Adelsteiner, als an den Hauptmann der Legion gerichtet und in der Legion ist ein Hauptmann wie der Andere; Jeder gleich tapfer, gleich großmüthig, gleich edel, gleich —“

Der höfliche Tänzer hätte wahrscheinlich noch ein Dutzend solcher Epitheta losgelassen, wenn ihm nicht Franz Kolb, mit der Hand am Siegel des Briefes, in's Wort gefallen wäre:

„Also darf ich?"

„Ohne Weiters, Herr Hauptmann," erwiderte der Agent der ungarischen Revolution.

Der Legionär überflog die Worte, welche Herr Lajos an den Hauptmann Adelsteiner geschrieben hatte; er vernahm daraus, daß sich Alles wirklich so verhielt, wie es Keszter Sandor angegeben und er sah darin eine günstige Gelegenheit, den Herren in Pest, deren Gunst er aus nicht näher zu erörternden Gründen anstrebte, sich willfährig zu zeigen, andererseits aber die prächtigste Veranlassung, an dem Mann, den er so glühend haßte, endlich die lang ersehnte Rache auszuüben.

„Es ist Alles in Ordnung," sagte er, dem Tänzer den Brief zurückgebend, „ich werde die Wünsche der geehrten Herren eben so gut ausführen, wie es allenfalls mein Kamerad Adelsteiner gethan haben würde. Die Herren in Pest werden in zwei oder drei Tagen in den Blättern lesen, wie man in Wien ein Individuum behandelt, welches sich erfrecht, seine Spitzelohren zur Belauschung der erhabensten Patrioten des Magyarenlandes zu verwenden."

„Sehr gut," erwiderte Keszter Sandor mit einer Verbeugung.

Preßler hatte sich während dieses Zwischenspieles ruhig verhalten, — er wollte nicht durch irgend eine Bemerkung die Wuth der lauernden Menge provoziren; auch fühlte er sich in diesem Augenblicke sicherer als zuvor, denn die Legionäre von der Aula-Wache hatten, als sie ihren Hauptmann in der Mitte des Gedränges sahen, ihre Gewehre ergriffen und waren herbeigeeilt, um nöthigenfalls Demjenigen Beistand zu leisten, der desselben bedurfte; auf sie und ihren Hauptmann rechnete der Gefangene.

Hauptmann Kolb hatte sich in Positur gesetzt, das Sturmband des Kalabresers herabgezogen, die Stulphandschuhe angethan, und die linke Hand auf den Säbelgriff stützend, die rechte malerisch in die Brust steckend, fragte er, während es ringsum stille ward, mit lauter Stimme den Gefangenen:

„Was haben Sie gegen diese Anklage einzuwenden?"

„Gegen welche Anklage?" fragte Preßler verdutzt.

„Nun, Sie haben es doch gehört," antwortete ungeduldig der Legionär, „man legt Ihnen zur Last, daß Sie im Auftrage und als Agent der geheimen Polizei, deren Existenz vom Ministerium immer geleugnet wird, die Gespräche höchst ehrenwerther Patrioten und Volksfreunde aus Ungarn belauscht haben, um dieselben Ihren Vorgesetzten zu denunziren. Man hat Sie in flagranti ertappt, in einem Kasten versteckt. Was haben Sie dagegen einzuwenden?"

„Vor der Hand nichts weiter," erwiderte Preßler, der in dieser Art von Verhör ein Mittel zu sehen wähnte, welches ihm der Student andeutete, um sich herauszuhelfen, „als daß diese That, selbst wenn sie wahr wäre, noch Niemand berechtigt, mich festzuhalten, wie einen Dieb zu binden und mit Schimpfworten und Drohungen zu überhäufen. Dieses Recht steht Niemandem zu, — ich protestire dagegen."

Die Menge murrte; die Richtigkeit der Worte Preßler's erbitterte Sie nur noch mehr.

„Sie stellen also das Faktum nicht in Abrede?" fragte der Legionär, Sie steckten im Kasten?"

„Ja doch, ich steckte im Kasten — weil — weil — weil —"

Dem alten Naderer fiel es ein, daß er diesem Volkshaufen doch nicht erzählen konnte, was die Veranlassung gewesen, wegen welcher er die Unterredung des Herrn Keszter Sandor mit seinen ungarischen Freunden belauschen wollte.

Das Steckenbleiben des Gefangenen mitten in seiner Rede erzeugte in der Menge ein wieherndes Gelächter, ein tobendes Halloh!

„Sie steckten im Kasten," perorirte der Hauptmann von den Philosophen, nachdem es ruhiger geworden war, „weil Sie die Herren im Nebenzimmer belauschen wollten."

„Nun ja doch, aber"

„Sie gestehen also?"

„Zum Henker ja, ich habe ja nie geleugnet," rief Preßler ungeduldig, aber machen Sie einmal ein Ende. Lassen Sie mich losbinden, die Stricke schneiden mich bis in's Fleisch, — ich bin kein Hund, den man mißhandeln darf, wie man will, übergeben Sie mich der Polizei!"

Ungeheures Gelächter ringsum, — Beschimpfungen — Drohungen!

„Es ist ihre Pflicht, junger Herr," rief der ehemalige Vertraute energisch, „sich um mich anzunehmen. Sie kennen mich doch, — wir

wohnen in einem und demselben Hause, — Sie wissen es, daß ich ein honetter Mann bin, der Niemand etwas zu Leide thut, der im Gegentheile einem Nachbar, wenn er in Verlegenheit ist, gerne hilft, wie's bei Ihrem Vater der Fall war; also reden Sie für mich und erklären Sie den Leuten, wie's mit mir steht."

Der alte Naderer hatte bei diesen Worten seine Energie, die er im Polizeidienste unter Kommissär Felsthal oft genug erprobt, vollständig wiedergefunden, sein Antlitz hatte sich geröthet, seine Augen funkelten.

Dagegen war der junge Hauptmann blaß geworden, als er erwiderte:

„Ja, ich kenne Sie, Herr Preßler — ich kenne Sie nur zu gut und weiß, daß Sie der niederträchtigste, elendeste, gemeinste Polizei-Spitzel und Naderer sind, der durch seine Anzeigen Hunderte von Familien in's Unglück gestürzt hat."

Die Menge, die aus diesen Worten sah, daß ihr das Opfer nicht entgehen würde, brach in wildes Halloh, in donnernden Beifall aus, worein sich Verwünschungen gegen den Naderer mengten.

Mit offenem Munde, keines Wortes mächtig, starrte Preßler den Legionär an, welcher fortfuhr:

„Sie verlangen, daß wir Sie der Polizei übergeben? Wir müßten verrückt sein, wenn wir das thäten. Die Polizei würde Sie uns aus den Händen nehmen, Sie zur Seite schieben und Ihnen für das was Sie gethan haben, wohl gar noch eine Belohnung oder Belobung geben. Sie beschweren sich, daß Sie gebunden sind, wie ein Dieb, — Sie sind viel schlechter wie ein Dieb. Ein Dieb stiehlt nur das Eigenthum seines Mitmenschen, Sie und Ihres Gleichen aber haben schon Hunderten von braven Menschen Ehre, Freiheit und Existenz geraubt. Ihre Strafe soll also dieselbe sein, wie die des Diebes, öffentlich und entehrend, — ich verurtheile Sie, an den Pranger gestellt zu werden, mit einer Tafel um den Hals, worauf Ihre Schandthat verzeichnet sein wird."

Ungeheurer Jubel folgte auf diesen salomonischen Urtheilsspruch.

Die aufgeregte Menge umringt Preßler, um den jedoch die Studenten einen engen Kreis schlossen, und mit dem vor Angst und Wuth halbohnmächtigen Manne über die Treppe rechts vom Eingarge nach dem ersten Stock marschiren.

Dem nachdrängenden Haufen ruft ein Student zu:

„Sehen Sie doch auf den Platz, meine Herren, — wir bringen ihn auf den Balkon hinaus, da sehen Sie ihn viel besser.“

„Bravo! Bravo! Auf den Platz hinaus!“

Nicht lange dauert es, so wird dieser Wunsch erfüllt.

Die Glasthür, welche den Hörsaal der Physik (unter Ettingshausen) mit dem Balkone ober dem Thore verbindet, wird geöffnet und der Mann des Unglücks wird herausgeschoben, links und rechts von ihm stehen zwei Legionäre, mit aufgepflanztem Gewehre.

Preßler ist erdfahl im Gesichte, die Haare, vom Todtenschweiße naß, hängen über die Stirne des alten Mannes, dem man die Hände auf den Rücken gebunden hat; er hat den Kopf gesenkt, die von Wuththränen benetzten Augen zu Boden geschlagen und auf seiner Brust trägt er, umgehängt mittelst einer Schlinge um den Hals, eine papierne Tafel, worauf mit großen Lettern zu lesen:

„Das ist ein Polizeispitzel.“

Von dem Geschrei, dem Toben, Pfeifen und Heulen, welches den Unglücklichen empfing, als er auf den Balkon trat, kann man sich keinen Begriff machen; man muß es selbst gehört haben, um es zu glauben. Das Brausen des empörten Meeres, das Heulen des entfesselten Sturmes, das Rollen des Donners ist ein sanftes Adagio dagegen.

Minuten lang währt die entsetzliche, unheimliche Katzenmusik, welche die auf dem Universitätsplatze versammelte, jeden Augenblick mehr anschwellende Volksmenge anstimmt.

Aber wie Alles in der Welt nimmt auch dieser Spektakel ein Ende.

„Werden wir noch lange so fortpfeifen?“ fragt man.

„Endlich wird uns der Mund weh thun, — und der Schuft da oben ist im Stand uns auszulachen.“

„Er denkt sich, Ihr pfeipft mir lang gut.“

„Hm, die wenigsten Leute können ihn sehen; der Universitätsplatz ist zu klein.“

„Die Leute stehen wie angenagelt und lassen die Andern nicht vor, die ihn auch sehen wollen.“

„Man sollte ihn in der ganzen Stadt herumführen, daß ihn Jedermann sehen kann.“

Bravo! Ja! Bravo! Das gibt eine Hetz!“

„Durch die Stadt führen! Durch die Stadt führen!“

Man weiß, mit welcher fabelhaften Schnelligkeit sich gewisse Schlagworte von Mund zu Mund fortpflanzen, mit welch' sonderbarer Einstimmigkeit derlei Vorschläge angenommen und ausgeführt werden.

Der Antrag, den auf den Pranger Gestellten auch noch durch die Stadt zu führen, war kaum gemacht, als die Menge, um ihren Plan auszuführen, in die Halle der Universität eindrang, die Treppen im Sturm hinaufeilte, den Hörsaal der Physik erfüllte und den unglücklichen Preßler vom Balkon hereinriß. Die Legionäre, die den Wachdienst in der Aula hatten, vermochten gegen den Menschenstrom nichts auszurichten, — vergebens suchten die beiden Studenten, welche neben Preßler auf dem Balkon Wache gehalten, ihn zu schützen.

„Um Gotteswillen! verlassen Sie mich nicht, meine Herren!" rief der Unglückliche, der nichts anderes glaubte, als im nächsten Augenblicke in Stücke gerissen oder an eine Laterne gehängt zu werden. Die beiden Studenten, blutjunge Leute, wichen — zu ihrer Ehre sei es gesagt — nicht von Preßlers Seite und boten Alles auf, um ihn vor der äußersten Gewaltthätigkeit wenigstens zu schützen, — sie baten, beschworen die Menge, bis sie heiser waren, ihr Wort verhallte.

Der nachwirkende Schrecken über das, was er schon ausgestanden, die Angst vor dem noch Fürchterlicheren, was er zu gewärtigen hatte, übermannen endlich den sonst so kräftigen Mann. Am Fuße der Treppe sinkt er ohnmächtig nieder, mehr todt als lebendig — leise ächzend.

„Sie sehen es, meine Herren," ruft der eine Student, „der Mann kann nicht mehr gehen,"

„Wenn er nicht gehen kann, so werden wir ihn führen," tönt die Antwort, „einen Wagen her!"

„Einen Wagen her! einen Wagen her!"

Im Nu war gefunden, was man brauchte. Ein Bäckerjunge hatte eben Brod auf die Aula geführt für das Tagesbedürfniß der Legionäre auf der Wache. Der Junge und der Wagen werden mit Halloh herbeigeholt; dem Bäckerburschen schien der Transport eines Menschen, nachdem er früher Brod und Semmeln geführt, nicht sehr wünschenswerth, allein einmal wollte er seinen Wagen nicht im Stiche lassen und dann spannte sich auf die andere Seite der Wagenstange sofort ein Freiwilliger, unser alter Bekannter, der Hausknecht Janos von den „drei Hufeisen."

Preßler wurde aufgehoben und in den Wagen gelegt. Das Einzige vermochten die beiden Studenten, die nicht von seiner Seite wichen, durchzusetzen, daß man seine Hände losband.

Mit dem Gefühle eines aus der Ohnmacht Erwachenden, fuhr Preßler nach der Stirne und befleckte, ohne es zu ahnen, sein todtenblasses Antlitz mit Blut.

Und nun denke man sich einen halbohnmächtigen, leichenfahlen, mit Blut bedeckten Menschen, der in einem niedern Wagen durch die Straßen geführt wird wie ein Thier zur Schlachtbank.

Unter wildem Geschrei geht's beim Thor hinaus in die obere Bäckerstraße, durch das Essiggäßchen in die Wollzeile, durch diese und die Bischofgasse auf den Stefansplatz.

Preßler versuchte es, sich aufzusetzen, allein Gewehrläufe und Kolben, beweisen ihm, daß es besser ist, liegen zu bleiben und so lag er zusammengekauert in dem Wagen.

Der Lärm verkündet weit voraus den tollen Zug. Die Leute bleiben stehen, bilden Spalier, schauen aus den Fenstern, laufen aus den Kaufgewölben und fragen, was es gibt.

„Die Studenten haben einen Spitzel gefangen," lautet die Antwort, „sie haben ihn früher auf die Bühne gestellt und führen ihn durch die Stadt."

Unter steigendem Jubel, unter stetem Anwachsen der Begleitung ging dieser Zug über den Graben, durch die Spenglergasse, am Amtslokale der ohnmächtigen Polizei vorüber, durch die Tuchlauben, über den hohen Markt, den Lichtensteg und das Lugeck in die Bäckerstraße und zur Universität zurück, wo man die nachdrängende Menge dadurch von weiteren Gewaltthätigkeiten abhielt, indem man die Thore schloß.

Der halbtodte Mann wurde zu einer Rumpelkammer geführt, wo man ihn eintreten hieß und hinter dem Zusammensinkenden die Thüre absperrte.

Preßler war also, wie erwähnt, in eine Art Rumpelkammer gesperrt worden; es war das kleine finstere Vorzimmer eines Hörsaales, in dem manchmal Sektionen für die Hörer der Medizin vorgenommen worden waren. Verschiedene Apparate, welche den ohnehin engen Raum noch mehr beschränkten, standen und lagen herum, Preßler hatte sich auf eine Art Todtenbahre gesetzt, welche zur Beförderung der Kadaver gedient hatte.

Der Zustand des armen Teufels läßt sich schwer beschreiben. Zorn, Wuth, Scham und Angst hatten die Riesenkraft seines Körpers gebrochen, dazu kam ein heftiges Wundfieber, das ihn schüttelte, — aber in seinem qualvollen Zustand hatte er doch nur ein Gefühl, sein fieberndes Gehirn vermochte nur einen Gedanken zu fassen, Rache an dem Elenden, der diese Höllenqualen ersonnen und ihn dem Volke überliefert hatte. Rache an dem Legionär Franz Kolb, der heute seinen Niederträchtigkeiten gegen Preßler die Krone aufgesetzt hatte.

Es neigte sich gegen Abend; obwohl es noch draußen heller Tag war, — die Sonne sank eben langsam hinter dem Kahlenberge hinab, — so herrschte doch in der Camera obscura, in welche man Preßler gesteckt, bereits eine arge Dämmerung. Da hörte er, wie die Thüre leise aufgesperrt wurde und eine weibliche Stimme flüsterte: „Pst! Pst! Herr Preßler schlafen Sie?"

„Nein," antwortete der alte Naderer, „wer sind Sie? Was wollen Sie?"

„Ich habe Ihnen was gebracht," antwortete die Unbekannte, trat ein und zog die Thüre vorsichtig hinter sich zu, „da ist einmal eine halbe Wein, ein ganz guter, das kann ich Sie versichern, hier ist Brod, Schinken und Käse ich hab's den Studenten abgebettelt und hier habe ich Wasser und Leinwand, um ihre Wunden zu verbinden; es ist ja entsetzlich, wie man mit Ihnen umgegangen ist."

Und ohne viele Umstände packte die Unbekannte, nachdem sie ihre Viktualien niedergestellt hatte, die Hände Preßlers, wusch und verband die Wunden, nahm dann das Glas, welches auf dem Halse der Flasche bummelte, schenkte es voll und hielt es dem alten Agenten hin, mit den herzlichen Worten:

„Na, trinken Sie, aber tüchtig, es wird Ihnen gut thun."

„Auf Ihre Gesundheit!" sagte Preßler galant, „aber darf ich fragen, wer Sie sind?"

„Sie kennen mich nicht, Herr Preßler?" antwortete sie ruhig, „die heutige Geschichte muß Ihnen das Gedächtniß genommen haben. Ich bin ja die Grenadier-Everl, schon sieben Mal abgestraft — Sie haben mich selber zweimal in's Polizeihaus begleitet und sind immer gut mit mir gewesen, während alle Andern grob, so fürchterlich grob waren. O ich hab' es Ihnen nicht vergessen, Herr Preßler, ich habe ein dankbares Herz. Ich bin auch jetzt sehr solid geworden, ich bin

Marketenderin auf der Aula. Mein Geliebter ist Tambour bei den Juristen; warten Sie nur bis es ganz finster ist, dann komme ich und lasse Sie hinaus — der Hauptmann Kolb ist abgelöst, der jetzige scheint ein recht lieber Herr zu sein. Essen Sie und trinken Sie einstweilen, Herr Preßler — ich muß fort, darf nicht zu lange ausbleiben, mein Tambour ist eifersüchtig wie ein Tiger. Adieu, Herr Preßler, guten Appetit.“

Preßler vermochte kein Wort des Dankes zu stammeln, die Augen wurden ihm feucht, während die Grenadier-Everl leise, wie sie gekommen war, wieder verschwand.

Der alte Naderer aß rasch einen Bissen und trank einige Gläser von dem Wein; seine Stimmung wurde eine ruhigere, er stützte die Hand auf den Kopf und sann darüber nach, wie es möglich, daß in dem fröhlichen, gemüthlichen, für Leidende so mitleidsvollen Wien er keine Seele gefunden, die sich seiner erbarmt hätte, bis auf ein einziges Wesen und dieses war — eine siebenmal abgestrafte Dirne.

Ende des zweiten Buches.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Unter dem Ponte della paglia.

Wer kam je nach Venedig, ohne über die Seufzerbücke zu wandern oder dieselbe wenigstens von unten zu betrachten, wie sie in ihrer düstern Schönheit den Dogen-Palast mit den Gefängnissen verbindet, ein trauriges Denkmal der Grausamkeit tyrannischer Herrscher in längst verklungenen Zeiten, die Gott sei Dank für Europa vorüber sind, wenn auch jenseits des atlantischen Ozeans bei den rebellischen Sklavenhaltern der Gefangenen-Pferch, in welchem die gefangenen Yankees zu Tausenden den höllischsten, raffinirtesten Qualen erlagen, Alles übertraf, was die Grausamkeit der Dogen und des Rathes der Zehn je ersonnen hat. Unserer Zeit, die sich die der Aufklärung, des Fortschrittes nennt, blieb es vorbehalten, die Folterkammern von Padua, die Bleidächer und Poggi von Venedig zu übertreffen.

Wenn man die Seufzerbrücke recht bequem sehen will, so stelle man sich auf jene prachtvolle marmorne Brücke, welche man überschreiten muß, wenn man von der Piazetta weg über die Riva dei Schiavoni gegen die Kaffeehäuser Bricciaco und Cinque colonne und gegen das wegen seiner Aussicht und seinen Preisen berühmte Hotel Danieli zuschreitet. Diese prachtvolle Brücke, eine der schönsten in Venedig, heißt Ponte della paglia, Strohbrücke, weil in früherer Zeit dort die Schiffe anlegten, die vom Festlande her der Königin der Meere das Stroh zuführten, auf dem damals Reiche und Bettler lagen! ein Usus, der auch heutzutage noch nicht abgekommen ist.

Bei Tage herrscht auf dieser Brücke ein außergewöhnliches Leben und Treiben, das sich bis in die späteste Nacht hineinzieht, erst gegen 2 Uhr Morgens aufhört, aber mit dem ersten Sonnenstrahl, der über San Giorgio maggiori herauffflammt, wieder auf's Neue erwacht und schreiend, lachend, singend, fluchend und scherzend, fortdauert, bis wieder die bronzenen Riesen auf der Torre dell' orologio mit weithin hallenden Schlägen Mitternacht verkünden.

Freilich hat dieses Treiben gewaltig nachgelassen, seit die Italiener und mithin auch die Venezianer die quarta riscossa erwarten, zu welcher freilich die letzteren nichts beitragen können, als den passiven Widerstand, den sie tagtäglich durch das Wegbleiben von der Militärmusik am Markusplatze und gelegentlich durch eine Bombe à la Orsini bethätigen, die in den Laden des eines Austriacismus verdächtigen Apothekers oder in's Extrazimmer eines Gasthauses geworfen wird, das vollkommen nach Wiener Sitte eingerichtet durch Snitzel di Vienna, Smorn Imperiale und Birra di Vienna den passiven Widerständlern beweist, daß doch nicht Alles, was von Wien kommt, geradezu zu verwerfen sei.

Im Jahre 1859, zur Zeit, als die Oesterreicher in die Lomellina eingerückt waren, und theils in Folge des elenden Wetters, theils in Folge schlecht getroffener Maßregeln die kostbare Zeit versäumten, um die piemontesische Armee vor Ankunft der Franzosen anzugreifen, war der passive Widerstand in Venedig beinahe in einen aktiven übergegangen, die Gewißheit, daß der Herrscher von Frankreich seine kriegserprobten Regimenter in die Schale der Entscheidung werfen würde, gab den Venezianern, wie allen andern Italienern eine solche Zuversicht des Erfolges, daß die Garnison in Venedig, Offiziere und Soldaten gar viel auszustehen hatten.

In jener Zeit (es war am 27. Mai) lag in vorgerückter Abendstunde unter dem Ponte della paglia eine Gondel, deren Führer sich der Länge nach hingestreckt hatte und mit jener Faulheit, die Niemand so zu behandeln weiß, wie der Italiener, auf dem Rücken liegend mit dem Gesichte nach aufwärts, den marmornen Bogen anstarrte, über den die Fußgeher hin und hereilten. Es war finster und nur die verirrten Strahlen der Gaslaternen, die in allerlei Brechungen bis unter die Brücke gelangten, beleuchteten das Objekt, welches der Gondolier sehr aufmerksam betrachtete. Man hätte geglaubt, daß er schlafe, — so ruhig lag der Mann; allein bald sollte es sich zeigen,

daß er im Gegentheile sehr wachsam war. Durch den Kanal unter der Seufzerbrücke ruderte langsam ein Boot herab, es führte Mist, der bekanntlich in Venedig nicht in die Kanäle geworfen worden soll, obwohl dieses Verbot, wie hundert andere in Wien — in Venedig wollten wir sagen, — sehr häufig übertreten wird. Das genannte Boot war aber wirklich bestimmt, den Mist von der löbl. Polizeidirektion zu Venedig nach einem jener Inselchen zu führen, wo kundige Gärtner die Abfälle des Venezianer Schmutzes zur Düngung von Gartenbeeten benützen, wo jene köstlichen Früchte wachsen, die theils roh, theils überzuckert als Caramellen mit Vorliebe verspeist werden.

Das Boot trug den kaiserlichen Adler, die Aufschrift: „k. k. Polizeidirektion in Venedig,“ und der Mann, der es ruderte, zeigte in Schnurr- und Backenbart jenes offizielle Etwas, das man eben nur bei der Polizei findet. Als er unter der Seufzerbrücke durchfuhr, begann er leise ein bekanntes venezianisches Liedchen zu pfeifen, das mit den Worten beginnt: „Dame la, dame la cocca.“ Wir sind sogar im Stande, die Melodie dieses Liedchens unseren Leserinnen mitzutheilen, da dieselben gewiß schon die Operette: „die Seufzerbrücke“ gehört haben, in welcher Maestro Jaques Offenbach das Venezianer Volkslied Note für Note aufgenommen und zur Liebesklage des Pagen Amoroso umgestaltet hat, der unter den Fenstern der schönen Katharina Cornaro singt:

Reizende Katharina,
Höre mein leises Flehen!

Nach einigen Takten dieses Liedes hielt der Gondolier der polizeilichen Mistfuhre inne und horchte. Hinter den Ponte della paglia hervor tönte leises Pfeifen; es war der Führer der dort liegenden Gondel, der ein anderes Venezianer Volkslied pfiff, das den Refrain hat: „Jup la, jup la Catharina,“ und das unsere Leserinnen um so gewisser kennen werden, als Meister Offenbach in der Operette: „Dunanan et Fils,“ — (zu deutsch „Zuckerl und Sohn“) nicht blos die Melodie, sondern auch gleich den Text benützt hat.

Der Mann auf der Mistfuhre brummte, als er das Liedchen hinter der Strohbrücke hervortönen hörte, indem er seinen offiziellen Schnurrbart strich:

„Beppo ist am Platze. Rasch an's Werk!“

Und mit flinker Hand beseitigte er einen Theil des Mistes, den er ohne viel Umstände in's Wasser des Kanals warf, wo derselbe langsam dahin trieb.

Unter dem Miste war ein Packet Briefe zum Vorschein gekommen, das der Gondolier abstäubte nnd von den Spuren dieses sonderbaren Briefkastens reinigte.

Der Gondolier unter der Brücke stand in Bereitschaft seit er zu pfeifen begonnen.

Als die Polizeibarke mit ihrem Miste ganz an den Rand derselben herangerudert war, warf der Führer derselben das Packet mit den Briefen sicher und gewandt wie ein Taschenspieler in den schwarzen Aufsatz, der jede echte Venetianer Gondel ziert. Der Gondolier — Zeppo hatte ihn der Andere genannt, — drückte mit dem Fuße auf einen Metallknopf im Boden, das Brett stülpte sich um, und die Briefe sanken in den für sie bestimmten Raum, so daß im nächsten Augenblicke der k. k. Polizei-Direktor von Venedig selbst sich die Gondel nehmen mochte, ohne zu ahnen, daß unter seinen Füßen die Korrespondenz des Comitato centrale mit den Feinden Oesterreichs expedirt wurde.

Als eine Merkwürdigkeit mag es auch gelten, daß der Ort, wo die Briefe der Mazzinisten, Garibaldianer und geheimer Verschwörer aller Art gesammelt wurden, eben das Bureau eines Polizeibeamten war, der von der österreichischen Regierung gezahlt, seinen Gehalt eben nur verwendete, um den Feinden Oesterreichs geheime Dienste zu leisten und die Anhänger des Feindes dadurch zu schützen, daß er ihre Berichte in seinem Schreibtische verbarg, wo sie natürlich nicht gesucht wurden.

Nachdem Zeppo den Inhalt seines geheimen Faches in der Gondel geborgen wußte, fragte er:

„Nichts Neues, Peppo?"

„O, viel! viel!" erwiderte Peppo, eine alte beinerne Dose herausnehmend und sie dem Freunde darbietend, der mit Wonne eine Prise nahm; die Venezianer sind leidenschaftliche Schnupfer.

„Aus der Kriegsgegend?"

„Ja wohl, es hat heute Schläge gegeben."

„Was Du sagst! Wer hat gewonnen?"

„Die Oesterreicher nicht, soviel steht fest."

„Evviva!"

„Willst Du das Maul halten, Du Dummkopf, — wir sind hier keine fünfzig Ruderlängen von der Hauptwache, und ober unserem Kopfe trappelt der Polizeimann."

„Er kann ja nicht wissen, warum ich Evviva gerufen. Aber erzähle, was Du weißt."

„Es kam eine telegraphische Depesche an unsern Chef, der ließ sogleich noch drei oder vier von unsern Herren rufen, alle steckten die Köpfe zusammen und da sie deutsch sprachen, so genirten sie sich nicht vor mir, wenn ich Zeitungen oder Wasser oder sonst etwas hineintrug ins Bureau, da ich kein Wort von der Sprache verstehe."

Zeppo nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Ich verstand auch wirklich nichts, als die Worte Montebello und Stadion, allein beide wurden so oft und mit so bekümmerter und bestürzter Miene ausgesprochen, daß ich gleich das Rechte herausfand, entweder ist ein General Stadion bei Montebello oder ein General Montebello bei Stadion geschlagen werden*). Monna Teresa, welche die Landkarte im kleinen Finger hat, wird schon wissen, wie sie daran ist, wenn Du ihr die Nachricht bringst."

„Also glaubst Du, daß ich am Palazzo der Monna Teresa anhalten soll?"

„Du wärst ein Narr, wenn Du's nicht thätest. Die Dame zahlt Dir die Nachricht mit einer Handvoll Zwanziger, von denen Du mir redlich die Hälfte abtreten wirst, wenn Du noch ferner solche Nachrichten zu bekommen gedenkst, die als bares Geld zu verwerthen sind."

„Die heilige Jungfrau und alle Heiligen im Paradiese mögen mich bewahren, daß ich meinen Freund Peppo auch nur um einen Soldo betrüge; jeder Centesimo, den ich Dir entzogen, soll sich in geschmolzenes, glühendes Kupfer verwandeln und mir durch die Hand und alle Adern brennen, bis auf die Leber, wenn —"

„Schon gut! schon gut!" unterbrach der polizeiliche Gondelführer dieses Uebermaß venetianischer Kraftausdrücke, „ich hoffe, daß Du kein Schuft bist; denn wir ehrlichen Leute müssen zusammenhal-

*) Diese kleine geografische Gedächtnißschwäche ist einem Venetianer Barcajnol zu verzeihen.

ten, wenn wir die Kohlfresser und Kroaten aus dem Lande bringen wollen. Doch wir haben genug geplaudert, gute Nacht Zeppo."

„Addio, Peppo!"

Während diesen Abschiedsworten hatten die beiden Schiffer wieder zu ihren Rudern gegriffen, fuhren nebeneinander die kurze Strecke bis in den Hafen, dann bog die Mistbarke links ab und ruderte an der Riva hinauf gegen den giardino publico, während Zeppo rechts auslegte und an der Piazetta und dem kaiserlichen Palast vorüber seinen Kurs durch den Canal grande nahm. Todtenschweigen herrschte auf der dunklen Wasserfläche, der Schlag des Ruders war ein so leiser, der Flug der schwarzen Gondel über das dunkle Wasser ein so pfeilgeschwinder, daß man das Ganze eher für den Schatten eines Schiffleins, als für ein Schiff selbst hätte halten können.

Gegenüber von der Ca d'Oro bog Zeppo um die Ecke eines Palastes in den schmalen Kanal, der sich an der Seitenfronte des alterthümlichen Gebäudes hinzog, während dessen gothische Façade dem Canal grande zugekehrt war. Er zog eine Klingel und im nächsten Augenblicke öffnete sich ein schmutziges Pförtlein, wie sie an Venetianer Palästen eben nichts Seltenes sind und ein Mann in sehr zweifelhaftem Negligé rief der Gondel ein leises: „Wer da?" zu.

Zeppo antwortete mit einem Losungsworte, worauf der Cameriere versetzte:

„Ach, laß die Faxen, Zeppo. Was brauchen wir solche Dummheiten? Sobald ich Deine Stimme erkenne, braucht's kein Losungswort mehr."

„Aber es ist romantisch!" erwiderte Zeppo, der sich in Geheimthuerei gefiel.

„Nun und was bringst Du denn, Du romantischer Esel, zu so später Stunde?"

„Eine wichtige Nachricht, welche Monna Teresa mit Gold aufwiegen wird."

„Monna Teresa schläft schon."

„Du mußt sie wecken, oder wenigstens gleich beim Erwachen ihr mittheilen, was geschehen."

„Versteht sich, nur gegen einen Antheil am Trinkgeld."

„Nun das versteht sich ja von selbst," brummte der Gondolier, der wie ein echter Venetianer an diese fortwährende Theilung des Trinkgeldes gewöhnt war, wenn er sie auch mit Unwillen ertrug.

„Nun also, was gibt's denn?" fragte der Cameriere der geheimnißvollen Monna Teresa.

Wir haben den Gondelier schon zu oft einen echten Venezianer genannt, um noch einmal darauf hinzudeuten, bei der Uebertreibung, der er sich in seiner Antwort schuldig machte.

„Die Oesterreicher sind fürchterlich geklopft worden," prahlte der würdige Gondolier, „es sind viele Tausende von ihnen todt, verwundet und gefangen, ihr General, — seinen Namen habe ich vergessen, ist gefallen; die heldenmüthige italienische Trikolore hat einen glänzenden Sieg erfochten.

Während die beiden würdigen Söhne der bella Venezia unten am Pförtchen der Seiten-Façade des Palazzo plauderten, ging im Innern des Hauses eine eigenthümliche Szene vor.

In einem Gemache, das nach venetianischer Sitte eingerichtet, dessen Fußboden mit Mosaik belegt, dessen Marmorwände mit alten Bildern geschmückt waren, saß an einem Tische, auf welchem eine alterthümliche Lampe brannte, ein bildschönes, etwa achtzehnjähriges Mädchen, mit jenen prachtvollen Augen, jenen blauschwarzen Rabenlocken, welche die Tochter des Südens charakterisirt, — sie hatte ein Spiel Karten vor sich und legte sich mit bewunderungswürdiger Geduld eine Partience nach der andern, zur großen Verzweiflung des Offiziers, der im Zimmer auf- und abging. Es war ein Hauptmann von einem jener ungarischer Regimenter, denen damals der Schutz der Festung Venedig gegen die Malkontenten im Innern und ihre Vertheidigung gegen Außen anvertraut war, für den Fall, als die sardinische, richtiger die französische Flotte einen Angriff auf die Königin des adriatischen Meeres beabsichtigt hätte, ein Titel, den wir der Stadt Venedig nicht bestreiten wollen, wenn wir auch zugeben müssen, daß die Unterröcke dieser Königin sehr schmutzig sind.

Der Hauptmann blieb endlich vor der schönen Kartenspielerin stehen, stützte beide Hände auf seinen Säbel und wartete bis das schöne Fräulein mit der Patience, die sie eben legte, zu Ende war, dann fragte er in einem Tone, dessen Bitterkeit sich nicht wiedergeben läßt, in italienischer Sprache:

„Nun, Signorina, geht's aus oder geht's nicht aus?"

„Es geht nicht aus!" antwortete die schöne Italienerin trocken.

„Und darf man fragen, schöne Guglielma, was Sie sich gedacht haben?"

„Ach ja, fragen dürfen Sie, Herr Graf, das Antworten ist meine Sache und nicht einmal die Polizei in Venedig wagt es, sich in die Geheimnisse der Damen zu drängen."

Der Hauptmann wurde purpurroth bei dieser impertinenten Erwiderung, er faßte sich aber rasch und ein Lächeln affektirend, den schönen Schnurr- und Backenbart liebkosend, sagte er:

„Wissen Sie, reizende Signorina, daß auch ich, während Sie Ihre Patience legten, mir etwas gedacht und die Beantwortung dieser meiner Frage an das Schicksal dem Karten-Orakel überließ, das Sie unter Ihren zarten weißen Fingerchen hatten?"

„Ah!" machte die schöne Guglielma, dann setzte sie hinzu:

„Nun, und ging's aus?"

„Ja, schönes Fräulein; nach dem Orakelspruch Ihrer Patience ist's wahr, was ich gedacht."

„So? Und auf die Gefahr hin, daß Sie für meine vorige Antwort Rache nehmen, muß ich Sie fragen: Sind die Geheimnisse der österreichischen Offiziere ebenso undurchdringlich, wie die der Venezianer Damen, oder mit schlichten Worten: Darf man wissen an was Sie gedacht haben?"

„Warum nicht, Ich umgebe mich nicht mit dem Nimbus des Mysteriösen und beantwortete ehrlich: Ich habe mir die Frage gestellt, ob Sie einen Andern lieben? Das Karten-Orakel hat „Ja" geantwortet."

„Das Orakel hat gelogen," erwiderte die schöne Guglielma, die Karten mischend.

„Wirklich?" rief freudig der Hauptmann, der, was bis jetzt zu erwähnen vergessen, ein bildschöner Mann und das Muster eines jener ritterlichen Offiziere war, gegen welche die Italienerinnen trotz allem Deutschenhaß sich minder spröde zeigten, weil Sie die Ausrede hatten, es seien ja keine Oesterreicher, sondern Ungarn, denen sie ihr Herz zugewendet. Hauptmann Graf Kolosy war obendrein ein echter Ungar und trug den nationalen Typus ausgesprochen in seinem Gesichte.

Die Freude, welche der schöne Offizier über Guglielma's Geständniß, daß sie keinen andern liebe, an den Tag legte, schien der Italienerin wahrscheinlich bedenklich, denn sie beeilte sich, rasch einen Dämpfer anzusetzen, um die allenfallsigen Hoffnungen des Grafen herabzustimmen.

„Aber sagen Sie mir doch, caro capitano,“ sagte sie mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt, „Was kann Ihnen daran liegen, ob ich einen Andern liebe oder nicht? was haben Sie davon?“

„Guglielma, Sie treiben ein grausames Spiel mit mir,“ sprach der Offizier, und das tiefe Gefühl, die lang unterdrückte Empfindung loderte mit jedem Worte mehr empor; „ist es doch fast wie ein Wunder, daß ich mich hier in diesem Palaste und mit Ihnen allein befinde. Unter den Prokuratien am Markusplatze lernte ich Sie kennen. Sie feilschten mit Ihrer Mutter in einem Juwelenladen um ein Armband mit jener Ausdauer und Zähigkeit, welche, verzeihen Sie mir meine Freimüthigkeit, Ihren Landsmänninnen eben eigen ist.“

„Sehr richtig, wir sind sparsam; ich will statt Ihnen weiter erzählen; wir boten für das Armband acht Napoleons, der Juwelier wollte zehn haben. Ein junger Franzose, ein bildhübscher Krauskopf, der eben aus dem Hotel Saint-Marc kam und wahrscheinlich zu viel Champagner getrunken hatte, erbot sich, die zwei Napoleons darauf zu zahlen, wenn ich ihm dafür einen Kuß geben wollte. Mama und ich riefen zugleich, daß das eine Unverschämtheit sei, der Franzose fuhr auf, im selben Augenblicke traten Sie, der Sie am untern Ende des Ladens gestanden, heran und erklärten dem Franzosen, daß Sie den Ausdruck der Damen zu dem Ihrigen machten und jede weitere Folge übernehmen würden. Das Weitere versteht sich von selbst. Voilà tout!“

„Am Tage nach diesem Vorfall,“ setzte der Hauptmann die Erzählung fort, „hatte der Franzose einen Hieb über's Gesicht und einen Finger weniger; trotz dem heftigen Wundfieber, das ihn schüttelte, bat er mich, den Damen seine Entschuldigung zu bringen, und ich wagte es wirklich, auf dem kleinen Platze vor der Kirche San Giovanni e Paolo, als Sie aus der Messe traten, an Sie das Wort zu richten. Ihre Mutter bat mich aber um Gotteswillen, sie vor ihren Landsleuten zu schonen, wofür sie mir die Erlaubniß gab, sie in ihrer Wohnung, dem Palazzo Mocenigo zu besuchen, jedoch heimlich, da der Besuch eines kaiserlichen Offiziers ihr Haus in den Augen sämmtlicher Italianissimi kompromittiren würde und sie als Witwe eines italienischen Nobile, als allein stehende Frau, sich nicht der Gefahr aussetzen könnte, bei ihren Landsleuten in Mißgunst zu fallen.“

„Sie befolgten den Wunsch der cara mama," plauderte Guglielma weiter, „kamen heimlich mit Ihrer Gondel ans Hinterpförtchen unseres Palazzo, anfangs alle vierzehn Tage, dann alle Wochen, endlich jeden Tag und fast hätte ich gesagt, jede Nacht, — denn Ihre Besuche währen bis zum Morgen, — freilich sind die Venezianer Nächte so schön und die Tage so heiß, daß man lieber bei Tage schläft, und in der Nacht sich amüsirt. Uebrigens weiß ich noch immer nicht, ob Ihre nächtlichen Besuche mir oder der Mama gelten, der Sie wenigstens heute, bevor sie schlafen ging, auf's lebhafteste den Hof gemacht haben."

„Guglielma," brauste der Offizier auf, „gehen Sie nicht zu weit; vergessen Sie nicht, daß ich Blut in den Adern habe, das heiße Blut meines Vaterlandes; vergessen Sie nicht, daß das Vertrauen Ihrer Mutter mich mit Ihnen allein läßt in stiller Nacht, wie denn, wenn ich hingerissen von jener Glut, die mich verzehrt, meine Arme begehrend nach Ihnen strecke, wenn ich Alles vergessend, nur meine Liebe nicht, Sie umschlinge und in Raserei ausrufe: Schönstes Weib der Erde sei mein!"

Und wirklich trat der Offizier glühend vor Aufregung auf Guglielma zu, die sich rasch vom Stuhle erhob, ein wenig sich verfärbte, aber mit ruhiger Stimme erwiderte;

„Das Porte-Épée an dem Degen, der dort auf der Etagere liegt, bürgt mir dafür, daß Sie den Turiner Blättern nicht Veranlassung geben werden, folgende Notiz zu bringen: Was man von den Kroaten erzählte, ihr Benehmen gegen schwache Frauen, das von den österreichischen Blättern immer auf das entschiedenste geleugnet wurde, dürfte um so eher wahr sein, als soeben in Venedig ein österreichischer Offizier, der Hauptmann Graf Kolosy, sich eines ähnlichen Vergehens schuldig gemacht hat."

Die Farbe wich aus dem Antlitze des Soldaten, todtenbleich trat er zurück.

„Sie haben Recht, Signorina," sagte er nach einer kleinen Pause, „Sie wissen es nur zu gut, daß ein ungarischer Kavalier, der obendrein die Ehre hat, kaiserlicher Hauptmann zu sein, nichts thun würde, was auf sein Wappen, auf sein Porte-Épée den mindesten Schatten werfen könnte, am wenigsten in einem Augenblicke, wo die revolutionäre Turiner Presse Ihren leichtgläubigen Landsleuten, — ich will keinen strengeren Ausdruck gebrauchen, — die unglaublichsten

Märchen von der kaiserlichen Armee auftischt, zum Beispiel, neben Gyulai sei beim Aufbruch aus Mailand der Henker geritten, oder die Kroaten hätten kleine Kinder an Spießen gebraten und gefressen, oder gar, es sei Gebrauch in der Armee, die Speisen statt mit irgend einem Fette mit nichts anderem, als mit Unschlitt zu schmalzen."

Die Reihe zu erbleichen, war jetzt an Guglielma; der Ausfall war zu direkt und der Ton ein solcher, daß er nicht mißverstanden werden konnte. Die schöne Italienerin biß sich auf die Lippen.

„Es steht ja Jedem frei, sich's nicht gefallen zu lassen, besonders den Herren Offizieren," sagte sie mit großer Ruhe, „dieselben brauchen sich nur auf ihre Kasernen, den Kreis ihrer Kameraden oder das Café militare zu beschränken, um von uns armen, leichtgläubigen, unwissenden Italienern, — denn das war doch wohl der Ausdruck, den Sie gebrauchen wollten, nicht im geringsten inkommodiren zu lassen."

„Das heißt mit andern Worten: Dort ist die Thür!" sagte der Offizier, dessen Bläße einer Purpurröthe wich, während er seine Handschuhe anzog, „ich verstehe, Signora."

„Sie verstehen nicht, oder wenigstens falsch," erwiderte die schöne Italienerin, „Sie sind bitter gegen mich, die ich Ihnen und Ihren Landsleuten nichts Böses gethan, und wundern sich, wenn ich mit gleicher Waffe Demjenigen entgegen trete, welcher in den Reihen des Feindes dient."

„Des Feindes?" rief Hauptmann Kolosy stutzend.

„Ja des Feindes, ich habe den Muth es zu wiederholen," sagte sie mit Nachdruck, „auf die Gefahr hin! Ihnen noch weit mehr zu mißfallen, als dies bereits der Fall ist, gestehe ich Ihnen, daß ich als Italienern in dem weißen Rock nur das Kleid des Erbfeindes sehe; wie es in Kunstsammlungen vorkommt, daß eine schlechte Beleuchtung das schönste Bild verunstaltet, so kann im Auge des Weibes die imposante Erscheinung eines Mannes durch das Kleid depravirt werden, das er trägt. Glauben Sie nicht, daß ich Ihren Geist, Ihre Bildung, Ihre Ehrenhaftigkeit unterschätze, lieber Capitano, allein die Form, in der mir dies Alles entgegentritt, ist eine meinen National-Anschauungen widerliche, — und fast bin ich überzeugt, wenn ich heute das Glück hätte, Sie in der schmucken Uniform eines piemontesischen Lanciers oder in der Nationaltracht der ungarischen Legion zu sehen, die sich unter den Fahnen Viktor Emanuels sammelt, — ich würde Sie mit ganz anderen Augen betrachten, — ich würde vielleicht gegen Ihre

Erscheinung nicht ungerecht sein, wie im gegenwärtigen Augenblicke, wo — nennen Sie es Kinderei, Einfalt, Dummheit, — Ihr Waffenrock auf mich dieselbe Wirkung hervorbringt, wie auf den Satan das Bespritzen mit Weihwasser."

Der Offizier hatte seine Dienstmütze ergriffen; er lächelte bitter, als er versetzte:

„Eine solche Eröffnung aus solchem Munde könnte wirklich Lust zum Desertiren machen, wenn man überhaupt eines solchen Gedankens fähig wäre."

„Darin liegt es ja," erwiderte die Syrene achselzuckend, „die Frau eines kaiserlichen Offiziers würde ich nie werden, noch weniger seine Geliebte. Die Uniform des Landes, dem ich angehöre, wollen Sie nicht tragen und so sind wir ewig durch eine Kluft getrennt, die so groß ist, wie die Entfernung zwischen Turin und Wien."

„Gute Nacht, Signora!" rief der Offizier, küßte rasch ihre Hand und eilte hinaus.

„A rivederci!" (auf Widersehen!) sagte sie mit vollkommener Ruhe, kaum hatte sich aber die Thür hinter dem Enteilenden geschlossen, so warf sie sich auf einen Divan, verhüllte ihr Gesicht mit beiden Händen und murmelte in deutscher Sprache:

„O mein Gott! mein Gott! welch' unwürdiges Spiel spiele ich hier!"

Als sie die Hände wieder von den Augen entfernte, stand vor ihr ein Mann mit verschränkten Armen, der sie finsteren Blickes betrachtete. Der Mann war nicht durch die Thür eingetreten, welche der Hauptmann passirt hat, sondern es hatte sich nach der Entfernung des Offiziers plötzlich eines der großen Bilder in der Wand gedreht und hinter demselben war der Fremde herabgestiegen. Aehnliche geheime Thüren findet man in altvenezianischen Palästen häufig; sie stammen aus der Zeit, wo der eifersüchtige Gatte, der zürnende Vater oder Bruder den Liebhaber seiner Frau, Tochter, Schwester, der aus der Gondel mittelst der Strickleiter auf den Balkon gestiegen war, hinter der Wand belauschte, um im rechten Momente hervorzustürzen und ihn durch die Dolche seiner Bravos ermorden zu lassen.

Der Mann, der aus dem alten Goldrahmen getreten war, in dem ein Bild von Palma Vecchio prangte, sah wirklich aus, wie eine jener unheimlichen Gestalten, die in den Romanen und Dramen spuken, welche ihren Stoff aus dem alten Venedig nehmen. Er war dunkel,

aber dennoch etwas phantastisch-geckenhaft gekleidet, sein braunes von tausend Falten zerfetztes Antlitz kündete lange Leiden, bittere Erfahrung, seine Stirne war kahl und die wenigen Haare, welche dieselbe einrahmten, so wie der reiche Vollbart zeigten jenes vorzeitige Grau, welches

„des Lebens Leid lang vor den Jahren bringt."

Er war so leise, daß es die schöne Guglielma nicht gehört hatte, vor sie getreten, betrachtete sie, wie bereits erwähnt, mit verschränkten Armen und sagte im selben Augenblicke, als sie die Hände von Ihrem reizenden Antlitze entfernte, im Tone des Vorwurfes, in ungarischer Sprache:

„Du machst Deine Sachen schlecht, Vilma!"

„Du hier, édes papa!" rief das Mädchen aufspringend und das Ungarische eben so rein redend, als sie früher italienisch und deutsch gesprochen.

„Ich muß doch nachsehen, wie's Euch geht," erwiderte der Unheimliche, „zudem läßt sich hier ein Geschäft machen. Die österreichischen Verpflegsbeamten sind Leute, denen immer zu viel geliefert wird, und dieses Zuviel verkauft man dann durch einen vertrauten Dritten an die Franzosen und Piemontesen, welche immer Lebensmittel im Ueberflusse haben, während die Austriaci Hunger leiden."

Und vergnügt rieb sich der Vater der schönen Guglielma die Hände.

„Meine Geschäfte gehen gut, sehr gut!" sagte er, „desto schlechter die Euren. Ich miethe Euch in Venedig einen Palazzo, ich versehe Euch mit allem möglichen Luxus, — ich erlaube meiner Gattin sogar sich für eine Witwe auszugeben, nur damit sie im Verein mit Dir desto rascher und leichter das Netz ziehe, in dem sich die Vögel fangen sollen, deren schimmernde Federn wir zur Zierde auf den Garibaldi-Hut stecken wollen. Und was habt Ihr bis jetzt ausgerichtet? — Soviel!"

Und der Unheimliche Mann blies über die flache Hand.

„Vater!" rief schmerzlich erröthend die schöne Guglielma.

„Es kommt mir fast so vor," sagte der Spekulant, „als ob meine Alte für unsern Zweck schon zu alt wäre, während Du dazu zu jung bist."

Die Worte des Vaters hatten auf Guglielma eine fürchterliche Wirkung herorgebracht. Die Rosenfarbe schwand aus ihrem engelschö-

nen Antlitz und ihre Augen funkelten, wie die einer gereizten Tigerin, während sie mit vor Zorn bebender Lippe erwiderte:

„Wenn man den édes papa so reden hört, so könnte man fast glauben, ich und die Mama seien nicht zwei anständige Frauen, sondern ein paar jener erbärmlichen Geschöpfe, wie sie in der Frezzeria ihr Unwesen treiben. Ich hoffe doch, wenn Du mit andern Leuten über uns sprichst, daß Du Deine Ausdrücke besser wählst, als Du es soeben gethan."

„Ja doch, ja doch", sagte der Alte begütigend, „wir sind ja hier unter vier Augen und es fällt mir nicht ein jedes Wort auf die Wagschale zu legen. Mit andern Leuten rede ich ganz anders von Dir und Deiner Mutter, — sollst hören, wie ich dich herauszustreichen weiß gegen meinen Freund Colpini, den reichen Lieferanten, der Dein Mann werden soll, sobald der Krieg zu Ende ist, und die Oesterreicher aus Italien vertrieben sind; hübscher, junger Mann, mein Freund Colpini!"

„Sie wissen, daß die Heirat —"

„Dir widerlich ist, mein Kind? ich weiß es. Sie wird es nicht mehr sein, wenn nach dem Feldzug Herr Francesco Colpini als reicher Mann sich präsentiren und meiner reizenden Vilma Brillanten, Perlen und Goldschmuck bringen wird. Vor der Hand darf er freilich nicht kommen, — ich habe ihm gesagt, daß eine allein wohnende Frau mit ihrer Tochter keine Besuche annehmen kann, ohne sich zu kompromittiren, außerdem ist er jetzt immer auf dem Wege zwischen Venedig, Verona, Mailand, Turin, Genua, — seine Geschäfte verlangen das. Mir ist's aber sehr lieb, daß er jetzt nur immer auf ganz kurze Frist nach Venedig kommt, denn Signor Colpini ist sehr eifersüchtig und wenn er hier einen österreichischen Offizier antreffen würde, so, —"

„So würde er denselben doch wohl nicht ermorden?" fragte die schöne Guglielma.

„Ach nein!" erwiderte der alte Herr lachend, „das wird er bleiben lassen. Signor Colpini ist ein Hasenfuß und hat keine Kourage: aber er würde jede Verbindung mit Dir und folglich auch mit mir aufgeben und das wäre mir höchst fatal, denn ich habe Euch zu Liebe, damit Ihr in einem Palazzo wohnen und prachtvolle Kleider tragen könnt, mich ein Bischen weit eingelassen und eine Anzahl von Wechseln unterzeichnet, deren Zahlung mir geradezu unmöglich würde, wenn ich sie nicht bei Deiner Hochzeit als Kuppelpelz zurückbekomme."

„Das heißt mit andern Worten, ich muß mich verkaufen lassen?"

„Verkaufen!?" Was nun das wieder für ein Ausdruck ist. Du hast eine wahre Wuth, die Dinge mit dem schlimmsten Namen zu nennen. Frag' einmal die schönen Bürgers- und Beamtenstöchter in Wien und Pest, ob sie nicht alle Finger ablecken, wenn sie irgend einen alten Hausherrn, einen alten reichen Bureau-Chef heiraten können, der sie zu gnädigen Frauen macht und ihnen ein bequemes Leben voll Lustbarkeit und Unterhaltung verschafft — frag' einmal, ob Eine sagen wird, sie habe sich verkauft? Wie gut hast Du's dagegen, — Du bekommst einen jungen hübschen Mann."

„Hm!" machte die Italienerin.

„Ist Herr Cecco Colpini etwa nicht hübsch, nicht jung?"

„Jung — nun ja, — die Franzosen nennen einen ledigen Dreißiger noch immer einen jeune homme, aber hübsch! — Nein!"

„Ihr Weiber seid schwer zu befriedigen; der Hauptmann Graf Kolosy ist das Ideal eines schönen Mannes, wie überhaupt meine Landsleute, die Ungarn, die schönsten Männer von der Welt sind. Und wie kalt hast Du den Grafen behandelt. Er ist entrüstet weggegangen, um vielleicht nie wieder zu kommen."

„Er wird wieder kommen," sagte die Guglielma mit Bestimmtheit, „aber wenn er noch hundert Mal wieder kommt, allein im Dunkel der Nacht, wie es Mama befohlen hat, angeblich, um uns nicht vor unseren italienischen Landsleuten zu kompromittiren, im Grunde aber, um die Eifersucht des Francesco Colpini nicht wach zu rufen, — ich sage, wenn der Herr Graf noch hundert Mal käme, er würde mich nie anders finden, als heute, denn es widerstrebt mir, eine Empfindung zu heucheln, die ich nicht habe, — ich kann gegen ihn kokett sein, das verpflichtet mich zu nichts, — aber mich verliebt stellen, das vermag ich nicht."

Der Alte stampfte zornig mit dem Fuße.

„Man kann Alles, wenn man will, und die Weiber können's noch weit mehr als die Männer. Es handelt sich nicht um Deine feinen Distinktionen von Koketterie und Liebe, von Empfindung und Gefühl, — die klare Sachlage ist diese. D'rüben bilden sie eine ungarische Legion, die gegen die Oesterreicher fechten und der Welt zeigen soll, daß nicht nur die Italiener, sondern auch die Ungarn die österreichische Herrschaft satt haben. Zudem soll diese Legion über Fiume

nach Kroatien und Ungarn instradirt werden, um als Vortrab eines französischen Armeekorps das Land zur Erhebung zu bringen und im Rücken des kaiserlichen Heeres einen Stoß gegen Wien zu führen*). Um aber dieser ungarischen Legion einen Kredit vor der Welt zu geben, genügen nicht die alten Burschen vom Jahre 1848, die aus dem Vaterlande flüchtig sind, eben so wenig die paar Deserteurs von den ungarischen Regimentern, am allerwenigsten aber ein ruinirter Lieutenant, der seine verlorene Ehre hinter dem blauen Rock des Feindes versteckt, zu dem er flüchtet, — denn die Wiener Blätter jagen hinter ihm her und erzählen es aller Welt, daß der Herr Lieutenant nur wegen einem Defizit in der Regimentskasse ausgerissen ist Aber ein ganz Anderes wäre es, wenn es mir gelänge, einen Mann, wie Hauptmann Graf Kolosy, hinüber zu bringen auf die piemontesische Seite, einen Kavalier vom besten ungarischen Adel, einen Offizier von bewährter Treue und Tapferkeit, das gäbe ein Spektakel in allen Blättern Italiens und Frankreichs. Schau, süße Vilma, der geheime Agent des Grafen Cavour, der mit mir diese Angelegenheit berathen, der mir das Geld für den Palazzo hier und Eure Subsistenz vorgestreckt und dem ich bereits gemeldet, daß Ihr einen Mann, wie Graf Kolosy, in Euren Netzen habt, zahlt mir an dem Tage, wo Graf Kolosy als Oberst in die ungarische Legion tritt, — 1000 Napoleond'ors. Vilma, du weißt, wie viel Noth und Elend wir schon ausgestanden, — wie wir gedarbt und gehungert und in Dorfschänken unsere Künste produzirt haben. Vilma, willst du Deinem Vater nicht helfen, 1000 goldene Napoleons zu verdienen?“

Die Stimme des alten Mannes klang bei den letzten Worten so beweglich, in seinen Augen schimmerte es so feucht, daß Guglielma hingerissen von dem geheimnißvollen Band, das die Macht der Gewohnheit und des Zusammenlebens in Noth und Elend oft stärker und dauernder webt, als die Blutsfreundschaft, in die Worte ausbrach:

„Ja doch, ja doch, édes papa, — ich will Alles thun, was Du willst, aber sage mir nur, wie ich's anfangen soll?“

Da faßte der Alte die schöne weiße Hand seiner Tochter, nahm an ihrer Seite Platz, tätschelte ihre Hand wie die eines Kindes und sagte endlich:

---

*) Näheres in französischen und italienischen Blättern vom Mai und Juni 1859.

„Na, siehst Du, kleine Vilma, — nun sprichst Du endlich, wie Du sollst, wie ein vernünftiges Kind. Verlange ich denn etwas Unmögliches von Dir. Begehre ich etwa, daß Du Dich dem schönen Hauptmann hingeben sollst wie eine Dirne? Hab' ich nicht immer über die Reinheit Deiner Sitten gewacht, als wir auf kleinen Theatern in Frankreich tanzten. Hat sich nicht Dein Engagement in der großen Oper zu Paris zerschlagen, weil Du eben so wenig als ich auf gewisse Anträge gewisser Herren eingehen wolltest. Aber nehmen wir die Sachen praktisch, mein Kind. Wodurch wirkt die Ballettänzerin? Etwa durch ihre Kunst? Gott bewahre! Die Kunstbegeisterung der jungen und alten Enthusiasten ist nur die Larve, hinter welcher sie das Faungesicht ihrer Lüsternheit verstecken, — die kurzen Röckchen, die Trikots, die Dekolletirungen sind's, die sie bewundern, und je kürzer das Röckchen, je enger die Trikots, je weiter die Dekolletirung, desto mehr steigert sich Bewunderung und Beifall. Das wissen denn auch die Tänzerinnen und gehen in dem Punkte der Trikots, der kurzen Röcke und der Dekolletirung so weit als möglich. Hast Du's nicht auch gethan, Vilma, in Lyon, Avignon, Marseille und hundert andern Städten, wo man Dich applaudirte?"

„Allerdings", erwiederte das schöne Mädchen erröthend und ohne zu wissen, wo ihr Vater damit hinaus wolle, „allein ich war damals noch ein Kind; durch die Tanzschule, die ich durchgemacht, war mir das Gefühl der Beschämung abhanden gekommen, das ich selbst in diesem Augenblicke empfinde, wenn ich mich an das Kostüm erinnere, in welchem ich mich dem lüsternen Parterre-Publikum von Südfrankreich, Nord- und Mittelitalien präsentirte."

„Und in dem Du Dich wahrscheinlich noch präsentiren würdest, trotz aller Beschämung", sagte der Vater der gewesenen Tänzerin, sie am Kinn fassend, „wenn nicht bei der Terza riscossa, die sich gegen Oesterreich vorbereitete, gewisse Leute, tüchtige Geschäftsmänner, die Herren Lajos, Giuseppe und Kompagnie, sich erinnert hätten, daß ihr alter Agent Keszter Sandor noch immer zu brauchen, um so mehr, als ihm jetzt außer seiner Keckheit und Verschlagenheit auch noch die Schönheit seiner Tochter zur Seite steht."

Guglielma, oder wie ihr Vater sie nannte, Vilma, oder wie wir sie im ersten Buche nennen mußten, Minna, antwortete nicht, sie seufzte nur.

„Aber diese Schönheit beutest Du zu wenig aus", fuhr der alte Revolutionsagent und Todfeind Oesterreichs fort, „brauchst Dich nicht wegzuwerfen, — Du sollst mir den Grafen Kolosy nicht durch den Fall Deiner Tugend ins piemontesische Lager bringen, — Gott verhüte, — aber Du mußt ihn wild, toll machen, und wenn er auf's Aeußerste gereizt ist, den Lohn der Liebe jenseits der österreichischen Vorposten versprechen. Ist er einmal drüben, dann kann er nicht mehr zurück, — Du aber brauchst Dein Versprechen nicht zu halten, — ein solches Versprechen hat keine juridische bindende Kraft."

„Aber wird er glauben, daß —"

„Er wird Alles thun, was Du willst, wenn Du nur erst seine Leidenschaft auf's Aeußerste zu entflammen weißt, und das Blut in seinen Adern in glühende Lava verwandelst. Das geschieht aber nicht, wenn man, wie Du es thust, ein Seidenkleid trägt, das bis zum Halse heraufreicht und darüber noch eine Mantille wirft, um das Wenige, was man von Deinen reizenden Formen sieht, zu verbergen. Der Graf besucht Euch Abends, — Terka geht auf meinen Befehl zu Bette und läßt euch allein, — mach's einmal umgekehrt, stelle Dich schläfrig, zieh' Dich zurück und komme dann wieder im Negligé unter dem Vorwande, Du könnest nicht schlafen und wolltest der Mama und dem Hauptmann Gesellschaft leisten. Dann wird Mama schläfrig, Du bleibst im Negligé zurück, allein mit dem verliebten Soldaten, — ein wie zufällig aufgegangenes Band, eine verschobene Falte machen ihn wahnsinnig, er stürzt vor Dir auf die Knie und dann ist der Moment da, ihm zu gestehen mit schmachtendem Auge, zitternder Stimme, wogender Brust, daß man seine Gefühle theile, aber die Schäferstunde nur im piemontesischen Lager feiern wolle. Er gibt sein Ehrenwort und die Sache ist abgemacht. Das Hinkommen ist ja Deine Sache, — der Herr Graf wird sich hintendrein trösten müssen, wenn Du ihm einen verzweifelten Brief schreibst, daß Deine Eltern Dich gezwungen hätten, Deine Hand dem Venezianer Handelsherrn Francesco Colpini zu reichen."

Vilma antwortete nichts, die Detaillirung des schmutzigen Planes, welchen Keßter Sandor mit der ganzen Gewandtheit eines alten Regisseurs in die Szene setzte, erfüllte sie mit unaussprechlichem Ekel.

„Ich will nun zu Bette gehen", sagte der Alte. „Mama Theresa wird sich wundern, wenn sie von mir geweckt wird. Sie hat keine

Ahnung, daß ich in Venedig bin; sie sammelt um theures Geld unwichtige Nachrichten und schmeichelt sich in der Rolle einer geheimen Agentin, die arme Frau. Gute Nacht, Vilma."

„Gute Nacht, édes papa!"

Er ging aus dem Zimmer und fand seine Frau in deren Schlafzimmer bereits wach und hocherfreut, ihren Mann in Venedig zu haben, um ihm die Nachricht von dem Treffen bei Montebello mitzutheilen.

Während dem war Vilma vor einem prachtvollen Kruzifixe, das an der Wand hing, eine Arbeit aus der Zeit Benvenuto Cellini's, auf die Kniee gesunken, hob das thränenfeuchte Auge zum Bilde des Gekreuzigten und betete leise:

„O mein Gott! Du siehst, was ich leide! Wird denn nie das Geheimniß, das mich an diese Menschen kettet, enthüllt werden. Schwebt mir doch im Geiste noch immer die Erinnerung an jenen guten Mann vor, den ich in Wien meinen Vater nannte. Er hätte gewiß von seiner Minna nicht solche Dinge gefordert, wie es der édes papa thut. Sie sagen, er sei nicht mein Vater gewesen, er sei todt, sie haben mir verboten, von ihm zu reden, sie haben mich als Kind geschlagen, wenn ich von ihm zu plaudern anfing — und so habe ich mich denn gewöhnt, nur wenn ich allein bin an ihn zu denken, von ihm zu träumen und von jenem schönen, sanften Knaben, der mich so lieb gehabt, wie ich ihn liebte. Armer Albert! hast Deine Minna wohl längst vergessen. Wie kindisch bin ich! Aber die Erinnerung hat mich durchglüht — es ist zum Ersticken hier."

Und Guglielma öffnete das Fenster, das auf den Kanal grande hinausging, und lehnte sich über den Balkon hinaus, in die laue stille Sommernacht.

Der Mond warf sein volles Licht auf die Häuserreihe, die dem Palaste Mocenigo gegenüber lag und sich mit wunderbarer Reinheit in der spiegelglatten dunklen Flut des Kanals abzeichnete, so weit das Mondlicht reichte, das die andere Hälfte des Kanals im Schatten ließ.

Gegenüber vom Palaste Mocenigo befand sich ein ärarisches Gebäude, das heißt irgend ein altes Fondamento, das man zu ärarischen Zwecken benutzte.

Auf dem schmalen Steinweg vor demselben stand ein österreichischer Jäger auf dem Posten.

Unwillkürlich fiel der Blick der schönen Guglielma auf diesen Soldaten, das einzige Wesen, das lebte in der todten, stillen Umgebung.

Dem Jäger mochte heiß geworden sein in der lauen, venetianischen Nacht; er nahm den Hut ab, um sich den Schweiß zu trocknen.

Das Mondlicht fiel hell und rein auf die bildschönen Züge des etwa neunzehnjährigen Soldaten, der keine Ahnung hatte, daß man ihn belauschte.

Guglielma stieß einen leisen Schrei aus.

„Er ist es!“ rief sie aus und breitete sehnsüchtig die Arme über das Wasser: „Traum meiner Jugend! ich habe Dich wieder gefunden!“

Zweites Kapitel.

Auf eigene Faust.

Wir müssen nun wieder zum Ponte della paglia zurückkehren und zwar zu dem Zeitpunkte, wo die beiden Gondeln den Standpunkt unter demselben verlassen und in den Hafen hinausgesegelt waren, die eine, um den Mist der Polizeidirektion nach dem giardino publico zu führen, die andere um den Kanal grande hinaufzufahren, die große Neuigkeit von der Schlacht bei Montebello im Palazzo der Monna Teresa zu verwerthen, und dann seine geheimnißvollen Briefschaften weiter zu befördern nach einem Punkte, den wir später kennen lernen werden.

Die beiden Gondeln waren, wie erwähnt, hinausgeflogen über den mächtigen Wasserspiegel, da tauchte hinter dem marmormen Bogen der Strohbrücke eine dunkle Gestalt auf, schwang sich wie ein Affe am Geländer empor, sprang auf die Stufen der Brücke und nahm dann ihren Weg links in der calle delle razze verschwindend, welchen hochtönenden Namen ein schmales Gäßchen neben dem Hotel Danieli führt, aus welchem Gäßchen die Düfte von altem Käse, Laberdan,

geschmorten Fischen und ähnlichen appetitlichen Dingen aufsteigen in die Nasen jener unglücklichen Passagiere, welche die Hoffnung auf eine prachtvolle Meeraussicht zu Danieli führt und die von dem speculativen Hotelbesitzer in die Zimmer verlegt werden, die nach der Racenstraße hinausgehen, wo sich allerdings eine höchst merkwürdige Race herumtreibt. Daß man gleichwohl für ein solches Zimmer 7—12 F. per Tag zahlt, daß dieses F. allerdings nur „Franks" bedeutet, daß aber dennoch der unternehmende Zahlkellner die Summe auch in eben so viel „Gulden" nimmt, wenn irgend ein harmloser Gemüthsmensch aus Oesterreich das F. für ein fl. hält, das sind Thatsachen die wohl nicht zu unserm Roman gehören, die wir aber deßhalb auch nur so nebenbei berühren, während die dunkle Gestalt, welche hinter dem Ponte della paglia auftauchte, ihren Weg durch das Gewirr von Gusochen, calli, campielli und sotto portici nimmt, welche diesen Theil von Venedig mehr als jeden andern auszeichnen.

Endlich in einer ganz abgelegenen Gasse hatte er ein Hausthor gefunden, bei dem er stehen blieb und eine Klingel zog, deren schriller Ton im Innern des Hauses widerhallte.

Da, wie wir wissen, die Nacht schon weit vorgerückt war, so dauerte es ziemlich lange, bis geöffnet ward. Diese Zeit wollen wir benutzen, um mit ein paar Strichen das Individuum zu schildern, das vor dem Thore stand; es war ein Bürschchen von 12—14 Jahren mit hübschen, sonnverbrannten Zügen, in denen sich die Schlauheit eines Zwanzigjährigen ausprägte. Seine Kleidung war einfach, aber malerisch; er trug ein buntes Hemd, dessen Farbe übrigens nicht zu erkennen war in Folge des daran haftenden Schmutzes, und außerdem eine Art Schwimmhose, die über den Knien aufgestrickt und so schleißig war, daß nur die Länge des Hemdes das Erscheinen gewisser Punkte verhindert, welche an Statuen für höchst ästhetisch, bei gewöhnlichen Menschen für polizei- und schicklichkeitswidrig gelten. Alle übrigen Theile einer Bekleidung hatte er überflüssig gefunden, selbst der Kopf war nur durch das kurze, negerartig gekrauste schwarze Haare, gegen die Einflüsse der Witterung gedeckt, die zum Glücke in Venedig milde genug ist, um die Existenz so bekleideter Individuen in den untern Volksklassen zu ermöglichen.

Nach langem Warten, während welchem dieser edle Venezianer seiner Ungeduld in nicht sehr edlen Flüchen Luft gemacht hatte, ging endlich das Pförtlein auf und in demselben erschien mit einer Lampe

in der Hand ein Weib, eine wahre Hexe. Es gilt für eine ziemlich unbestreitbare Thatsache, daß eine alte Jüdin und eine alte Italienerin so ziemlich das Häßlichste ist, was das schöne Geschlecht bieten kann; unter den Italienerinnen sind es wieder die alten Venezianerinnen, die ihre Konkurrentinnen in Mailand, Turin, Florenz, Rom, ja selbst in Neapel übertreffen. Den Preis der Häßlichkeit würde aber die Alte davon getragen haben, welche das schmutzige Pförtchen in dem schmutzigen Gäßchen öffnete. Angethan mit einem Unterrocke und einem Hemde, das in malerischer Ungenirtheit dem erschrockenen Auge einen Blick auf das nußbraune Skelet gestattete, zeigte ihr Kopf mit dem zahnlosen Munde ein Zerrbild, das selbst als Nußknacker der Phantasie des Karrikaturen-Schnitzers alle Ehre gemacht haben würde. Das Wunderbarste aber war ihr üppiges, aus Grau ins Weiß übergehendes Haar, das hochaufstehend über dem Kopfe zu einer Art Kapuze sich verfilzt hatte, in einer Weise, daß wohl das Wegschneiden mit einer sehr scharfen Klinge denkbar, eine Entwirrung aber faktisch unmöglich war. Freilich erzählten die Nachbarn, Monna Maria sei fünfzehn Jahre verheirathet gewesen und bereits elf Jahre Witwe und in diesen sechsundzwanzig Jahren habe sie ihr Haar nur einmal kämmen und ordnen lassen, an dem Tage, an welchem sie getraut ward. Hemd und Unterrock schienen auch seit jenem festlichen Tage nicht gewaschen zu sein.

Diese malerische Person empfing den jungen Venezianer mit einer Flut von Schimpfworten:

„Kommst Du endlich einmal, Höllenbraten, liederlicher Polo, — Nachtschwärmer, Sohn eines Hundes, Sohn einer Kuh!“ *)

„Liebe Mutter,“ antwortete Polo trocken, „es war nicht möglich, auf Ehre!

Ehre! Ehre! Als ob Leute wie wir, eine Ehre hätten,“ antwortete die cara mama mit echt venezianischer Logik, „unsereins hat blos Hunger und wie sollen wir den stillen, wenn Du in Folge Deiner Lumperei bei Nacht den ganzen Vormittag verschläfst und nicht betteln gehen kannst; ohnehin sind so wenig Fremde in Venedig, der leidige Krieg ist Schuld daran!“

---

*) Lieblingsschimpfwort der Venezianer.

Polo nahm seine Mutter bei der Nasenspitze, drehte diese ein paar Mal hin und her und rief:

„Red' nicht so dumm, Alte, morgen wird nicht betteln gegangen, ich weiß was Besseres?"

„He?" machte die Alte und die Neugierde leuchtete aus ihren rothen Augen.

„Ich bringe dem Herrn Leone eine Nachricht, für die er mir nicht wie gewöhnlich fünf Centesimi, sondern einen Zwanziger geben soll."

„Einen Zwanziger! Corpo bianco della monoca!" schrie die Alte, in die Hände klatschend.

„Nicht wahr! Da staunst Du! Das gibt zehn Soldi auf Polenta, zehn auf gebratenen Fisch, zehn auf Käse und bleibt noch genug auf einen Krug voll Modeneser Wein; — wollen wir uns einen Tag anthun, alter Drache, he?"

Und Polo klopfte seine Mutter auf den dürren Rücken, daß es klapperte und die cara mama umschlang ihr Söhnlein zärtlich und zog ihn hinein unter's Thor, wo sie ihm schallende Küsse versetzte, und so jubelte, daß sich eine Thür in der Einfahrt öffnete und eine knurrige Stimme fragte: „Was gibt's denn da für ein Höllenspektakel in der späten Nacht."

Der Mann, welcher fragte, war unser alter Bekannter, Herr Leopold Preßler, der alte Naderer.

Herr Leopold Preßler war in den eilf Jahren, seitdem wir ihn nicht mehr gesehen, weder jünger noch schöner geworden, im Gegentheile, die Bezeichnung „alter" Naderer, die wir ihm seit Anfang dieses Romans wegen seiner Anziennetät im Dienste beilegten, paßte jetzt auch auf seine persönliche Erscheinung, welche durch das Nachtkostüm, in dem er auftrat und durch das baumwollene Sacktuch, das er statt einer Schlafhaube um den Kopf gewunden trug, nicht zu ihrem Vortheile gehoben wurde.

Gleichwohl war er noch immer ein Adonis gegen Monna Maria, welche in dieser Versammlung von drei Personen die schönere Hälfte der Menschheit zu repräsentiren hatte, wie Lafontaine, Kramer und Spieß sich auszudrücken beliebten.

Fragt man uns, wie Preßler nach Venedig gekommen, so erzählen wir in kürzester Kürze, daß Preßler nach Bewältigung der Re-

volution und Einführung des Belagerungszustandes Alles aufgeboten hatte, um seine geliebte Minna, die er bei der Familie Keszter wußte, wieder zu finden, allein der Tänzer war rechtzeitig verschwunden, wie so viele, welche die Militärgerichte zu fürchten hatten, wie auch der Legionär Kolb, der spurlos verschwunden blieb, während sein Vater, der alte Schustermeister, dem bei Zahlungsunmöglichkeit endlich auch die Wechselfälschung nachgewiesen wurde, im Strafhause sein Vergehen büßte und nach fünf Jahren aus demselben zurückkehrte, ein zu Grunde gerichteter, verrotteter Bettler und Schnapsbruder. Die Familie Kolb war zu Grunde gerichtet; den kleinen Albert hatte ein weitschichtiger Verwandter ins Haus genommen.

Preßler bekam natürlich nicht einen Kreuzer von dem Gelde, das er dem Schuster geliehen, — zudem hatten die Nachforschungen nach seinem verlornen Kinde sein kleines Kapital etwas stark in Anspruch genommen und er sah sich genöthigt, um nicht den Rest der Summe aufzuzehren, welche er der Großmuth der Familie Illesnay verdankte, seine Dienste wieder jener Stelle anzubieten, welcher er früher gedient hatte.

Das Naderertthum stand damals in der ersten Zeit des Belagerungszustandes in vollster Blüthe, es gab der freiwilligen, unbesoldeten Aufpasser und Denunzianten so viele, daß man der Besoldeten füglich entbehren konnte, — da aber Preßler nie zu den politischen Naderern gehört, sondern seine Fähigkeiten zum Auffinden von Dieben, Einbrechern und Räubern verwendet hatte, obendrein der Protektion des Herrn von Felsthal sich erfreute, so kam er sofort wieder in Aktivität und erfreute sich als Vertrauter des Vertrauens seiner Vorgesetzten. Bei dem Einfangen einer Gaunerbande, die sich hartnäckig widersetzte, erhielt der noch immer kräftige Mann einen Stoß auf die Brust, in Folge dessen er anfing Blut zu spucken und zu kränkeln, was endlich so überhand nahm, daß bei Eintritt des Winters von 1858 die Aerzte ihm anriethen, nach Venedig zu gehen. Seine wohlwollenden Vorgesetzten wußten es zu ermöglichen, daß er als affidato supernumerario zur Polizeidirektion nach Venedig versetzt wurde, wo man natürlich den Wiener, der die Landessprache nur nothdürftig verstand und die Stadtverhältnisse gar nicht kannte, so viel wie nicht beschäftigte, so daß Preßler eigentlich seine Besoldung als Pension oder Quieszentengehalt genoß, was den alten Naderer nicht hinderte, nach alter Gewohnheit seine Augen und Ohren überall zu

haben, das Gesindel, an dem Venedig so wenig Mangel hat, wie irgend eine andere Stadt, zu beobachten, und nach dem Sprichworte: „Die Katze läßt das Mausen nicht“, auf eigene Faust Naderer zu spielen.

Um aber auch einen Unteragenten zu haben, hatte er sich den Knaben Polo in Sold genommen, bei dessen Mutter er wohnte und den er mit den Abfällen seines frugalen Mahles, mit einigen Centesimis, die er ihm gelegentlich verabreichte, zu seinem treuesten Anhänger gemacht hatte.

„Was gibt's denn?“ fragte Preßler, „was habt Ihr denn, daß Ihr in der Nacht ein Spektakel anfangt, um die ganze Nachbarschaft zu wecken.“

„O, Signore! Eine Entdeckung, ein Geheimniß!“ jubelte Polo.

„Ein Geheimniß schreit man nicht in alle Winde aus“, mahnte Preßler, der Vorsichtige, „komm' herein, mein Junge und erzähle, was Du weißt. Monna Maria, Ihr geht zu Bette; macht Euer Hemd besser zu, die Nachtluft ist verteufelt kühl in Venedig. Gute Nacht.“

„Felice notte“, murmelt das umgekehrte Prototyp reizender Weiblichkeit und verschwand in einer dunklen Spelunke, aus welcher alsbald ein sonores Schnarchen verkündete, daß Monna Maria dem Wunsche Preßler's nachgekommen.

Inzwischen zog der alte Naderer den findigen Burschen in sein Zimmerchen, das freilich mit der einstigen freundlichen Behausung Preßler's arg kontrastirte, übrigens für Venedig noch immer als ziemlich anständig gelten konnte, wenn auch eine alte grüne Flasche, in der ein Talglicht steckte, die Stelle des Leuchters vertrat, wenn auch die etwas zweideutigen Reste der Wurst, welche des Naderers Nachtmahl gebildet, statt auf einem Teller, nur auf nicht sehr appetitlichem Papiere lagen, was übrigens den würdigen Sohn der Monna Maria nicht hinderte, auf einen Wink Preßler's wie ein hungeriger Wolf darüber herzufallen und sie sammt dem altgebackenen Stück Brot, das daneben lag, zu verschlingen.

Preßler hatte sich inzwischen auf's Bett gesetzt und sprach erwartungsvoll:

„Nun rede, Polo, mein Junge, was hast Du mir zu berichten?“

„Ihr habt ganz recht gehabt, Signor Leone", sagte Polo eifrig, den Taufnamen des Polizeiagenten, der, wie wir wissen, Leopold war, auf diese Weise abkürzend, „jener Peppo, den Ihr mir als einen gefährlichen Menschen bezeichnet, ist es auch; er ißt das Brot der Oesterreicher und steht mit der Spazzacamin's *) im Bunde, der Sohn eines Hundes."

„Ah!" machte Preßler, „wie willst Du das beweisen."

„Seht, Meister, es war so. Ich ging den Kerl Tage lang nach, ohne was zu merken, was der Mühe lohnte; und vor drei Tagen lag ich auf der Riva und schlief ein; es war Mitternacht vorüber, als ich erwachte, und wie ich über die Ponte della paglia husche, fährt durch den Kanal eine Gondel herab mit Mist. Ist das nicht Peppo, denk' ich mir, — im selben Augenblicke ist er unter dem Bogen, und ich trete an die andere Seite der Brücke an's Geländer um ihn, weil dort die Laternen von der Riva hinableuchten ins Meer, besser zu sehen; allein es dauert einige Minuten, bevor sich was zeigt, dann kommen statt einer Gondel zwei, die eine rudert mit ihrem Miste gegen den Giardino, die andere fliegt der Dogana zu, gerudert von dem langen Zeppo, der den Spitznamen Mazzinetti hat. Hollah, denk' ich, was machten die zwei unter der Brücke. Tags darauf, um Mitternacht, stelle ich mich auf die Lauer; richtig wieder dieselbe Geschichte. Am dritten Tage machte ich's schon schlauer; der alte Trivulzio, der Barcajnol, hat seine Gondel über Nacht unter der Brücke liegen, geht auch schon zeitig heim, weil er ein versoffener, schlaftrunkener Canareggiote ist und den Nachtnebel hat. Kaum hat Tivulzio seine Barke an den Ring genestelt und sich entfernt, husch' ich ins Wasser, leg mich unter die Brücke und gruppirte die Polster über meinem Kopfe so, daß Niemand ahnen kann, es stecke hier ein Mensch. So lag ich von 9 bis gegen halb 12, da kommt von draußen eine Gondel, und am Pfeifen des Gondoliers erkenne ich meinen Zeppo; nicht lang dauerts, so fährt auch der Mist-Barcajnol langsam den Kanal unter der Seufzerbrücke herab, auch er pfeift leise ein Liedchen, der Andere antwortet, es ich richtig Peppo, dessen Gondel sich an Zeppo's Barke legt und nun werde ich Mitwisser eines merkwürdigen Geheimnisses."

---

*) Rauchfangkehrer, ein Spitzname der Piemontesen.

„Was den? was denn?" fragte der alte Naderer, dessen Augen vor Aufregung funkelten.

Preßler folgte den Enthüllungen, die ihm Polo über die Vorgänge unter der Lagunenbrücke machte, und die wir hier übergehen, um nicht schon Gesagtes wiederholen zu müssen, mit großer Aufmerksamkeit; endlich legte er den Finger auf die Nase und murmelte:

„Hm! Hm! Polo, Du bist ein kluger Junge, hast Deine Sachen gut gemacht und es soll Dir die gebührende Belohnung nicht entgehen; warte, mein Söhnchen."

Und er öffnete die oberste Lade eines alten Schrankes, nahm aus dem hintersten Winkel desselben eine kleine Schachtel und aus dieser einen großen Zwanziger, den er dem Jungen einhändigte."

Es wäre unmöglich die Segnungen zu schildern, welche Polo über das Haupt des alten Naderers herab beschwor. Die sämmtlichen Heiligen, welche er herbeirief, um die Fülle des Glückes über das Haupt seines Wohlthäters auszugießen, hätten Jahre lang zu thun, wenn sie das Alles zu Gunsten des Herrn Preßler ausführen wollten, was ihnen der glückliche Polo zumuthete.

„Na, na, laß es nur gut sein," sagte der Naderer in seinem schlechten Italienisch, „die Hälfte von dem, was Du da schnatterst, verstehe ich ohnehin nicht. Uebrigens kannst Du überzeugt sein, daß Du noch einen Zwanziger bekommst, wenn Du den Auftrag ausführst, den ich Dir gebe."

Polo stieß einen Ruf aus, der sich nicht schildern läßt, warf sich dann auf die Hände und machte, den Kopf nach abwärts, mit den Füßen allerlei seltsame Bewegungen in die Luft.

„He! Du Teufelsbraten," schrie der Naderer lachend, „stell Dich nicht auf den Kopf, denn gerade Dein Kopf ist's, den ich in Anspruch nehmen will. Also bei Fuß!"

Polo schlug ein Rad und stand wieder auf den Beinen.

„Bevor wir daran gehen, die Herren Zeppo und Peppo ins Gebet zu nehmen, müssen wir erfahren, wer und wo jene Monna Teresa ist, welche für uns Oesterreicher so schlecht denkt und so gewaltige Sympathien für die rothen Hosen und die Spazzacamins hat. Wenn Du mir auskundschaftest, wo die betreffende Dame wohnt, bekommst Du den zweiten Zwanziger."

„Subito! Auf der Stelle gehe ich auf Kundschaft aus!" rief der quecksilberne Junge.

„Warum nicht gar, Du gehst jetzt schlafen.“

„Glauben Sie, daß ich schlafen kann, wenn ich weiß, daß ein Zwanziger zu verdienen ist?

„Was würde Monna Maria dazu sagen?“

„Gar nichts, die Alte schläft.“

„Du kannst nicht zur Thüre hinaus.“

„Sie hat den Schlüssel stecken lassen, ich hab es wohl bemerkt. Wenn Sie so gut sind und hinter mir absperren und den Schlüssel ins Zimmer der Mutter auf den Tisch legen, so genügt das; die Alte wird nicht wach vor sieben Uhr, — sie weiß, daß ich schon immer um fünf Uhr auf die Piazetta laufe, folglich wird sie keine Ahnung haben, daß ich nicht im Bette war.“

„Wenn sie aber das Bett nicht verdrückt findet?

„O Signor, — das Bett ist verdrückt; aufgebettet wird nur alle Sonntage, und heute ist Donnerstag.“

„Nun so geh, Du Höllenjunge!“ rief der Naderer lachend.

„Gute Nacht, Signor Leone!“ jubelte Polo, der Thür zueilend.

„Halt! noch eins!“ rief ihm der Naderer nach.

„Was denn? fragte der Junge umkehrend.

„Ich habe noch ein Wort im Vertrauen mit Dir zu reden.“

„Reden Sie, Herr Leone.“

„Mit Euch Italienern weiß man nicht recht, wie man daran ist,“ sagte Preßer, indem er sein Gesicht in gewaltig ernste Falten legte, „es wäre möglich, mein Junge, daß Du Dir beikommen ließest, in unserer Angelegenheit ein doppeltes Spiel zu treiben, mich zu foppen und während Du die Zwanziger mit dem Bildnisse des Kaisers annimmst, die Sache des Kaisers verrathen zu wollen, zu Gunsten der Franzosen, Piemontesen oder der Republikaner und Mazzinisten. Sei überzeugt, mein Junge, daß ich Dir bald auf die Spur kommen und daß Deine Strafe eine strenge, eine sehr empfindliche sein würde, wenn Du —“

„Sprechen Sie nicht weiter, Signore“, fiel ihm Polo in die Rede, mit einem Ernste und einer gewissen Feierlichkeit, die Preßler noch nie an ihm bemerkt hatte, „Sie warnen mich hier vor einem Verrath, ich aber bin kein Verräther; ich könnte eben so gut wie die

Mehrzahl meiner Landsleute für Cavour schwärmen und Evviva Verdi *) brüllen, aber ich thue es nicht, denn ich liebe die Oesterreicher."

„Nicht wahr, das kommt selten vor bei uns Italienern?

„Nun sehen Sie, Herr Preßler, es liegt eben nur daran, daß meine Landsleute und die Ihrigen sich nie recht kennen gelernt haben.

„Meine Landsleute traten den Fremden, welche als Soldaten und Beamte zu uns kamen, schroff entgegen und man kann's dem Beamten, dem Soldaten nicht verargen, wenn er dem, der ihn grob anläßt, eine grobe Antwort gibt.

„Bei mir war es ganz anders; — als mein Vater gestorben war und meine Mutter schwer krank darniederlag, — kein Kreuzer Geld, kein Brot, keine Arznei im Hause, da blieb mir nichts anderes übrig, als zu betteln.

„Natürlich wendete ich mich zuerst an meine Landsleute, an die schönen Herren und geputzten Damen, welche auf dem Markusplatze und unter den Prokurazien herumspazieren, ich flehte so beweglich um die Carita, aber sie gaben mir keinen Soldo und ich mußte noch froh sein, wenn ich nicht Schimpfworte oder gar Fußtritte bekam.

„Da ging ich denn traurig fort und der Zufall führte mich in eine Kaserne, wo ein deutsches Regiment lag, — und als die Soldaten mein blasses, verhungertes Gesicht und meine mageren Händchen sahen, die ich zitternd ausstreckte, da winkten sie mich in's Mannschaftszimmer, wo eben Mittag gehalten wurde, nahmen einen großen Teller, füllten ihn mit Suppe, und als ich die verschlungen, mit Kraut und Knödel und ließen mich's essen. Und dabei standen sie herum mit ihren rothen Gesichtern und freundlichen blauen Augen und lachten und freuten sich, daß mir's so gut schmeckte.

„In demselben Augenblicke kam ein Offizier herein und ich fürchtete nun, aus der Kaserne hinausgeworfen zu werden, aber im Gegentheil, der Offizier, der italienisch verstand, unterhielt sich freund-

---

*) Auf diese Weise kontrahirte die italienische Pfiffigkeit die Anfangsbuchstaben von Vittorio Emanuele Rè d'Italia, um den Sardenkönig im Angesichte der österreichischen Polizei ein ungefährdetes Evviva zu bringen.

lich mit mir, und als er von unserer Noth und von der Krankheit meiner Mutter hörte, schenkte er mir eine halbe Lire, um für die Mutter Thee zu kaufen. Ach wie habe ich die braven Leute gesegnet. Später, als ich größer wurde, stellte ich mich mit andern Gassenjungen auf die Plätze bei den Kirchen, wo die Fremden aussteigen, um die Merkwürdigkeiten zu besichtigen, bei San Moise, ai fravi, San Giovanni e Paolo und bei den Jesuiten.

„Da die Fremden ihre Zigarren in den Kirchen nicht brennen lassen dürfen, so werfen sie dieselben weg, und wir Jungen betteln darum und schneiden die Stümpfchen zu Tabak, den wir an die Matrosen verkaufen.

„Also frisch darauf losgebettelt, und da habe ich denn eine merkwürdige Erfahrung gemacht.

„Der Italiener löscht das kleinste Stümpfchen aus und steckt es in die Tasche, um es später wieder anzubrennen, der Franzose und Engländer wirft's uns auf's Pflaster, wie Hunden, als ob er sich zu beschmutzen fürchte, wenn er unsere Hand berührt, nur der Deutsche, der Oesterreicher, besonders die Viennesi sind so gut, dem Betteljungen die Zigarre in die Hand und wohl noch einen Kreuzer darauf zu geben, und so bin ich denn zur Ueberzeugung gekommen, daß die Oesterreicher, die Deutschen recht gute Menschen sind und den Haß nicht verdienen, welchen meine Landsleute gegen sie hegen."

Gerührt blickte Preßler auf den Jungen, der mit blitzenden Augen fortfuhr:

„Und wenn es heute dahin kommen sollte, wie die Leute sich in die Ohren raunen, daß die Oesterreicher aus Italien hinausgetrieben werden, und daß der Piemontesenkönig unser Landesherr wird, dann mag ich auch nimmer hier bleiben und ziehe mit den Oesterreichern fort, hinaus nach Deutschland, nach Wien — o mir ist nicht bange, — ich werde mir mein Brot schon verdienen, wie der Giotto, mein Geschwisterkind, der in Wien Bildhauer geworden und unser Nachbar Orlandi, der eine Südfrüchtenhandlung in einer Vorstadt von Wien angefangen und jetzt schon seiner lahmen Schwester alle Monat 10 Gulden schickt. O mir ist gar nicht bange um mich, — mein Herz zieht mich einmal zu den Oesterreichern, und wenn einmal auf dem Markusplatz die Trikolore weht, so mag ich nicht länger hier leben."

Verdutzt über diese österreichisch-freundliche Anschauung wußte der alte Naderer dem jungen Sohne der Lagunenstadt nichts zu erwidern, welcher umgekehrt wieder sich auf seine Gesinnung nicht wenig zu Gute that, was sich in seinem Gesichte abspiegelte, während er fortfuhr:

„Sie sehen also, Signor, daß Sie von mir aus nichts zu besorgen haben und daß meine Treue gegen Sie eben so unerschütterlich ist, als meine Anhänglichkeit an die Oesterreicher. Und jetzt werden Sie wohl erlauben, Signor Leone, daß ich den Palazzo der Monna Teresa suche?"

„Geh' in Gottes Namen, mein Junge", rief Preßler und freudig eilte Polo davon, um seinen Auftrag zu vollziehen, stolz auf die diplomatische Mission, mit der er beauftragt worden war.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, zu bemerken, daß Anschauungen und Sympathien, wie sie der arme Straßenjunge gegen den alten Naderer kundgegeben, im Venetianischen und selbst in der Lombardei keineswegs so selten sind, als man vielleicht glaubt, besonders die Coloni, das heißt das Landvolk, das schlechter als der russische Leibeigene für den Nobile den fruchtbaren Boden baut, hofft noch heimlich auf die Oesterreicher, in deren Lande die Bauern lauter reiche Herren sind, wie es die heimgekehrten Söhne erzählten, deren Regimenter in deutschen Dörfern einquartirt waren.

Nach der Schlacht bei Magenta standen in vielen Ortschaften, welche die retirirende kaiserliche Armee passiren mußte, die Bauern vor den Thoren, den Niedergeschlagenen Trost zusprechend, Erfrischungen unentgeltlich anbietend und das ehrlich gemeinte: „A rivederci!" auf Wiedersehen, nachrufend.

Gegen 10 Uhr kam Polo freudestrahlend zurück und meldete sich zum Rapport bei Herrn Preßler, der ihn eben so freudig empfing.

„Nun, mein Junge, was hast Du ausgerichtet?" fragte er hastig.

„Ich weiß Alles!" jubelte Polo.

„Den Aufenthalt der Monna Teresa?"

„Ja, — der Tölpel Zeppo hat mir's ohne Anstand gesagt."

„Nun, wo haust sie?"

„Am Kanal grande, im Palazzo Mocenigo."

„Oho! ist sie also eine vornehme Dame?"

„Hm! es scheint. Sie heißt Signora Pisanelli und ist Witwe.“

„Wie Du das Alles erfahren hast.“

„Ich machte dem Zeppo weiß, ein Herr, der mir wie ein verkleideter piemontesischer Offizier vorgekommen, habe mich um die Wohnung einer Monna Teresa gefragt, welche der „guten Sache“ sehr ergeben sein soll und mir einen Zwanziger versprochen, wenn ich ihm die Behausung der Dame auskundschafte. Zeppo erschrack zwar Anfangs ein wenig, daß ich mich gerade an ihn wendete, allein ich versicherte ihm, daß ich dem Rè Vittorio Emanuele bis in den Tod ergeben sei und als ich ihm von dem versprochenen Zwanziger die Hälfte zusagte, gab er mir die Adresse.“

„Hier ist Dein Zwanziger und hier noch der halbe für Peppo, — wir müssen ihn beim Glauben lassen, daß es wirklich ein Piemonteser war, der Dich geködert,“ sagte Preßler.

„Sehr wohl,“ sagte Polo und steckte Zwanziger und Zehner ein, — wir leben sogar in der Ueberzeugung, daß er den für Peppo bestimmten Antheil nie an diesen abgeliefert hat.

„Und nun komm, Du mußt mich führen,“ sagte Preßler.

„Ich will erst frühstücken, Monna Maria wartet,“ meinte der Junge.

„Laß sie warten; ich zahle Dir einen Kaffee im Café Imperadore auf dem Markusplatz und ein halbes Dutzend Paste obendrein. Vorwärts!“

„Um so besser!“ jubelte Polo und bald saßen sie an einem jener kleinen Tischchen, die man Abends auf beiden, Vormittags aber nur auf der Schattenseite des Markusplatzes unter und vor den Arkaden der Prokurazien aufstellt, und beriethen den Feldzugsplan gegen den Palazzo Monna Teresa, unbekümmert um die Leute ringsum, welche die Köpfe zusammensteckten und über die Nachricht vom Treffen bei Montebello debattirten, welche ein Extrablatt der „Gazette ufficiale di Venezia“ so eben verkündete, zum Aerger und Schmerz der Deutschen zum maßlosen, wenn auch heimlichen Jubel der Italiener.

Preßler beschloß zuerst den Palast zu beobachten, um dessen Bewohner, sowie die Leute kennen zu lernen, die dort aus und eingingen.

Als Beobachtungspunkt empfahl Polo die kleine Strecke vor dem Fondamento auf dem rechten Ufer des Kanals, dem Palazzo Mocenigo gerade gegenüber.

Polo bekam den Auftrag, den rückwärtigen Theil der Behausung zu beobachten und sich auf einer Brücke, in der Seitengasse zu lagernd die an dem Palaste vorüber gegen die Giudecca führte; es ist nichts Seltenes auf einer venezianischen Brücke junge Tagdiebe lungern, oder schlafend zu finden, die von dieser Beschäftigung zu leben scheinen.

Mittags dann Zusammenkunft in der osteria al pescator, wo man sich seine gegenseitigen Beobachtungen mittheilen wollte.

Preßler, von Polo geführt, da er die Oertlichkeiten noch nicht so genau kannte, verfügte sich nach dem bewußten Fondamento dem Palazzo Mocenigo gegenüber.

Es waren Jäger auf der Wache an dem ärarischen Gebäude daselbst, sie saßen auf einer Bank, vor der Wachstube ihr Pfeifchen oder eine Virginia rauchend und in den Kanal hinausgähnend.

Die Leute waren gestern Mittags auf die Wache gekommen, hatten die Nacht hier zugebracht und sahen ihrer Ablösung entgegen, welche zwischen zwölf und zwei erfolgen mußte.

Preßler erkannte mit dem richtigen Blick des ehemaligen Polizeiagenten, daß es zur Beobachtung des Palazzo Mocenigo kaum einen geeigneteren Punkt geben dürfte, als das etwas erblindete Fenster der kleinen Wachstube, welche nicht nur die Hauptfacade des alterthümlichen Gebäudes, sondern auch den rechts neben demselben vorbeiführenden kleinen Kanal beherrschte, der von dem Bogen jener Brücke überwölbt war, auf welcher Polo sein Observatorium nehmen sollte, um die übrigen Oertlichkeiten des Palazzo Mocenigo im Auge zu behalten.

Es handelte sich darum, mit den Jägern ein Gespräch anzufangen, was jedenfalls nicht schwer fallen konnte, da ihr Dialekt sie als Nieder-Oesterreicher kund gab.

„Guten Morgen," meine Herren", sagte der alte Naderer, in jener freundlichen Ausdrucksweise, wie sie eben nur dem Wiener eigen ist, wenn er seinen Dialekt spricht.

„Guten Morgen, erwiderten eben so freundlich die Jäger, da sie diesen Dialekt hörten.

Schlechte Garnison hier in Venedig! nicht wahr?" fuhr Preßler fort, seine Zigarrentasche ziehend.

„Hm! s'geht an", antwortete einer der Soldaten, „als Garnison ist es gar nicht so übel! man lebt nicht schlecht als Soldat, Brod, Fleisch, Gemüse ist billig, der Wein nicht schlecht."

„Man findet gute Zigarren", setzte der Zweite hinzu.

„Und hübsche Mädel", schloß der kommandirende Unterjäger die Lobrede auf Venedig, die wenigstens vom Standpunkte des gemeinen Soldaten, der eine Garnison nur nach ihren materiellen Genüssen beurtheilt, vollkommen gerechtfertigt war.

„Kann ich vielleicht aufwarten?" sagte Preßler, sein Etui öffnend und anbietend.

So etwas verschmäht ein So'dat nie. Ein Glas Wein, eine Zigarre und ein Kuß sind Dinge, zu deren Empfang ein Soldat jeden Augenblick bereit ist. Die Jäger griffen also herzhaft zu, während Preßler fortfuhr:

„Haben die Herren schon die große Neuigkeit gehört?"

„Was für eine Neuigkeit?" fragte der Unterjäger.

„Nun vom Kriegsschauplatz," anwortete Preßler.

„Vom Kriegsschauplatz?" schrieen alle zugleich, „was denn? erzählen Sie!"

„'s hat Schläge gegeben," sprach Preßler mit ernstem Gesichte.

„Na Gott sei Dank," sagte der Unterjäger, „daß es endlich einmal dazu gekommen ist, und daß die Sakerments rothen Hosen ausgeklopft worden sind."

Ein Soldat der österreichischen Armee von 1859 konnte sich die Sache gar nicht anders denken, das Vertrauen in die Unbesiegbarkeit des Heeres, in die Unfehlbarkeit der Dispositionen und in die Führer, welche Radetzky's Ruhmes-Herrschaft übernommen hatten, war so groß, daß vielleicht gerade diese übergroße Zuversicht, die lächelnd mit der Gefahr spielte, zu den Mißerfolgen beitrug, welche die Geschichte bald zu verzeichnen haben sollte.

Preßler schüttelte heftig den Kopf über die Bemerkung des Soldaten.

„Sie sind im Irrthum, Herr Unterjäger," sagte er, „diesmal war es nicht der Fall. Die Franzosen sind nicht geklopft worden; aber das nächste Mal wird's schon besser gehen."

„Wie meinen Sie?" fragte der Jäger, die Brauen zusammenziehend, während die beiden anderen Jäger, so wie der auf dem Posten befindliche, der mit halbem Ohr zugehört hatte, finsteren Blickes den Unheil verkündenden Todtenvogel von oben bis unten maßen.

„Ich meine gar nichts, ich berichte nur Thatsachen. Die telegrafische Depesche, die bereits in der Zeitung steht, besagt, daß Graf

Stadion mit Husaren, Jägern und dem Regimente Heß bei Montebello auf die Franzosen gestoßen und nach einem heftigen, tapfern Kampfe, wobei viele Oesterreicher gefallen, den Rückzug nach Pavia über den Ticino beim Brückenkopf von Vocarizza bewerkstelligt habe."

„Das ist nicht wahr!" schrie der Unterjäger.

„Wir lassen uns nicht schlagen!"

„Der wälische Zeitungsschreiber hat gelogen!"

„Oder vielleicht dieser Herr, der mit Zigarren aufwartet."

„Sind Sie vielleicht ein Spion?"

„Ein Soldatenverführer?"

So klang es wild durch einander aus dem Munde der Soldaten, die an eine Niederlage nicht glauben wollten. Ihre Fäuste ballten sich, ihre Blicke maßen drohend den Unglücksbotschafter und die trüben Wellen des Kanal grande. Vergebens suchte Preßler durch ein wiederholt eingeworfenes: „Aber meine Herren!" — die Aufgeregten zu besänftigen, der Lärm ward immer größer, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht eine neue Person auf den Schauplatz getreten wäre, ebenfalls ein Jäger, der sich durch ein Schläfchen auf der Bank in der Wachstube von den Strapatzen des nächtlichen Wachestehens erholt hatte, aber von dem Spektakel geweckt, in die Thür trat und mit raschem Blicke die Personen dieser Szene überschaute.

„He Hollah! was habt Ihr denn, daß Ihr die Leute aus dem Schlafe schreit?" fragte er.

„Einen Spion haben wir hier! einen Soldaten-Aufwiegler! einen Verführer und Verleumder, der behauptet, daß unsere Kameraden von den Franzosen geklopft worden sind! das gibt's nicht, ewig nicht!" erscholl es.

„S' hat's aber doch gegeben!" rief echt wienerisch der vor Aerger hingerissene Ur-Wiener.

„Werft den verkleideten Wälischen in den Kanal!" schrie der aufgeregteste der Soldaten.

„Aber Franzl," versetzte der neuhinzugetretene Jäger in jenem gemüthlichen Tone, der vom Wiener gegen den Wiener angeschlagen nie die Wirkung verfehlt, „Dir muß rein die Polenta in den Kopf gestiegen sein, wenn Du einen Mann mit dieser Sprache für einen Italiener halten kannst. Uebrigens stehe ich gut für diesen Herrn, er ist nicht blos ein Wiener, sondern auch ein Gutgesinnter und oben-

drein im Staatsdienste, Herr Leopold Preßler, Beamter, — was wollt Ihr noch mehr Kameraden?"

Die Gesichter der Soldaten änderten sich nach dieser Erklärung wesentlich, während der junge Soldat gegen Preßler gewendet fortfuhr:

„Ich habe sie gleich erkannt, Herr Preßler, wenn Sie auch ein Bischen gealtert, verändert haben Sie sich nicht viel; aber ich muß mich wohl sehr verändert haben, da Sie mich nicht mehr erkennen?"

Aufmerksam forschte der alte Naderer in den Zügen des bildschönen, kaum neunzehnjährigen Soldaten; Erinnerungen tauchten in ihm auf und finsteren Blickes fragte er:

„Wenn ich nicht irre, so sind Sie —?"

„Albert Kolb," erwiderte der Jäger, „Ihr kleiner Nachbar von der Laimgrube, den das Schicksal in eine Jägeruniform gesteckt, und nach Italien verschlagen hat. Sehen Sie mich nicht so finster an, Herr Preßler, ich weiß, meine Familie hat Ihnen viel Leid zugefügt, allein was kann denn ich dafür, ich habe Sie stets lieb gehabt, Sie und die kleine Minna, die jetzt wohl schon recht groß geworden sein muß. — Geben Sie mir Ihre Hand, Herr Preßler."

Und mit der freundlichsten, gewinnendsten Geberde hielt der junge Soldat dem alten Naderer die Hand entgegen.

Preßler hätte kein Wiener sein müssen, wenn er die herzlich gebotene Hand des jungen Soldaten nicht angenommen hätte; er schlug also ein und sagte:

„Im Grunde genommen haben Sie Recht! was können Sie für all das, was Ihr Vater und noch mehr Ihr Bruder mir angethan haben."

Der junge Soldat stieß einen Seufzer aus, die Erinnerung an seine Familie war ihm nicht angenehm, während Preßler, der dies wohl bemerkte, fortfuhr:

„Aber sagen Sie mir nun, wie kommen Sie in die Uniform und in dieses Land?"

„Die Geschichte ist ganz einfach", erwiderte der Jäger, „vielleicht wissen Sie, daß mein Bruder während der Oktoberrevolution Adjutant bei einem Freikorps war. Ob er im Kampfe gefallen, oder in der Gefangenschaft starb, ob er rechtzeitig sich geflüchtet, wir haben es nie erfahren. Mein Vater würde auch, selbst wenn er etwas wüßte, mir, dem achtjährigen Buben, kaum etwas davon gesagt haben.

Inzwischen brach jene Katastrophe aus, bei der Sie ja auch mit einigen Gulden —"

„Sage fünfhundert Konventions-Münze", schaltete Preßler ein.

„in Mitleidenschaft gezogen wurden", redete der Jäger weiter, „mein Vater ward zu mehrjähriger Kerkerhaft verurtheilt; mich, die arme Waise, nahm ein weitschichtiger Anverwandter meiner Mutter in sein Haus, und ich muß sagen, er hat als Ehrenmann an mir gehandelt, ließ mich tüchtig erziehen und zu einem ordentlichen Menschen heranbilden; ich trat im vorigen Jahre als Praktikant beim Magistrat ein, allein ein halbes Jahr später starb mein Verwandter, der ebenfalls Beamter gewesen war, und obwohl seine Witwe Mutterstelle an mir übte, sah ich doch, daß sie mit ihrer kleinen Pension und mit der geringen Revenue aus der Hinterlassenschaft ihres Mannes unmöglich mich erwachsenen Menschen auch noch erhalten konnte, ohne ihre eigenen beiden Kinder zu verkürzen.

„Da brach eben der Krieg aus, und schnell entschlossen, ließ ich mich als Freiwilliger bei einem Jägerbataillon engagiren, das nach Italien marschirte.

„Ich hoffte, daß wir direkt bis auf den Kriegsschauplatz marschiren würden, allein wir wurden in Venedig zur Verstärkung der Garnison zurückbehalten, und da liegen wir jetzt und warten auf die Franzosen."

„Na, ich hoffe, daß wir auch noch daran kommen werden und daß es mir gelingt, den ehrlichen Namen meiner Familie, der durch Vater und Bruder ein wenig gelitten hat, entweder wieder zu Ehren zu bringen, oder auf einem Schlachtfeld wenigstens einen ehrlichen Soldatentod zu finden."

Dem wackern Jüngling traten die Thränen in die Augen, als er so redete; auch Preßler fühlte, wie ihm feucht vor den Blicken wurde; er drückte nochmals die Hand des braven jungen Mannes und rief:

„Das ist brav, das ist schön, mein lieber Herr Albert, Sie hätten wahrhaftig nichts Besseres thun können, als Ihren Arm dem Vaterland zu weihen. Weiß Gott, wenn ich nicht ein so alter Kerl wäre, dessen morsche Knochen nichts mehr taugen, ich ginge selbst noch zum Militär. Aber da das nun einmal nicht geht, so erlauben Sie mir wenigstens, meine Herren, ein kleines Frühstück zum Besten

zu geben, denn Sie werden heute vielleicht erst um 2 oder 3 Uhr abgelöst und kommen vor 4 Uhr nicht zur Menage heim."

Der Vorschlag wurde von den sämmtlichen Jägern mit Enthusiasmus angenommen, — der alte Naderer eilte in die nächste Osteria, nahm den Wein gleich selbst, bestellte eine Schüssel voll stuffata, was auf den Wiener Gasthaus-Tarifen zu Stoffad verstümmelt wird und bald prangte die stark riechende Speise auf dem einfachen Tische der Wachstube, für die Jäger im strengsten Sinne des Wortes ein gefundenes Essen.

Preßler verfolgte dabei einen doppelten Zweck, einmal that es seinem Herzen wohl, den tapfern Landsleuten und besonders dem Spielgenossen seiner unvergeßlichen Minna einen guten Tag bereiten zu können; andererseits wurde es ihm dadurch möglich, in der Wachstube zu bleiben und den jenseits des Kanals liegenden Palazzo Mocenigo zu beobachten, wo die geheimnißvolle Monna Teresa hauste, welche die anti-österreichisch gesinnten Gondoliers besoldete.

Man war bei der zweiten Flasche, da trat ein zerlumpter Fachin an die offene Thür der Wachstube, nahm demüthig die phrygische Mütze ab und fragte:

„Signor Alberto?"

„Was will der Kerl da mit seinem Kauderwälsch?" schrie der Unterjäger, dessen kriegerische Stimmung durch den feurigen Valpulcello erhöht war, „wir sind gute Oesterreicher und verstehen Eure Sprache nicht. Also links um, marsch!"

Der Lastträger schien aber das Deutsche eben so wenig zu verstehen, als der Herr Unterjäger das Italienische, denn er blieb stehen und fragte noch einmal, nur etwas lauter:

„Signor Alberto?"

„Er fragt um einen Herrn Albert", dolmetschte Preßler, der sein Licht leuchten und seine Kenntniß des Italienischen merken ließ, „heißt außer Herrn Kolb noch Jemand von Ihnen so?"

„Niemand", bestätigten die Jäger.

„Nun, dann sucht der Mann offenbar Sie, Herr Albert", meinte Preßler.

„Mich?" sagte Albert Kolb verwundert, „ich wüßte nicht, was er von mir wollen könnte."

Der alte Naderer rief den Fachino in die Wachstube und fragte italienisch:

„Was wollt Ihr denn von Herrn Albert?"

„Ich habe einen Brief an ihn zu bestellen," antwortete der Venetianer, froh, daß er Jemanden hatte, mit dem er sich verständigen konnte.

Preßler verdolmetschte sofort seinem jungen Freunde, was der Fachin gesprochen.

„Einen Brief an mich? das ist nicht möglich!" meinte dieser, „ich kenne in ganz Venedig keine menschliche Seele. Wer sollte an mich schreiben?"

„Wer hat Euch den Brief gegeben?" fragte Preßler den Boten.

„Eine junge, sehr schöne, elegante Dame, die aus der Markuskirche kam," erzählte der Fachino, „sie trug mir auf, nach dem Fondamento Carbioti zu gehen, und auf der Wachstube nach einem Jäger zu fragen, welcher Albert heiße, — seinen andern Namen wisse sie nicht. Der Platz ist hier, Herr Albert ist auch hier, — warum nimmt er den Brief nicht?"

Preßler schüttelte den Kopf, noch mehr aber der junge Soldat, als ihm die Antwort verdolmetscht wurde; fast erschrocken ließ er zurückfragen:

„Und war diese junge, schöne, elegante Dame eine Deutsche oder eine Italienerin?"

„Sie sprach das reinste Italienisch," erwiderte der Fachin, „Haare und Augen kohlschwarz."

„Wir gratuliren!" riefen die Jäger lachend, „vielleicht hast Du eine Herzogin erobert."

„Nimm doch wenigstens den Brief, damit Du erfährst, was man von Dir will," sagte der Unterjäger.

„Das ist wohl das Gescheideste," bestätigte Preßler.

Fast verlegen nahm der Jäger den Brief aus der Hand des Fachins, der sofort verschwand; mit einer gewissen Scheu erbrach er das Siegel, das nur den Buchstaben G zeigte.

Mit einem Ausrufe der Enttäuschung gab er den Brief an Preßler:

„Da haben wir's! Italienisch! Es kann offenbar nicht mich angehen. Wer soll mir in einer Stadt, wo ich Niemand kenne, in einer Sprache schreiben, die ich nicht verstehe."

„Wie gesagt, Du wirst eine Eroberung gemacht haben, wenigstens eine Herzogin, die nicht deutsch versteht und der Du Lektionen im Deutschen geben mußt," sagte lachend der Unterjäger, „nur d'rauf los, Kurasche Bajazzo!"

Alle lachten, während Albert fast ärgerlich ausrief:

„Und ich sage Euch, Ihr werdet sehen, es geht mich gar nicht an."

„Es scheint denn doch, Sie anzugehen," sagte Preßler, der inzwischen den Brief studirt und so ziemlich übersetzt hatte. „Hören Sie was die geheimnißvolle Unbekannte schreibt."

„Nun? was denn?" riefen Alle, neugierig die Köpfe zusammensteckend.

Preßler las:

„Herr Albert! Wenn Ihnen dieser Name zukömmt, wenn Sie wirklich Derjenige sind, für den man Sie hält, nämlich der Sohn des Schustermeisters in Wien, an dessen Namen man sich nimmer erinnert, der aber, wie man weiß, in einer Vorstadt der Residenz wohnte, so werden Sie aufgefordert, heute Abends um 10 Uhr sich auf der rechten Seite der Rialto-Brücke einzufinden. Ein Gondolier wird Sie dort mit dem gewöhnlichen Rufe: Barca signor? anreden, fragen Sie ihn nach dem Namen seiner Gondel und er wird antworten: „Sempre fedele." Vertrauen Sie sich diesem Manne — er wird Sie in seiner Gondel an einem Ort führen, wo man Ihnen eben so wichtige als angenehme Mittheilungen zu machen hat. Kommen Sie gewiß, sonst müßte man glauben, Sie haben Furcht.

Sempre fadele." *)

Albert ließ den Brief sinken, verdutzt sahen sich die andern Jäger an.

„Das ist eine schöne Geschichte," meinte der Unterjäger, „wie in einem Theaterstücke."

---

*) Immer treu.

„Das kann ein böses Ende nehmen," meinte ein Anderer, „diese tückischen Wälschen locken Dich vielleicht in irgend eine Spelunke und murksen Dich ab."

„So lang ich mein Haubajonnet habe, wird ihnen das nicht so leicht werden," meinte Albert.

„Viele Hunde sind des Hasen Tod," warnte der Unterjäger, „geh' nicht!"

„Geh' nicht!" klang es im Chorus.

„Ich bin aber kein Hase," rief der muthige Wiener ärgerlich, „und darum werde ich gehen. Vielleicht ist das nur so ein wälischer Juxbruder, der sich einen Spaß machen will und am Ende seines Briefes hinschreibt: Wenn Sie nicht kommen, müßte man glauben, Sie haben Furcht. Kann ich als kaiserlicher Jäger das auf mir sitzen lassen. Sollen die Polentafresser die Freude haben, sich in ihren Wein- und Kaffeekneipen rühmen zu dürfen, ein österreichischer Soldat habe sich vor ihnen gefürchtet. Vielleicht ist die junge, elegante Dame nur ein Lockmittel des Fachins und in Wahrheit wartet meiner irgend eine alte Vettel, die mit ihren abgeblühten Reizen einen Oesterreicher ködern will. Das Abenteuer flößt mir sehr wenig Interesse ein, aber gehen muß ich, Schanden halber, wenn ich nicht für einen Hasenfuß gelten will."

„Da hat er Recht," meinten die anderen Jäger, rasch umgestimmt, als sie durch die Wendung, welche Albert der Sache gab, die Ehre des Rockes, den sie trugen, gefährdet sahen.

„Sie werden überhaupt nicht gehen können," meinte Preßler, der ruhig zugehört hatte, „denn nach diesem Briefe soll das geheimnißvolle Rendezvous um 10 Uhr Abends stattfinden. Um 8 Uhr erfolgt der Sperrschuß, der Zapfenstreich und Retraite. Wie wollen Sie nach der Retraite sich in eine geheimnißvolle Fahrt einlassen, die vielleicht die ganze Nacht dauern kann. Wer weiß, wann Sie in die Kaserne zurück kämen."

„Hm!" machte Albert Kolb, „das wäre wohl kein Grund. Wenn wir heute abgelöst werden, habe ich zwei Tage dienstfrei. Hauptmann Sempacher verwendet mich häufig zum Schreiben, da er kein Freund vom Arbeiten mit der Feder ist und dem ehemaligen Magistrats-Praktikanten ruhig seine Elaborate anvertrauen kann. Dafür erlaubt er mir aber, manchmal über die Retraite auszubleiben

und wenn's auch noch so lange dauert. Ich will ihn heute anreden, und werde bei dem geheimnißvollen Stelldichein erscheinen."

„Und ich werde dabei sein, ohne daß Du es weißt," dachte der alte Naderer still für sich, „der Bursche gefällt mir, und es sollte mir Leid thun, wenn ihm ein Unglück passirte."

„Kameraden!" rief der Unterjäger plötzlich mit einem gelinden Schrecken, „horcht einmal! es schlägt Eins! Die Ablösung kann jeden Augenblick kommen und wenn man uns hier bei einem Traktament findet, so können wir Verdrießlichkeiten haben; also schnell abgeräumt, fort mit Tellern, Gläsern, Flaschen und mit Allem, was nicht herein gehört."

Preßler verstand diesen ziemlich deutlichen Wink und empfahl sich, nachdem er noch früher dem jungen Soldaten seine Adresse gegeben und ihn eingeladen hatte, ihn zu besuchen.

Dann trat er aus der Wachstube und warf über den Kanal hinüber einen forschenden Blick nach dem Palazzo Mocenigo. Ruhig spiegelte er seine gothischen Massen im Kanal, kein Laut regte sich drüben, das Thor mit den breiten Stufen, die zur stillen Flut des Kanals herabführten, war eben so geschlossen, wie die Fenster, die man in Venedig der Hitze wegen mit Spalett-Läden verdunkelt. Hätte nicht eine dünne Rauchsäule aus dem Schornstein die Anwesenheit kochender, also lebender Geschöpfe angedeutet, man hätte den Palast für unbewohnt halten können.

Preßler's Blick flog durch den schmalen Kanal rechts von der Façade des Palastes bis zu der Brücke, welche hinter dem Palazzo zwei schmale Gäßchen verband und von welcher Polo die Seiten und Hinterfläche des gothischen Gebäudes beobachten sollte. Polo lag flach auf der Brücke, so ruhig, als ob er schliefe, was nach den Strapatzen der abgelaufenen Nacht nicht nur möglich, sondern sogar glaublich war.

„Ich will doch einmal meinen Posten inspiciren," sagte der alte Naderer, „und wenn ich ihn auch schlafend finde, so soll er deshalb doch kein böses Wort von mir bekommen. Ich könnt' es dem armen Buben wahrhaftig nicht übel nehmen, da er die ganze Nacht für mich herumgelaufen, wenn er eingeschlafen wäre."

Mit dieser echt christlichen Gesinnung verfügte sich Preßler zum nächsten Tragetto am Fondamento Carbioti und ließ sich auf's andere Ufer des Kanals übersetzen; auf einigen Umwegen erreichte er die

Brücke, die nach dem Palaste Ponte Mocenigo hieß und wo sein treuer Polo Schildwache lag.

Der Junge richtete sich ein wenig auf, als Preßler auf die Brücke trat.

„Ecco," rief der alte Naderer erstaunt, „Du bist wach, Polo, ich meinte, Du schliefest."

„Ich schlafe nie, wenn ich auf etwas aufzupassen habe," erwiderte der schlaue Bursche.

„Und hast Du was beobachtet?„

„Hm! was zu sehen war, habe ich gesehen, — eine bildschöne junge Dame ist per Gondel heimgekommen und an der Treppe im kleinen Kanal abgestiegen?"

„Das ist nichts Merkwürdiges, Sonst nichts?"

„O, ja, noch viel was Merwürdigeres! Ich bin von noch Jemand beauftragt worden, den Palazzo Mocenigo zu beobachten."

„Von noch Jemand?!" rief Preßler erstaunt.

„Ja wohl," erwiderte Polo lustig, „und er hat mir sogar fünf Soldi dafür gegeben und noch fünf versprochen, der Schmutzian, mögen seine Eingeweide verfaulen."

„Es scheint also," dachte Preßler bei sich, „daß auch andere Leute noch Antheil an diesem geheimnißvollen Hause nehmen, das so ruhig daliegt und laut setzte er hinzu: „Und wie sah denn das Individuum aus, das Dir so glänzende Versprechungen machte, mein treuer Polo?"

„Hm! das ist schwer zu sagen," meinte der pfiffige Bursche, „nach seinen abgetragenen Kleidern hätte man ihn kaum für was Rechtes gehalten, allein er trug im Vorhemd eine Nadel und an der Hand einen Ring, und in der Nadel wie im Ring prangte ein Brillant, den jeder Juwelier auf dem Markusplatz, Christophle nicht ausgenommen, mit Vergnügen in seinen Auslagkasten zur Schau gestellt hätte."

„Und was verlangte dieser seltsame Herr von Dir in Betreff des Hauses?"

„Er fragte mich zuerst, ob ich hier meinen gewöhnlichen Standplatz habe, — ich antwortete darauf, daß ich liegen könne, wo ich wolle. Er fragte weiter, warum ich nicht lieber daheim im Bette liege. Weil mich dort die Flöhe beißen, gab ich zur Antwort. Er lachte, nannte mich einen kecken Burschen und meinte, da ich doch schon einmal daläge, so könnte ich mir die Zeit vertreiben, wenn ich darauf Acht gäbe, ob am Abend nicht ein kaiserlicher Offizier durch

das Hinterpförtchen des Palastes Mocenigo eingelassen werde. Er selbst habe Abends keine Zeit sich zu überzeugen, da er in Geschäften außer Venedig zu thun habe; es sei ihm aber daran gelegen, etwas Gewisses zu erfahren. Ich sagte zu, — er zahlte mich, der Filz und ging."

Preßler dachte einen Augenblick nach.

„Jedenfalls ist das ein sehr bedenkliches Haus," brummte er vor sich hin, „den jungen Jäger lockt man zu einem Rendezvous, und ein Hauptmann, der aus und eingeht, wird von einem Andern beobachtet. Die Briefe, die mit dem Miste der Polizei heimlich ausgeführt werden, kommen hier vorüber und der Barcajuol bringt der Besitzerin des Hauses Nachrichten vom Kriegsschauplatz, die er heimlich auf der Polizei-Direktion erlauscht hat. Gründe genug, um dieses Haus invigiliren zu lassen. Ich will doch mit dem Herrn Polizei-Kommissär Ferrari reden, an den mich Herr von Felsthal rekommandirt hat. — Polo, mein Junge," setzte er laut hinzu, „komm' mit; wir wissen bereits genug, — Du hast gewiß Hunger?"

„O gewiß, Signor Leone, sehr viel Hunger," rief Polo, indem er aufsprang, wie der Hund auf den Ruf des Jägers, der ihm das Ablassen von dem gestellten Wilde andeutet.

„Nun, so komm! Wir wollen zuerst in der Stella d'Oro zu Mittag essen, tüchtig, auf deutsche Weise, damit Du siehst, daß die deutsche Küche eben soviel werth ist, wie die deutschen Herzen, für die Du so gewaltig schwärmst. Dann wollen wir unsere Schritte thun, um den Ereignissen dieses Abends gerüstet entgegen zu treten."

Und die beiden, an Alter und Nationalität so verschiedenen Menschen eilten von der Brücke gegen den Kanal Grande, um eine Barke nach dem deutschen Gasthause zu nehmen, Polo leuchtend vor Vergnügen, da ihm eine gute Mahlzeit in Aussicht gestellt war, Preßler ebenfalls sehr zufrieden, da er die Resultate seiner Naderei auf eigene Faust für solche hielt, daß sie ihm wenn auch nicht eine Anerkennung, doch jedenfalls eine gute Meinung bei seinen Vorgesetzten eintragen mußte.

Drittes Kapitel.

Die Schreckensnacht im Palazzo Mocenigo.

In jener Zeit, das heißt zwischen dem Treffen von Montebello und der Schlacht bei Magenta befand sich Venedig in einer fieberhaften Aufregung, gleichwohl herrschte eine unheimliche Stille, denn die Vorkehrungen waren nicht nur gegen den äußern, sondern auch gegen den innern Feind in der umfassendsten Weise getroffen, der Kriegszustand war erklärt, scharfe Patrouillen durchzogen und durchschifften die Stadt nach allen Richtungen und die Polizei hatte ihre Thätigkeit verdoppelt. Die Italianissimi fühlten das wohl und sie hüteten sich vor ernsteren Demonstrationen; man hätte ihre Anwesenheit in der Lagunenstadt beinahe bezweifeln können, wenn nicht hier und da eine explodirende Petarde, eine über Nacht aufgehißte Trikolore oder ein Dutzend Hunde, die schwarzgelb angestrichen, über den Markusplatz rannten, das Vorhandensein der Anhänger des geheimnißvollen Comitato Veneto dargethan, in einer unschädlichen, aber für die Deutschen höchst beleidigenden Weise.

Um zehn Uhr Nachts lag Venedig in tiefer Stille, das Schreien, Lärmen und Singen früherer Tage war vorüber, keine Mandoline klang unter den Balkons, kein Ständchen von sonoren Männerstimmen widerhallte unter den Fenstern, selbst jene Enthusiasten, die aus Mangel an Stimme die populärsten Melodien von Verdi und Rici so kunst- und kraftvoll zu pfeifen pflegten, daß man es eine Viertelstunde weit hörte, waren verstummt und weithin konnte man in der geisterhaften Stille den Klang des Hammers vernehmen, als dieser auf der Torre dell' Orologio anschlagend die zehnte Stunde verkündete.

In diesem Augenblicke erschien auf den alten, verwitterten Steinen, welche das kleine Plätzchen bezeichnen, wo in Venedig die Fische verkauft werden, ein stattlicher Soldat in österreichischer Jägeruniform; der Mond fiel hell auf die schlanke Gestalt des Jägers und auf die dem Markte zugekehrte Seite der Rialtobrücke; in dem Schatten, welchen das Meisterwerk des Antonio da Ponte gegen den obern Theil des Kanals warf, lag eine schwarze Gondel, deren Führer zu schlafen schien, während im Innern des niedern Gondelhäuschens ein Mann

saß, der einem vorsichtig aus der Gondel hinausspähenden Knaben fortwährend Aufmerksamkeit empfahl, obwohl der Bursche den Fischplatz und die dort liegende Barke nicht eine Sekunde aus den Augen ließ.

Der Jäger war, wie gesagt an den Rand des Kanales getreten, — der Barcajuol, der aufmerksam das Ufer beobachtete, rief ihm sogleich die übliche Formel zu:

„Barca, signor?" *)

„Il nome della barca?" **) fragte der Soldat, dem man es ansah, daß er die Worte eingelernt hatte.

„Sempre fedele," antwortete der Barcajuol lächelnd, dem Jäger die Hand reichend, dadurch schon kund gebend, das er ihn für einen Fremden hielt, was der junge Soldat auch dadurch bestätigte, daß er mit dem Gesichte voraus, in die Gondel sprang, während der echte Venezianer immer umgekehrt, das Auge dem Ufer zugewendet, in die Gondel steigt, ein sicheres Zeichen, um den Einheimischen von dem Fremden zu unterscheiden.

„Avanti!" befahl der Eingestiegene,

„Lo so (weiß es)!" antwortete der Barcajuol mit einem pfiffigen Lächeln und setzte das Ruder ein.

Die Barke glitt pfeilschnell den Kanal hinab, — etwa fünfzig Klafter mochte sie vorwärts gekommen sein, da löste sich auch die dunkle Gondel, die im Schatten der Rialtobrücke gelegen war, vom Ufer und folgte mit leisem Ruderschlage, kaum bemerkbar in ihrem schwarzen Tuchüberzuge, der Barke „Sempre fedele" in gemessener Entfernung, dieselbe nicht aus dem Auge verlierend.

Etwa fünfzig Klafter oberhalb der Brücke lag eine zweite größere Barke, die sich, da die Gondel abruderte, ebenfalls in Bewegung setzte, und der Gondel folgte. Diese Barke war mit fünf tüchtigen Männer besetzt und obwohl diese in Zivil waren, kündete ihr ganzes Aussehen, daß sie nicht zu ihrer Unterhaltung, sondern zu einem ernsteren Zwecke diese nächtige Kanalfahrt unternahmen.

Die Barke mit dem Jäger hatte den kleinen Kanal erreicht, der vom Kanal Grande an der Seitenfacade des Palazzo Mocenigo vorüber

---

*) „Eine Barke gefällig, Herr?" Wie das Wienerische: „Fahr m'r, 'r Gnaden?"

**) Wie heißt die Barke?" Jede Barke hat ihren eigenen Namen und ihre Nummer.

unter dem Ponte Mocenigo durchführt; dort bog der Barcajuol ein und brachte mit zwei Ruderschlägen das Schifflein an die Seitenpforte des Palastes, die halb geöffnet, beim Anlegen der Barke sich vollends aufthat, während die Stimme eines alten Bedienten dem aus der Barke zuspringenden Jäger in italienischer Sprache zunäselte:

„Darf ich fragen, was dieselben hier wünschen und ob" —

„Sempre fedele! (Stets getreu!)" antwortete der deutsche Soldat, ohne zu wissen, ob es paßte oder nicht und sofort ergriff der Diener seine Hand und führte ihn in's Innere des Gebäudes.

In demselben Momente, in welchem der junge Soldat aus der Barke ans Land sprang, um in dem geheimnißvoll geöffneten Pförtchen des Palazza Mocenigo zu verschwinden, legte die schwarze Gondel, welche gefolgt war, an der Ecke des schmalen Kanals an, während der Gondolier von „Sempre fedele" im Schatten hinter der Mocenigo-Brücke verschwand. Der Führer der schwarzen Gondel band sein Schifflein an einem der blau und gelb gestreiften Standpfähle, während gleichzeitig ein Knabe aus der Gondel ans Land sprang und wie eine Katze am Ufer hinhuschend durch ein Seitengäßchen den Ponte Mocenigo erreichte.

Inzwischen war auch am jenseitigen Ufer des Kanals die größere Barke erschienen von der wir gesprochen haben; sie legte sich an dem Fondamento fest, auf dem sich Vormittags die Jägerwache befunden hatte, die jetzt durch Infanterie von jenem Regiment ersetzt war, bei welchem Graf Kolosy als Hauptmann diente. Der Korporal des Wachtpostens wollte das Anlegen der Barke unmittelbar an den Stufen der Treppe, die vom Fondomento in den Kanal führten, nicht dulden, aber ein paar Worte der Verständigung mit dem Manne, welcher die andern im Schiffe zu kommandiren schien, reichten hin, um den Unteroffizier zu beruhigen und zu versprechen, daß er im Nothfall seine Mannschaft zur Verfügung stelle, worauf beide Theile zufrieden, sich auf die Lauer legten.

Von all' dem konnte Preßler — denn er war der Mann auf der entgegengesetzten Seite des Kanals, — natürlich nichts sehen, da die Entfernung zu groß war. Er hatte nicht einmal die Gewißheit, ob die Barke auch wirklich diejenige sei, die er erwartete. Allein man hatte für alle Fälle Zeichen verabredet. Preßler zog ein Zündhölzchen aus der Tasche, rieb es an, hielt das brennende einen Augenblick über den

Rand der Gondel und ließ es dann ins Wasser des Kanals fallen, wo es zischend erlosch.

Augenblicklich flammte auch am Bord der Barke jenseits ein Lichtlein auf, um eben so wie ein fallender Stern ins Wasser zu gleiten und zu erlöschen.

„Sie sind's," brummte Preßler für sich, „jetzt kann geschehen, was da will, wir sind in Bereitschaft."

So verstrich diese Stunde.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Wir begeben uns nun in das Innere des Palazzo, um zu erfahren, welche Abenteuer der Jäger Albert Kolb daselbst erlebte; wir langen vor ihm im Palais an.

Es war zwischen acht und neun, als Monna Teresa wieder einmal über Migraine klagend sich in ihr Schlafgemach zurückzog. Papa Keszter Sandor im Reiseanzuge verabschiedete sich von seiner Gattin, die eine empfindsame Thräne zerdrückte, da sie wohl wußte, daß der alte Oesterreicherfeind, der als Spion den Piemontesen und Franzosen diente, das Aeußerste zu fürchten hatte, wenn er den Kaiserlichen in die Hände fiel. Allein der alte Magyar war an Gefahren dieser Art gewöhnt und seine Vorsichtsmaßregeln waren bereits gut getroffen.

Er saß, die neunte Stunde erwartend, bei seiner Tochter, die guten Lehren wiederholend, welche er ihr in Betreff des Grafen gegeben, den man zum Treubruch verleiten wollte.

Schweigend, zerstreut hörte ihm Guglielma zu, ihre Gedanken waren offenbar anderswo.

„Es thut mir Leid," sagte der alte Revolutionsmann, „daß der Graf heute nicht kommt. Jetzt, wo das, was ich Dir gesagt habe, noch frisch in deinem Gedächtniß, wäre es vielleicht am ersten möglich, daß Du das auch thätest, was Du mir versprochen."

Die schöne Italienerin — (dürfen wir das Kind des ungarischen Tänzers so nennen?) — neigte ungeduldig das Haupt, woran sich übrigens Herr Keszter wenig stieß.

„Weißt Du es denn gewiß, daß der Graf nicht kommen wird?" fragte er.

„Ich erhielt heute Morgens um 8 Uhr ein Billet, das mir sein Bursche überbrachte, lesen sie selbst," sagte Guglielma, ein

Briefchen aus dem Busen ziehend und es ihrem Vater überreichend.

Keszter Sandor las, wie folgt:

„Mein theures Fräulein! Obwohl ich gestern Abends Sie in einer Stimmung verließ, als ob ich nimmer wiederkehren würde, so bin ich doch jetzt um 5 Uhr, wo Tagesreveille geschlagen wird, ganz anderer Meinung. Sie wissen ja: Ueber Nacht kommt Rath, und ich fühle es, daß ich ohne Sie nicht leben kann, weshalb ich Sie um Vergebung bitte und zugleich um Nachsicht, damit Sie mein Wegbleiben heute Abends nicht etwa für kindisches Schmollen, sondern für einen Akt der Nothwendigkeit halten, herbeigeführt durch eine jener Zufälligkeiten, denen wir Soldaten jeden Augenblick unterliegen. Hauptmann Baron Arming, dem mit seiner Kompagnie der Posten in San Clemente angewiesen ist, wurde gestern Abend plötzlich krank, und als ich heimkam, erhielt ich sofort Ordre, statt des Erkrankten die Kompagnie und das Postenkommando zu übernehmen. Nicht einmal Zeit habe ich, Ihnen Adieu zu sagen, denn um 6 Uhr führt mich die Marine auf die langweilige Insel, und ich will mir nicht Ihre Ungnade zuziehen, indem ich Sie vor 8 Uhr Morgens wecken lasse. Nehmen Sie also meinen ehrerbietigen Abschiedsgruß und die Versicherung meiner im steten Wachsen begriffenen Verehrung — ich darf kein anderes Wort gebrauchen, — sonst zerreißen sie am Ende den Brief. Meinen Respekt an Ihre Frau Mutter und meine Versicherung an Sie, daß es nicht der Einsamkeit meines Inselpostens bedurft hätte, um den ganzen Tag an Sie und nur an Sie zu denken. Ihr im Leben und Tod ergebener Stefan Graf Kolosy."

Der Alte gab dem schönen Mädchen lächelnd den Brief zurück.

„Aus diesen Worten spricht eine tiefe Glut," sagte er, „die sich vergebens hinter eine gesuchte Witzmacherei zu verbergen sucht. Vilma, es kommt nur auf Dich an und wir erreichen unsern Zweck. Graf Kolosy in der ungarischen Legion, an der Seite Garibaldi's, wäre ein Triumph für die Sache, der ich anhänge, ein Gewinn für uns Alle, weil, —"

„Das hast Du mir ja Alles schon zehn Mal gesagt," fiel Guglielma dem Redeseligen in's Wort, mit jener Ungeduld, die man fühlt, wenn man Jemanden gern fort haben möchte, der nicht loszubringen ist.

„Ich will Dich nicht länger langweilen,“ sagte Keszter Sandor, etwas pikirt, „Adieu, mein Kind! Ich gehe, aber mein Weg ist ein gefährlicher, es handelt sich 200 Eimer Wein, die für die kaiserliche Armee aus Wien gespendet wurden, den Franzosen zuzuführen. Die Trabakel ist geladen, mein Freund Colpini hat Alles eingeleitet und wartet bei Punto di Chioggia auf mich; — Du hast nichts zu besorgen, ich verlasse den Palazzo auf demselben Wege, auf dem ich gekommen bin, durch die geheime Thür im Salon und durch den geheimen Gang, der in's Haus des Advokaten Foscarini und von da in die Calle Zatterigo führt, wo neben einem Sottoportico die Barke auf mich wartet, die mich nach Chioggia bringt. Adieu, mein Kind, Adieu. Es lebe das Vaterland!“

Er drückte noch einen Kuß auf ihre Stirne und verschwand dann, um jenen geheimnißvollen Geschäften nachzugehen, in denen er sich Zeitlebens glücklich gefühlt hatte, wie der Fisch im Wasser.

„Endlich!“ murmelte Guglielma und verfügte sich in ihr Toiletten-Zimmer, wo sie — bald hätten wir den Unsinn gesagt — „sich schön machte,“ denn schöner als sie war, konnte sie ja nicht werden; sie wollte nur ihrem Haare, ihrem Anzuge ihren letzten Hauch der Vollendung geben, welche auch das schönste Weib nicht gern entbehrt. Es erhöht ja auch die Schönheit des Diamants, wenn er brillant geschliffen in künstlerisch vollendeter Form gefaßt ist.

Guglielma war zum Entzücken schön, als sie ihre Toilette vollendet hatte, und ein Blick in den Spiegel lockte ein heiteres Lächeln des Siegesbewußtseins, des Triumphes auf ihre schönen Züge.

Fast im selben Augenblicke öffnete der alte Diener, der trotz seinen weißen Haaren nach echt italienischer Sitte den Ruffiano oder Gelegenheitsmacher spielte, die Thür und flüsterte:

„Signora, — er ist da?“

„Schön, hast Du ihn in den Salon geführt?“

„Ja wohl, nach ihrem Befehle.“

„Und wie benimmt er sich?“

„Phlegmatisch, wie Alle Deutschen, ruhig, wie alle Soldaten; kaum, daß er's der Mühe werth fand einen Blick auf die Gemälde im Salon zu werfen, und sie sind doch von Palma Vecchio!“

Zu den wenigen guten Eigenschaften eines solchen alten italienischen Dieners gehört eine gewisse Kunstbegeisterung besonders für die Maler seiner Vaterstadt. Der Kastellan eines venezianischen Palastes

kennt nicht blos den Namen der Maler, sondern die Geschichte eines jeden Bildes im Hause und wird nie unterlassen, den Fremden zu erzählen, daß ein reicher Engländer für dieses oder jenes Bild im Palazza bereits eine Million Dukaten geboten habe, während der Besitzer aus Pietät vor dem Tiziano, Tintoretto, Palma, oder wie er sonst heißen mag, die Million zurückwies, — wie überhaupt die Italiener immer das Geld verschmähen! !!

Wir bitten um Verzeihung, wegen dieser Abschweifung in dem Momente, wo unsere Erzählung einer Katastrophe entgegengeht. Guglielma kannte übrigens die Eigenschaften des alten Dieners genau.

„Melde dem Soldaten, daß die Frau des Hauses im Augenblicke erscheinen wird,“ befahl sie, „und laß etwas kalte Küche und eine Flasche Vino d'Asti in Bereitschaft halten.“

„Sehr wohl, Signora,“ sagte der Alte und drückte sich.

Guglielma legte die letzte Hand an ihre Toilette, indem sie ihr Haupt mit jenem altitalienischen Schleier schmückte, der durch Shakespeare's Julia weltberühmt geworden und den man heutzutage in Venedig nur mehr selten sieht, da die vielen Fremden die Venezianerinnen veranlassen, sich in modernster, das heißt in französischer Toilette zu präsentiren, während man in Vicenza, Verona und ähnlichen von Fremden weniger besuchten Städten, häufig reizende Frauenköpfe findet, drappirt mit dieser malerischen Kopfbedeckung.

Der Schleier, wie wir ihn geschildert, hat auch das Gute, daß die Italienerin sich hinter demselben vollständig verdecken und ihre Züge dem zudringlichsten Blicke eines Fremden verhüllen kann; den Schleier mit frecher Hand aufheben zu wollen, würde als die höchste Beleidigung gelten. Der Franzose in Palermo, der diese Nationalsitte keck verhöhnte, fiel unter dem Dolche des Begleiters der Dame und sein Fall gab das Signal zum Beginn der sizilianischen Vesper.

Das Antlitz dicht verhüllt trat Guglielma in den Salon, wo der Jäger Albert Kolb ihrer wartete; sie hatte, — eine echte Künstlerin, — die Lampe des Salons früher so stellen lassen, daß das vollste Licht derselben auf den Fauteuil fiel, in welchem Platz zu nehmen sie den Soldaten einlud, während sie selbst sich eine Ecke im Divan wählte, wo der Schatten eines dicken Seidenvorhanges, der von den Karnissen des gothischen Fensters niederwallte, sich auf ihr ohnehin verschleiertes Antlitz warf, so daß es unmöglich war, ihre Züge zu erkennen.

Der junge Soldat hatte beim Eintritt der Dame, deren schlanke reizende Gestalt ihm auffiel, mit militärischem Anstande gegrüßt, und nachdem sie auf dem Divan Platz genommen, sich in den Fauteuil gesetzt, den sie ihm angedeutet hatte. Sein Auge ruhte neugierig auf ihren herrlichen Formen, und sein Herz klopfte den Dingen entgegen, die da kommen würden.

„Mein Herr," begann Guglielma in italienischer Sprache, „Sie werden den Schritt wohl sonderbar finden?" —

„Signora," stammelte der Soldat, — „io — non parlo — italiano,"*) So viel hatte er während seines kurzen Aufenthaltes in der Stadt, die sich die Königin der Meere nennt, bereits gelernt.

„Nun, dann muß ich wohl deutsch mit Ihnen reden," sagte die Italienerin lächelnd, in einem Tone, der den Soldaten bestürzt machte, denn es klang ihm entgegen, wie ein altes süßes Lied aus der Kinderzeit, ein Lied, das man tagtäglich gesungen und dessen Melodie man seit Jahren vergessen, bis ein zufällig angeschlagener Akkord die ganze Melodie mit ihrem alten Zauber wachruft, in dem vor Wehmuth und Entzücken bebenden Herzen.

„Sie sprechen deutsch, Signora?" fragte er mit Freude und Erstaunen, „welches Glück für mich, der ich nie Gelegenheit hatte, die Sprache Ihrer Heimat zu lernen."

„Er drückt sich sehr gut aus," dachte Guglielma bei sich. „Er macht den Eindruck eines gebildeten Menschen und ich darf nicht fürchten, meine Gefühle an einen Unwürdigen wegzuwerfen. Doch seien wir vorsichtig."

Und laut setzte sie hinzu:

„Ich habe diese Sprache im Pensionat gelernt, weniger durch unseren Professor, als durch eine liebe theuere Freundin, eine Wienerin, die durch merkwürdige Schicksale nach Italien verschlagen, mich in alle ihre Geheimnisse eingeweiht hat. Gestern Vormittags begleitete ich dieselbe mit ihrer Familie durch den Kanal Grande, bis zur Eisenbahnstation, da sie nach Mailand reiste. Als die Gondel am Fondamento Carbioti vorüber fuhr, drückt meine Freundin plötzlich heftig meine Hand und flüstert mir rasch in's Ohr, ich möchte mir den jungen Soldaten ansehen, der am Ufer stehend, gleichgiltig nach unserer Gondel blickte. Dieser Soldat waren Sie, und als wir im

---

*) Ich spreche nicht italienisch.

Bahnhof einen Augenblick allein waren, der Papa und die Mama meiner Freundin mit den Fahrkarten und Gepäck zu thun hatten, flüsterte sie mir zu, ich möchte über Sie und bei Ihnen Erkundigungen einziehen, ob Sie nicht der Sohn eines Schustermeisters aus Wien sind, dessen Namen sie vergessen hatte, Sie selbst müßten dann Albert heißen und meine Freundin, die in zartester Kindheit Ihre Gespielin war, heißt — Minna!"

„Minna? o mein Gott! wär's möglich? sie lebt, ich könnte sie vielleicht wiedersehen?" rief Albert mit einem Uebermaße ungeheuchelter Freude, welche der Dame auf dem Divan nicht entging.

„Seien Sie nicht kindisch," sagte sie, ihre Bewegung verbergend, „es handelt sich da um eine Laune, Jemand wiederzusehen, den man Jahre lang nicht mehr gesehen. Der Anblick meiner Freundin, würde Sie vielleicht vollkommen enttäuschen, sie ist vielleicht häßlich geworden, Sie selbst waren damals ein Kind und Sie reden von dem Kinde, das noch jünger war, als Sie, mit einer Glut, mit einer Leidenschaft —"

„Die in meinem tiefsten Herzen wurzelt, Signora," unterbrach der Jäger die Sprechende, „nennen Sie's, wie Sie wollen, deutsche Ueberspanntheit oder gar Narrheit, wie es eben bei unsern Poeten gang und gäbe, aber ich gebe Ihnen mein Wort, Signora, ich bin alt geworden, ohne je für ein anderes weibliches Wesen das Mindeste zu fühlen, mein Herz ist ein Kinderherz geblieben, und dieses kindische Herz hängt mit der alten, gleichen Liebe an dem engelschönen Kinde, das einst mit mir in Wien gespielt, dessen Bild mich im Wachen umschwebt und im Schlafe freundlich zu mir tritt und mir die Worte zuflüstert: Albert, ich habe Dich wieder."

„Albert, ich habe Dich wieder!" wiederholte die Dame, indem sie den Schleier zurückschlug, und die Arme nach ihm ausstreckend, ins volle Licht der Lampe trat.

Der junge Soldat stieß einen Schrei des Entzückens aus; er war aufgesprungen, faltete die Hände wie vor einem Heiligenbilde, und stammelte dann mit bebender Zunge:

„Minna! — Du — Sie — wären jenes Mädchen, das ich geliebt, das ich noch liebe?"

Und mit glühenden Blicken verschlang er das liebreizende Wesen, in ihren Zügen die Spuren des Kinder-Bildes suchend, das ihm im Gedächtniß geblieben war, während es sich in Wirklichkeit zu einem

Meisterstücke der Schöpfung ausgebildet hatte, des Pinsels eines Rafael oder Correggio würdig.

„Nun! erkennst Du mich wieder?" fragte sie lächelnd ihm die Hand reichend.

Albert Kolb war ein Wiener, ein Soldat, ein Feldjäger, lauter Eigenschaften, die den Begriff „Blöde thun" vollständig ausschließen; er ergriff die kleine zarte Hand, die sie ihm reichte, mit Feuer, drückte ein paar Küsse darauf und rief, auf das herzlichste Du, das sie angeschlagen, freudig eingehend:

„Ob ich Dich erkenne! Sind das nicht dieselben Augen, die mir so oft freundlich zugelächelt. Derselbe Mund, der mir so süße Worte sagte, — aber nur schöner, unendlich schöner bist Du geworden, — ach, Vilma, wie stehe ich neben Dir!"

Und mit einem wehmüthigen Seufzer blickte Albert auf seine Uniform, die eines gemeinen Soldaten.

Mit jener vollendeten Koketterie, welche Guglielma in jener Welt kennen gelernt, in der sie sich lange genug bewegt hatte, in der Welt des Theaters, maß sie ihn von oben bis unten und erwiderte:

„Nun, gar so übel bist Du eben auch nicht, — und da es doch immer der kleine Albert ist, an dem ich hänge, so will ich mich über die Fehler des großen hinwegsetzen und sagen: Du gefällst mir sogar recht gut."

Und dabei fuhr sie ihm mit der Hand über die Stirne und strich ihm das Haar aus dem Gesichte, wie man es einem Kinde thut. Seiner nicht mehr mächtig, umschlang der Soldat das reizende Wesen und zog es an sich. Guglielma aber machte sich sanft von ihm los und rief im Tone eines nicht sehr ernst gemeinten Vorwurfes:

„Oho! junger Herr, was untersteht man sich. Glaubt man vielleicht, man habe es mit einem Soldatenliebchen zu thun, das man so im ersten Anlaufe erobert. Sie irren, mein Herr, Sie befinden sich in einem sehr anständigen Hause, bei einer sehr anständigen Frau, meiner Mutter, deren anständige Tochter ich zu sein die Ehre habe."

„Ach verzeihen Sie, Minna," stammelte der Soldat, „aber meine grenzenlose Liebe —"

„Sie sind entschuldigt," unterbrach ihn Guglielma mit Humor, „und nun magst Du auch wieder Du sagen, und da ich aus unsern Kindertagen weiß, daß Du einen guten Bissen nie verschmäht hast,

so werde ich Dir beweisen, wie ich Deine alten Gewohnheiten respektire. Also sitzen geblieben!"

Sie klingelte; der alte Kastellan steckte den Kopf zur Thüre herein.

„Das Souper!" befahl die Gebieterin und wenige Augenblicke später stand auf dem Tische vor ihnen eine appetitliche Sammlung von kaltem Braten und verschiedenem Backwerk, über welches eine Flasche Vino d'Asti neugierig ihren schlanken Hals erhob; zwei Gläser funkelten daneben.

„Zugegriffen, Herr Feldjäger," sagte die Dame, indem sie die Gläser füllte, „wir wollen unser Wiedersehen feiern. Unsere Kindertage, — sie mögen wiederkehren. Stoß an, Albert!"

Und lustig klangen die Gläser zusammen.

Vielleicht schüttelt hier manche Leserin, mancher Leser den Kopf, — die Leserin vielleicht, weil sie das Benehmen der jungen Dame unzart, unweiblich findet. Wir müssen erinnern, daß Guglielma als Mitglied einer reisenden Tänzer-Gesellschaft, wenn sie auch die Unschuld des Leibes bewahrt hatte, doch jene freien, ungenirten, emanzipirten Formen angenommen, die von einem solchen Leben unzertrennlich, die sie zwar sehr gut zu verleugnen wußte, wenn sie die große Dame spielen mußte, die sie aber in Momenten, wo sie sich in ihrer wahren Gestalt zeigen durfte, — und ein solcher war ja der gegenwärtige, am liebsten entwickelte, dem Drange des kühnen, fröhlichen Herzens folgend, das sie von ihrem unglücklichen Vater geerbt hatte.

Dagegen wird mancher Leser über den jungen Mann stutzen, der beim Wiederfinden seines Ideals sich herzhaft über das Souper hermacht und sich Wein, Braten und Backwerk schmecken läßt, während sonst die Liebhaber in den Romanen nur von Seufzern, Schwüren, Küssen, Händedrücken und Thränen sich nähren, welche magere Kost auch Schuld sein mag, daß sie so schwindsüchtig aussehen. Wir aber haben den Muth, auch im Roman die Wahrheit des Lebens zur Geltung zu bringen, wir behaupten, daß der Appetit, mit dem der junge, gesunde, lebensfrische Mann die Leckerbissen verzehrte, die ein gemeiner Soldat wohl nie auf seinem Menu findet, der glühenden Liebe, die er für die Wiedergefundene empfand, nicht den mindesten Eintrag that, ja, daß der feurige Vino d'Asti die Glut in seinen Adern nur noch mehr entflammte.

„Und nun, erzähle, wie ging's Dir, seit wir uns nicht gesehen?“ fragte die schöne Wirthin.

„Ach! erlasse mir mein Leben, das in ein paar Kapiteln abgethan, Schulzeit, Praktikantschaft beim Magistrat zu Wien, Kriegs-Ausbruch und Eintritt als Freiwilliger in ein Jäger-Bataillon; damit bin ich fertig. — Aber Du, wo warst Du, wohin kamst Du, als Du aus unserm Hause verschwandest.“

Und einen unruhigen Blick heftete er auf sie; die Erlebnisse, die sie ihm enthüllen oder auch verschweigen mochte, konnten ja gar leicht der Art sein, daß sie seiner jungen Liebe den Todesstoß gaben.

Mit dem Takte eines liebenden Herzens hatte sie rasch errathen, was er fühlte, und sie beeilte sich zu sagen: „Werde mir nur nicht böse, kleiner Albert, Deine kleine Minna ist Dir immer treu geblieben.“

Es klang aus dem schelmischen Kindertone, den sie anschlug, etwas so Wahres, Aufrichtiges, Herzliches, daß sich der junge Eifersüchtige sofort beruhigt fühlte.

„Ich meinte es ja nicht so, meine theure angebetete Minna,“ sagte er im Tone demüthiger Entschuldigung, „allein Du kannst Dir wohl denken, daß ich vor Neugierde brenne, zu erfahren, wie es meiner kleinen Spielgefährtin in der Welt ergangen, nachdem sie auf so unbegreifliche Weise aus dem Hause verschwunden war und alle Versuche ihres Vaters, sie wieder zu finden, mißglückten.“

„Wie meinst Du,“ fragte Minna höchlichst verwundert, „mein Vater, das heißt jener Mann, der in Wien als mein Vater galt, hätte Versuche gemacht, mich aufzufinden, wie ist das möglich? Er ist ja todt.“

„Todt?“ erwiderte der Jäger eben so verwundert, „wo denkst Du hin!“

„Er wäre also nicht an dem Tage, wo ich mich verlief, in dem Revolutions-Spektakel erschossen worden?“

„Er wurde allerdings schwer verwundet in's Spital gebracht, allein er genas und lebt heute noch, frisch und gesund.“

„Weißt Du das gewiß?“

„Nun, es muß wohl gewiß sein, da ich heute ein paar Stunden mit ihm gesprochen habe.“

„Er ist also in Venedig?“

„Ja wohl!“

„O mein lieber, mein guter Vater! ich soll Dich wiedersehen!“ rief Minna aufjubelnd im Uebermaß der Freude, die ihre Augen mit dankbaren Thränen netzte.

„Aber wie war es denn möglich“, fragte nach einer kleinen Pause der Soldat, „daß man Dich in totaler Unwissenheit über Leben und Tod Deines Vaters halten konnte.“

Minna zuckte die Achseln.

„Mein Gott“, erwiderte sie, „war ich doch noch ein gedankenloses Kind, wußte ich doch nicht einmal den Namen des Mannes, den ich bis dahin Vater genannt hatte. Er war mir „der Vater“, — sonst wußte ich nichts. Als ich im Gedränge jenes verhängnißvollen dreizehnten März von der Hand der Magd gerissen worden war, die trotz dem Verbote meines Vaters mich aus dem Hause geführt hat, da lief ich schreiend, weinend herum, die Magd suchend. Und wenn mich die Leute fragten: Wem gehörst Du? so wußte ich nichts zu antworten, als: „Meinem Vater!“ — Inzwischen kamen Hußaren angesprengt, Alles flüchtete, ich ward zu Boden geworfen und schon schwebten die Hufe der Pferde ober meinem Haupte. An diesen entsetzlichen Augenblick erinnere ich mich am lebendigsten; was später kommt, verliert sich im Wirbel der Erinnerungen. Ich weiß, daß ich einige Zeit bei einem Offizier zubrachte, wo die Hußaren mit mir spielten und ungarisch redeten, daß ich Anfangs viel um meinen Vater schrie und weinte, bald aber, wie Kinder eben sind, das Frühere vergaß und nur der Gegenwart lebte. Dazu kam, daß die Leute, die mich von dem Offizier übernommen hatten, und die sich jetzt meine Eltern nannten, mir fortwährend vorsagten, der frühere sei gar nicht mein Vater gewesen, man hätte mich nur zu ihm in die Kost gegeben, und jetzt mich abgeholt, da der Pflegevater während der Revolution erschossen worden sei. Sie untersagten mir endlich sogar von ihm zu reden und straften mich, wenn ich's that. Sonst aber behandelten sie mich über die Maßen gütig und liebevoll, — wir wurden in die Gefahren des Krieges hineingezogen, es war der ungarische Revolutionskrieg, wie ich später erfuhr. Nach dessen traurigem Ausgang flüchteten wir zuerst in die Türkei und dann über's Meer nach Neapel, wo meine Eltern mir eine vorzügliche Erziehung geben und mich zur Tänzerin ausbilden ließen.“

„Zur Tänzerin?“ fragte der junge Soldat etwas kleinlaut.

Minna lächelte.

„Meine neuen Eltern," fuhr sie fort, „gehörten ja diesem Stande an und es war kein Wunder, wenn mich mein Vater, der für seine Kunst schwärmte, zu einer Grisi, Taglioni, Elsler ausbilden wollte. Auf den Theatern Südfrankreichs, wo ich zuerst auftrat —"

„Du bist wirklich aufgetreten?" warf Albert ein, immer kleinlauter.

„Ja wohl, und mit sehr vielem Beifall," erwiderte etwas ungeduldig die schöne Minna, „es scheint Dir das sehr unangenehm zu sein, da Du, wie die meisten Menschen, von dem Vorurtheile befangen, daß Alles, was zum Theater gehört, schlecht sein und in Bausch und Bogen verdammt werden muß. Ich aber kann Dir die Versicherung geben, daß ich beim Theater oft genug Ehrgefühl, wahre Liebe und Treue getroffen. Natürlich kommt auch das Gegentheil vor und da die Personen vom Theater für's große Publikum ein gewisses Interesse haben, so werden dann solche Fälle in allen Wirths- und Kaffeehäusern höhnisch besprochen. Natürlich, was andere Leute, was andere Frauen und Mädchen thun, davon erfährt man nichts, die müssen alle brav, alle tugendhaft sein, während man beim Theater selbst an Jenen, die brav geblieben, kein gutes Haar läßt."

Die schöne Tochter des Ungarlandes sprach diese beflügelten Worte mit steigendem Aerger und die Spitze ihres kleinen Fußes trommelte dazu höchst energisch auf dem Mosaikboden des Salons.

Aber mit jener sanften Nachgiebigkeit, die Albert schon in den Kindertagen gegen den kleinen Brausekopf an den Tag gelegt, antwortete er auch diesmal:

„Sei nicht böse, Minna, und verzeihe mir, wenn ich Dich beleidigt habe. Es war ja nicht böse gemeint und kommt nur von meiner grenzenlosen Liebe zu Dir."

„Glaube mir, Bertl," erwiederte Minna milder gestimmt und ihn mit dem Namen aus der Kinderzeit anredend, „glaube, mir, daß ich nicht hier, sondern vielleicht die gefeierte Tanzgröße der Pariser Oper wäre, wenn ich nicht gewisse Bewerbungen mit jener Entschiedenheit zurückgewiesen hätte, die ich nie verleugnete. Pferde und Equipagen, Shawls und Diamanten, ja selbst Paläste, die mir geboten wurden, waren nicht im Stande, jene Grundsätze zu erschüttern, die ich mir selbst gemacht und in welchen ich von meinen neuen Eltern, zu ihrer Ehre sei es gesagt, redlich unterstützt wurde."

„Und doch treffe ich Dich hier in einem Palaste, in Reichthum und Luxus?“ sagte der junge Soldat ernst, wenn auch ohne Vorwurf, obwohl ein gewisses Zittern seiner Stimme nur zu deutlich verrieth, daß der junge Mann in seiner Brust nebst der Liebe, auch ihre schlimme Schwester, die Eifersucht trug.

Minna war wieder auf dem Punkte ungeduldig zu werden, allein sie sah ein, daß diese Frage eine berechtigte war und daß sie dem liebenden Herzen Alberts eine Erklärung schuldig sei.

„Der Palast,“ sagte sie, „den wir bewohnen, ist sammt den Möbeln gemiethet. In Venedig kostet ein ganzer Palast weniger, wenn man ihn miethet, als in Wien eine Jahreswohnung im ersten Stocke auf dem Graben oder Kohlmarkte. Zudem sind meine Eltern reich, wenigstens wohlhabend.“

„Woher?“

„Frage nicht, das ist ein Geheimniß; nicht meines ist es, sondern das meiner Eltern, und folglich muß ich es respektiren,“ antwortete Minna mit verdüstertem Blicke, denn es fiel ihr schwer auf's Herz, daß sie dem kaiserlichen Soldaten unmöglich anvertrauen konnte, ihr Vater sei der Feind Oesterreichs, der Spion der Piemontesen und Franzosen, der Agent Kossuths und Mazzinis, aber schnell gewann ihr leichtes Blut die Oberhand, sie füllte die Gläser auf's Neue und rief:

„Aber seht doch, der junge Herr untersteht sich, mich auszufragen, wie ein Polizei-Beamter den Inquisiten. Ein sauberer Liebhaber das! Sei kein Narr, Albert, glaube an mich und vertraue mir, dann wird Alles gut werden. „Stoß an auf unsere Liebe, auf unsere Zukunft.“

„Auf unsere Zukunft, unsere Liebe!“ jubelte der junge Mann und nicht nur die Gläser, auch die Lippen berührten sich im feurigen Kusse der ersten Liebe.

Da öffnete sich rasch, ohne vorausgegangenes Klopfen die Thüre, und der Kastellan stürzte herein, kreidebleich mit verstörtem Antlitze.

„Um Gotteswillen, Signora, was fangen wir an?“ rief er.

„Was gibt's denn?“ fragte Minna aufspringend.

„Der Hauptmann ist unten!“

„Graf Kolosy?“

„Ja, ich sagte ihm, Sie und die Mama seien zu Bette, er nannte mich einen alten Schurken, dem er das Genick brechen wollte, wenn ich ihn nicht augenblicklich melde. Er steht am Fuße der Treppe, als ob er aufpassen würde, daß Niemand entflieht.“

„Ach, das ist ja zum Verzweifeln!“ rief Minna; „wenn er Dich hier findet, wird er seinen Zorn an Dir auslassen.“

„Wenn er ein Recht dazu hat, mag er's thun“, rief Albert, in dem die Eifersucht mit neuer Stärke erwachte, „mag er mich tödten! was liegt mir am Leben!“

„Schon wieder diese kindische Eifersüchtelei!“ rief Minna, „willst Du mich zur Verzweiflung bringen?“

„In welchem Verhältnisse steht der Hauptmann zu Dir?“ fragte Albert mit funkelnden Blicken.

„Ist jetzt etwa Zeit, das auseinander zu setzen“, antwortete sie rasch, „jetzt, wo der Hauptmann vor der Thür steht, im nächsten Augenblicke vielleicht eintreten kann.“

„Ich werde ihm entgegentreten!“ rief der junge Soldat leidenschaftlich, Alles vergessend.

„Du dem Vorgesetzten, der gemeine Soldat dem Hauptmann, bist Du wahnsinnig?“ erwiderte Minna eben so leidenschaftlich. „Ein Wort von ihm genügt, Dich in Arrest zu schicken, — ein unrechtes Wort von Dir reicht hin, Dir die schwerste Strafe zuzuziehen. Hast Du vergessen, daß wir im Kriege leben? Soll ich den Mann meiner Liebe zu Tode geprügelt oder erschossen sehen?“

Albert neigte schmerzlich das Haupt, die Wucht dieser Argumente war zu groß, als daß sie selbst sein von Leidenschaft umnebelter Verstand hätte verkennen sollen.

Das Verhältniß des Soldaten zum Offizier ist in der österreichischen Armee bei aller Herzlichkeit und Gemüthlichkeit der Führer doch ein so achtungsvolles, in schweigendem Gehorsam bedingtes, daß der Gedanke eines Wortwechsels auch außer dem Dienste zwischen einem Offizier und einem gemeinen Soldaten gar nicht faßbar ist.

„Was soll ich also thun?“ fragte der Jäger in verzagendem Schmerze.

„Du sollst hier bleiben, versteckt, bis der Hauptmann fort ist“, antwortete Minna.

Albert sah sich um, — er sah im Salon nirgends einen Kasten oder ein anderes Einrichtungsstück, das geeignet gewesen wäre, einen Mann seiner Größe zu verbergen; allein Minna machte seinen Zweifeln rasch ein Ende, indem sie an einer Feder am Goldrahmen des alten Bildes von Palma Vecchio drückte; das Bild drehte sich und zeigte die Thür zu dem schmalen Gange, durch welchen Készter Sandor in's Haus gekommen war und dasselbe wieder verlassen hatte.

„Da hinein!" sagte sie rasch, „durch die Leinwand des Bildes wirst Du jedes Wort hören, das zwischen mir und dem Hauptmann gesprochen wird; dann magst Du urtheilen, ob Du Grund zur Eifersucht hast. Also rasch, — fort!"

Albert gehorchte, ohne ein Wort zu erwidern und der geheimnißvolle Eingang schloß sich hinter ihm.

Gleich darauf steckte der Castellan den Kopf ins Zimmer.

„Signora", flüsterte er, „der Hauptmann wird ungeduldig! Ich habe ihm gesagt, Sie seien en negligé gewesen und hätten deshalb auf ein Paar Minuten sich entschuldigen lassen, um Toilette zu machen. Er gab mir zur Antwort: Ich kann warten."

„Sehr gut, — sagen Sie ihm jetzt, — ich sei bereit, ihn zu empfangen."

Wenige Augenblicke darauf trat Graf Kolosy in's Zimmer; er war sehr blaß, sein Gesicht ernst und düster. Er warf die Mütze in eine Ecke, legte seinen Säbel daneben, trat dann vor Minna, warf ein leichtes „Buona sera!" (Guten Abend!) hin und pflanzte sich dann bequem in einen Fauteuil.

„Buona sera"! erwiderte verwundert die Dame, welcher ein so ungenirtes, nachlässiges Wesen an dem Hauptmann um so mehr auffallen mußte, als er sonst mit der vollendeten Galanterie und Ritterlichkeit eines Edelmannes und Offiziers sich ihr gegenüber benommen und nie unterlassen hatte, ihre Hand beim Eintritte wie beim Abschiede zu küssen.

Höchlich überrascht also durch sein Benehmen wußte sie die Phrase zur Eröffnung der Conversation nicht zu finden, Hauptmann Kolosy überhob sie dieser Mühe.

„Sie werden erstaunt sein, liebe Guglielma", sagte er, „mich hier zu sehen?"

Natürlich war es die italienische Sprache, in welcher er diese Worte an sie richtete; da Minna nie eine andere Sprache mit ihm benützt, um ihn im Glauben zu lassen, daß sie die Tochter einer vornehmen italienischen Familie sei.

In diesem Augenblicke fiel es ihr aber bei, daß ja der eifersüchtige Liebende hinter dem Bilde, wenn die Conversation in den süßen Klängen Dante's und Petrarca's, Tasso's und Ariost's fortgeführt wurde, kein Wort davon verstand, so daß also auf diese Art Oel in's Feuer seiner Eifersucht gegossen ward. Mit jener Raschheit, die alle ihre Entschlüsse charakterisirte, änderte sie die Sprache und sagte deutsch:

„Lieber Hauptmann! Sie müssen mir heute das Vergnügen machen, deutsch mit mir zu plaudern."

„Herzlich gerne, liebe Guglielma", erwiderte der überraschte Graf, „ich sehe zu meinem Erstaunen, daß Sie des deutschen Idioms nicht nur mächtig sind, sondern es vollkommen gut verstehen."

„So ist es", antwortete Minna, der es nicht entgangen war, daß der Hauptmann, statt der respektvollen Benennung „Signora'„ die er sonst immer angewendet, sie heute sowohl im Deutschen als im Italienischen schlechtweg „liebe Guglielma" genannt hatte.

„Und darf ich fragen, wie es gekommen, daß ich bis jetzt von dieser neuen Nuance Ihres vielseitigen Talentes keine Probe bekommen hatte?" fragte der Graf nicht ohne Ironie.

„Hm! Laune! Kaprize! nennen Sie's, wie Sie's wollen. Am Ende sind Sie der österreichische Offizier, also der Feind meiner Nation. Ich bin keine Italianissima, aber eine so gute Italienerin, daß ich eben gegen den Oesterreicher die Farbe, will sagen die Sprache meines Landes herauskehrte. Was wollen Sie! — ich habe eben ein Bischen Komödie mit Ihnen gespielt."

„Wozu Sie entschiedenes Talent besitzen", sagte der Offizier mit so unverkennbarer, beißender Ironie, daß Minna stutzig ward.

„Sie sagen das in einem Tone", erwiderte sie, „über den ich Rechenschaft fordern würde, wenn mir meine Neugierde Zeit dazu ließe, aber ich bin zu sehr Weib, um nicht wissen zu wollen, welchem Umstand wir das Vergnügen verdanken, unsern Hausfreund Graf Kolosy, den wir in langweiligem Garnisonsdienste auf San

Clemente glaubten, plötzlich in den gastlichen Mauern des Palazzo Mocenigo zu sehen."

Sie betonte die Worte „Hausfreund" und „gastlich" sehr scharf, um den Hauptmann, der wieder einmal den beleidigenden Ton anzunehmen schien, an seine Stellung ihrer Familie gegenüber zu erinnern, da ihm diese durchaus keine Berechtigung zur Ironie oder Persifflage gab.

Wie erstaunte sie also, als der Hauptmann trocken erwiderte:

„Ich war gar nicht in San Clemente."

„Also ist Ihr Herr Kamerad wohl gesund geworden."

„Er war nie krank."

„Folglich war Ihr Briefchen?"

„Hm! Laune, Kaprize! nennen Sie's, wie Sie's wollen!" sagte der Hauptmann, ihre eigenen Worte wiederholend, ihren Ton nachahmend, „ich habe eben auch ein Bischen Komödie gespielt, da es so Hausbrauch zu sein scheint im Palazzo Mocenigo."

„Herr Graf!" rief Minna aufspringend.

„Bleiben Sie doch sitzen, kleine Guglielma," erwiderte Kolosy in dem herablassenden Tone, welchen die Lebemänner gegen ihre Protegés vom Ballet anzuschlagen wissen, „spielen Sie doch nicht eine neue Komödie! Einmal muß das Komödiespielen doch ein Ende nehmen, — ich gestehe, daß ich Ihnen darin nicht gewachsen bin, — ich bin zu plump, zu ehrlich dazu, — also reden wir ehrlich: Kleine Guglielma was kostet Deine Liebe?"

„Wenn Sie nicht betrunken sind, so müssen Sie wahnsinnig sein," erwiderte Minna, bleich vor Zorn, „ich werde den Salon verlassen."

Und sie erhob sich, um zu gehen; der Hauptmann vertrat ihr den Weg.

„Nicht bevor wir uns verständigt. Hören Sie mich an, Guglielma, — als Offizier und Edelmann kann ich's nicht vertragen, dupirt zu werden? Sie haben mich dupirt."

„Wer sagt das?"

„Die Kameraden, denen ein aus französischem Dienste zu uns übergetretener Offizier, welcher Sie und ihre Mutter vom Balkon herabschauen sah, die Geschichte erzählte, daß Sie nicht die Tochter einer vornehmen Familie, keine Dame mit hochklingendem Namen,

sondern die Tänzerin Kesztler Vilma aus der Gesellschaft des Tänzers Kesztler Sandor sind, die noch vor zwei Jahren auf dem Theater in Avignon sich produzirte, wo jener Franzose, Herr von Lavisson sich auf der Bühne Ihnen vorstellen ließ, ohne daß diese Bekanntschaft fortgesetzt werden konnte, weil Sie zur großen Oper nach Paris abreisten, wohin Ihnen der Garnison's-Offizier nicht folgen konnte; ich frage Sie, Guglielma, hat Herr von Lavisson gelogen? Dann ist Einer von uns zuviel auf der Welt. Hat er aber nicht gelogen, dann gestehen Sie die Wahrheit, damit nicht zwei Ehrenmänner den Degen kreuzen wegen — wegen — einer Tänzerin!"

Die Augen in Minna's todtenblassem Gesichte funkelten wie die einer verwundeten Tigerin.

„Er hat nicht gelogen!" sagte sie stolz.

„Ah! Sie gestehen also?"

„Daß ich eine Tänzerin war, ja doch! — Daß ich die mehr zudringliche, als höfliche Bewerbung des Herrn von Lavisson hinter den Koulissen des Avignoner Kunsttempels unter dem Vorwande abwies, daß ich für Paris engagirt sei, geschah, um nicht am nächsten Tage bei meiner Abschieds-Vorstellung von ihm und seinen Kameraden, die sich auf einer Provinz-Bühne alles erlauben, ausgepfiffen zu werden. Wer gibt Ihnen, Herr Hauptmann, ein Recht, deshalb mich und meine Familie, die, wenn auch eine Tänzer-Familie, doch eine anständige ist, zu insultiren?"

„Ein Glück, daß es ein Weib ist, das mir das sagt," erwiderte der Graf gereizt, „einem Manne würde ich mit dem Degen, mit der Pistole antworten, — Ihnen gegenüber antworte ich nur mit der Wucht von Beweisen."

„Beweise?"

„Ja doch, — zugegeben, daß eine Tänzerin, eine Tänzerfamilie anständig sein kann, obwohl ich in dieser Beziehung beim Ballet zu viele Erfahrungen gemacht habe, so werden Sie mir doch erlauben, diese Anständigkeit zu bezweifeln, wenn in Abwesenheit des Papa Tänzers Mutter und Tochter in einem Palais Venedigs luxuriös leben und die Eingezogenen spielen."

„Danken wir ihren Besuch nicht einem Zufall? Haben wir Sie in irgend einer Weise zu dem Glauben veranlaßt, daß unser Haus kein anständiges?"

„So glaubte ich, allein —

„Nun?“

„Wenn man herkömmt, warten muß, bis die Signora Toilette gemacht hat und man tritt in den Salon und findet die Signora in grande parure, die wohl schon länger fertig ist, außerdem die Ueberreste eines Soupers zu Zweien, so darf man glauben, —“

Und ohne seinen Satz zu ergänzen, zeigte Hauptmann Graf Kolosty achselzuckend auf die beiden Gläser, die halb voll auf dem Tische standen.

„Es war meine Mutter, die mit mir soupirte,“ sagte Minna mit jener Verlegenheit, welche die Lüge immer im Gefolge führt.

„Seit wann trägt ihre Mutter — Militär-Handschuhe?“ fragte der Graf höhnisch, indem er vom Boden einen jener waschledernen Handschuhe aufhob, die auch der gemeine Soldat der etwas auf sich hält, außer dem Dienste tragen darf.

Diesmal wußte Minna in ihrer Bestürzung nichts zu erwidern.

„Zum Teufel!“ rief der Graf wild, mit dem Fuße stampfend, „wie lang soll die Komödie noch dauern. Ich habe es satt, hier noch länger den Dummkopf zu spielen, hinter dessen Rücken man den Liebhaber empfängt. Ich schmeichle mir so hüsch zu sein, wie ein anderer Mann, — das also kann kein Hinderniß sein, — ich habe schon andere Damen als Tänzerinnen erobert, — es liegt also wohl nur daran, daß ich zu schüchtern in der Preisfrage war. Mamsell — Graf Kolosty ist reich genug, um jeden andern Bewerber auszustechen. Sie haben recht, ich hätte nicht so lange warten sollen. Voilà!“

Und der Graf zog aus der Tasche eines jener eleganten Portemonnaies, wie sie die Ledergalanterie-Industrie Wiens in höchster Vollendung erzeugt und warf es auf den Tisch; eine Handvoll Napoleondors rollte heraus auf den Teppich des Tisches, auf die Erde.

Nicht mehr Dolche, glühende, vergiftete Pfeile waren die Blicke, welche Minna nach dem Offiziere schleuderte, der unter den Umständen, wie sie hier sich vorfanden, berechtigt war, seinen Verdacht für begründet zu halten. Aber gerade der Gedanke, daß sie nicht im Stande war, die schlechte Meinung, die der Hauptmann von ihr haben mußte, zu widerlegen, machte sie so wüthend, daß sie ausrief:

„Sie sind ein Unverschämter!“

Der Offizier zuckte zusammen, aber im nächsten Augenblick rief er lachend:

„Ja wohl! und ich werde sogleich noch unverschämter werden, und Sie für dieses Wort mit einem Dutzend Küsse strafen. Allons, mein Püppchen, — der Spaß hat lang genug gedauert, machen wir ein Ende, — der Worte ist's genug, es sollen Thaten folgen, wie es in dem französischen Manifest heißt. Es lebe die Liebe!"

Und der Graf trat zur Thür und schob den Riegel vor.

Als er sich wieder umwendete, stand eine dritte Person im Zimmer, der Jäger Albert Kolb, der die ganze Unterredung hinter dem Gemälde Palma Vecchio's angehört und endlich seiner nicht mehr mächtig die geheime Thür geöffnet hatte und in den Salon getreten war.

Verdutzt sah der Offizier den Soldaten an, der so blaß wie der Hauptmann dem Vorgesetzten gegenüberstand, militärisch salutirend, ehrfurchtsvoll aber entschlossen.

„Sieh da!" sagte der Hauptmann mit beißendem Spotte; „es scheint, daß sich der Mann zu dem verlorenen Handschuh gefunden hat."

Und das fragliche Objekt an einem Finger emporhaltend, fragte er:

„Gehört der Handschuh Dir, mein Junge?"

„Ja wohl, Herr Hauptmann," antwortete der Jäger.

„Nun dann ziehe ihn an und mache, daß Du fortkommst," sagte Graf Kolosy, ihm den Handschuh zuwerfend, „denn hier bist Du überflüssig."

„Entschuldigen, Herr Haupmann," erwiderte Albert mit ziemlicher Festigkeit, „ich bin hier nicht im Dienste, sondern zu Besuche und werde das Zimmer sofort verlassen, wenn die Frau vom Hause es wünscht."

„Du bleibst!" rief Minna gebieterisch.

„Du bleibst!" wiederholte der Hauptmann höhnisch, „also beim Du sind wir schon angelangt. Das geht ja überraschend schnell — ma foi! Das läßt nichts zu wünschen übrig."

Minna und Albert glühten vor Zorn und Scham über die allerdings durch die Umstände nur zu sehr gerechtfertigte Vermuthung des Offiziers, der, was er sonst nie that, in's linke Auge einen jener Monokles steckte, welche dem anmuthigsten Gesichte einen impertinenten Ausdruck verleihen, die beiden jungen Leute von oben bis unten maß und dann im schläfrigen Tone sagte:

„Hübsch! recht hübsch! Famose Jägerbataillons, jung, frisch, gesund, stark, was ein unschuldiges Herz nur begehren kann.“

„Herr Graf!“ rief Minna wüthend.

„Ich mache D i r mein Kompliment, kleine Guglielma,“ fuhr der Offizier fort, die Dame vom Hause zum ersten Male dutzend, „Dein Geschmack ist gar nicht schlecht — der Kamerad da ist ein superber Bursche und da Du schon einmal so weit gekommen bist, nicht blos von den Offizieren, sondern schon von der gemeinen Mannschaft Visiten anzunehmen, so kann ich nur wünschen, daß Du immer so hübsche Bursche bekommst, wie heute. Allerdings begreife ich nicht, wie Du trotz der Kriegszulage von den paar Kreuzern unserer Gemeinen Deinen Luxus und einen Palazzo bestreiten willst. Wahrscheinlich wirst Du mit dem Offizierkorps nicht ganz brechen wollen, kleine Spekulantin.“

Kein Lewinsky, kein Laroche hätte in seine Worte mehr nachdrückliche Bosheit zu legen vermocht, als es Graf Kolosy that, der in seinen schönsten Gefühlen verletzt, im Wahne von einer feilen Gauklerin dupirt zu sein, sich zu Aeußerungen hinreißen ließ, welche er, der Offizier, der ritterliche Edelmann gewiß einige Stunden später, wenn sein kaltes Blut zurückkehrte, bereuen mußte.

Fürchterlich war der Eindruck, den seine Worte auf das liebende Paar machten; todtenbleich vor Wuth, die Geliebte in seiner Gegenwart beschimpft zu sehen, maß der Jäger den Offizier, während Minna wie eine Schlange aufschnellend auf Kolosy zutrat und ihn anzischte:

„Was Sie da sagen, mein Herr, ist erbärmlich, elend, lügenhaft, f e i g e.“

„F e i g e!“ wiederholte funkelnden Blickes der Hauptmann, „ich wollte, D i r n e, es hätte ein Mann statt Deiner das Wort gesprochen.“

Auf's Aeußerste gereizt durch die Beschimpfung, welche der Graf seiner Geliebten zugeschleudert, das Bewußtsein seiner Stellung verlierend, rief Albert:

„Ich wiederhole das Wort! Solch ein Benehmen gegen ein wehrloses Mädchen ist f e i g e.“

Der Graf trat einen Schritt zurück und griff unwillkürlich nach der Stelle, wo sein Säbel hängen sollte, den er, wie wir wissen, auf den Divan geworfen hatte.

Aber schnell faßte er sich und sagte im militärischen Kommandotone:

„Er ist ein Dummkopf! Da wir hier nicht vor Zeugen sind, — da ich diese Person hier nicht für honett genug halte, um Zeugenschaft abzulegen, so will ich den übereilten Ausdruck nicht gehört haben, den Er in seiner Liebes- und vielleicht auch Schnapsbesoffenheit gegen mich gebrauchte. Stockprügel thun weh, — das merk Er sich, — und ich glaube, daß Er im Feld, vor dem Feind viel mehr auf dem Platz sein wird, als auf der Bank und im Spital. Er sieht mit welcher Nachsicht ich Seine Dummheit behandle, — aber nun ist auch meine Geduld zu Ende. Darum packe Er sich! — rechtsum, marsch!“

Allein der Soldat blieb wie eingewurzelt stehen, und erwiderte:

„Ich bin kein Dummkopf, Herr Hauptmann, ich bin ein Wiener Bürgerkind, habe acht Schulen mit Erfolg studirt und beim Wiener Magistrat gedient; ich habe das Recht, wie ein gebildeter Mensch behandelt zu werden, wenigstens hier in einem Privathause, wo sie ebenfalls nur Gast sind, wie ich.“

„Ich zahle besser!“ rief der Hauptmann höhnisch lachend.

„Elende Lüge! zürnte Minna, „ich habe von Ihnen nicht das kleinste Geschenk genommen.“

Und ihrer nicht mächtig, riß sie das Portemonnaie, welches der Hauptmann auf den Tisch geschleudert, an sich, und warf es dem Offiziere vor die Füße, daß die Goldstücke, die noch darin geblieben waren, auf dem Boden herumrollten, während Albert, der, wie alle sanften Menschen, wenn er einmal in Zorn gerieth, keine Grenzen kannte, mit steigendem Zorne fortfuhr:

„Im Dienste können sie mich mit Füßen treten und ich werde nicht mucksen, hier aber, wo wir auf fremden Boden, als Mann dem Manne gegenüberstehen, erkläre ich Ihnen, daß ich den österreichischen Soldaten für zu ehrenhaft halte, um den Sklaven des Offiziers abzugeben, — ich bin kein Hund, den man mit den Füßen wegstößt, sondern ein Mann, ein Soldat, und als solcher verpflichtet, das Hausrecht hier zu schirmen, das sie Herr Hauptmann, verletzten. Hier ist keine Kaserne, — hier haben Sie nichts zu befehlen.“

Die wüthend herausgestoßenen Worte des Jägers ärgerten den Offizier um so mehr, als er dem Soldaten nicht ganz unrecht geben konnte;

gleichwohl wäre es gegen den militärischen Esprit gewesen, einem gemeinen Soldaten auch nur einen Zoll breit nachzugeben, deshalb sagte er, noch beleidigender als zuvor:

„Ich glaube gar, Er untersteht sich, mir eine Lehre geben zu wollen. Da bleibt mir freilich nichts anders übrig, als Ihn der nächsten Patrouille zu übergeben, nachdem ich Ihm ein paar tüchtige Ohrfeigen applizirt haben werde."

Und mit hoch erhobener Hand trat Graf Kolosty auf den Jäger zu.

„Das werden Sie bleiben lassen," rief Albert, die Hand an den Griff des Haubajonnettes legend.

„Oho! will's da hinaus?" schrie der Hauptmann, und im Nu hatte er den Säbel vom Divan weggerissen, die Scheide flog in die Ecke und die blanke Klinke funkelte in der Luft.

„Zieh! wehre Dich!" rief Minna, um das Leben des Geliebten besorgt.

Welcher Mann von Ehre und Muth trägt eine Waffe an seiner Seite und bedient sich derselben nicht, wenn der Gegner mit gewaffneter Faust auf ihn eindringt. Auch Albert vergaß in diesem Augenblick, in welcher Stellung er dem Hauptmann gegenüberstand, und daß er vielleicht ein todeswürdiges Verbrechen beging. Der Gedanke vor der schwer beleidigten Geliebten als Feigling zu erscheinen, überwand jedes andere Bedenken und im Nu blitzte das Haubajonnet des Jägers dem Säbel des Offiziers entgegen.

„Warte, mein Bürschchen, Du sollst Deine Vermessenheit büßen!" rief der Hauptmann, „bleib' da, Guglielma, ich will Deinen letzten Liebhaber zeichnen, daß Du ihn aus den paar hundert Anderen, die sich Deiner Gunst erfreuen, gewiß herauskennen sollst."

Wäre es möglich gewesen, die Erbitterung des Mädchens, den Zorn ihres Geliebten noch mehr zu steigern, diese Worte hätten es thun müssen.

Zudem drang der Hauptmann, der durch die vermeinte Dupirung seiner Person ebenfalls auf's Höchste erbittert war, mit großer Wuth auf den Soldaten ein, der es gewagt hatte, der schönen Guglielma besser zu gefallen, als Graf Kolosty und der Jäger, der trotz aller Aufregung recht gut begriff, daß er sich hier in einer Art von Nothwehrfall befand, und daß es sich um sein Leben handle, war entschlossen, sich so gut es anging zu vertheidigen.

Allein das Haubajonnet, eine so fürchterliche Waffe es an dem Stutzen bildet, den die tapfere Hand des flinken Feldjägers schwingt, wird vom Stutzen gelöst in derselben Hand schwerfällig und ungefügig, wie ein Faschinenmesser, besonders dem Säbel gegenüber, der in der geschickten Faust zehnmal schneller haut und parirt, als die dreischneidige Erfindung von Bayonne.

Wenn obendrein das Haubajonnet von der Hand eines Rekruten, der Säbel von der erprobten Faust eines schulgerechten, bewährten Fechters geschwungen wird, dann kann die Entscheidung nicht zweifelhaft sein; so war es auch hier.

Nur ein paar Sekunden lang rasselt Eisen gegen Eisen, fliegen die Funken von den Klingen.

Minna eilt gegen die Thür, sie faßt den Riegel mit der kleinen Hand, um ihn zurückschieben, allein gefesselt von dem Kampfe der beiden Männer, vermag sie nicht von dem Schauspiele sich loszureißen, sondern starrt es an mit aufgerissenen Augen.

Rasch erfolgt die Entscheidung.

Einem gewaltigen Hiebe des Bajonnets, geführt von oben nach unten, entgeht der Hauptmann durch eine rasche Bewegung des Oberkörpers nach links, während er gleichzeitig auf die gesenkte Hand des Jägers einen Hieb nach rechts führt, der diesem zwei Finger kostet, so daß er mit einem Aufschrei blutend zurück taumelt, während der Offizier, der den Mann nur züchtigen, nicht tödten will, mit einem flachen Hiebe nach dem Kopfe des Verwundeten die Betäubung desselben vollendet, daß der verwundete Albert Kolb ohnmächtig auf den Boden hinsinkt.

„Für diesmal genug!" ruft der Offizier.

„Hilfe! zu Hilfe!" wehklagt mit Entsetzen des Jägers Geliebte, den Riegel wegschiebend und die Thür aufreißend.

„Du bleibst, mein Schätzchen!" antwortet der Offizier, „wir haben noch mit einander zu reden."

Und mit starkem Arm umfaßt er die Fliehende.

Diese wehrt sich mit Ingrimm und Muth. Das Kind des Räubers hatte des alten Betyaren Blut in ihren Adern, gleichwohl wäre der Ausgang nicht zweifelhaft gewesen.

Da ereignet sich etwas Außerordentliches.

Die beiden Arme, mit welchen der Offizier die schöne Guglielma umfaßt hat, sinken plötzlich schlapp herab, sein Haupt fällt nach rück-

wärts und einen schweren Seufzer ausstoßend, taumelt er, um dann schwer auf den Boden zu stürzen.

Minna sieht nur einen Schatten, der sich hinter dem Fallenden bewegt, und flieht mit einem Aufschrei des Entsetzens, der fallende Offizier hat mit der Hand einen der Vorhänge des Salons ergriffen, und sammt der Karnisse herabgerissen, diese fällt gegen den Tisch, schlägt einen der Leuchter um und die nicht ausgelöschte Kerze entzündet die Vorhänge, deren Flamme rasch weiter züngelt, die Fransen des Divans und dann diesen selbst ergreifend.

Mitten in diesen Greueln steht ein Mann, der den breitkrämpigen Garibaldihut tief in's Gesicht gezogen, nicht Anstalt trifft, dem Feuer Einhalt zu thun, sondern das blutige Stilet, das er dem Hauptmann von rückwärts in den Leib gestoßen, in der Hand, triumphirend vor sich hinmurmelt:

„Ich will Dich lehren, meine Braut umfassen, vermaledeiter Oesterreicher. Der kleine Junge auf der Mocenigo-Brücke war nicht schlecht unterrichtet, als er sagte, ein Offizier sei in's Haus gekommen. Ich habe von Wien her, von Anno 48 einen Privatgroll auf die österreichischen Offiziere; hat's mir doch wohlgethan, einmal an einem von Euch meinen Zorn auszulassen für das, was Ihr mir und meinen Kameraden Anno 48 angethan habt. Wohl bekomm's, Herr Hauptmann, — Addio!"

Und der Mann, der bis auf das letzte Wort deutsch, im entschiedenen Wiener Dialekte gesprochen hatte, wendete sich zum Gehen gegen die geheime Thür hinter dem Bilde Palma Vecchio's, welche der Jäger offen gelassen, als er eingetreten war. Der Fremde, der jedenfalls in die Geheimnisse des Palastes Mocenigo gut eingeweiht war und den Schlüssel zu dem Pförtlein besaß, durch welches Keszter Sandor das Palais verlassen, war niemand Anderer, als der unternehmende Spekulant und gewiegte Lieferant des Feindes Signore Colpini, den der ehemalige Tänzer und jetzige geheime Agent seiner schönen Ziehtochter zum Gatten bestimmt hatte. Von Eifersucht gegen einen Offizier geleitet, dessen Besuche ihm dienstfertige Späher verrathen hatten, war er heimlich in den Palazzo eingetreten, da Keszter ihm den Schlüssel anvertraut hatte. Mit den Oertlichkeiten des Palazzo, den er für seinen Freund gemiethet, wohl vertraut, war er in dem finstern Gange langsam vorwärts getappt, bis das Klirren der Waffe, der Hilferuf Guglielma's seine Schritte beschleunigte und er endlich in den Salon

tretend, die bestimmte Braut sich sträubend und um Hilfe rufend in den Armen des Offiziers erblickte. Seiner Eifersucht, seinem Hasse gegen die Oesterreicher nachgebend, stieß er das schon früher in Bereitschaft gehaltene Stiletto bis an den Griff in den Rücken des Offiziers, seiner Rache ein blutig Opfer bringend.

Schon hatte er sich wieder gegen die Thüre gekehrt, als er erst den blutenden, ohnmächtigen Jäger erblickte, dessen Bajonnet neben ihm am Boden lag.

„Hm!" brummte Colpini, „man muß kein Mittel unversucht lassen, den Verdacht abzulenken. „Der Bursche da scheint Streit mit dem Herrn Hauptmann gehabt zu haben. — Hollah! eine gute Idee."

Und er ergriff das Haubajonnet, tauchte es in das Blut des Offiziers, das auf dem Boden hinströmte und legte die Waffe wieder neben die Hand des Ohnmächtigen.

Jetzt erst bemerkte er, daß der Rauch im Zunehmem war und das Feuer, das er Anfangs nicht beachtet hatte, den Divan ergriffen hatte; jenseits des Kanals auf dem Fondamento Carbioti mußte man den rothen Flammenschein schon bemerkt haben, denn vor der Wache ertönte der deutsche Ruf: „Feuer!" gemengt mit dem italienischen: „Al fuoco!"

Verworrene Stimmen tönten draußen im Korridor, hastige Schritte kamen heran.

„Es ist höchste Zeit!" rief Colpini, „via, via!" (fort! fort!)

Und er sprang in die Thür, die zum geheimen Gange führt und wollte eben das Bild umdrehend, den Gang hinter sich abschließen, als ein Mann, andern zu Hilfe Eilenden voran, in den Salon stürzt, den Fliehenden, wenn auch nur vom Rücken erblickt und auf ihn losspringt.

Nicht mehr im Stande, die Thür zu schließen, flieht Colpini durch den finstern Gang. Entschlossen, wenn auch unbekannt mit den Oertlichkeiten, folgte ihm der Mann, unser langjähriger Bekannter der alte Naderer.

Alles das, was wir hier erzählt haben, war viel schneller geschehen, als wir es zu schildern im Stande waren. Der Salon war im Nu mit Rauch erfüllt und als die Agenten der Polizei, verstärkt durch die Mannschaft der Wache auf dem Fondamento Carbioti in den Salon eindrang, mußten sie zuvörderst mit Lebensgefahr das

Feuer dämpfen und nachdem ihnen dieses gelungen, fand man erst Zeit die beiden Leichen — dafür hielt man sie Anfangs, aufzuheben und fortzuschaffen.

Mit Tagesanbruch verbreitete sich in Venedig das Gerücht, im Palazzo Mocenigo habe ein Soldat von den Jägern einen Offizier erstochen. Der Jäger selbst sei leicht verwundet in's Gefängniß gebracht worden. Besser Unterrichtete behaupteten jedoch, auch der Offizier sei nur verwundet, tödtlich allerdings, allein es wäre möglich, daß der vom Blutverluste Erschöpfte, von einer Ohnmacht in die andere Fallende mit dem Leben davon kommen könnte, um Licht über die Schreckensnacht im Palazzo Mocenigo zu verbreiten, dessen Bewohnerinnen, zwei vornehme Damen, Mutter und Tochter, gleichfalls verhaftet worden seien.

Die Neugierde der Venezianer und Venezianerinnen, die eben so groß ist, wie die der Leute in allen anderen großen Städten, hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als den Palazzo Mocenigo, den Schauplatz dieser räthselhaften Begebenheiten, von allen Seiten zu begaffen; Thor und Hinterpforte waren gesperrt, Schildwachen an beide postirt, die Spalettläden vor den Fenstern geschlossen, — tiefes Schweigen herrschte im Innern.

Die im Publikum verbreiteten Gerüchte fanden darin ihre Bestätigung.

Viertes Kapitel.

Die Krise.

Weil wir überzeugt sind, daß unsere Leser sich für die beiden Verwundeten und den schönen Gegenstand ihres Streites eben so sehr interessiren, als die Neugierigen von Venedig, so suchen wir zuerst den Hauptmann auf, der wirklich tödtlich verwundet in seiner Wohnung lag. Man gab sich alle Mühe mit dem Unglücklichen, der größtentheils bewußtlos dahin liegend, nur alle zwei, drei Stunden auf kurze Zeit zu sich kam, ohne daß man es wagte, in diesen wenigen

Minuten ihn mit Fragen über den Vorfall zu belästigen. Die Wunde selbst, welche einer der tüchtigsten Regimentsärzte, Dr. Pundschuh behandelte, konnte nach dessen Behauptung nicht vom Haubajonnette des Jägers herrühren, sondern nur von einem dreischneidigen Stilette jener Sorte, welche in den Banditengeschichten Italiens eine so wichtige Rolle spielen. Hatte der Jäger ein solches Stilett gehabt? wohin war es dann gekommen, fragte der Auditor, der den Fall zur Untersuchung bekommen hatte. Die Polizei-Agenten sagten allerdings aus, daß Preßler an ihrer Spitze in den Palast eingedrungen sei und möglicher Weise den Dolch gefunden und eingesteckt haben könne.

Preßler war aber seit der Schreckensnacht spurlos verschwunden.

Die beiden Damen waren in sehr anständiger Haft gehalten. Ihre Papiere waren vollständig in Ordnung, piemontesische Pässe, vidirt von der preußischen Gesandtschaft in Turin, die damals zwischen österreichischen und sardinischen Unterthanen den politischen Verkehr vermittelte. Als Grund ihrer Anwesenheit in Venedig gaben beide Damen ihre Furcht vor den Kriegsereignissen an, welchen sie in Turin viel näher zu sein fürchteten, als in Venedig. Die Witwe Signora Pisanelli sammt ihrer Tochter Guglielma waren also in politischer Beziehung vollkommen unbedenklich, was auch der Umstand zu bestätigen schien, daß ein österreichischer Offizier das Haus besuchte.

Ueber diesen Besuch gab Monna Teresa übereinstimmend an, was unsere Leser bereits wissen, daß nämlich ein Franzose in einem Juwelierladen auf dem Markusplatze sich unartig gegen sie und ihre Tochter benommen habe, und daß Hauptmann Graf Kolosy als ritterlicher Beschützer der Damen aufgetreten sei, was ihm den Eintritt ins Haus und endlich die Möglichkeit verschafft habe, täglich zu kommen. Von der Anwesenheit des Jägers im Palazzo habe sie nichts gewußt, und begreife nicht wie derselbe ins Haus gekommen. Im Uebrigen war Monna Teresa trostlos und beschwerte sich unter Weinen und Wehklagen über die ungerechte Haft, in welcher unschuldige Frauen gehalten würden, die ein Asyl suchend nach Oesterreich gekommen wären.

Viel gefaßter und klüger benahm sich Minna, die wir fortan mit Zurseitesetzung der Namen Vilma und Guglielma immer so nennen wollen. Mit einer Noblesse, die dem Auditor imponirte, gab sie in Uebereinstimmung mit ihrer Mutter an, daß der Hauptmann Graf Kolosy, dem man trotz des Vorurtheils der Italiener gegen

Oesterreicher und besonders gegen österreichische Offiziere den Eintritt ins Haus mit größter Liebenswürdigkeit gestattet habe, diese Erlaubniß in sofern über Gebühr ausgebeutet habe, als er nicht nur tagtäglich kam, sondern auch der Tochter vom Haus Liebesbetheuerungen machte, ohne daß Minna ihm je mit den mindesten Avanzen ein Recht dazu gegeben habe. Die Folge dieser Liebe sei nun eine unberechtigte Eifersucht gewesen, in welcher der Hauptmann, der in Minna's Zimmer den Jäger getroffen, diesen und die Tochter vom Hause auf die gröblichste Weise insultirt und den letzteren endlich sogar mit blanker Waffe angegriffen habe, so daß dieser zu seiner Vertheidigung das Haubajonnet ziehen mußte, was ihm nach vorangegangener Beschimpfung und Ohrfeigen-Androhung seitens des Offizirs und bei Bedrohung seines Lebens um so eher zu verzeihen gewesen, als er zuvor eine ganze Flasche Vino d'Asti getrunken, dessen Wirkung besonders bei Jenen, die ihn früher nie getrunken, eine bedeutende zu sein pflegt. Nichtsdestoweniger habe der Jäger sich nur vertheidigungsweise der Waffe bedient und dem Hauptmann nicht die mindeste Verwundung beigebracht, während dieser nach einem Hiebe über die Hand den Säbel umgekehrt und mit dem Säbelkorbe den Jäger zu Boden geschmettert habe.

Befragt, ob sie eine Vermuthung habe, woher denn die Wunde rühre, welche Graf Kolosty im Rücken habe, gab die schöne Minna zu, daß es ihr so gewesen, als ob in dem Momente, wo sie sich gegen die Umarmung des Offiziers sträubte, hinter demselben ein Schatten eines Mannes aufgetaucht wäre, der durch den geheimen Gang gekommen sein müsse, dessen Untersuchung übrigens zu keinem Resultat führte.

Ueber ihr Verhältniß zu dem Jäger befragt, gab die schöne Gefangene wahrheitsgetreu an, sie habe den Jäger am Posten auf dem Fondamento Carbioti erkannt, in ihm einen Jugendgespielen entdeckt, und da sie als junge Dame vom Stande doch den Soldaten nicht auf der Wachstube oder in der Kaserne besuchen konnte, ihn durch eine geheimnißvolle Einladung in den Palazzo Mocenigo gelockt, wo er hocherfreut seine Jugendgespielin wieder zu finden, sich das Souper wohlschmecken ließ, bei welchem beide von dem Hauptmanne überrascht worden seien, ohne daß zu seinem beleidigenden und beschimpfenden Verdachte die mindeste Veranlassung gewesen wäre.

Auf die Frage, wie es möglich, daß sie, die Italienerin, einen Wiener zu Spielgefährten haben konnte, antwortete Minna ausweichend, sie sei in Wien erzogen worden und habe dort den Jäger kennen gelernt, für welchen sie kindliche Sympathien empfunden, die sich auch jetzt nach so vielen Jahren nicht verloren hätten.

All das klang nun so wahr und wahrscheinlich, daß man ohne weiteres die beiden Damen hätte entlassen und auf freien Fuß untersuchen können, wenn sich nicht in der Aussage Minna's einiger auffallender Widerspruch mit der des Jägers Albert Kolb ergeben hätte.

Der Jäger stimmte in den meisten Fällen wohl mit Minna überein, nur sagte er ehrlich aus, daß er es gewesen, der zuerst das Bajonnet gegen den Offizier gezogen und diesen veranlaßt habe, nach dem Säbel zu greifen. Er entschuldigte dieses Vorgehen mit dem Benehmen des Offiziers, welcher nicht nur ihn und seine Geliebte auf die empörendste Weise beschimpft, endlich ihm, einem Soldaten außer Dienst, mit Ohrfeigen gedroht habe. Dagegen stellte er aufs Entschiedenste in Abrede, betrunken gewesen zu sein, da er von dem Vino d'Asti nur zwei Gläser, das heißt eben so viel als seine Geliebte getrunken. Dem Auditor mußte es auffallen, daß der Soldat immer von seiner Geliebten sprach, während Fräulein Guglielma Pisanelli immer nur von einem Schulgespielen gesprochen hatte. Er erkundigte sich als gewandter Jurist und erfuhr von dem Jäger, der als Soldat und Wiener ehrlich und ohne Rückhalt sprach, daß er die Dame wirklich seit frühester Kindheit kenne, da sie die Tochter oder wenigstens die Ziehtochter des Wiener Polizei-Agenten Leopold Preßler sei, dem sie in ihrer Kindheit abhanden gekommen, eigentlich entführt worden sei. Dieser Widerspruch mit der Aussage der Signora Teresa Pisanelli, welche Guglielma hartnäckig für ihre Tochter ausgab, während Minna ein achselzuckendes Schweigen beobachtete, verhinderte die Entlassung von Mutter und Tochter aus der Untersuchungshaft, was man in Erwägung der Kriegszeit und der Aufregung in Venedig wohl begreiflich finden wird. Man wollte zuerst Preßler vernehmen, um über diesen Zwischenfall Aufklärung zu bekommen.

Preßler aber blieb, wie erwähnt, spurlos verschwunden.

Der Hauptmann Graf Kolosy war, wir wissen es, zu schwach und zu sehr in Gefahr, als daß man mit ihm hätte ein Protokoll aufnehmen können. Allein der Fall, daß ein Soldat mit der Waffe einem Offizier sich gegenüber gestellt und denselben tödtlich verwundet

hatte, was man trotz dem entschiedenen Leugnen des Jägers, trotz den Andeutungen Minnas über einen andern, entflohenen Mörder nicht glauben konnte, da das Haubajonnet des Jägers mit Blut bedeckt war, war ein zu bedenklicher, mitten im Kriege. Die Oberbehörden drängten, das Kriegsgericht trat zusammen und verurtheilte den Soldaten zum Tode durch Pulver und Blei.

Der Regimentsarzt aber, gestützt auf seine Behauptung, daß die Wunde nicht mit dem Haubajonnet, sondern mit einer andern Waffe beigebracht sei, protestirte gegen das Urtheil und ließ den Protest den Akten beilegen; dies veranlaßte den Auditor auch seinerseits zu erklären, daß er als Rechtsvertreter eines kaiserlichen Regimentes darauf hindeuten müsse, daß die Wunde im Rücken sitze und von dem tapfern Hauptmanne Graf Kolosy nicht zu erwarten sei, daß er einem ihm bewaffnet gegenüberstehenden Gegner den Rücken gekehrt habe. Diese juridische Distinktion fand den Beifall des ganzen Offizierkorps und so wurde beschlossen, die Akten dem obersten Gerichtshofe zur Revision und Ueberprüfung vorzulegen und den Jäger in Anbetracht seines tadellosen Vorlebens, seiner Jugend und der sonstigen eigenthümlichen Umstände zur Strafmilderung zu empfehlen; wenigstens gewann man auf diesem Wege Zeit, die Rückkehr Preßlers, vielleicht die Genesung des Hauptmannes abzuwarten, deren Aussagen vielleicht neues Licht auf den Fall werfen konnten, welcher durch das eigene Geständniß des Jägers eine so schlimme Wendung genommen.

Inzwischen saß der arme Albert in der Armensünderstube der Kaserne, als ein zum Tode Verurtheilter, bedauert von seinen Kameraden, die alle an dem fröhlichen Wiener hingen, dessen Lustigkeit allerdings jetzt dem tiefen Gram gewichen war. Sollte er doch sterben in der Fülle der Jugend, jetzt, wo er endlich das Herz gefunden, nach dem er sich so lange gesehnt, und wo ihm dieses Herz mit der ganzen Glut einer ersten Liebe entgegen geflogen war.

Fünftes Kapitel.

Die Sühne.

Wir müssen nun zu dem Titelhelden unseres Romanes zurückkehren und sehen, was aus dem alten Naderer geworden war, dessen Verschwinden den Prozeß des Jägers so sehr verwickelt hatte.

Preßler war, wie man sich erinnern dürfte, in demselben Augenblicke in den Salon des Palazzo Mocenigo eingedrungen, als die beiden Gegner bereits am Boden lagen und die Flamme schon den Divan ergriffen hatte. Er sah noch einen Mann hinter dem Bilde des Palma Vecchio verschwinden und griff rasch genug nach dem Rahmen des sich drehenden Gemäldes, daß er dessen Zuklappen verhindern konnte. Als der Flüchtende am Widerstande draußen fühlte, daß das Bild festgehalten ward, machte er keinen Versuch, die Blende zu schließen, sondern ließ das Bild von innen los und rannte in dem geheimen Gange vorwärts.

Als der alte Naderer keinen Widerstand von innen mehr fühlte, drehte er das Bild rasch herum, und da die lodernde Flamme im Salon den Eingang des geheimen Ganges klafterweit beleuchtete, so sah er auch die Wendeltreppe, die am Ende desselben abwärts führte. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, stürzte er in den Gang, um den flüchtigen Schatten zu verfolgen, der über die Treppe hinab huschte und dessen mit dem Kalabreser bedeckten Kopf er in diesem Augenblicke ersah. Mit jenem Scharfsinn, jenem richtigen Orientirungsvermögen, das wir den Instinkt der Polizei nennen möchten, hatte der alte Naderer erkannt, daß dieser Mann in dem schaurigen Drama, dessen Aktschluß er selbst im Salon gesehen, die große Rolle gespielt haben müsse, wie auch, daß der Gang, durch den der geheimnißvolle Unbekannte entfloh, zu einem Ausgang des Palazzo führen müsse, der ihm und seinen Agenten unbekannt, den Thäter entkommen lassen würde, da dort sicher keine Posten ausgestellt waren, um ihn festzuhalten.

Viel tausendmal schneller, als wir im Stande waren, dies hier niederzuschreiben, hatte diese richtige Vermuthung den Kopf des alten Polizei-Agenten durchkreuzt, war in seinem muthigen Herzen der Entschluß erwacht, den Fliehenden zu verfolgen.

Im selben Augenblicke war der alte Mann, der das heiße Blut seiner jüngeren Jahre wieder in den Adern fühlte, hinter dem Flüchtling her.

Als dieser hörte, daß man ihm folgte, verdoppelte er seine Schnelligkeit und konnte dies um so leichter, als er schon einmal durch den Gang gekommen und langsam tappend die Oertlichkeit erforscht hatte, während Preßler, sobald er am Fuße der Wendeltreppe angelangt war, sich in gänzlicher Finsterniß befand und seine Richtung nur nach dem Schalle der Fußtritte des Entfliehenden nehmen konnte.

Auch dieser mußte von Zeit zu Zeit stehen bleiben, um sich zu orientiren, bei dieser Gelegenheit erkannte Signore Colpini, daß es nur ein einzelner Mensch war, der ihn verfolgte.

„Bleib stehen, oder ich drehe Dir den Kragen um, wenn ich Dich erwische!" rief Preßler, ganz vergessend, daß er sich in Italien befand und daß der Verfolgte höchst wahrscheinlich die Worte nicht verstand, die er ihm zugerufen hatte.

Zufällig verstand aber Signor Colpini, wie wir aus seinem Auftreten im Salon wissen, die deutsche Sprache recht gut, noch mehr, er war des Wiener Dialektes mächtig und murmelte im Fliehen:

„Ah da schau her! Mein Verfolger ist ein Wiener und obendrein klingt mir die Stimme so bekannt; es lüstet mich, die Bekanntschaft dieses Herren zu machen; wenn nur Tonio und der Malteser auf der Lauer sind. Die zwei sind einem Einzelnen schon gewachsen."

Sich selbst schien Signor Colpini gar nicht zu zählen.

Im nächsten Augenblicke hatte er das Pförtlein erreicht, das auf die Straße führte, er riß es auf und das Licht der einzigen Gaslampe, die draußen brannte, fiel herein.

In dieser Beleuchtung konnte Preßler eben nur die Umrisse des Mannes, aber natürlich nicht sein Gesicht erkennen, obwohl er sich rasch gegen die Thür wendete, zu sehen, ob sein Verfolger nachkomme.

Gleichzeitig stieß der Mann einen leisen Pfiff aus.

Wie zur Antwort ertönte ein leises Pfeifen aus dem Kanal, der, wie wir wissen, seitab vom Kanal grande unter dem Ponte Mocenigo am Palaste vorbeiführte.

Zwei handfeste Kerle sprangen aus der Barke, die dort lag.

In jenem schwer verständlichen Dialekte, welchen Matrosen, Schmuggler und ihre Hehler in den Lagunen sprechen, ertheilte der Mann rasch einige Befehle an diese.

Während die beiden Matrosen sich gegen das Pförtchen aufstellten, sprang Colpini in die Barke.

Preßler war schon aus der Pforte, um nachzueilen.

Aber die beiden baumstarken Männer warfen sich auf ihn, im Nu hatte der eine seine Hand vor dem Munde des alten Naderers, der nicht um Hilfe zu rufen vermochte und gleich darauf war er zu Boden gerungen.

Vergebens sträubte er sich mit Händen und Füßen; ein altes, schmutziges Taschentusch ward ihm als Knebel in den Mund gesteckt und seine Hände und Füße mit jener Schnelligkeit gebunden, wie sie eben nur der Matrose beim „Knoten und Tauen" entwickelt.

„Herein mit ihm!" kommandirte Colpini in dem erwähnten Dialekte.

All das war so schnell geschehen, daß der Feuerlärm, der im Palazzo Mocenigo entstanden war, noch nicht die Nachbarschaft und die wenigen Passanten allarmirt hatte, die allenfalls zu so später Stunde noch auf den Straßen waren.

Als die ersten Aufgescheuchten über die Mocenigo-Brücke rannten, oder vom Kanal grande aus dem Palast zusteuerten, wo das Feuer bald gelöscht wurde, ruderten die beiden Matrosen bereits mit kräftigen Armen ihre Barke durch die zahllosen kleinen Kanäle, welche den Stadttheil ober der Dogana durchziehen; Preßler, an Händen und Füßen gebunden und mit alten schwarzen Segeltüchern zugedeckt, lag in der Tiefe des Schiffleins und dieses flog rasch seiner Bestimmung zu.

Am obern Ende mit finsterer Miene saß Colpini und murmelte vor sich hin:

„Mein Geschäftsfreund, Herr Keszter Sandor, scheint mich betrogen zu haben.

„Die schöne Guglielma kann doch unmöglich ohne seine Erlaubniß bei nächtlicher Zeit Besuche von Soldaten empfangen. Hätte ich zusehen sollen, wie der Offizier vor meinen Augen meine Braut umarmte.

„Er hat seinen Theil, hoffe ich; — und der Andere, der auf dem Boden lag, wird nun muthmaßlich für seinen Mörder gelten.

„Wohl bekomms, Ihr Oesterreicher! Kein Mensch hat eine Ahnung, daß ich im Palaste war, als der Kerl, den ich festgenommen und der mir vor der Hand nicht nach Venedig darf; seine Aussage könnte Verdacht erwecken, Untersuchungen und Verdopplungen der Vorsichtsmaßregeln herbeiführen und es ist ohnehin schon eine Teufelsarbeit, durch die Lagunen durchzukommen.

„Also bleibe er bis auf weiteres mein Gefangener und meinen Matrosen wird es Spaß machen, auf dem Trabakel einen Arrestanten zu haben.“

Inzwischen hatte die Barke das Fahrwasser erreicht, das sich durch die Lagunen gegen Chioggia hinzieht.

Mitten in den Lagunen, kaum sichtbar in der Wüste von Wasser und Morast, lag eine jener Trabakeln mit niederem Bord, die den Kleinverkehr an den Ufern der italienischen und dalmatinischen Küste besorgen, von Ragusa bis Aquileja und Brondolo, gleich gewandt, den Klippen und Scoglis Dalmatiens auszuweichen, und leicht genug, um dort durch die Lagunen zu schlüpfen, wo jedes schwere Fahrzeug im seichten Wasser stecken bliebe.

„La bella Guglielma“, — (die schöne Wilhelmine) — so hatte der galante Schiffsherr die Trabakel zu Ehren seiner Braut genannt, lag vollständig beladen vor Anker und eine Laterne am Back-Bord zeichnete den Weg für die daherfliegende Barke.

Man stieg an Bord und auch Preßler wurde in den Segeltüchern wie ein Colli emporgehißt.

Wenn der Verwundete auch seinen Mund nnd seine Hände nicht gebrauchen konnte, so war er doch seiner Ohren vollkommen mächtig, um zu hören, wie der Mann, dessen Stimme er als jene des von ihm Verfolgten erkannte, in einem schwer verständlichen Dialekte seinen Leuten Befehle gab, aus denen Preßler eben nur so viel entnahm, daß der Gefangene nicht schlecht behandelt werden sollte.

Hierauf gab Signor Colpini dem Steuermann noch einige Befehle, dann trat er in seine Kajüte, wenn anders ein Loch, in dem zur Noth ein Mensch schlafen konnte, diesen Namen verdiente, zog die Thür hinter sich zu und begab sich zur Ruhe.

Preßler wurde von den Matrosen in den untern Raum der Trabakel gebracht.

Man befreite die Hände und Füße des Gefangenen von den Stricken, nahm ihm den Knebel aus dem Mund, und Einer, der ein etwas besseres Italienisch sprach, fragte den Gefangenen, während er ihm mit einer Laterne ins Gesicht leuchtete:

„Versteht Ihr italienisch, Signor?"

„Genug, um zu wissen, was Ihr sagt", antwortete Preßler, „vorausgesetzt, daß Ihr langsam sprecht und nicht in jenem Galgendialekt, den Ihr unter einander redet."

Der Matrose lachte, dann fuhr er fort:

„Ihr seid hier bis auf Weiteres unser Gefangener."

„Mit welchem Recht —"

„Ah pah! wer kümmert heutzutage in der Welt sich um's Recht. Die Gewalt ist die Gebieterin des Rechtes geworden. Also verhaltet Euch ruhig, macht keine Dummheiten, sonst setzt es Schläge und wir nehmen Euch die Laterne weg. Und es ist nicht unterhaltlich im Finstern, — die Schiffsratten sind sehr keck, wenn sie kein Licht sehen. Gute Nacht, Signore."

Damit stiegen die Matrosen wieder hinauf, schlugen die Luckenklappe zu und schoben den Riegel vor.

Preßler war allein und hatte Muße, sich beim matten Schimmer der Laterne, welche auf einem Fasse stand, die Ortsgelegenheit zu betrachten.

Er befand sich in einer Art von schwimmendem Keller, denn lauter Fässer waren es, die ihn rings umgaben und der Geruch verrieth nur zu deutlich, daß sie mit Wein gefüllt waren.

So voll war der Raum unter Deck mit diesen Tonnen angepfropft, daß Preßler kaum Platz hatte, sich niederzusetzen und über diese merkwürdige Wendung seines Geschickes nachzudenken.

So viel war gewiß, daß man ihm nicht an's Leben wollte, sondern ihn nur als den Mitwisser des nächtlichen Geheimnisses im Palazzo Mocenigo zu beseitigen trachte.

Wohin aber brachte man ihn?

Während dieser Gedanke in seinem Gehirn auftauchte, knarrten oben auf dem Verdecke die Ruder, drehten sich die Speichen und hoben den Anker aus der Tiefe, dessen Ketten an die Schiffswand rasselten, baldige Abfahrt verkündend.

Und nicht lange dauerte es, so setzte sich die „Bella Guglielma" in Bewegung und nahm ihren Kurs nach Süden.

Auf dem Verdecke des Fahrzeuges können wir den Weg, den dasselbe nahm, jedenfalls leichter beobachten, als in dem dunkeln Schiffsraum, wo der Gefangene über die seltsame Wendung seines Schicksals nachzudenken die genügende Zeit hatte.

Die Trabakel fuhr an einer Zahl von Wachschiffen und Militärposten in den Lagunen vorüber und leistete allen Anfragen nach Legitimation und Parole genügende Antwort. Wie dies möglich? Der Verrath, die Bestechung war in gewissen Kreisen ein so häufiger, daß es dem unternehmenden und reichen Spekulanten Colpini, wie manch' Anderem, möglich war, durch sein Geld Losung und was sonst zum Passiren nöthig war, zu erhalten, um den von Wienern gespendeten, für die braven Soldaten bestimmten Wein, aus einem österreichischen Magazin stehlen zu lassen und ihn dem Feinde zuzuführen. Wir wollen nicht an gewisse Vorfälle des Jahres 1860 erinnern, um zu beweisen, daß das Gesagte nicht die Erfindung eines Romanschriftstellers ist.

Nachdem die Trabakel mit Tagesanbruch aus dem Kanal von Chioggia ausgelaufen, steuerte sie rasch südwärts. Den Kapitän eines französischen Kriegsschiffes, der das Fahrzeug anhielt, befriedigte Signor Colpini rasch durch Vorweisung gewisser geheimer Dokumente, welche nachwiesen, daß „la bella Guglielma" Wein für die französischen Feldspitäler der Po-Armee, die gegen Comachio operirte, zu bringen habe. Um Mittag passirte die Trabakel die Punta della Maestra, vermied die Rhede von Gora, weil auf dem Kastell von Volano noch die schwarz-gelbe Flagge wehte und landete am Morgen des zweiten Tages in dem kleinen Hafen von Corsini oberhalb Ravenna, wo die Oesterreicher bereits abmarschirt waren und die Trikolore lustig im Morgenwinde flatterte.

Der Eigenthümer der Trabakel begab sich sofort an's Land, um mit den französischen Verpflegsbehörden sich zu verständigen, und sofort erschienen plappernde Facchin's unter Aufsicht von Rothhosen, man schaffte die Fässer mit dem österreichischen Wein an's italienische Ufer, um ihn weiter zu spediren, hierauf erhielten die vier Matrosen, welche die Bemannung der Trabakel bildeten, Erlaubniß an's Land zu gehen und es blieb nur der Steuermanns-Gehilfe, ein Dalmatiner, und ein struppiger Pintscher zurück, um das Fahrzeug und den Gefangenen im Schiffsraum zu bewachen.

Diesem hatte es inzwischen an nichts gefehlt und während der ganzen Fahrt hatte ihm Tonio, der Dalmatiner, an Brod, Fleisch und Wein dieselben Rationen gebracht, wie sie die Matrosen empfingen, — jetzt am Nachmittage, wo selbst der Pintscher sich ermattet in den Schatten des Mastbaumes legte, stieg Tonio, der einzige Wächter der Trabakel, in den Schiffsraum hinab, seinem Gefangenen einen Krug Wein bringend, der von dem gestohlenen österreichischen Gute — übrig geblieben war.

„Nun, wie geht's, alter Freund?" fragte Tonio mit jener Freundlichkeit, die der Dalmatiner noch immer gegen den Deutschen bewahrt, während sie dem Italiener längst abhanden gekommen.

„Hm! 's wäre zu erleiden," versetzte Preßler trocken, „wenn man nur eigentlich wüßte, wo man sich befindet."

„Im Hafen dea kleinen Stadt Corsini, im Romanischen, sieben Miglien von Ravenna," sagte der Steuermanns-Gehilfe.

„Habe meine Lebetage nichts von diesem Hafen gehört," meinte der alte Naderer.

Tonio lächelte im Bewußtsein seiner überlegenen Kenntnisse aus der Geographie.

„Schade, daß ihr kein Matrose seid," fuhr der zweite Lenker des Steuerruders fort, „Ihr seid für Eure Jahre ein Mann von Kraft und wir beide, ich und der Malteser, haben tüchtige Mühe gehabt, Euch in Venedig zur Erde zu bringen."

„In meiner Jugend nahm ich's mit dem Stärksten auf", erwiderte Preßler geschmeichelt, „im Lerchenfelde und in der Roßau, am Thury und am Himmelpfortgrund war ich ein gefürchteter Raufer."

„Wo liegt das?" fragte der Steuermannsgehilfe, den seine geographischen Kenntnisse diesmal im Stiche ließen.

„Es sind Vorstädte von Wien", anwortete dar ehemalige Polizei-Agent mit einem gewissen Stolze.

„Also seid Ihr ein Wiener?"

„Ja wohl."

„Ein Landsmann von unserem Kapitän?"

„Was Teufel! Euer Kapitän ist ein Wiener?"

„So ist es. Ein Student, der sich nach der Oktober-Revolution geflüchtet und in Ankona bei einem Rheder ein Plätzchen als Schreiber gefunden, wo ihn die Frau vom Hause protegirte, daß er seinen Herrn doppelt betrügen und endlich mit dem gestohlenen Gelde auf

eigene Faust anfangen konnte, bis er's zum reichen Manne gebracht hat, der er jetzt ist, — der niederträchtige Wucherer!"

„Und wie heißt er?" fragte Preßler lauernd, denn jetzt auf einmal ahnte er, warum ihm die Stimme des Kapitän's so bekannt vorgekommen war.

„Francesco Colpini", antwortete der Matrose, „das ist aber jedenfalls nur eine Verwälschung" —

„Und heißt zu deutsch: Franz Kolb!" schrie Preßler, „ich hab's! ich hab's!"

Und er senkte das Haupt und dachte mit Zorn und Groll darüber nach, daß er sich abermals in den Händen des Mannes befand, der immer wie ein böser Dämon in sein Leben eingegriffen hatte. Aufmerksam beobachtete ihn der Dalmatiner, bis Preßler endlich in die Worte ausbrach:

„O das ist ein elender, schlechter Mensch!"

„Ihr kennt ihn also, wie es scheint," sagte Tonio, „und Ihr findet auch, daß der Kapitän ein ganz erbärmlicher Schurke ist, den Gott verdammen möge?"

„Ich habe noch keinen erbärmlicheren feigeren Schuft kennen gelernt."

„Ich weiß nicht, was er Euch angethan hat, und Ihr braucht auch nicht zu wissen, weshalb ich mich über ihn zu beklagen habe; aber ich denke, wenn wir beide gemeinsame Sache gegen den Hallunken machten? Was meint Ihr, alter Viennese?

„Was kann ich thun? ich bin ein Gefangener."

„Wenn ich Euch nun aber befreie."

„Dann rechnet auf meine Dankbarkeit."

„Ich habe meine paar Gulden bei Seite. Aber ich bin ein Konskriptions-Flüchtling aus Buccari, wo man mich zur Marine ausheben wollte, während ich mit einem griechischen Oelschiff nach Syra verschwand. Das wird eine Verdrießlichkeit geben, — aber ich möchte gar zu gern wieder einmal mein Vaterland und meine alte Mutter sehen, — dann nehme ich in Gottesnamen Dienste auf einem kaiserlichen Kriegsschiff."

„Ich verspreche Euch, das Alles zu planiren," sagte Preßler mit einer Protektormiene, „Ihr sollt nicht nur straflos ausgehen, sondern das Verdienst einen österreichischen Beamten, — was ich bin,

— aus widerrechtlicher Gefangenschaft befreit zu haben, soll Euch hoch angerechnet werden.“

„Um so besser!“ rief der Dalmatiner freudig, „wartet Freund, ich hole einen frischen Krug und Zigarren, so gut sie der Lump von Kapitän selber raucht. Gleich bin ich wieder hier.“

Im Nu befand sich das Versprochene im Schiffsraum, der durch die Beseitigung der Fässer geräumig geworden war. Die beiden Männer zündeten ihre Zigarren an und beriethen ihren Anschlag gegen den Kapitän Colpini. —

Die Sonne sank langsam in die Sümpfe, welche Comacchio umgeben, gelbe Nebel stiegen aus dem Meere und das kleine Städtlein Volano war von der Trabakel aus kaum sichtbar, — da ruderte ein Nachen auf die „Bella Guglielma“ zu und in demselben saß der Kapitän Colpini, oder wie wir ihn von nun an wieder nennen wollen, Franz Kolb, in der behaglichsten, heitersten Stimmung.

Er mußte in besonders rosiger Laune sein, denn er schenkte dem Barcajuol, der fünf Bajocchi für das Zuführen begehrte, deren großmüthig zehn, wofür der dankbare Volaner ihn mit seinen Armen unterstützte, als der Kapitän schwerfällig die Leiter hinanklimmte, wo Tonio, der Dalmatiner ihm die Hand entgegenstreckte, um ihm über Bord in's Schiff zu helfen.

Als der Kapitän auf den Dielen stand, machte er eine Bewegung gegen seine Kajüte, taumelte aber dabei so sichtlich, daß der Steuermannsgehilfe sich nicht enthalten konnte, darüber zu lachen. Weit entfernt, es übel zu nehmen, rieb sich Herr Franz Kolb vergnügt die Hände und brummte:

„Lach' nur, Tonio, hast Recht, — heute soll Alles vergnügt sein, alles lustig!“

„Was ist denn los?“ fragte neugierig der Dalmatiner.

„Die Franzosen haben eine große Schlacht gewonnen, da oben am Ticino, — bei — Ma — Magenta, ja richtig, so heißt das Nest. Die Oesterreicher sind im vollen Rückzug auf Mailand. In Volano geht's hoch her, — Franzosen und Italiener trinken Brüderschaft, — man hat mir für meinen Wein gezahlt, was ich verlangte, — per bacco wenn ich das doppelte begehrt hätte, — ich glaube, sie hätten mir's auch gegeben, — in einer so guten Stimmung sind die Behörden und Aemter. Ein französischer Oberst hat mich zum Essen eingeladen, — sehr gutes Essen, — das muß man den Franzosen

lassen, Schlachten zu gewinnen und Ragouts zu kochen, das verstehen sie. Na, Tonio, Du hättest den Champagner kosten sollen, den man uns vorsetzte, ich trinke aber nie Champagner, weil er mir zu theuer ist, aber wenn er umsonst zu haben, dann trinke ich sehr viel Champagner. Tonio, ich habe sehr viel getrunken, — bin seelenvergnügt, — sollst auch einen guten Tag haben, braver Dalmatiner. Kannst auf's Land gehen, wo Deine übrigen Kameraden im Wirthshause beim „Pilota" sitzen und trinken. Du bekommst dort um Dein Geld prachtvolle Fische und köstlichen Piccolit. Addio, Tonio, — das Schiff liegt gut vor Anker und Zaccola, der Hund genügt zu dessen Bewachung. Könnt' alle bis Mitternacht ausbleiben, und wenn Ihr ein Paar Stunden später kommt, liegt auch nichts dran. Mich aber wecke nicht vor sieben Uhr, ich will mich ausrasten von den Strapazen des heutigen Tages und auf die neuen vorbereiten, die mir der Ehestand bringen wird; — es lebe die Liebe, es lebe der Wein! — gute Nacht, Tonio!"

Während dieser Rede, welche die Seelenstimmung des würdigen Kapitän's der „Bella Guglielma" genügend charakterisirte, hatte er sich, von Tonio unterstützt, langsam entkleidet, — Tonio legte Stück für Stück des Gewandes zur Seite, auch des Kapitäns Dirk oder Schiffsdolch, sowie die beiden Sackpuffer, welche Herr Franz Kolb geladen bei sich zu tragen pflegte. Wahrscheinlich fürchtete der brave Steuermanns-Gehilfe, sein angetrunkener Kapitän könnte sich durch Unvorsichtigkeit ein Leides zufügen, denn mit einer raschen Bewegung, die einem Eskomoteur Ehre gemacht und die nicht einmal ein Nüchterner bemerkt haben würde, schob er Dolch und Pistolen in die Taschen seiner weiten Hosen, erwiderte des Kapitäns Abschiedsgruß mit einem respektvollen: „Wünsche wohl zu ruhen, Kapitano!" und schob sich dann zur Thür hinaus, in welcher der Kapitän den Schlüssel von außen hatte stecken lassen, so daß eine Umdrehung genügte, um den Eigenthümer der „Bella Guglielma" in seiner Kabine einzusperren.

Allein, wie hätte einem Christenmenschen etwas dergleichen einfallen können; der Kapitän warf sich in seinem Gott vergnügt auf sein Lager, das zwar mit jener Oekonomie zugemessen war, die auf den Schiffen Raum-Ersparniß predigt, wo aber seine magere Person und die Gewohnheit ihm doch erlaubten, sich sehr behaglich zu fühlen, so behaglich, daß er nach wenig Augenblicken entschlief und in jene

rosigen Träume versank, welche des Champagners angenehme Nachwirkung zu sein pflegen.

Wie lange er so geschlafen haben mochte, wer weiß es! Eben träumte er, daß ein ganzer Palast von Gold ihn mit seiner Braut aufzunehmen bereit stehe; jungfräulich erröthend streckte die schöne Guglielma, seine Schiffs- und Herzenspatronin, die Arme nach ihm aus, als plötzlich ein Soldat in weißer Uniform sich zwischen ihn und sie drängte, die ausgebreiteten Arme der Braut schlangen sich um den Hals des jungen Kriegers, im Hintergrunde aber stand Herr Keßter Sandor und lachte. Zorn, Scham und Eifersucht tobten im Herzen des Schlafenden nnd er wollte einen fürchterlichen Fluch ausstoßen, — die lauten, unartikulirten Töne, die sich seiner Brust entrangen, schlugen aber an sein Ohr und weckten ihn.

Aufschreiend fuhr er empor, rieb sich die Augen und brummte!

„Gott sei Dank, es war nur ein Traum!“

Sein Kopf war nur ein wenig schwer, aber er schmerzte nicht, ein Beweis, daß der Champagner des französischen Obersten in Volano gut und echt gewesen war. Gleichwohl wußte er nicht, ob er nicht noch im Taumel sich befände, denn das Schiff — es war kein Zweifel — bewegte sich.

Die Sonne schien hell durch die kleinen, runden, dickverglasten Lucken der Kajüte und der Kapitän erkannte aus ihrem Stande, daß es nahe an Mittag war, wie auch, daß die Trabakel mit ziemlicher Geschwindigkeit gegen Norden ging, während eine leichte Brise die Segel klappern ließ.

„Teufel! was soll das heißen!“ schrie der Kapitän, vom Lager springend und im Hemd, wie er war, die Thürklinke erfassend. Die Thür widerstand, sie war von außen zugesperrt.

Wüthend begann Herr Kolb an die Thür zu klopfen.

Langsame Schritee näherten sich und eine fremde Stimme fragte:

„Was für ein Lärm? was gibts da?“

„Aufgemacht!“ schrie der Eigenthümer der schönen Guglielma.

„Werd' es dem Kommandanten melden!“ antwortete die Stimme draußen.

Verdutzt sank Herr Franz Kolb auf das Lager zurück, das in dem engen Raume zugleich auch als Sopha benutzt ward. Es gab also außer ihm noch einen andern Kommandanten auf der Trabakel.

Wenige Augenblicke darauf klirrte der Schlüssel in der Pforte, ein Mann trat herein, zog die Thür hinter sich zu, blieb vor dem verdutzten Kapitän stehen, kreuzte die Arme und betrachtete ihn mit finsterem drohenden Blicke.

Dem Herrn der Cabine trat der Angstschweiß auf die Stirne, auch er forschte in diesem Gesichte, das gefurcht, gealtert und verändert war, und das ihn dennoch so bekannt anstarrte; unheimlich, krampfhaft zog sich sein Herz zusammen, und er vermochte nur zu stammeln:

„Wer sind Sie, mein Herr?

Instinktmäßig hatte er sich bei diesen Worten der deutschen Sprache bedient und richtig antwortete der Unbekannte in deutscher Sprache in einem Tone, den Kolb seit elf Jahren nicht mehr gehört:

„Ich bin ein Mann, der mit Ihnen abrechnen will!"

Das klang so drohend, und die Stimme des Drohenden hatte etwas so fürchterlich Bekanntes, daß der Kapitän unwillkürlich nach dem Brette ober seinem Kopfe griff, wo Tonio jeden Abend die Waffen seines Gebieters niederzulegen pflegte.

„Bemühen Sie sich nicht," sagte der Fremde trocken, „Sie finden nicht, was Sie suchen, — denn die Waffen befinden sich in meiner Hand."

Und dabei zog er die beiden Pistolen aus der Tasche und ließ den Hahn recht auferbaulich knacken.

Kolb, der ein großer Feigling war, drückte sich unwillkürlich gegen das Lager.

„Fürchten Sie sich nicht, es geht Ihnen nicht an's Leben," fuhr der Fremde fort, „ich habe die beiden Puffer da nur mitgenommen, um Sie mores zu lehren, wenn sie mir ungeberdig werden sollten."

„Aber zum Teufel!" rief der Kapitän, der durch die Versicherung, das es ihm nicht ans Leben gehen solle, wieder einigen Muth gewann, „werde ich denn nicht erfahren, wer Sie sind und was Sie hier wollen."

Da erhob der Gefragte seine Stimme immer drohender und antwortete kurz und schneidig:

„Was ich will? Das sollen Sie gleich erfahren. Ich will, nachdem ich so lange Ihr Gefangener im Schiffsraume gewesen bin, Vergeltung üben und Sie, als *meinen Gefangenen* nach Venedig bringen, mit dem einzigen Unterschiede, daß Sie *mich*, der ich nichts verbrochen, widerrechtlich gefangen hielten, während ich *Sie* den

österreichischen Behörden als einen Mann übergebe, der durch Unterschleif, Bestechung, Diebstahl und Schmuggel das österreichische Aerar um viele Tausende verkürzt und zuletzt seinen Freventhaten dadurch die Krone aufgesetzt hat, daß er einem österreichischen Offizier meuchlerisch von hinten den Dolch in den Leib stieß."

Keines Wortes mächtig, sah der tödtlich Bestürzte den Sprechenden an, der wie der Engel der Vergeltung vor ihm stand und mit immer steigendem Affekte fortfuhr:

„Und damit Sie sehen, daß ich nicht zufällig, sondern als einen Akt der Wiedervergeltung ihre Bestrafung anbahne, so erfahren Sie auch, wer ich bin. Ich bin der Mann, gegen den Sie unzählige Male feige und perfide gehandelt und den Sie endlich der unberechtigten Rache aufgezeizter, revolutionstoller Menschen preisgaben, die mich an den Pranger stellten, mich durch die Straßen von Wien schleppten, wie den Abschaum der Menschheit, die aber gleichwohl in ihrer Tollwuth nicht so schlecht waren, wie Sie, der Sie mich denunzirten und den Wahnsinnigen auslieferten. Damals schwur ich im blutenden Herzen, mich an Dir, Elender, zu rächen, über kurz und lang, — der Tag ist da, — ich bin Leopold Preßler, der alte Naderer!"

Mit einem leisen Schrei sank der einstige Legionär auf sein Lager zurück und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Gnade!" wimmerte er nach einer Pause.

„Ich habe kein Recht dort Gnade zu üben, wo ein kaiserliches Gericht sein Urtheil zu sprechen hat. Vor Allem wisse, daß ich hier der Herr bin, — Tonio, der Dalmatiner, der Dich eben so haßt, wie ich, hat in Volano noch einen Matrosen geworben, der zu den Oesterreichern desertiren will, wir haben in der Nacht die Anker gelichtet und sind stark genug, um zu Dritt bei günstigem Wind die Trabakel nach Venedig zu steuern. Du bist hier Gefangener, nicht auf Ehrenwort, denn Menschen Deinesgleichen haben keine Ehre. Dir gegenüber gilt nur die Drohung, daß wir Dich, wenn Du die Schwelle Deiner Kajüte überschreitest, niederschießen, wie einen Hund."

Franz Kolb erwiderte mit bebender Lippe:

„Sie können überzeugt sein, mein Herr, daß ich keinen Versuch machen werde, mich ihrer Obhut zu entziehen; ich sehe, daß ich in Ihrer Gewalt bin und muß mich fügen, trauen Sie mir wenigstens so viel Verstand zu, daß ich keinen Versuch machen werde, mein Los zu verschlimmern."

„Das ist vernünftig gesprochen," meinte Preßler.

„Und da wir aus der grollenden Situation in die vernünftige übergegangen," erwiderte der gefangene Kapitän der „Bella Guglielma" mit diplomatischer Geschmeidigkeit, „so hoffe ich Herr Preßler, Sie werden auch ein vernünftiges Wort mit sich reden lassen?"

„Das wäre?"

„Hören Sie mich an. Ich bin reich, sehr reich, — man hat in früherer Zeit, in den Zeiten Karls des Großen und weit hinauf bis ins Mittelalter, schwere Beleidigungen, ja selbst den Todschlag mit Geld gesühnt. Sollte denn die Beleidigung, die ich Ihnen angethan habe, nicht derart sein, daß sie sich auch nach mittelalterlicher Sitte abmachen ließe? Reden Sie, was habe ich zu zahlen, wenn Sie mich entwischen lassen."

„Oho! — so weit sind wir noch nicht!" rief Preßler, der in diesem Vorschlage ein Mittel sah, gewisse Zwecke zu erreichen, indem er beschloß dem Macchiavellismus des verwälschten Renegaten die Pfiffigkeit seines altwienerischen Naderertums gegenüber zu stellen, „ob ich auf diesen Vorschlag ganz oder zum Theile eingehen kann, das hängt von der Beantwortung der Fragen ab, die ich Ihnen vorlegen will."

„Sprechen Sie, ich werde Alles beantworten, worüber ich Auskunft zu geben im Stande bin," versetzte Kolb, der in Preßlers Entgegenkommen schon die Handhabe sah, sich aus seiner verzweifelten Situation zu befreien.

„Zuvörderst mache ich Sie aufmerksam, daß Sie ohne Hinterhalt und ehrlich antworten," sprach Preßler, „Sie haben mich oft genug einen Naderer genannt und wissen, daß ich alle Spitzfindigkeiten und Pfiffigkeiten der Polizei kenne. Machen Sie keinen Versuch mich zu täuschen, zu betrügen, der erste Versuch dieser Art, der erste Widerspruch, den ich in ihren Aussagen entdecke, zerreißt sofort die Unterhandlungen, die ich jetzt mit Ihnen beginnen will und deren günstiges Resultat nur von Ihnen abhängt."

„Sie werden sehen, daß ich ein ehrlicher Mann bin, welcher —"

„Schon gut, davon später. Ich beginne mit meinem Verhör. Wissen Sie, was aus meiner Ziehtochter geworden ist, die ich am 13. März 1848 verloren habe?"

„Nein. Der Hußaren-Lieutenant hatte sie in seine Wohnung genommen; er desertirte nach Italien, wie Sie mir selbst die Nach-

richt brachten, ich habe nie mehr etwas von ihm erfahren; was er mit dem Kinde angefangen, weiß ich nicht."

Und in diesem Punkte log der gefangene Kapitän der „Bella Guglielma" wirklich nicht, — er hatte keine Ahnung, daß die Braut, die er nur zwei oder drei Mal in Mailand gesehen, prangend im Ballkleid oder in der Soirée-Toilette, dasselbe kleine unscheinbare Mädchen aus dem Hause auf der Laimgrube sei, das er, der hochnasige Student, gar nicht beachtet hatte, während die beiden Kinder, Minna und Albert, die tagtäglich im Hofe mit einander spielten, sich ihre Züge gegenseitig so tief in's Gedächtniß eingegraben hatten, daß Sie sich nach Jahren wieder erkannten. Keszter Sandor und seine Ehehälfte schwiegen wohlweislich über die Art und Weise, wie sie zu dem Kinde gekommen waren.

Mit einem Seufzer der Enttäuschung ließ Preßler das Haupt sinken. Sollte er denn nie von der Verlorenen Kunde erhalten! Rasch aber raffte er sich auf und fuhr fort:

„Was machten Sie im Palazzo Mocenigo?"

„Ich suchte meine Braut auf."

„Und wie kamen Sie dazu, den kaiserlichen Offizier anzufallen."

„Per bacco! Hätte ich zusehen sollen, wie der Offizier meine Braut vor meinen Augen umarmen wollte. Weiß Gott, was noch geschehen wäre, wenn ich nicht rechtzeitig — — französische Gesetze würden mich frei sprechen, da ich nur die Ehre, die Person meiner Braut gegen einen Angriff vertheidigt habe."

„Wissen Sie, daß der Offizier wirklich böse Absichten hatte?"

„Offenbar, denn er fiel mit einem Säbel einen Jäger an, der sich um sie annahm. Der Jäger lag auf der Erde, als ich flüchtete, ob schwer verwundet oder todt, das weiß ich nicht."

Preßler bebte am ganzen Leibe.

„Wissen Sie, wer dieser Jäger war?" fragte er.

„Wie sollte ich."

„Es war Ihr Bruder, Albert Kolb."

„O mein Gott!" stammelte der Kapitän, denn es fiel ihm ein, daß er das Haubajonnet des Jägers ins Blut des Hauptmanns getaucht und so den Verdacht des Mordes auf das Haupt seines eigenen Bruders gelenkt hatte. So schlecht der Renegat war, so erschütterte ihn doch dieser Gedanke.

Dagegen erinnerte sich Preßler jetzt auch des Billets, das den jungen Soldaten zu dem geheimnißvollen Rendezvous berufen, bei welchem die Katastrophe vorgefallen; kein Zweifel, die Dame im Palazzo Mocenigo war diejenige, welche Albert zu sich geladen. Wie kam die Braut des älteren Bruders dazu, den jüngeren Bruder zu sich zu rufen. Wußte sie, daß die beiden Brüder waren?

„Antworten Sie ehrlich, wie heißt Ihre Braut?" fragte er, „wer sind ihre Eltern?"

Der Kapitän lächelte trübe, dann erwiderte er:

„In Venedig heißt meine Braut Guglielma Pisanelli, die Tochter der Witwe Teresa Pisanelli; in jedem andern Lande, wo die österreichische Polizei nichts zu reden hat, z. B. in Frankreich, heißt sie Keszter Vilma, den sie ist die Tochter des Tänzers Keszter Sandor."

Preßler stieß einen Schrei aus.

„Sie sagen, jene Vilma sei die —"

„Die Tochter des Tänzers Keszter Sandor!"

„Seine rechte, seine Ziehtochter?"

„Ich glaube das letztere, wenigstens sieht sie ihren Eltern nicht ähnlich."

„Und wie alt mag sie sein?"

„Ungefähr siebzehn Jahre."

„Sie ist's, sie ist's!" jubelte der alte Naderer mit Freudenthränen in den Augen, „mein Herr und Gott, ich danke Dir! Ich habe mein Kind, mein süßes geliebtes Kind wiedergefunden. Nun will ich gerne sterben, da ich diesen Tag erlebt habe."

Die Freude des alten Mannes war so groß, das Signor Kolb mit Grund glaubte, dieses Uebermaß von Glück, das aus Preßler's Augen leuchtete, zu seinen Gunsten ausbeuten zu können.

„Nun, geehrter Herr," sagte er, „da es scheint, daß Sie in einer etwas freundlicheren Stimmung, wird es Ihnen ein leichtes sein, die Punkte anzugeben, deren Erfüllung mich aus Ihren Händen befreien und uns gegenseitig ausgleichen wird."

Preßler dachte einen Augenblick nach, dann sagte er:

„Gut, — ich wills kurz machen. Zuerst also erklären Sie vor dem Kriegsgerichte in Venedig, daß Sie derjenige sind, welcher den Offizier verwundet hat."

Kolb erblaßte; — er ahnte die Gefahr seiner Aussage:

„Fürchten Sie sich nicht zu sehr; wenn Sie, wie es ja beweisbar, anführen, daß Sie Ihre sich sträubende Braut in den Armen des Offiziers gefunden, daß Sie hingerissen von Zorn und Eifersucht sich zu einem Akt von Selbsthilfe und Rache verleiten ließen, so wird Sie das Gericht mit ein paar Monaten durchlassen, die Sie wohl verdient haben, schon durch das, was Sie mir angethan. Zur Vergeltung will ich über die Weingeschäfte schweigen, welche Signore Kolb mit Franzosen und Piemontesen macht; — wollen Sie diesen Punkt annehmen, genau so, wie ich Ihnen denselben vorgeschlagen."

„Ich muß wohl," sagte der gefangene Kapitän mit einem Seufzer, „doch rechne ich auf Ihre Ehre, daß auch Sie, wie versprochen, nichts erwähnen von —"

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort," sagte Preßler, „und denke, Sie wenigstens hätten noch nie eine Veranlassung gehabt an meinem Ehrenworte zu zweifeln. Hören Sie weiter."

„Die beiden Matrosen, denen ich meine Befreiung verdanke und die mir das Schiff so wacker gegen Norden steuern, müssen Sie mir anständig honoriren. Ich proponire für Tonio, den Dalmatiner, 600 Lire, für den Deserteur, den er am Lande geworben, 200. Oder ist's zu wenig?"

„Ich soll die Schurken dafür bezahlen, daß sie ihren Kapitän verrathen und offene Meuterei getrieben haben?" rief zähneknirschend der Kapitän, „nach dem Gesetze gebühren ihnen 40 bis 60 Hiebe mit dem Tau-Ende, den vermaledeiten verrätherischen Hallunken."

Mißbilligend schüttelte Preßler den Kopf.

„Nicht so hitzig, Signor Colpini," sagte er, „wer wird gleich mit dem Gesetze kommen. Nach dem Gesetze gebührt auch dem, der im Feindeslande das Heer bestiehlt und das Gestohlene dem Feinde zuführt, der Strang. Was würden Sie sagen, wenn ich das Gesetz gegen Sie geltend machen würde."

Das Kapitän sagte nichts, sondern ließ den Kopf sinken.

„Die 800 Lire sind also bewilligt, 200 für den Gehilfen, 600 für Tonio, den Steuermann?"

„Bewilligt."

„Was meine Person anbelangt, so verlange ich keine Entschädigung."

„Edler Mann!"

„Warten Sie! Noch wissen Sie nicht, was ich will. Die Summe, die ich Anno 1848 Ihrem würdigen Herrn Vater geliehen, und von der ich nie einen Kreuzer gesehen habe, würde jetzt nach elf Jahren, wenn man Zinsen und Zinses-Zinsen dazu schlägt, schon ein respektables Sümmchen ausmachen. Dazu ist noch das Geld zu rechnen, das ich ausgegeben, um mein verlornes Kind wieder zu finden. Dieses Geld würde ich erspart haben, wenn Sie gleich es gesagt hätten, daß die Verlorne sich bei dem Hußaren-Lieutenant in der Josefstädter Kaserne befand. Mein Geld war aber, wenn ich sterbe, zum Vermächtniß für meine Ziehtochter bestimmt, ich fordere also im Ganzen die Summe von 20.000 Gulden."

„20.000 Gulden!" rief der Geizhals entsetzt, die Hände zusammenschlagend.

„Keinen Kreuzer weniger," sagte Preßler trocken, „und dieses Geld bestimme ich zum Heiratsgute für meine Ziehtochter Minna, mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß sie sich den Bräutigam nach Belieben wählen kann."

„Nun denn, — in Gottes Namen! ich zahle die 20.000 Gulden," sagte der Kapitän, denn er rechnete darauf, daß Fräulein Minna sich eine Ehre daraus machen würde, ihn zu heiraten, besonders, wenn er über das Erscheinen des Offiziers im Palazzo Mocenigo sich großmüthig hinwegsetzen würde.

Preßler dagegen, der das Briefchen, welches dem Jäger Albert Kolb nach dem Palaste beschieden, ganz richtig für ein Liebesbriefchen hielt, welches keinen Zweifel gestattete, daß seine Minna noch mit alter Liebe an dem Gespielen ihrer Jugend hing, wollte diesem wenigstens, wenn er aus dem Militär-Verbande trat, die Möglichkeit sichern, zu heiraten und seine Frau zu erhalten.

„Also sind wir in Ordnung?" fragte Kolb, „oder haben Sie noch eine Forderung?"

„Keine, als eine, die ich in Ihrem eigenen Interesse stelle, beobachten Sie über Alles, was zwischen uns vorgefallen, ein tiefes Stillschweigen."

„Ach das versteht sich ja von selbst," rief Kolb, „und Sie, — Sie sind versöhnt?"

„Hm! ja! ich will vergessen und will verzeihen," antwortete Preßler, ohne die Hand, die ihm der Kapitän mit affektirter Rührung entgegenstreckte, anzunehmen, „aber ich bin vorsichtig. Wir werden die

stipulirten Punkte schriftlich festsetzen, ich gehe gern sicher. Daß ich Ihnen die Hand nicht reiche, werden Sie begreifen, — ich habe auch meinen Stolz, wenn ich auch nur ein ehemaliger Polizei-Agent bin. Sie versöhnen sich doch nicht aus Ueberzeugung, sondern weil's Ihnen an den Kragen geht, und daß es mir gelungen, diese Sühne für all' das, was Sie mir angethan haben, zu erwirken, macht mein altes Polizei-Herz stolz. Adieu!"

Und damit schritt Preßler triumphirend zur Thür der Kajüte hinaus, den gefangenen Fuchs, der knirschend in die Ketten biß, allein lassend.

Sechsunddreißig Stunden später bekam man den Campanile oder Glockenthurm von San Marco in's Gesicht, und nach abermals zwölf Stunden war man durch die Einfahrt von Chioggia in die Lagunen gelangt und die Trabakel lag bei San Giorgio maggiore vor Anker.

Sechstes Kapitel.

Ein alter Soldat.

Der Oberst jenes Jägerbataillons, dem der verhaftete Albert Kolb angehörte, war seit einigen Tagen in einer eben nicht rosenfarbenen Laune. Die Nachrichten, die vom Kriegsschauplatze einliefen, waren nicht darnach angethan, einen alten österreichischen Offizier heiter zu stimmen. Der Tag von Magenta, die Räumung Mailands, der Vormarsch der Franzosen gegen den Mincio, der Rückzug der Oesterreicher auch über die Po-Linie im Süden, trafen das Haupt des alten Kriegers wie eben so viele Donnerschläge, und betäubten ihn vollständig.

Dazu kam noch die Geschichte mit dem unglücklichen jungen Manne, dem Jäger Albert Kolb, der, wie die Anklage des Auditoriates lautete, sich gegen den Hauptmann Kolosy thätlich vergangen und demselben angeblich mit einem Stilette eine Wunde beigebracht habe, die, wenn auch nicht absolut tödtlich, doch jedenfalls als eine höchst gefährliche, und für geeignet betrachtet werden mußte, für die nächste Zeit den tapfern Hauptmann kampfunfähig zu machen. Tage lang

war der Verwundete ohne Besinnung, und als er endlich zu sich kam, fühlte er sich so schwach, daß von einer eigentlichen Vernehmung keine Rede sein konnte, da der Arzt dagegen protestirte. Die Vertheidigung des Regimentsarztes, des Auditors Einsprache, hatten, wie wir wissen, das Resultat herbeigeführt, daß das Kriegsgericht den Jäger Albert Kolb zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilte, jedoch zur Strafmilderung an den obersten Kriegsherrn empfahl, dessen Ankunft in Italien jeden Tag erwartet wurde.

Am selben Tage, an welchem das Urtheil gefällt worden war, hatte das Bataillon Marsch-Ordre bekommen; mit Jubel nahmen die schneidigen Bursche, größtentheils Wiener Kinder, den Befehl auf, zur Haupt-Armee in Verona zu stoßen; der Wachdienst in den stinkenden Lagunen war den Braven, die sich nach der Bekanntschaft der Franzosen und Piemontesen sehnten, längst zuwider gewesen; der Tag des Abmarsches war außerdem durch eine reichliche Spende von Wein und Zigarren ausgezeichnet worden, welche eine patriotische Dame aus Wien mit der speziellen Widmung für das Bataillon eingesendet hatte. Im Kreise herum gingen die Trinkgeschirre aller Art, vom „Häferl" der Frau Feldweblin bis zum silbernen Trinkbecher, den sich der Bataillons-Büchsenmacher bei einem Festschießen als Best geholt hatte, und die Kaserne widerhallte von Kriegsliedern, untermischt mit jenen urwüchsigen Wiener Vierzeiligen, in denen sich der ganze kecke Uebermuth des echten Sohnes der Kaiserstadt ausspricht, die auch nach Solferino nicht verstummten, und die erst der Tag von Königgrätz zum Schweigen brachte. Schmerzlicher als die Schauerberichte von den Feldern bei Chlum und Sadowa berührte uns der Brief eines Freundes, eines Offiziers, der mit den schlichten Worten schloß:

„Die Deutschmeister singen nicht mehr."

Doch wir greifen der Geschichte vor und können nur wiederholen, daß das Jägerbataillon, bei dessen Profoßen sich der gefangene Albert Kolb befand, den Befehl zum Abmarsch mit Becherklang und Rundgesang in deutscher Weise feierte.

Der Oberst, einer von den Alten, die unter Radetzky „mitgethan" und sich das Theresienkreuz geholt hatten, hörte den Jubel seiner Leute und fühlte sein bekümmertes Herz erleichtert, wenn er sich auch nicht ohne Wehmuth sagen mußte, daß mancher Mund, der hier jubelte, sang und sich im Glase netzte, bald für immer verstummt

sein werde. Halb erbittert über das Unglück der Oesterreicher, halb gerührt über die Begeisterung seiner Jäger, wurde er durch eine Ordonnanz überrascht, welche meldete, daß sechs Jäger im Vorzimmer stünden und um gnädiges Gehör bitten.

„Herein mit ihnen", sagte der Oberst, „sie wissen, daß mit mir zu sprechen ist."

Im nächsten Augenblicke traten die Jäger, nach der Vorschrift mit dem Hute auf dem Kopfe, ein, stellten sich in eine Reihe auf, und Einer von ihnen, jener Unterjäger, welchen wir als Postenkommandanten vor dem ärarischen Gebäude auf dem Fondamento Carbioti kennen gelernt haben, trat vor, salutirte reglementmäßig und sprach:

„Melde gehorsamst, daß wir Sechs von den sechs Kompagnien des Bataillons gewählt sind, und daß mir die Ehre zu Theil geworden, im Namen der Andern dem Herrn Oberst eine Bitte vorzutragen."

„Ihr wißt, Kinder" sprach der alte Krieger mit jener Gewandtheit der Rede, welche bei österreichischen Offizieren nicht zu häufig angetroffen wird, „daß ich gerne Alles für Euch thue, was in meinen Kräften steht und mit dem Dienst nicht in Widerspruch kommt; ich schmeichle mir, den Namen „Vater des Bataillons", den Ihr mir beigelegt, zu verdienen, und es ist nicht blos eine herkömmliche militärische Phrase, wenn ich Euch meine Kinder nenne; denn ich hab' Euch lieb, wie meine Kinder, — bin ein alter Junggeselle, habe keine Familie, das Bataillon ist mein Weib, und an Euch habe ich nah' an tausend wohlerzogene, das heißt gut einexerzirte Jungen, die, wie ich hoffe, bald Gelegenheit haben werden, ihrem Vater Ehre zu machen. He? Kann ich mich auf Euch verlassen?"

„Bis in den Tod, Herr Oberst!" rief der Unterjäger.

„Bis in den Tod!" wiederholten die Andern mit funkelnden Augen.

„Das wußt' ich, und erwarte, daß wir einen Posten bekommen, wo wir uns auszeichnen können", fuhr der Oberst fort, „und nun reden Sie, Unterjäger Friedl, was haben Sie im Namen ihrer Kameraden vorzutragen?"

Der Oberst war, wie man sieht, Einer von Denen, die ihre Leute mit „Sie" anredeten. Nur, wenn er einmal Einen tüchtig „verdonnern" mußte, gebrauchte er das zopfmäßige „Er".

„Herr Oberst“, sprach der Unterjäger Friedl mit bewegter Stimme, „ich bitte im Namen des ganzen Bataillons um Gnad' und Pardon für unsern unglücklichen Kameraden Albert Kolb.“

Der Oberst zuckte die Achseln und erwiderte ernst:

„Ich habe das Aeußerste gethan; entgegen meiner Ansicht, daß der Soldat, der gegen seinen Offizier die Waffe zückt, auch in Friedenszeit des Todes schuldig sei, habe ich über Wunsch des Kriegsgerichtes das bereits gefällte Todesurtheil zur Strafmilderung an Seine Majestät geleitet; das ist Alles, was ich thun kann.“

„Der Kamerad verlangt auch nicht sein Leben als Gnade“, sagte der Jäger.

„Was denn?“ fragte der Oberst überrascht.

„Den Tod.“

„Der Jäger Albert Kolb verlangt den Tod?“

„Ja wohl, Herr Oberst, — er selbst gibt zu, daß er gegen den Herrn Hauptmann Kolosy sich mit dem Haubajonette vertheidigt habe; jedoch nur als der Herr Hauptmann ihn mit Ohrfeigen bedrohte, nota bene außer dem Dienste und in Gegenwart einer Dame, welche Kolb seine Geliebte nennt, und welche der Herr Hauptmann, der sich doch als Gast bei ihr befand, wie eine gemeine Straßen-Dirne behandelt hatte, so daß Kolb's Aufregung —

„Mein lieber Friedl“, fiel der Oberst, der wie Cäsar alle seine Leute bei Namen zu nennen wußte, dem Unterjäger in's Wort, „ich kenne den Gang der Untersuchung genau, bedarf daher keiner Aufklärung von Ihrer Seite; also rasch zur Sache!“

„Bitte um Verzeihung, Herr Oberst, wenn ich mich schlecht ausgedrückt habe, ich wollte nur sagen, daß der verurtheilte Jäger Kolb bei seinem Ehrenworte den Kameraden die Versicherung gab, er wisse nicht, wie der Herr Hauptmann Kolosy zu der Verwundung im Rücken gekommen; er selbst, Kolb nämlich, habe weder ein Stilett bei sich geführt, noch überhaupt dem Hauptmann eine Wunde beibringen können, da derselbe ihm seine Waffe aus der Hand und zwei Finger derselben abgeschlagen, ihn aber hierauf durch einen Hieb mit dem Säbelkorb auf den Kopf betäubt und zu Boden geworfen habe.“

„Aber ich sage Ihnen ja, daß ich das Alles ohnehin weiß“, rief der Oberst mit steigender Ungeduld, „ich habe das Verhör des armen Teufels mit aller Aufmerksamkeit gelesen. Zur Sache! zur Sache!“

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Oberst", sprach der Unterjäger in großer Verlegenheit, denn er sah, daß er mit seinem breiten, militärischen Kanzleistyl nicht vorwärts kam, „wenn Sie gnädigst erlauben, werd' ich's in kurzen Worten sagen, um was der Kamerad bittet."

„Das wär' mir sehr lieb", entgegnete der Oberst unwillkürlich lächelnd, „denn Ihr könnt Euch denken, daß am heutigen Tag, wo wir zum Abmarsch packen, ich noch Anderes zu thun habe, als Euch anzuhören. Also subito! wie die Wälischen sagen."

„Gerade der Abmarsch des Bataillons ist es ja, weßwegen der Kamerad um den Tod bitten läßt", fuhr der Unterjäger fort, der endlich in's rechte Fahrwasser gekommen war, „der arme Kolb fürchtet, wenn wir abmarschiren, daß er dem Stockhaus übergeben wird, und daß er dann, wenn die Begnadigung, wie zu vermuthen, nicht kommt, von fremden Soldaten, wahrscheinlich von Infanteristen, Ungarn, Böhmen oder Polaken erschossen wird, die ihn nicht kennen, die ihn wie einen gemeinen Verbrecher niederbrennen werden. Darum bittet er, es möge das Urtheil jetzt an ihm vollstreckt werden; er wird dem Tod, den er verdient hat, wie er selbst gesteht, gern entgegen gehen, wenn er weiß, daß es Jäger, Kameraden, Wiener Landsleute sind, die auf ihn zielen."

Die Worte des Unterjägers verloren plötzlich ihre Festigkeit und es klang etwas aus ihnen, es zeigte sich etwas in den Augen des Sprechers, was dieser vergebens hinter einem gewaltigen Streichen des Schnurbartes zu verbergen suchte.

Auch der Oberst wendete sich ab, anscheinend um von einer Bücher-Etagère, auf welcher zehn, zwölf Bücher lagen, eines herabzunehmen; bis der Oberst dieses complicirte Geschäft vollendet hatte, war es ihm gelungen, seiner Bewegung Herr zu werden und das Naß, das in seine Augen treten wollte, zurückzudrängen, gleichzeitig murmelte er für sich, so leise, daß es gewiß Keiner von der Deputation des Bataillons hören konnte:

„Ich darf den Teufelsburschen nicht merken lassen, wie mich ihr Antrag gepackt hatte. Das wäre das Wahre, wenn Einer von ihnen einmal erzählte, er habe vor dem Abmarsch den Oberst weinen gesehen; aber schade wär's auch, wenn ein so braver Kerl auf dem Richtplatz stürbe."

Dann wendete sich der Oberst, nachdem er in das endlich gefundene Buch geblickt, die gesuchte Stelle gefunden, das Buch wieder zugeklappt und auf die Etagère zurückgelegt hatte, gegen die wartenden Jäger und sprach ernst und milde:

„Was Ihr mir da sagt, Kinder, ist schön und macht dem Herzen des Verurtheilten ebenso Ehre wie den Euren. Allein Ihr könnt Euch denken, daß ich, wenn das Bataillons-Auditoriat für den Verurtheilten um Strafmilderung eingekommen, es nicht wagen kann, in der Zwischenzeit von dem mir zustehenden jus gladii Gebrauch zu machen und den Mann erschießen zu lassen. Wenn ich auch selbst auf keine Begnadigung hoffe, so könnte es denn doch geschehen, daß die Rathgeber Seiner Majestät oder der Kaiser selbst anderer Meinung wären als ich, und denkt Euch nun, wie ich dastünde, wenn die Begnadigung käme und ich an Seine Majestät melden müßte, daß ich, vorgreifend seiner Gnade, den Kolb habe erschießen lassen.“

Die Jäger sahen traurig d'rein, sie fühlten die Richtigkeit des Argumentes ihres Obersts.

„Also können wir unserm armen Kameraden keine Hoffnung bringen?“ rief der Unterjäger schmerzlich, beinahe den Respect vor dem Oberst vergessend.

„Das habe ich nicht gesagt“, antwortete der alte Krieger, „geht in den Arrest und sagt dem Verurtheilten, der Oberst Menger von Treuburg verbürge mit seinem Offiziersworte, daß der Jäger Kolb, im Falle als die Begnadigung nicht erfolgt, weder durch Infanterie, noch durch Böhmen, Ungarn, Polen erschossen werden soll, sondern daß es seine Landsleute, seine Kameraden vom Bataillon sein werden, die ihm die Todeskugel zuschicken sollen. Das ganze Bataillon hat in diesem Augenblicke nur 3 Arrestanten, zwei wegen Raufexceß, die werde ich rasch summariter abstrafen lassen, und den Kolb; wir übergeben dem Stabstockhaus nichts, — der Jäger Kolb wird unter Escorte mitgenommen, und ich hoffe, daß wir wieder in Mailand sein werden, wenn der Tag der Execution kommt; sagt ihm, er marschirt mit uns.“

Die Augen der Jäger funkelten vor Wonne über die Erklärung des Obersts.

„Na, hab' ich's recht gemacht?“ fragte der alte Soldat seine Treuen.

„Es lebe der Herr Oberst!“ rief der Unterjäger, „hoch!“

„Der Herr Oberst hoch!“ jubelten die Andern im Chorus.

„Schon gut, -- dank' Euch! Rechts um! Marsch!“

Die Deputation des Bataillons schwenkte ab und der Oberst ging gedankenvoll eine Zeit lang in seinem Zimmer auf und nieder, endlich blieb er stehen und klingelte.

Die Ordonnanz trat ein und salutirte.

„Der Profoß soll sofort zu mir kommen,“ sagte der alte Soldat.

„Sehr wohl, Herr Oberst,“ lautete die Antwort des Mannes, der salutirend sich auf dem Absatz herum drehte und abmarschirte.

Der Oberst stellte ein Kistchen mit feinen Cigarren auf den Tisch; es war der einzige Luxus, den sich der alte Krieger erlaubte, der in allen Genüssen die personifizirte Mäßigung war; er zündete sich eine derselben an und warf sich dann in einen der bescheidenen Lehnstühle, die zu dem etwas abgeschabten Gesammt-Meublement paßten, wodurch sich die Offiziers-Quartiere in Venedig von jeher ausgezeichnet hatten.

Gleich darauf trat der Profoß ein, selbstverständlich die militärischen Ehrenbezeugungen leistend; er war ein Mann zwischen fünfzig und sechzig, mit Haaren zwischen schwarz und grau, mit einem Gesichte, auf dem das Lachen unmöglich schien, mit einem zusammengewachsenen Schnur- und Backenbarte, der eine merkwürdige Aehnlichkeit mit einer Kothbürste hatte, und mit einer Nase, von der man nicht wußte, sollte man sie blauroth oder rothblau nennen. Hinter merkwürdig buschigen Brauen guckten ein paar feurige Augen hervor; die rechte Hand hielt er immer geschlossen, als ob er einen Haslinger*) in derselben hielte, — das Merkwürdigste aber war seine Einsilbigkeit; die wenigen Worte, die er sprach, fielen so scharf, kurz und hart, wie die Hiebe auf einen zur Bank Verurtheilten.

„Herr Oberst?“ fragte er, alles Andere in's Innere zurückdrängend.

„Setz' Dich,“ befahl der Oberst.

„Ahan!“ antwortete der Einsilbige, sich setzend.

Gleichwohl bedarf dieses „Ahan“ einer kleinen Erklärung. Der Profoß war schon Unter-Jäger im Bataillon gewesen, als Menger,

---

*) Haselstock, das Exekutions-Instrument des altösterreichischen Prügel-Systems.

der damals diesen Namen noch ohne Prädikat führte, als Cadet eintrat. Zwischen dem Kadeten und dem Unterjäger bildete sich eine innige Freundschaft, die fortdauerte und sich erhielt, wenn auch der Kadet allgemach bis zum Obersten, Theresien-Ritter und Baron avancirte, während der Unterjäger Stockhammer es nicht weiter als bis zum Profoßen brachte. Im Dienste behandelten sich nun die beiden alten Freunde mit der ihrer Stellung angemessenen gegenseitigen Zurückhaltung. Außer dem Dienste aber, wenn sie allein und im vertraulichen Gespräche waren, fielen die Schranken der Konvenienz und sie redeten wie damals vor etlichen dreißig Jahren, wo sie den letzten Bissen Brod im Lager, das Glas Wein in der Cantine miteinander getheilt hatten. Das Signal zu solcher Vertraulichkeit wurde natürlich immer durch den Oberst und zwar dadurch gegeben, daß er gegen den Alten das kameradschaftliche, herzliche Du-Wort gebrauchte; darauf bezog sich also das „Ahan" des einsilbigen Profoßen, der damit andeuten wollte, er wisse nun, daß es sich um eine confidentielle Unterredung handle, „außerdienstlich" wie der technische Ausdruck lautet.

„Zünde Dir eine Cigarre an, Natzl," fuhr der Oberst fort, ihm das Kistchen zuschiebend.

Der Profoß gehorchte, ohne jedoch eine Antwort oder einen Dank für nöthig zu erachten. Bald dampften die beiden Herren aus Leibeskräften; der Profoß schweigend, wie immer; der Oberst die Decke musternd und mit den Stiefelabsätzen aneinander schlagend, daß die Sporen klirrten.

Endlich schien der alte Soldat seine Einleitung gefunden zu haben und sprach:

„Natzl, ich habe mit Dir etwas Wichtiges, etwas Seltsames zu reden, was Dich überraschen wird."

„Nun?" fragte der Profoß, die Blicke neugierig auf den alten Freund richtend.

„Ich stehe im Begriffe etwas zu thun, was dem Reglement, dem Dienst entgegen ist."

„O!"

„Und Du, alter Freund, sollst mir bei dieser Pflichtverletzung helfen."

„Ah!"

Es wäre unmöglich das Erstaunen zu schildern, daß bei jedem Ausrufe sich steigernd in dem verdutzten Antlitz des einsilbigen Pro-

foßen zu lesen war. Gleichwohl fragte er mit keinem Worte seinen alten Freund und Vorgesetzten, sondern nur mit den Blicken.

„Du wirst mich gleich verstehen," fuhr Menger von Treuburg fort, „es sitzt bei Dir, unter Deiner Obhut, wie ein Küchlein unter den Fittichen der alten Henne, ein armer Teufel von Arrestant, der zum Tod durch Pulver und Blei verurtheilt ist. Sein Urtheil wurde zur Strafmilderung Allerhöchsten Ortes unterbreitet. Glaubst Du, daß Pardon zu hoffen?"

„Nein!"

„Ganz meine Ansicht. Es würde im Bataillon böses Blut machen, wenn ich den Kolb an's Stockhaus ablieferte, wo er dann von den Leuten eines Linien-Infanterie-Regimentes erschossen würde, was unsern Jägern immer als eine roba sciagurata erscheint, wie die Wällischen sagen. Ich habe mich daher entschlossen, den Kolb mit dem abmarschirenden Bataillon mitzunehmen und ihn während des Marsches unter Deiner Obhut zu belassen."

„Gut."

„Nun glaube ich aber, wir werden nicht weit marschiren. Die Sakerments-Rothhosen scheinen Flügel zu haben und eh' wir's uns versehen, werden wir eine zweite Schlacht annehmen, in welcher wir den Flecken von Magenta glorreich abwaschen werden."

„Hm!"

„Wenn's dazu kommt, werden wir hoffentlich alle unsere Leute in's Gefecht bringen," fuhr der Oberst fort, der in seinem Eifer das zweideutige „Hm!" seines alten Kriegsgefährten überhört hatte, „wir werden es nicht machen, wie am Ticino, wo sie ein Korps allein vorwärts schickten und mit dem gesammten Feind raufen ließen, bis es geschlagen war, worauf sie ein zweites Korps entsendeten, das sich ebenfalls Schläge holte. Nein, nein, diesmal geht's anders, lieber Freund, durch Schaden lernt man, Erfahrung macht klug, das gebrannte Kind fürchtet das Feuer, oder wie die Wällischen sagen: Cane bagnato ha paura dell' aqua fredda"*).

Der einsilbige Profoß antwortete nichts. Leider bewies die Thatsache, daß der Oberst Unrecht hatte, und leider erlebten wir, im Jahre 1866 auf den Schlachtfeldern in Böhmen dieselbe Geschichte.

---

*) Ein naßgewordener Hund hat Furcht vor dem kalten Wasser.

„Wenn wir den Franzosen in gleicher Stärke entgegen treten, sind sie uns nicht gewachsen,“ fuhr der Oberst mit jener sich selbst überschätzenden Ueberzeugung fort, die uns Oesterreicher schon zweimal in's Unglück brachte, „aber Schade wär's um jeden braven Mann, der am Tage des Entscheidungs-Kampfes dem Gefecht entzogen würde; und siehst Du, Natzl, ich glaube, Dein Arrestant ist ein braver Kerl.“

„Ja.“

„Er zeigt Muth, Todesverachtung, Ehrgefühl?“

„Gewaltig.“

„Ist's nicht Schade, wenn solch ein braver Kerl auf dem Richtplatze fällt, wie ein armer Sünder, durch die Kugel seiner eigenen Kameraden? Ist's nicht besser, man schickt ihn dem Feind entgegen, und er holt sich mitten in der Schlacht einen ehrlichen Soldatentod. He? was meinst Du?

„Wahr!“

„Nun siehst Du, darauf baue ich meinen Plan. Wenn wir in's Gefecht gehen, kann ich Dir altes Haus, keine sechs Mann zur Eskorte Deines Arrestanten lassen, sondern nur einen, ich werd's schon so machen, daß dieser Eine der Unterjäger Friedl ist, des Verurtheilten bester Freund. Ihr bleibt hinter der Gefechtlinie, irgendwo in einem Graben, hinter einer Mauer“ — —

„Hm!“

„Ich weiß wohl, daß es Euch dort nicht lange leiden wird. Wenn's nun recht drunter und drüber geht und auf allen Seiten blitzt und kracht, dann sagst Du dem Arrestanten: Bist Du kein Hundsfott, sondern ein braver Kerl, so geh' hinein in den Pulverdampf, laß Dich von einer Franzosenkugel niederstrecken und stirb einen ehrlichen Soldatentod.“

„Gut.“

„Du bist also damit einverstanden?“

„Ja.“

„Fällt er, so sind wir alles Weiteren überhoben; ich mache eine Relation an das Oberkommando, daß der verurtheilte Jäger Kolb durch Zufall mit seiner Eskorte in die Feuer-Linie gerathen und durch eine verirrte Kugel getroffen worden sei. Wird er nur schwer verwundet, so wird die That eines zum Tode Verurtheilten, der sich frei machte, um tapfer gegen den Feind zu kämpfen, ihm hoch angerechnet

werden. Fällt er dem Feinde in die Hände oder läuft er gar hinüber, was ich nicht glaube, nun dann mag er drüben thun, was er will, dann wäre Schade um die paar Loth Pulver und Blei, die wir auf ihn verpuffen."

„Richtig," schaltete der einsilbige Profoß ein.

„Ich glaube aber," schloß der Oberst, indem er aufstand, so daß der alte Stockhammer seinem Beispiele folgen mußte, ich glaube, daß wir ein gutes Werk thun, und einem braven Soldaten die Schande ersparen, auf dem Richtplatze zu sterben. Das Schlimmste, was wir dabei riskiren, ist ein „Wischer" über unsere Unachtsamkeit, den lassen wir uns am Ende auch noch gefallen. Der „Plutzer," den wir anscheinend machen, wird nicht vereinzelt im Feldzuge da stehen, es werden noch mehrere, wirkliche und weit größere gemacht werden."

„Mehr als wir uns vorstellen!" rief der Profoß und hielt dann erschrocken inne, denn so viel hatte er schon lange nicht gesprochen. Verwundert betrachtete ihn der Oberst und sagte:

„Was willst Du damit sagen? Was soll der langen Rede kurzer Sinn sein?

Stockhammer antwortete gar nichts; als ob sein Wort-Vorrath durch die lange Rede, die er losgelassen, vollständig erschöpft wäre, zuckte er schweigend die Achseln.

„Willst Du damit vielleicht gar zu verstehen geben," rief der alte Soldat, seinen Freund am Knopfe fassend, „daß Du einen unglücklichen Ausgang des Krieges fürchtest?"

„Ja."

„Rechtsum, — marsch!" kommandirte der Oberst in höchlicher Erbitterung, denn ein Zweifel am endlichen Erfolg ward selbst nach Montebello und Magenta in der Armee noch wie eine Blasphemie aufgenommen, und mehr als die verlorene Schlacht von Solferino kränkte die Führer der Waffenstillstand und der Friede, da die Armee viel lieber weiter gerauft hätte, um wenigstens die Waffen-Ehre zu retten.

Der Profoß gehorchte schweigend dem Kommando seines alten Freundes und marschirte ab.

Die Thatsachen bewiesen, daß der alte Stockhammer, der hinter seiner kupfrigen Stirne ein kluges Hirn besaß, Recht hatte. Der Profoß, der mit der Mannschaft, wie mit den Offizieren in Berührung kommt, erfährt so Manches, was die hohen Herren vom Kommando

nie erfahren. Beim Profoßen sprechen sich die Herren Offiziere, die man „zum Profoßen“ geschickt hat, am ungenirtesten und unumwundensten aus und der stille Freund Profoß erfährt dadurch so manches Regiments-Geheimniß, von welchem die Generale keine Ahnung haben, die immer nur mit den schöngefärbten offiziellen Berichten abgespeist werden.

Wie wäre es, wenn man bei den großartigen Reformen, welche der österreichischen Armee bevorstehen, auch die Profoßen als Experten zu Rathe ziehen wollte?

Siebentes Kapitel.

Mutter und Tochter.

Seit ein paar Tagen war in der Lage der beiden Damen, die sich als Gefangene im Palazzo Mocenigo befanden, eine wesentliche Wendung zum Besseren entstanden.

Während sie Anfangs in zwei getrennten Zimmern bewacht worden waren, hatte man ihnen endlich die Erlaubniß ertheilt, wieder beisammen zu wohnen und die Wachen, die sonst vor den Zimmerthüren gestanden, waren jetzt bis an die diversen Eingänge des Palastes zurückgezogen. Die Verhöre, deren Monna Teresa früher täglich eines, Minna aber sogar zwei, drei gehabt, hatten gänzlich aufgehört und aufathmend hörte Monna Teresa die Kunde, daß sie endlich wieder mit ihrer geliebten Tochter in einem Zimmer wohnen dürfe.

Die Begegnung zwischen Mutter und Tochter war eine höchst ergreifende.

Monna Teresa fiel weinend der schönen Minna um den Hals und auch diese fühlte, trotz allen Vorwürfen, die sie diesem Weibe zu machen hatte, daß sie doch durch die Macht der Gewohnheit eine gewisse Zuneigung zu ihrer vermeintlichen Mutter sich angeeignet, da sie immer wie eine wahre Mutter freundlich, liebreich und gütig gegen sie gehandelt hatte.

„O Vilma, Vilma!“ rief Monna Teresa, „wie hat man uns behandelt?“

„Jedenfalls besser, als wir es verdient hatten!“ antwortete die schöne Minna.

„Wie meinst Du das?“ fragte die Mutter überrascht.

„Ich meine,“ erwiederte Minna, indem sie absichtlich vermied, den Mutter-Namen auszusprechen, „ich meine, daß die Oesterreicher uns jedenfalls mit mehr Schonung und Rücksicht auf unser Geschlecht behandelt haben, als es die Franzosen und Italiener in einem ähnlichen Falle gethan haben würden.“

„Wie so?“ fragte die Dame, die wir schon in früherer Zeit als etwas begriffstützig kennen gelernt.

„Nun, bedenke nur unsere Situation,“ erklärte die gescheidte Minna, „wir kommen hier in Venedig an, mit einem italienischen Passe, mit einem italienischen Namen, wir miethen einen Palazzo, spielen uns auf die Italianissime hinaus, empfangen keine Gesellschaft, am allerwenigsten Deutsche, der Einzige, der unser Haus betreten darf, ein kaiserlicher Offizier und ungarischer Graf, wird in unserm Hause bei nächtlicher Weile durch einen Stilett-Stich in den Rücken heimlich, geheimnißvoll verwundet. Wie denn, wenn der Hauptmann, der nach verschiedenen Umständen, die ich hier nicht berühren will, berechtigt wäre, mich für eine gemeine Syrene zu halten, vor dem Gerichte ausgesagt hätte, daß ich ihm am Tage vor dem blutigen Ereignisse wiederholt den Antrag stellte, zu den Piemontesen überzugehen, — war das Gericht dann nicht in die Nothwendigkeit versetzt, die französische Ballerina, die Gauklerin, die piemontesische Agentin sammt ihrer cara mamma auf die Festung zu schicken.“

„Du mein süßer Jesus!“ seufzte Monna Teresa, „von diesem Standpunkte hatte ich die Sache freilich nicht aufgefaßt. Wer konnte denken, daß Du dem Hauptmann solche Anträge gemacht hast.“

„Der édés Papa hatte mich ausgezankt, daß ich's so lang nicht that.“

„Und der Hauptmann?“

„War treu genug, die Anträge zurückzuweisen und ritterlich genug, dem Gerichte gegenüber nichts von dem zu erwähnen, was uns so arg kompromittirt hätte.“

„Jeder Ungar ist edel und ritterlich," säuselte Monna Teresa, glücklich darüber, einen Punkt gefunden zu haben, von dem sie auf ihr Steckenpferd steigen konnte.

„Ich will das nicht in Abrede stellen," fuhr die schöne Minna in jenem trockenen kaustischen Tone fort, den die Mama bemerkt haben müßte, wenn sie nicht zu bornirt gewesen wäre, „ich fange überhaupt an, die Oesterreicher im Ganzen mit ganz andern Augen zu betrachten. Wie höflich und anständig benahmen sich die Herren vom Gericht gegen uns, während ein französischer Edelmann, dessen Anträge ich in Marseille zurückgewiesen, sich nicht entblödet, über uns gegen Herrn Grafen Kolosy das Uebelste zu äußern."

Monna Teresa konnte sich nicht enthalten, über das Haupt dieses Ehrenmannes einen jener Kernflüche auszusprechen, an welchen die ungarische Sprache reicher ist, als jede andere.

„Aber nicht nur der Offizier, der Edelmann, der Ungar benahm sich so, daß er meinen Dank verdient," fuhr die schöne Minna fort, welche in der Zeit der Untersuchungshaft durch ruhiges Nachdenken zur Erkenntniß gekommen war, daß Kolosy sich unter den obwaltenden Umständen in einem verzeihlichen Irrthum befand, wenn er sie für eine jener Marmor-Dirnen hielt, die durch die Romane und Schauspiele des jüngern Dumas eine Art kulturhistorische Berühmtheit erhalten haben, „auch der gemeine Soldat, der kaiserliche Jäger, der unglücklicher Weise in die Affaire verwickelt ist, benahm sich eben so tapfer, ritterlich und anständig." —

„Ja richtig," unterbrach die ältere Dame die begeisterte Lobrede, welche die schöne Minna ihrem wiedergefundenen und so schnell wieder verlorenen Jugendgespielen hielt, „richtig! richtig! ein gemeiner Soldat, ein Jäger ist auch in die Geschichte hineingerathen. Man befragte mich, wie er in unser Haus gekommen, ich verweigerte natürlich jede Auskunft, schon deshalb, weil ich gar nichts davon wußte. Aber da Du jetzt darauf gekommen, so wirst Du mir wohl sagen, wer dieser Jäger war und wie er —

„Geduld! Geduld!" unterbrach diesmal die schöne Tochter die redselige Mama, „nach der Reihe, hübsch in Ordnung! der Jäger heißt Albert Kolb —

„Albert Kolb?" wiederholte Monna Teresa mit schläfriger Gleichgiltigkeit.

„Er ist mein Jugendgespiele?“ fuhr Minna fort, jedes Wort scharf betonend und ihre angebliche Mutter scharf fixirend, die endlich zu merken begann, daß nicht Alles richtig war.

„Dein Jugendgespiele?“ rief sie, „von wo denn?“

„Wo konnte ich denn in meiner freudlosen Jugend spielen? Nirgend als — in Wien.

„In Wien?“ stammelte Monna Teresa unter der Schminke erbleichend.

„Nun ja, freilich, in jenem alten Hause in der Vorstadt, wo mein lieber, guter, armer Vater lebte, der mich so innig liebte, —

„Er war nicht Dein Vater,“ fiel ihr die alte Dame zitternd in's Wort.

„Er war es; von dem Jäger habe ich Alles erfahren, — Ihr habt mich belogen, Du und der Herr Keszter, der mir nie einen Taufschein vorweisen konnte; Ihr habt mich meinem wahren Vater mit List, ohne Berechtigung weggenommen, — die Gerichte würden sagen, gestohlen“ —

„Die Gerichte? Jesus Maria, was redest Du, mein Kind, — willst Du uns und Dich unglücklich machen. Die Todten stehen doch nicht mehr auf, und Dein Vater ist längst todt.

„Herr Leopold Preßler, mein Vater, ist nicht todt, — er lebt.“

„Er lebt?!“

„Ja, er lebt und sein Haar ist grau geworden vor Schmerz und Kummer, weil er seit sechzehn Jahren seine arme, kleine Minna sucht.“

„Und was wirst Du nun thun?“

„Was mir Herz und Pflicht gebieten, zu meinem Vater zurückkehren.“

„O Du undankbares Kind! haben wir Dich nicht geliebt und gehätschelt, wie unsere eigene Tochter! haben wir Dir nicht eine glänzende Erziehung gegeben, Dir die schönsten Kleider gekauft und alle Leckerbissen, die Dein kleines Herzchen verlangte.“

„Ich bin nicht unerkenntlich gegen Eure Liebe, wenn ich auch die Rolle nur bedauern kann, die Ihr mich vor der ganzen Welt spielen ließet.“

„Ich glaube, Du hast überall, wo Du zum Auftreten kamst, nur erste Rollen gespielt!" rief Monna Teresa, die in angeborener Bornirtheit den Sinn dieses Vorwurfes nicht verstand.

„Nun ja, das paßte in Euren Kram," erwiderte Minna, welche trotz der ernsten Wendung, welche das Gespräch genommen, beinahe gelächelt hätte, „als ich noch ein Kind war, da mußte ich Euch Geld verdienen und das wäre wohl nicht gegangen, wenn ihr mich in irgend eine Quadrille eingereiht hättet, folglich mußte ich mit meinen kleinen Füßchen jene Pas seuls ausführen, die mir Beifall, Blumen und Naschwerk, Euch aber ganz anständige Summen Goldes trugen. Und als ich größer ward, da lag Euch wohl nichts daran, ein paar abgelebte Figurantinnen neben mir herumhopsen zu lassen, da meine Schönheit und Geschicklichkeit dadurch nur viel glänzender hervortrat. Mit einem Worte, es war Euer Prinzip, mich die erste Rolle spielen zu lassen, aber es war mir eine erbärmliche, verächtliche Rolle, denn es war auch eine zweideutige. Keinem jener Bewerber, die sich an das heranreifende Kind, an die reife Jungfrau drängten, wieset Ihr entschieden die Thüre. Ihr komplimentirtet ihn höflich zum Hause hinaus, und er war berechtigt zu glauben, daß nicht Eure und meine Ehrenhaftigkeit ihm den Korb ertheilt habe, sondern daß man ihn nur zurückgewiesen, weil man einen reicheren Protektor erwartete.

„O wie thust Du uns Unrecht!" jammerte Monna Teresa, „wir hätten Dich nur Jenem gegeben, der Dich zu einer wirklichen Dame, zu seiner rechtmäßigen Gattin, zur Besitzerin von Gold und Diamanten, von Palästen und Equipagen gemacht hätte, ein italienischer Conte, ein französischer Marquis" — —

„Nun ich will es zugeben, — jedenfalls war die Art und Weise, wie man jene vornehmen Herren in unser Haus einführte, nicht geeignet, mich als die würdige Braut eines Conte oder Marchese erscheinen zu lassen. Doch streiten wir nicht weiter darüber, — Sie sehen ja, wie weit des Papa's geheime Pläne uns gebracht haben, — ich bin zur Gattin eines Armee-Lieferanten bestimmt, der ein Schwindler zu sein scheint, und ich möchte mich beinahe glücklich schätzen, daß mich das polizeiliche Einschreiten vor dieser verhaßten Ehe bewahrt hat, die ich — Gott sei Dank! — nicht mehr einzugehen brauche, da ich Euch vor der Hand nicht mehr als Eltern anerkenne und dem Herrn Keszter Sandor das Recht abspreche, über meine Hand zu verfügen. Wenn ich mich vermäle, soll es nur nach eigener Wahl und mit

Bewilligung meines wahren Vaters, des Herrn Leopold Preßler geschehen."

Monna Teresa senkte das Haupt; sie erlag der Wucht der Argumente, welche Minna mit einer logischen Schärfe und einer Zungen-Volubilität vortrug, der die ehemalige Tänzerin nicht gewachsen war.

„Ja, ja, Du bist gescheidter, als ich," seufzte sie, „bist es immer gewesen und ich kann Dir nicht antworten; wenn aber mein Mann zurückkommt, so" —

„So werde ich ihm dasselbe sagen, was ich Dir gesagt habe, und wenn Herr Keszter Sandor Umstände machen will, dann stelle ich mich unter den Schutz der österreichischen Behörden, enthülle die Beziehungen des édes Papa zur piemontesischen und französischen Regierung, sowie die geheimen Zwecke, die uns nach Venedig geführt, dann wollen wir sehen, ob Herr Keszter Sandor den Muth haben wird, mich gegen meinen Willen zu verheiraten."

Monna Teresa schwieg mit Thränen im Auge; sie war mit ihrem Latein zu Ende.

Wie aber in einer Zauberkomödie der Deus ex machina, der plötzlich erscheinen muß, um die Lösung des Konfliktes zu bewerkstelligen, durch Donnerschäge, Tamtam-Rauschen, Blitze und lebhafte Musik angekündigt wird, so erfolgte hier nach vorausgegangenem Anklopfen das Auftreten eines Deus ex machina in Gestalt eines Polizei-Kommissärs in der österreichischen Beamten-Uniform. Und wie die Kinder beim Erscheinen des fraglichen Dämons oder Genius mit schauernder Ehrfurcht nach demselben blicken, so betrachtete die alte Dame den Herrn in der grünen Uniform mit dem dunkelrothen Kragen und den drei goldenen Rosetten daran in demüthiger Scheu, als ob er schon erschienen wäre, sie und ihren Gatten als Agenten der Piemontesen und Franzosen mitzunehmen.

Die schöne Minna dagegen erhob sich mit vollendetem Anstand, grüßte den Beamten mit reservirter Höflichkeit und auf einen Fauteuil deutend, fragte sie mit dem Bewußtsein einer Prinzessin:

„Darf ich fragen, Herr Kommissär, was uns die Ehre Ihres Besuches verschafft?"

„Erlauben Sie mir zuerst, mich vorzustellen, meine Dame," sagte der Beamte mit einer verbindlichen Verbeugung, „ich bin der Polizei-Kommissär Raimondi, beim hiesigen ständigen Militär-Gericht

zugetheilt, um zwischen Militär und Civil die nöthige Verständigung zu ermöglichen.“

„Sehr angenehm,“ sprach Minna in dem kalten Tone, den man gegen einen unangenehmen Besuch anschlägt, während Monna Teresa unter endlosen Knixen hinzusetzte:

„Womit können wir denn dienen, Herr Ober-Kommissär?“

„Es handelt sich wieder um die leidige Affaire, die in Ihrem Hause vorgefallen, — ich bin genöthigt dem Fräulein einige Fragen vorzulegen, jedoch unter vier Augen und muß daher bitten, Signora, mich mit Ihrem Fräulein Tochter einen Augenblick allein zu lassen.“

„Bitte, bitte, — ich gehe schon,“ rief Frau Keszter, froh aus dem Bereiche des Mannes mit dem Polizeirocke zu kommen und verließ mit einem tiefen Knixe den Salon; im anstoßenden Zimmer fand sie zwei Herren, in schwarzen, aber nicht besonders eleganten Anzügen, die offenbar zur Begleitung des Herrn Kommissärs gehörten, weshalb ihnen Monna Teresa ebenfalls im Vorbeigehen einige zuvorkommende Knixe machte, die von den beiden Herren mit entsprechenden Verbeugungen erwidert wurden.

Inzwischen hatte Kommissär Raimondi in dem Fauteuil, den ihm Minna zum zweiten Male angedeutet, Platz genommen. Er war ein bildschöner Mann von etwa sechsunddreißig Jahren mit jenem antiken Gesichtsschnitt, welcher nur in Italien und Griechenland zu finden, mit prachtvollen leichtgelocktem Haar, und man hätte seinen Kopf den eines Cassius oder Brutus nennen können, wenn er nicht den streng reglementmäßigen Schnur- und Backenbart des österreichischen Polizeibeamten getragen hätte, was offenbar bei den erwähnten römischen Freiheitshelden nicht der Fall gewesen sein dürfte.

Da Herr Kommissär Raimondi den Blick gegen die Decke warf, als ob er dort die Einleitung zu seinem Verhöre suche, so fragte Minna mit einem leichten Anflug von Ungeduld:

„Darf ich endlich erfahren, mein Herr, welchem Umstande wir die Ehre verdanken —?“

„Ach mein Fräulein,“ rief der Beamte mit einem Anfluge von Humor, „machen Sie mir mein Geschäft nicht schwieriger, mein Amt nicht noch unleidlicher, ich weiß, daß bei Damen Alles auf die Form ankommt und ich weiß nicht, mein Fräulein, wie ich Ihnen das mittheilen soll, was ich Ihnen mitzutheilen habe.“

„Sehr sonderbar für einen Polizeibeamten,“ meinte Minna lächelnd.

„Ja, wenn's eine Polizei-Angelegenheit wäre, dann wäre es ein Spaß für mich, aber es ist eben keine solche, sondern eine weit delikatere Angelegenheit.“

Verwundert sah Minna den delikaten Beamten an; dann erwiderte sie:

„Ihre Behörde hat unsere polizeiliche Angelegenheit in solch' delikater Form behandelt, daß ich nichts dagegen habe, wenn Sie die delikate Angelegenheit in polizeilicher Form abmachen.“

„Sehr geistreich, in der That,“ rief Raimondi, „ich will Ihrem Rathe folgen und ganz polizeilich zu Werke gehen, wie bei einem Verhöre: Darf ich also bitten um Ihren Namen, mein Fräulein?“

„Guglielma Pisanelli“ — —

„Tochter des Possidente *) Alessandro Pisanelli aus Mailand, so steht es in Ihrem Passe, das weiß ich mein Fräulein, aber ich möchte ihren wirklichen und wahren Namen aus ihrem Munde hören.“

„Mein Herr“ —

„Nun sehen Sie, da ist schon wieder ein Ton, der zu unserm Uebereinkommen nicht paßt und ich bin überzeugt, daß Ihr Unwille gegen mich noch weit größer werden wird, wenn ich folgendermaßen zu Ihnen spreche: Sie heißen nicht Guglielma Pisanelli, sondern Vilma Keszter, und sind nicht die Tochter eines mailändischen Possidente, sondern des Tänzers und ungarischen Emigranten Keszter Sandor aus Pest, der von jeher zu den enragirtesten Gegnern der österreichischen Regierung gehörte und im gegenwärtigen Augenblicke einer der thätigsten und gefährlichsten Agenten der Revolution und des Feindes ist.“

„Mein Herr,“ stammelte Minna erbleichend, in einem ganz andern Tone als zuvor.

„Nun, daß ich dergleichen Dinge weiß, ist wohl nicht das Ueberraschendste,“ fuhr Raimondi mit Humor fort, „die Polizei und der Herrgott sind ja allwissend; allein was Sie weit mehr überraschen wird, ist ein Briefchen von jenem gefährlichen Revolutions-Propagan-

---

*) Besitzer, hauptsächlich Grundbesitzer.

disten und Agenten der Piemontesen, welches Briefchen Ihnen ein österreichischer Polizei-Kommissär einhändigen wird."

Mit einem raschen Risse öffnete Raimondi die Brustklappe der Uniform, es zeigte sich im Futter des Rockes unterhalb der Brust eine Naht, die wie zufällig getrennt und dann mit einer schwarzen Stecknadel wieder zusammengehalten war; der räthselhafte Mann zog die Nadel heraus und brachte dann mit einer taschenspielerartigen Bewegung des Zeigefingers aus dem Futter ein Briefchen zum Vorscheine, das er der überraschten Ziehtochter des alten Naderers hinhielt.

Obwohl Minna sofort in der ungarisch geschriebenen Adresse die Hand Keszter Sandors erkannte, so zögerte sie doch es anzunehmen; konnte das Ganze ja doch eine Falle sein.

„Nehmen Sie nur," drängte der Beamte, „nehmen Sie, erbrechen Sie das Briefchen und lesen Sie.

Minna gehorchte, öffnete rasch das Briefchen und las:

„Mein theures Kind!"

„Die Ereignisse, die in Eurem Hause in Venedig vorgefallen, der Umstand, daß ein kaiserlicher Offizier im Palazzo Mocenigo beinahe ermordet worden wäre, machen meine Rückkehr nach Venedig unmöglich, außerdem habe ich auf einem andern Punkte sehr viel zu thun. Leider muß ich Euch in der Dogenstadt in den Händen unsrer Feinde wissen. Wer weiß, was mit Euch geschehen wäre. Deshalb wendete ich mich an meine mächtigen Freunde und durch eine hohe Persönlichkeit, die Dich in Turin tanzen gesehen, und sich lebhaft für Dich interessirt, wurden mir Wege an die Hand gegeben, um wenigstens vorläufig Eure Haft zu erleichtern und so bald als möglich Eure Befreiung zu erwirken. Derjenige, der dieses Briefchen übergibt, ist mit der Leitung des Ganzen betraut, ihm kannst Du unbedingt vertrauen, zu Deiner eigenen Sicherheit und Ueberzeugung magst Du ihm jedoch Losung und Zeichen abfordern, wie wir sie vor dem Beginne unseres großen Werkes verabredet haben. Deiner Mutter sage nichts, sie ist zu albern für derlei Dinge. Lebewohl, — Gott segne das Vaterland.

„Dein édés Papa."

All das war so sonderbar, so überraschend, daß Minna versucht war, es für einen Traum zu halten; der österreichische Beamte brachte ihr einen Brief von dem piemontesischen Agenten und Spion, und dieser, ihr Vater, forderte sie auf, dem Polizei-Kommissär unbedingt zu vertrauen und zu gehorchen. Vielleicht war der Brief in unrechte Hände gekommen und wurde von dem Polizeibeamten nur benützt, um sie zu einem Geständniß zu bringen; jedenfalls mußte sie noch die mit ihrem Vater verabredeten Geheimzeichen anwenden.

„Herr Kommissär," sprach sie mit unsicherer Stimme, „das, was ich in diesem Briefe gelesen, ist so außerordentlich, daß ich nicht umhin kann, um die Beantwortung einer Frage zu bitten."

„Stehe sogleich zu Diensten, mein geehrtes Fräulein," erwiederte Raimondi, „nur einen Augenblick erlauben Sie mir, meine gewöhnliche Vorsichtsmaßregel zu beobachten."

Und aus einer der vielen Taschen seines Uniform-Rockes zog der Kommissär ein kleines Etui, öffnete es, nahm aus demselben ein Fläschchen mit einer weißen Tinktur und ein Schwämmchen, goß auf das Schwämmchen einige Tropfen von der Flüssigkeit, und begann mit dem Schwamme die Schrift des Briefes zu überstreichen, welchen Minna auf den Tisch neben sich gelegt hatte; zum Erstaunen der jungen Dame verschwanden die Worte, die mit einer röthlichen Tinte geschrieben waren, vollständig und das Papier wurde wieder so weiß, als ob nie auf demselben geschrieben worden wäre.

„Was thun Sie denn?" fragte Minna, die ihm verwundert zusah.

„Sie sehen es ja, ich vernichte die Korrespondenz Ihres Papas mit seiner Tochter," erwiderte der Polizeibeamte mit Humor, „Wer Verstand und Gedächtniß besitzt, soll nie eine Zeile aufheben, die ihn kompromittiren könnte. „Gib mir eine Zeile von Deiner Hand und ich bringe Dich an den Galgen," hat ein Franzose gesagt. So arg ist's nun wohl jetzt nicht mehr, aber Briefe, wie dieser, bleiben immer gefährlich. Was soll man nun mit ihnen thun? Sie verbrennen? Verbrannte Briefe verdächtigen immer Denjenigen, der sie verbrannt hat. Sie zerreißen und dem Winde preisgeben? Hm! man hat oft wieder die Stückchen zusammengelesen, und aus ein Paar passenden Worten den ganzen Inhalt errathen. Deshalb haben wir eine eigene Tinte erfunden, die sich mit einer eigenen Tinktur wieder wegwischen läßt und dieses harmlose weiße Papier wird gewiß der skrupulosesten

Gerichtsperson nicht verdächtig vorkommen. So, mein geehrtes Fräulein, nun bin ich fertig, und bitte Sie, die Frage, von der Sie vorhin sprachen, an mich zu richten."

„Nun denn," sagte Minna, halb und halb überzeugt, daß Raimondi wirklich ein und derselbe mit dem sei, der ihr von ihrem Vater empfohlen worden war, „wollten Sie wohl so gefällig sein, mir zu sagen, wie viel Uhr es ist."

„Ich glaube, die Stunde wird bald schlagen," antwortete der Polizei-Kommissär.

„Geht ihre Uhr auch recht?" fragte Minna weiter.

„Ueberzeugen Sie sich," lautete die Antwort; mit diesen Worten zog der Kommissär seine goldene Zylinder-Uhr und hielt sie der Dame hin; jedoch war es nicht das Zifferblatt, was er ihr zeigte, sondern der Deckel, auf dem sich eine Abbildung der Markuskirche in Email zeigte, etwas ganz Gewöhnliches in Venedig, wo man auf allen Schmucksachen und Joujous die Markuskirche, den Dogenpalast oder den Markus-Löwen anbringt.

Raimondi drückte an einer Feder, der Deckel sprang auf und es zeigte sich ein zweites Bild, das des Sardenkönigs mit der Umschrift:

„Italien frei und einig unter dem König-Ehrenmann Viktor Emanuel."

Damit war nun jedes Bedenken der schönen Minna beseitigt; sie reichte dem Polizei-Kommissär die Hand und sprach:

„Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich Ihnen nicht sofort volles Vertrauen geschenkt habe, allein Sie werden zugeben müssen, daß es einem Mädchen in meiner Lage wohl erlaubt ist, Bedenklichkeiten zu hegen. Jedenfalls darf ich es doch sonderbar finden, daß Sie, der kaiserliche Beamte" — —

Sie hielt inne, da Sie ihn durch Fortsetzung ihrer Rede zu beleidigen fürchten mußte.

„O sprechen Sie nur zu Ende," sagte Raimondi mit einem feinen Lächeln, „oder überlassen Sie es mir, Ihren Gedanken Worte zu geben. Sie wundern sich darüber, wie ich, der kaiserliche Polizeibeamte dazu komme, Ihnen und Ihrem Vater, den offenbaren Feinden meines Landesherren, heimlich die helfende Hand zu bieten. Ich will Ihnen das erklären, mein Fräulein; es gab eine Zeit, wo die Studenten der italienischen Hochschulen die Sache der Freiheit, des Vater-

landes zu fördern meinten, wenn sie sich mit Gewalt den Regierungen, besonders der österreichischen entgegenstellten, aufgehetzt von ehrgeizigen Karbonaris, welche die feurige, sanguinische Jugend in den Kampf schickten, dem sie selbst vorsichtig aus dem Wege gingen. Die Folgen dieser Versuche waren selbstverständlich die traurigsten. Die fähigsten Köpfe, die wärmsten Herzen des jungen Italiens unterlagen den Gegenanstrengungen der österreichischen Polizei, die ihre Affilaten eben so gut in Rom, wie in Turin, in Neapel wie in Florenz hatte, und während die Massen mit Kanonen und Bajonnetten niedergehalten wurden, gingen die Führer auf den Hinrichtungsplätzen zu Grunde, wie die Bandieros, die erschossen wurden, oder schmachteten in den Kerkern, wie Sylvio Pellico, und so viele Andere. Da tauchte endlich in einem jungen Gehirne die Idee auf, den österreichischen Bären nicht mehr von vorne zu packen, sondern sein Lager zu unterminiren und ihn auszubrennen. Der Mann, der diese Idee mit seinen Freunden berieth, und mit einer wunderbaren Konsequenz durchführte, hieß — Giuseppe Mazzini. Eine Generation war nothwendig, um an's Ziel zu gelangen; der Tag ist endlich da. Die italienischen Studenten warfen sich plötzlich mit allem Eifer auf das Studium der politischen und Rechtswissenschaften, heuchelten Treue und Anhänglichkeit gegen die Ueberwinder, und die getäuschte österreichische Regierung vergab mit großmüthiger Hand fast alle einflußreichen Stellen des Landes an Italiener, nur die oberste politische Leitung jener liebenswürdigen, unfähigen österreichischen Aristokratie offen haltend, die durch tausend Unglücksfälle belehrt, doch nie etwas gelernt hat. So kommen wir an's Ruder und während wir im Auftrage der Regierung manipulirten, handelten wir im Interesse Italiens. Das Jahr 1848, das Anfangs die Verwirklichung unserer kühnsten Träume zu bringen schien, schlug uns gleichwohl wieder um zehn Jahre zurück, da Radetzky's Siege und das nachherige kluge Benehmen des alten Marschals eine Erhebung nicht günstig erscheinen ließen. Wir warteten. Durch günstige Stimmungsberichte, durch rührende Schilderungen, wie die politischen Sträflinge in ihren Kerkern sich bekehrt hätten und österreichisch-gutgesinnt geworden seien, brachten wir den Kaiser dazu, eine allgemeine Amnestie für die Lombardie und Venedig zu geben; hohnlachend flohen die Befreiten nach allen Richtungen, um auf's Neue für die Revolution zu werben. Die geheimnißvollen Venten des Karbonarismus mahnten den Mann in Paris, das Versprechen zu halten, das er in einer feierlichen

Stunde dem Vorstand des Apenninen-Bundes gegeben, die Idee zu verwirklichen, für die er bei Bologna gefochten. Als er nicht hören wollte, donnerten ihm Orsini's Bomben so laut in die Ohren, daß er hören mußte, wenn er nicht immer auf's Neue sein Leben und mit demselben die Zukunft der von ihm gegründeten Dynastie auf's Spiel setzen wollte. Ein Krieg mit dem alten Oesterreich mit dem Schlachtrufe: „Italien frei bis zur Adria!" ist in Frankreich populär, befriedigt den militärischen Ehrgeiz und absorbirt eine Menge revolutionäre Elemente, die im Frieden nur zu üppig wuchern. So begann der Kampf, der am Mincio ausgefochten werden muß, — die Tage von Magenta und Montebello haben bewiesen, das diejenigen Recht haben, welche behaupteten, die österreichische Armee habe nur die Siegeszuversicht, aber nicht mehr den Geist der Radetzky-Zeiten. Sie führen den Krieg in einem feindlichen Lande, denn diejenigen, auf die sie sich am meisten verlassen sollten, die Gemeindevorstände, die Spitzen der Polizei u. s. w. sind mit dem Feinde einverstanden. Das Glockengeläute, das von Thurm zu Thurm tönt, ist ein Signal für die Franzosen und Piemontesen; es wird keine neue Batterie von Wien gebracht, kein Tagesbefehl ausgegeben, wovon wir nicht sofort Kenntniß erhalten und die Nachricht davon in's französische Hauptquartier senden. So sind wir, nicht das arrogante piemontesische Soldatenthum, die wahren und tüchtigsten Verbündeten der Franzosen, wir, die alte Garde Mazzini's, die wir gleich Papst Sixtus V. so lange gekrochen sind, bis die Zeit gekommen, aufrecht zu gehen!"

„Aufmerksam hörte Minna dem Sprechenden zu; sie wäre wohl im Stande gewesen, die meisten der falschen Argumente zu widerlegen, die auf dem jesuitischen Grundsatze beruhten: „Der Zweck heiligt die Mittel"; allein einerseits war sie ja auf die Hilfe Raimondi's angewiesen, andrerseits leuchtete ein so begeistertes Feuer aus den Augen des italienischen Patrioten, daß man sah, es war Vaterlandsliebe, nicht schmutziger Eigennutz, was ihn dazu bewog, die Oesterreicher zu verrathen und den Feinden der schwarzgelben Fahne zu dienen.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, für das interessante Programm, das Sie mir entwickelt haben, obwohl ich nicht begreife, wozu Sie nöthig hatten, mir gegenüber sich gleichsam zu rechtfertigen."

„Sie hatten mich doch um eine Erklärung meiner jedenfalls zweideutigen Stellung gebeten," entgegnete Raimondi, „und gerade in

Ihren Augen möchte ich nicht als ein gemeiner Verräther erscheinen.“

Dabei heftete der Polizei-Kommissär einen ganz eigenthümlichen Blick auf die junge Dame.

„Was kann Ihnen denn an mir so besonders liegen?“ meinte Minna gleichgiltig.

„Hm! vielleicht ist es meine Pflicht, ein besonderes Augenmerk auf Sie zu richten,“ antwortete der Beamte nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit und Ironie, „im Interesse jener hohen einflußreichen Persönlichkeit, die so innigen — Antheil an Ihrem Geschicke nimmt.“

„Ach ja richtig!“ rief Minna vollkommen ruhig, „in meines Vaters Brief kommt eine darauf bezügliche Stelle vor; ich darf doch wissen, wer diese Person ist.“

„Sie wissen es nicht?“ fragte der Polizei-Kommissär überrascht.

„Bei meiner Ehre, nein!“ antwortete Minna treuherzig, „wir Tänzerinnen, vorausgesetzt, daß wir nicht häßlich sind, finden immer und überall Protektion. Ist's vielleicht der Duca Monteleone oder der Marchese Pepoli oder gar der Graf Cavour, die alle ganz gewaltig aus ihren Logen mit mir kokettirten. Ich gestehe Ihnen ganz ehrlich, daß mir nicht Einer von all' diesen Herren gefallen hat. Verrathen Sie mich aber nicht, Herr Kommissarius.“

Durch den Ton affektirter Koketterie, „den Minna in die letzten Worte legte, klang eine gewisse Aufrichtigkeit, die dem Polizeibeamten, der wie alle seines Standes ein Menschenkenner war, nicht entgehen konnte; gleichwohl fragte er noch einmal eindringlich:

„Sie kennen also den Mann wirklich nicht, der sich so sehr für Sie interessirt?“

„Ich habe „auf Ehre“ gesagt“, erwiderte Minna, den Kopf zurückwerfend, mit einer Schmoll-Miene, die ihr ganz allerliebst stand, „ich pflege in dieser Richtung meine Worte mehr zu überwachen, als manche Männer, die den Ausdruck gedankenlos im Munde führen, ohne zu denken, was er involvirt.“

„Verzeihen Sie, Signora,“ entschuldigte sich Raimondi, „in der kurzen Besprechung, die ich mit Ihnen zu führen die Ehre hatte, haben Sie so viel Geist und Gemüth entwickelt, daß ich jetzt um so mehr auch Ihre Charakterfestigkeit bewundern muß. Alles dieses findet

sich — bei Damen, die obendrein schön sind, so selten vereint, daß ich wohl zu entschuldigen bin, wenn ich Ihnen gegenüber" — —

„Genug, genug, sprechen wir nicht von mir," fiel ihm Minna in's Wort, „reden wir von dem, der sich für mich interessirt, ohne daß ich mich für ihn interessire, was schon deshalb nicht gut möglich ist, weil ich ihn gar nicht kenne. Sie aber, Sie kennen ihn doch?"

„Ja," bestätigte Raimondi.

„Sein Name?"

„Ein großer, in diesem Augenblicke viel genannter."

„Oho! Sein Charakter?"

„Ein Ehrenmann."

„Das ist hübsch. Sie machen mich neugierig, Herr Kommissär."

„Wollen Sie sein Bild sehen?"

„Das können Sie sich denken; so bald als möglich!"

„Es kann gleich geschehen," sprach Raimondi mit Nachdruck, zog wieder seine Uhr heraus, ließ den Rück-Deckel aufspringen und zeigte zum zweiten Male der überraschten jungen Dame das nichts weniger schöne, durch eine Stumpfnase, sowie durch einen gewaltigen Schnur- und Backenbart ausgezeichnete Gesicht Sr. Majestät des Königs Viktor Emanuel I.

„Prrr!" machte Minna, indem sie wie vor dem Haupte der Medusa zurückfuhr.

„Eccolo!" *) sagte der Polizei-Kommissär mit einem ganz unnachahmlichen Ausdrucke.

„Prrr!" wiederholte Minna mit Humor, „ich danke für die Ehre."

„Sie scheinen eben nicht entzückt zu sein," sprach Raimondi, der mühsam seine Freude über Minna's Widerwillen verbarg, „Seine Majestät, der König von Italien, — ich erlaube mir, ihm jetzt schon diesen Titel zu geben, ist doch sonst bei den Damen sehr beliebt?

„Zugegeben, aber es müssen eben Damen von jener Sorte sein, wie Fräulein Rositta, die schöne Tabourmajors-Tochter von Turin oder Signora Laura Bon, die den Ruhm, des Königs Geliebte zu

---

*) „Das ist er!" der Italiener weiß mit diesem Worte eben so umzugehen, wie der Franzose mit seinem „Le voilà!"

sein, höher anschlägt, als die Ehre, der Ristori, deren würdige Nebenbuhlerin sie ist, den Lorbeerkranz der Kunst streitig zu machen. Ich aber, mein Herr, gehöre nicht zu dieser Sorte von Damen, und wenn ich auch eine Tänzerin war, wenn ich auch aus Furcht vor Cabalen, vor der Rache abgewiesener Kourmacher, mir die abgeschmackten Huldigungen alter und junger Gecken gefallen lassen mußte, so habe ich doch nie eine Zudringlichkeit, eine Gemeinheit geduldet. Ich nahm die Komplimente, Liebesbriefe, Bouquets, Geschenke aller Art so gleichgiltig an, wie allenfalls ein heidnisches Götzenbild, das auch den Spendern keine Wohlthaten erweisen kann; mein Vater und meine Mutter konnten recht gut die Priesterschaft repräsentiren, die den Vortheil davon zieht."

„Sehr gut! vortrefflicher Vergleich!" rief Kommissär Raimondi, der ihr mit Entzücken zuhörte.

„Mein Sinn war nie auf jenen Luxus, auf prachtvolle Kleider, Brillanten und Equipagen gerichtet, wie sie jene Damen begehren, welche Verhältnisse mit hohen Herren als den eigentlichen Lebenszweck ansehen. Ich trug schöne Kleider und Schmuck, ich fuhr in Equipagen, aber immer um mein Geld, oder wenigstens ohne irgend Jemand verpflichtet zu sein, mein Gedanke war immer auf eine bescheidene, aber unabhängige Stellung gerichtet, auf stilles Familien-Glück an der Seite eines liebenden Gatten, geliebter Kinder, — auf irgend einem freundlichen Landgute in grüner Einsamkeit, — ach!"

Mit diesem Seufzer sank Minna in eine Art schwärmerischer Grübelei.

„Himmlisches Geschöpf!" murmelte der Polizei-Kommissär so leise, daß die Dame es nicht hörte.

In der Ferne aber erklang leise gedämpft die Musik eines Jägerbataillons, die übrigens näher zu kommen schien, den Kanal grande herab.

Minna fuhr aus ihren Träumen empor.

„Was schwatze ich Ihnen da für albernes, kindisches Zeug vor," rief sie, „wir haben lang genug geplaudert; darf ich endlich den eigentlichen Zweck ihres Hierseins erfahren".

„Ich will Sie retten, aus Ihrer Haft befreien, Signora."

„Danke. Wie machen Sie das?"

„Sie halten mich doch nach unserer Unterredung jetzt für Ihren Freund?"

„Darf ich das?“

„Ich bin es,“ antwortete Raimondi mit Nachdruck, „nicht um des hohen Herrn Willen, der sich für Sie interessirt, sondern aus eigenem Antheil für Ihre Person, Ihren Charakter.

Sie reichte ihm dankbar die Hand.

„Und was verlangt der Freund von der Freundin?“ fragte sie.

„Daß Sie sich willig den Anordnungen fügen, die ich in Ihrem Interesse treffen werde, selbst wenn diese Anordnungen mitunter sonderbar erscheinen sollten.“

„Zum Beispiele?“

„Sie werden nicht protestiren, wenn Sie nach Verona gebracht werden?“

„Was würde es mir nützen?“

„Sie könnten angeben, daß Sie von Ihrer Mutter nicht getrennt werden wollen.“

„Ha! ich kaprizire mich nicht auf sie. Warum aber wollen Sie mich in Verona haben?“

„Weil ich selbst nach Verona geschickt werde, und in Ihrer Nähe bleiben muß, wenn ich Ihnen dienen und Sie befreien soll.“

„Und wie haben Sie es angefangen, daß man mich von Venedig nach Verona schickt, mitten im Kriegslärm?“

„Das ist meine Sache, ich habe Ihnen ja bereits gesagt, wie wir alle zusammenhalten, natürlich nur im Interesse — der österreichischen Regierung.“

„Und wenn ich mich nun weigere, nach Verona zu gehen?“

Kommissär Raimondi zuckte die Achseln.

„Dann würden Sie wahrscheinlich Ihren Willen durchsetzen,“ sagte er, „denn das hiesige Tribunal hat den Auftrag, gegen die in diesen Prozeß verurtheilten Damen mit besonderer Schonung und Rücksicht aufzutreten. Allein Sie würden dadurch dem Freunde, — Sie erlaubten mir ja, mich so zu nennen, — nicht nur sehr wehe thun, sondern ihm auch die Gelegenheit rauben, der Freundin nützlich zu sein.“

In diesem Augenblicke ertönte, diesmal weit näher, die rauschende Jäger-Musik, — es war der Radetzkymarsch, den die Hörner intonirten.

„Was ist das?“ fragte Minna.

„Ein Jägerbataillon, das nach Verona marschirt," antwortete gleichgiltig der Beamte, „die Leute werden durch den Kanal grande in Gondeln bis zur Eisenbahn-Station geführt, — es ist dasselbe Bataillon, bei welchem der Jäger steht, der in Ihrem Palazzo den Auftritt mit dem Hauptmann Grafen Kolosy hatte."

Der Polizei-Kommissär richtete dabei die Augen fest auf die Dame; Minna bemerkte es wohl und hatte Kraft genug, den Blick nicht nur ruhig auszuhalten, sondern zu fragen:

„Der Unglückliche; wie lange wird sein Prozeß wohl dauern?"

„Er ist zu Ende."

„Wie?"

„Der Jäger ist bereits verurtheilt."

„Verurtheilt?"

„Zum Tode!"

Kein Ausruf entrang sich Minnas Brust. Sie war stark genug, den Schrei der Verzweiflung, der sich ihren Lippen zu entrinnen drohte, zurück zu pressen in das verzagende Herz, — aber die Todtenblässe, die ihr Gesicht überzog, der Schmerz, der aus ihren Augen leuchtete, sprachen lauter, ausdrucksvoller, als es Jammerrufe und Wehklagen hätten thun können.

Der Kommissär beobachtete scharf den Kampf, der in Minnas Innern vorging.

„Sie liebt ihn wirklich," dachte er bei sich, „es ist ein wahres Glück, daß die österreichische Regierung mir diesen gefährlichen Nebenbuhler aus dem Wege räumt; das Strafmilderungsgesuch an den Kaiser muß ja durch meine Hand gehen; ich werde Beilagen dazu legen, die eine Abänderung des Urtheils unmöglich machen. Der Bursche hat im Verhör die Wahrheit gesprochen, als er aussagte, er und die Dame im Palazzo Mocenigo seien ein paar Liebesleute gewesen. Es ist ein wahres Glück, daß der Herr Hauptmann Kolosy mit seinem plumpen Säbel das Verhältniß zerhieb, ehe es aufhören konnte, ein platonisches zu sein."

Minna hatte sich inzwischen so weit erholt, daß der Polizeibeamte an sie die Frage zu richten wagte:

„Das Schicksal dieses jungen Mannes scheint Sie sehr zu erschüttern?"

„Wäre das zu verwundern?" erwiderte Minna schmerzlich, „bin ich nicht an seinem Unglücke Schuld? Ich entdecke in einem Jäger,

der unserem Palazzo gegenüber auf dem Posten steht, einen Spielkameraden meiner frühesten Jugendzeit; es drängt mich, ihn zu sehen, zu sprechen. Da ich aber doch nicht als Mädchen einen Soldaten besuchen, als Italianissima eben so wenig seinen Besuch annehmen kann, so begehe ich die Unvorsichtigkeit, ihn in der dunklen Abendstunde zu mir zu laden und ihn mit einem Souper zu bewirthen, bei dem uns Hauptmann Kolosty überrascht, der daraus Konsequenzen zieht, um mich zu beleidigen; Albert, — ich meine, der Jäger Kolb nimmt sich um mich an, ein Wort gibt das andere, endlich ziehen beide — der Hauptmann zuerst, — das Andere wissen Sie."

Raimondi verneigte sich schweigend, — ihre Worte klangen so aufrichtig, obwohl sie nicht im mindesten den Gedanken ausschlossen, daß sie Albert, — (wie ihr der Name entschlüpft ward) — liebte.

Auf den Radetzky-Marsch, der verstummt war, hatte die Bataillons-Kapelle eine kleine Pause folgen lassen, jetzt aber intonirte sie auf's Neue das Lied von „Prinz Eugen dem edlen Ritter", beinahe schon unter den Fenstern des Palastes Mocenigo.

„Ich möchte das Bataillon vorüberfahren sehen," sagte Minna, „darf ich auf den Balkon hinaustreten?"

„Ohne Anstand," erwiderte der Beamte, selbst die Thüre öffnend, die aus dem Salon auf den gothischen Balkon führte, der sich in dem grünen Wasser des Kanals spiegelte.

Eine lange Reihe von breiten Barken, gerudert durch kaiserliche Matrosen, schwamm vom Hafen her gegen die Rialto-Brücke zu; voraus zog die Barke, in der sich die Regimentsmusik befand, ihr folgte die elegante Barke, in welcher der Oberst mit dem Offiziers-Corps saß, diese war begleitet und umringt von zahlreichen kleineren Barken und offenen Gondeln, in welchen Offiziere saßen, die ihren Kameraden, oder Frauen, welche ihren Gatten, Brüdern, das Geleite gaben. Hierauf folgten die Barken mit der Mannschaft, die Soldaten hatten jene kleinen allerliebsten Blumensträußchen (Mazzetto) die man in Venedig um einen Soldo kauft, in die Läufe ihrer Stutzen gesteckt, schwenkten die Hüte und ihr Jauchzen mischte sich mit den feierlich kriegerischen Tönen des Eugen-Liedes. Trotzig verschlossen blieben die Fenster jener Häuser am Kanal grande, in welchen italienische Familien wohnten, und nur hie und da, wo deutsche Sauberkeit die Nationalität des Inwohners andeutete, öffnete sich ein Fenster, oder erschien auf

einem Balkon eine Frau, oder Kinder, um den Scheidenden ein Lebewohl zuzuwinken.

Aller Augen richteten sich auf Minna, als diese auf den Balkon trat; Raimondi blieb ein wenig hinter ihr stehen. Die schöne Ungarin musterte der Reihe nach die vorüberziehenden Barken; endlich am Schlusse, nachdem hinter den Mannschaftsfahrzeugen ein paar Schiffe mit allerlei Gepäcke und jenen Siebensachen vorübergezogen waren, die der Soldat auch im Felde nicht entbehren kann, kam eine Barke von kleinster Sorte, in dieser saßen vier Jäger mit aufgepflanzten Haubajonnetten und zwischen ihnen ein junger Mann, im Zwilchkittel mit der Holzmütze auf dem Kopfe, an der Hand die Eisenschelle, die durch die Eisenkette mit der Eisenschelle am Fuß verbunden war.

Ein schwerer Seufzer entrang sich der Brust des liebenden Weibes.

Als ob er diesen Seufzer gehört hätte, richtete Albert den Kopf empor; es war ja so natürlich, daß er, am Palazzo Mocenigo vorüberfahrend, noch einmal die Stätte sehen wollte, wo ein kurzes Glück für ihn so verhängnißvolle Folgen hatte. Er sah empor nach den Fenstern und ein Schimmer seliger Verklärung leuchtete über sein Antlitz, als er auf dem Balkone jene stehen sah, deren Bild er in den Tod mitnehmen wollte.

„Minna! meine Minna!“ murmelte er, die Arme nach dem geliebten Bilde ausstreckend.

Es versteht sich von selbst, daß diese Bewegung von allen, die um den Gefangenen waren, bemerkt wurde; auch die wenigen Leute an den Fenstern folgten unwillkürlich mit den Blicken der Richtung, in welcher der Verurtheilte die Arme ausstreckte.

So kam es, daß alle Augen sich nach der eleganten Dame auf dem Balkone richteten.

Selbstverständlich war es für Minna nicht angenehm, auf diese Art der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu werden, unwillkürlich trat sie einen Schritt zurück.

Der Gefangene bemerkte es wohl und sein Auge trübte sich, konnte er sich doch dieses Zurücktreten so auslegen, als ob sie ihn aufgäbe. Der Unglückliche sieht in Allem nur Unglück.

Es sollte noch schlimmer kommen.

Beim Anblicke des Geliebten, an dessen Tod sie doch indirekt Schuld war, da ihre Einladung allein ihn nach dem Palazzo Mocenigo

geführt hatte, erwachte in dem liebenden Herzen des energischen Mädchens der kühne Entschluß, den Verurtheilten um jeden Preis zu retten. Nicht ahnend, daß in dem Herzen Raimondi's das Entgegengesetzte sich geltend machte, der Vorsatz, sich des Nebenbuhlers um jeden Preis zu entledigen, wendete sie sich gegen diesen, der, wie wir wissen, hinter ihr auf dem Balkone stand, reichte ihm die Hand und sprach:

„Mein Entschluß ist gefaßt, wir gehen nach Verona ohne Mama.“

„Um so besser,“ antwortete der Kommissär erfreut, ohne die Hand los zu lassen.

„Und ich kann auf Sie rechnen, mein Herr?“ fragte Minna mit einem jener Blicke, wie sie eben nur aus solchen Augen sprechen können.

„Bis in den Tod!“ antwortete der verliebte Polizeibeamte, sich auf die Hand der Dame niederbeugend und dieselbe zärtlich küssend; unwillkürlich erwiderte Minna, die einen treuen Freund gewonnen zu haben wähnte, den Druck seiner Hand. Daß er diesen Druck anders auslegte, mag man dem schönen Manne, dem eitlen Italiener, der immer Glück bei den Damen gehabt hatte, wohl verzeihen, der Triumph leuchtete aus seinem schönen Antlitz.

Aber auch der Jäger in Ketten sah von seiner Barke aus den Vorgang auf dem Balkone. Natürlich wußte er nicht, was voraus gegangen war, er sah nur, wie ein bildschöner Mann, der offenbar mit Minna auf vertrautem Fuße stand, ihr zärtlich die Hand küßte, sie mit seinen Blicken verschlang, und Minna hatte nur Augen für ihn, nicht für den armen Soldaten, über dessen Gesicht sich eine namenlose Trauer ergoß, während er unter dem Klirren seiner Ketten kraftlos auf das Sitzbrett der Barke zurücksank.

„Was hast denn, Bertl?“ fragte einer von der Eskorte theilnehmend, „machst ja auf einmal ein Gesicht, wie noch nie seit dem Tage, wo sie Dich verurtheilt haben; wirst doch n… auf einmal die Kourage verlieren und den Tod fürchten?“

„Den Tod?“ antwortete Albert mit einem bittern Lächeln, „ich wünschte nichts sehnlicher, als daß ich schon erschossen wäre und unten läge in der kühlen Erde.“

Und er begrub schmerzvoll sein Gesicht in den Händen; sein leises Weinen aber übertönte die lustige Polka-Melodie, welche die

Jägerbande an der Tête des Zuges intonirte und die fröhlichen Soldaten sangen mit und jubelten, uneingedenk des armen Kameraden, der im letzten Schifflein mit seinem Kummer saß.

So ist das Menschenleben im Frieden und im Kriege.

Siebentes Kapitel.

In Verona.

Die alte Stadt am Fuße der Alpen, der Schauplatz so vieler Thaten und Abenteuer, die Stadt des Amphitheaters, Romeo's und Julia's und jenes Kongresses, der soviel Unheil über Europa gebracht hatte, war wohl in den zweitausend Jahren ihres Bestehens in keiner größeren Aufregung gewesen, wie in den Tagen, welche der Schlacht von Solferino vorhergingen.

Furcht und Hoffnung wechselten bei den Italienern, bange in die verschwiegene Brust zurückgedrängte Besorgniß und übermüthige Sieges-Zuversicht bei den Oesterreichern ab. Die Zuversicht war im Steigen, seitdem der Kaiser in Verona eingetroffen war. Man sprach ungescheut über die alt-österreichische Langsamkeit und Schwerfälligkeit Ghulay's, der die schon gewonnene Schlacht von Magenta nur deshalb verloren habe, weil er es nicht verstand, rechtzeitig den Sieg zu nützen.

Jene sanguinische Selbstüberschätzung, welche das Unglück immer dem Zufall zuschreibt, jene Durchdrungenheit von der eigenen Unfehlbarkeit, welche die österreichische Armee sieben Jahre später auf die Schlachtbank von Königgrätz geführt hat, machte sich allenthalben, besonders aber in jenen Truppenkörpern geltend, welche die Tage von Montebello, Magenta und Melegnano nicht mitgemacht hatten. Man spottete über die Braven, die ihr Blut mit Begeisterung für die kaiserliche Fahne verspritzt hatten, man nannte jene, die in drei Schlachten geblutet hatten, Raisonneurs, die sich durch's Schimpfen weißwaschen wollten, wenn sie erzählten, wie die Schlachten durch die mangelhafte Ordnung, die Alles durcheinander warf, durch die Kopflosigkeit und Terrain Unkenntniß der Führer, durch eigensinnige Manöver und das Zuspätkommen von Korps verloren worden seien, welche in Folge der

miserablen Verpflegswirthschaft nach stundenlangem Marsche hungrig, durstig und todtmüde vor dem Feinde anlangten.

Die Vogel-Strauß-Politik, welche den Kopf in's Gebüsch steckt, und die Gefahr nicht sehen will, kam auch hier wieder zur Geltung. Strenge Befehle schlossen denen, die mit Wunden bedeckt aus der Schlacht kamen, den Mund; man wollte die nicht hören, welche die Wahrheit zu sagen wußten und trieb dem Untergange entgegen.

Allerdings hatte das persönliche Erscheinen des Kaisers bei den Soldaten aller Waffen-Gattungen einen ungeheuren Enthusiasmus hervorgerufen. „Der Kaiser geht mit uns in's Feuer!" klang es in allen Sprachen des polyglotten Oesterreich und die Franzosen, die über Alles, was diesseits des Mincio vorging, gut unterrichtet waren, fühlten recht gut, daß ihnen ein schwerer Tag bevorstehe, schwerer, als der von Magenta.

Die Veroneser aber betrachteten mit banger Scheu die riesigen Heeres-Massen, die sich in und um ihre Stadt konzentrirten, die zahllosen Feuerschlünde, die man zum Kampfe führte, die todesmuthige siegesfreudige Stimmung des kaiserlichen Heeres.

Daß gleichzeitig auch jene geheimen Kräfte thätig wirkten, welche Feinde der Oesterreicher waren, ohne deshalb Freunde der Franzosen zu sein, daß der Mazzinismus, der aus dem Karbonarismus hervorgegangen, die italienische Republik anstrebte, wenn auch sein tapferster Kämpfer Garibaldi, der einst in Rom die republikanische Fahne gegen die Franzosen vertheidigt hatte, unter der Trikolore Frankreichs ein Streifkorps befehligte und gegen Urban den „Tag von Varese" behauptete, daß alle diese heterogenen Elemente, die sich nur im Haß gegen Oesterreich vereinigten, in Verona in genügender Anzahl vertreten waren, dürfen wir wohl nicht eigens erst erwähnen.

Die Veroneser, obwohl ihre Stadt nur durch die österreichischen Garnisonen und durch das Heer von Beamten, die in der Stadt domicilirten, wohlhabend und blühend geworden, unterstützten heimlich, so weit es ohne Gefährdung ihrer persönlichen Sicherheit geschehen konnte, die Umtriebe der Gegner Oesterreichs, und die Häuser der Italianissimi wurden zum Asyl für die Emissäre des Feindes. Man hat sich viel über eine Proklamation skandalisirt, welche Urban später als Festungs-Kommandant von Verona erließ, und die mit den Worten schloß: „Mir kann Jedermann trauen, denn ich bin ein österreichischer Soldat, ich aber traue Niemand." Wer Verona damals

kannte, wer es nach der Schlacht von Solferino, ja selbst nach dem Tage von Custozza im Jahre 1866 gesehen, der muß zugeben, daß jene Worte eine gewisse Berechtigung haben.

Diese etwas längere Abschweifung schien uns nothwendig, um unseren Lesern die Situation klar zu machen, aus welcher sich die nachfolgenden Ereignisse entwickeln.

Von dem herrlichen Platze Brà, dem Stolz und Sammelplatz der Veroneser schönen Welt, der aber im gegenwärtigen Augenblicke zu einem Heerlager umgewandelt schien, ging ein Mann durch eine jener engen Gassen, die in seltsamen Windungen, jedoch immer parallel mit dem Corso bis zur Piazza dei Signori führen, summend und trillernd, wie es die italienische Sorglosigkeit mit sich bringt, gegen die Skaliger-Gräber zu. Nicht weit von diesen weltberühmten Denkmalen der einstigen Größe und Herrlichkeit Verona's saß ein altes Weib auf der Erde und hielt ihren Kram feil.

Der Mann, von dem wir gesprochen, den untersten Volksklassen angehörig, in jene malerischen Lumpen gehüllt, welche sogar von Göthe besungen wurden und die den italienischen Malern die wünschenswerthe Staffage ihrer romantischen Landschaften geben, blieb vor dem Weibe stehen und musterte ihre Feilschaften.

Dieselben bestanden in drei Stücken eines schmierigen Backwerkes, rund und flach, das oben auf mit etwas beschmiert war, was eine lebhafte Phantasie für Honig halten konnte, und auf dem sich vier Pistazien und zwei Fliegen befanden, welche letzteren an dieser Süssigkeit saugten.

Ein Stück dieser „paste“ kostete 2 Soldi (Neukreuzer). Wenn also das Weib ihren ganzen Kram verkaufte, löste sie sechs Kreuzer und das ist selbst bei italienischer Mäßigkeit zu wenig, Kost, Wohnung, Kleidung, Wäsche u. s. w. zu bestreiten. Wovon lebte die Alte?

Je nun, wie so viele andere räthselhafte Existenzen in Italien. Im Innern ihres Korbes hatte sie einige große Spinnen vorräthig; wenn sie nun, von einem Cicerone geführt, eine Schaar Fremder auf die Gräber der Scaliger zuschreiten sah, dann holte sie mit der Gewandtheit einer Taschenspielerin eine der Riesenspinnen aus dem Korbe, hielt dieselbe in der hohlen Hand und wartete bis die Gesellschaft der neugierigen Fremden ganz nahe gekommen war, dann stürzte sie sich mit Blitzesschnelle auf die schwächlichste Frau, wo möglich auf ein junges Mädchen der Gruppe, fing von der Mantille derselben

rückwärts anscheinend die Spinne herab, zeigte sie der verdutzten Gesellschaft, erzählte mit sprudelnder Lebhaftigkeit und fiebernder Geberde, daß diese Spinnengattung die gefährlichste sei, daß der Biß derselben selbst tödtlich wirke und daß die Bestie eben daran gewesen, der schönen Frau, dem engelgleichen Fräulein an den Hals zu kriechen, wo der Biß am tödtlichsten. Schaudernd wendete sich die vermeintliche Bedrohte ab, die Herren der Gruppe aber konnten nicht umhin in den Sack zu greifen und die vermeintliche Lebensretterin reichlich zu beschenken.

Man wird fragen, warum denn der Fremdenführer, der diesen täglich sich wiederholenden Schwindel doch kennen mußte, die Fremden nicht darauf aufmerksam machte. Je nun, als Italiener tritt der Cicerone nie gegen einen Landsmannn auf, wenn dieser den Fremden auch noch so sehr prellt; er thut dieses um so weniger, weil er gewöhnlich das Erträgniß der Schwindelei — mit dem Schwindler theilt.

In Folge der Kriegs-Ereignisse waren aber die Fremden aus Verona ausgeblieben, die Soldaten fürchten sich nicht vor Spinnen, und die Alte, die keine Tochter oder sonstige jüngere weibliche Verwandte hatte, mit der sich eine gewinnreiche Spekulation bei den jungen Offizieren machen ließ, hätte wirklich von dem Erträgnisse ihres Pasten-Verkaufes leben müssen, wenn sie nicht anderweitige Geschäfte gehabt hätte; worin diese bestanden, werden wir gleich sehen.

Der zerlumpte Mann blieb, wie wir bereits erwähnt, vor dem Weibe stehen, und sprach.

„Heißt Euer Mann nicht Giuseppe?"

„Ja, Signore, Giuseppe ist mein Mann," lautete die Antwort.

Mit dem Losungsworte „Giuseppe" legte die Alte zugleich ein Glaubensbekenntniß ab, denn unter diesem Namen ist immer Garibaldi oder Mazzini zu verstehen.

„Bei welchem Bäcker laßt Ihr diese Pasteten backen?" fragte der Zerlumpte weiter.

„Bei dem Formaggiere (Greißler) Strezek," antwortete die Alte, „der Teufel hole den vermaledeiten deutschen Namen, bei dem man sich die Zunge verrenkt, Strada Apolline Nr. 19."

„Es ist gut," sagte der Mann und ließ einen Zwanziger in den Korb der Pasteten-Verkäuferin fallen, welche dafür so viele Segnungen des Himmels auf ihn herabrief, daß der Himmels, wenn er

alle diese Segenswünsche erfüllen wollte, sich den ganzen Tag ausschließlich nur mit dem Zerlumpten beschäftigen könnte, der, ohne auf das Geschnatter zu hören nach der Straße Apolline ging.

Bis er die Nummer 19 findet, wollen wir unsern Lesern eine kleine Aufklärung geben, was alle diese geheimen Schlag- und Losungsworte zu bedeuten haben.

In jeder halbwegs bedeutenden Stadt bestand ein geheimes Komité zur Förderung der Revolution, der Vertreibung der Oesterreicher. Nie gelang es der österreichischen Polizei, dieses eigentliche Hauptnest, diesen Herd der Verschwörung zu entdecken. Mit jener Raffinirtheit, welche den Italiener und Polen charakterisirt, wußten die Verschwörer sich die Organe der nachspürenden Gerechtigkeit vom Halse zu schaffen und wenn es auch hie und da gelang, ein Individuum zu ertappen, die Gesammtheit vermochte man nie zu fassen.

Auch das Comitato Veronese, das geheime Komité von Verona, hatte allerlei höchst raffinirte Kunstgriffe, um mitten in einer von Militär und Behörden vollgepfropften Stadt aalglatt jeder Verfolgung zu entschlüpfen.

So verfügte die revolutionäre Oberleitung des Veroneser Revolutions-Komité's über zehn verschiedene Lokale in der Stadt. Da man sehr richtig kalkulirte, daß das oftmalige Eintreten zahlreicher fremder Männer in einem und demselben Hause auffallen konnte, so miethete man an den verschiedensten weit auseinander liegenden Punkten der Stadt kleine Wohnungen zu den geheimen Zusammenkünften, und um den Hausherrn, der natürlich mitgekauft wurde, sicher zu stellen, nahm man allerlei Vorwände für die Zusammenkünfte. Bei einem Wirthe versammelte man sich, um geschmuggelten sardinischen Wein zu trinken, bei dem andern, um geschwärzte Schweizer-Zigarren zu rauchen, bei einer Levatrice civile e militare *) kam man zusammen, um mit ein paar schwarzäugigen Dirnen Kurzweil zu haben, im Hinterhause eines Zuckerbäckers hatte man obscöne Photografien aufgestellt, bei einem Kupferstecher eine Winkelpresse, auf welcher obscöne Bilder und Lieder abgezogen wurden. Alle diese Dinge bildeten freilich für den Fall, als doch die Polizei dahinter kam, eine wenn auch strafbare doch immer genügende Ursache für die Zusammenkünfte. —

---

*) Civil- und Militär-Hebamme, ein etwas sonderbarer, aber in Italien allgemein üblicher Ausdruck.

Der Hausherr und die Theilnehmer ließen sich, wenn sie ertappt wurden, um Geld, selbst auch mit Arrest strafen, die wahre geheime Ursache der Zusammenkünfte wurde dadurch um so sicherer maskirt.

Nie wurde bei einer Zusammenkunft der Ort für die nächste Versammlung bestimmt, sondern am Tage der Sitzung selbst setzte das Oberhaupt des Komité's zwei Affilirte in Kenntniß, diese waren ein Hausirer an dem Ponte vecchio und jene Alte nächst den Gräbern der Scaliger. Auf ein bestimmtes Losungswort nannten sie die Adresse die das Mitglied zu wissen brauchte, ohne daß sie selbst wußten, was mit der Adresse gemeint sei, zufrieden, daß sie gezahlt wurden.

So hatte die alte Pasten-Verkäuferin nächst den Scaliger-Gräbern dem zerlumpten Manne den Namen Strezek genannt, den sie für einen Deutschen hielt, wenn auch dessen Träger ein Böhme und ehemaliger Feldwebel eines österreichischen Infanterie-Regimentes war. Feldwebel Strezek hatte nach Jahre langer tadelloser Konduite in Folge einer Liebschaft sich an den Kompagniegeldern vergriffen und war auf dem Punkte, sich entweder eine Kugel durch den Kopf zu jagen oder eine jener entehrenden Strafen dulden zu müssen, die das Militär-Gesetz nebst der Degradirung über den strafbaren Unteroffizier verhängt. In seiner Verzweiflung vertraute er sich einem Italiener ar, der ihm im Wirthshause immer freundlich um den Bart gegangen war; der Wälsche schaffte Rath, die Kompagnie-Gelder wurden ergänzt, ehe der Abgang entdeckt worden war, und der Feldwebel, der bald darauf aus dem Militärdienst trat, miethete in der Strada Apolline einen kleinen Laden, heirathete seine Liebste und wenn auch über seinem Laden die Inschrift prangte: „Giovanni Strezek, Formaggiere", so blieb er doch — den Worten nach, — ein eingefleischter Oesterreicher und Soldatenfreund und schimpfte deutsch, böhmisch und italienisch auf Viktor Emanuel und seinen französischen Bundesgenossen.

Allerdings hatte das geheime Comitato, mit dessen Gelde der Mann gekauft war, ihm den Auftrag ertheilt, sich so zu benehmen und sich als österreichischen Gutgesinnten ausschreien zu lassen, damit man um so sicherer ein im Hintergrunde des Ladens gelegenes Magazin zu den geheimen Sitzungen benutzen könnte. Um aber selbst da noch vor Ueberraschungen sicher zu sein, hatte man in dem Magazine einen Spieltisch aufgestellt, einige Spiele Karten darauf gelegt, und einige Blätter so wie bei Macao arrangirt, um für den Fall eines plötzlichen Eindringens der Polizei den Verdacht einer Verschwö-

rung dadurch abzulenken, daß die Behörde glauben mußte, es seien hier verbotene Spiele gespielt worden. Die Mitspielenden und der Inhaber der Spielhöhle konnten um so weniger strenge gestraft werden, als damals Hazardspiele von den Offizieren ganz ungenirt in allen Kaffeehäusern, und besonders „Halb zwölf" und „Macao" in einer Weise Tag und Nacht gespielt wurden, die später sogar dienstliche Rügen hervorrief.

Nachdem wir diese nothwendigen Erklärungen vorausgeschickt, treten wir mit dem zerlumpten Mann in den Greißlerladen des ehemaligen Infanterie-Feldwebels Strezek, den wir hinter dem Ladentische finden, die Kundschaften bedienend mit böhmischer Freundlichkeit und in einem Dialekt, der sich jeder Kritik entzieht; die Czechen lernen alle Sprachen leicht, gut lernen sie dieselben nie.

Der zerlumpte Mann wartet einen Augenblick, bis an ihn die Reihe kommt und fragt dann:

„Haben Sie Spielkarten, Gevatter."

Nur einen Augenblick stutzt der Greißler Strezek, dann antwortete er:

„Die führen wir nicht; sie bekommen dieselben beim Nachbar, dem Kaufmann Giuseppe."

Ohne Giuseppe gab es damals kein italienisches Losungswort.

„Die Firma ist gut," antwortete der Zerlumpte, „aber ein Glas Aquavit, können Sie mir doch geben?"

„Sollt' ihn eigentlich auch nicht führen," meinte der Greißler, „aber ich muß ihn haben wegen den Soldaten, gibt man denen nicht ein Glas Branntwein auf den Einkauf drauf, so gehen Sie mit der Kundschaft weiter. Darum hab ich die verbotene Waare rückwärts im Magazine, bemühen Sie sich nur da hinein, meine Frau wird Ihnen den Weg zeigen."

„Schön. Sind schon Gäste darinnen?"

„Ja, vier oder fünf Herren, die auf Jemand warten."

„Gut, Addio!"

All' das klang so natürlich und der Zerlumpte trat so unbefangen in das an den Laden stoßende Wohnzimmer des Greißlers, wo ihn die Frau, eine scheublickende Italienerin, empfing, daß auch der größte Polizei-Spion nichts Verdächtiges darin gefunden haben würde, wenn er zufällig in dem Laden gestanden wäre. Nun stand aber zufällig in dem Laden — ein alter Naderer, unser Freund

Leopold Preßler, der von Venedig herüber gekommen war, um dem armen Albert näher zu sein, da er durch die Gefangennehmung Colpini's dem Prozesse desselben eine andere Wendung zu geben hoffte. Freilich mußte im gegenwärtigen Augenblicke, wo man jeden Tag eine Schlacht erwartete, der Prozeß liegen bleiben. Preßler, der als bescheidener Privatmann in der militärerfüllten Stadt nur schwer ein Unterkommen gefunden und zwar in einem elenden Hinterstübchen eines alten Hauses in der Strada Apolline, war eben daran sein frugales Mittagbrod beim Greißler Strezek zu kaufen, als er Ohrenzeuge jenes Zwiegespräches wurde, welches der zerlumpte Mann mit dem ehemaligen Feldwebel führte.

Wir haben dem Helden unseres Romanes nie ungebührlich geschmeichelt, deshalb fällt es uns auch jetzt nicht ein, zu behaupten, Preßler habe auch nur im entferntesten eine Ahnung davon gehabt, daß hier die nöthigen Losungsworte zum Eintritt in einen Verschwörer-Konventikel gewechselt wurden. Allein etwas Andres war unserm alten Naderer aufgefallen, da er wie der Polizeirath Felsthal einst richtig behauptet hatte, das Nadern nun einmal nicht lassen konnte.

Die Stimme des zerlumpten Mannes klang ihm so bekannt, er sann hin und her, endlich brummte er für sich, wie Einer der was gefunden hat:

„Mich soll der Teufel holen, wenn ich die Stimme nicht schon in einem Polizei-Bureau in Venedig gehört habe. Halt! ich hab's! es ist die des Commissär Raimondi."

Preßler hatte eben noch Zeit, dem durch die Thüre der Wohnung Verschwindenden nachzusehen und die Größe, Gestalt und Figur des Zerlumpten stimmte zu der Vermuthung, welche die Stimme in ihm wach gerufen hatte. Raimondi hatte freilich keine Ahnung, daß er beobachtet wurde.

Nun war aber unser alter Naderer nicht blos deshalb nach Verona gekommen, um dem Verurtheilten, dessen Schuldlossprechung er durchzusetzen hoffte, näher zu sein, wie wir erwähnt haben, sondern er wollte bei dieser Gelegenheit auch endlich einmal „seine Minna" wieder sehen und den Versuch machen, ob in ihrem Herzen noch ein Funke der alten Liebe für ihren Ziehvater lodere, der das Kind des Räubers aus den Wäldern des Ungarlandes nach Wien gebracht hatte. Durch die Unterredung mit dem übertölpelten Kapitän Colpini am Bord der „bella Guglielma" hatte er erfahren, daß die schöne Dame,

die er in der Schreckensnacht im Palaste Mocenigo einen Augenblick flüchtig gesehen, mit Unrecht den Namen Pisanelli führe, und richtig die Ziehtochter des Tänzers Keszter Sandor sei. Sein erster Gang, nachdem er in Venedig seinen Gefangenen am geeigneten Orte abgegeben hatte, war nach dem Palaste Mocenigo; er fand denselben noch immer unter polizeilicher Vigilanz und ein Bekannter, seines Zeichens ebenfalls Polizei-Agent, sagte ihm, daß nur die ältere Signora, die Mutter Pisanelli, im Palaste wohne, die Tochter sei in Begleitung des Polizei-Commissärs Raimondi nach Verona gereist, wo der Prozeß des Jägers Albert Kolb seiner Entscheidung entgegen gehen sollte. Sofort hatte sich Preßler auf die Eisenbahn begeben und war nach Verona gefahren. Das Jägerbataillon war vorwärts gegen den Mincio geschoben worden und hatte den Arrestanten mitgenommen, der Commissär Raimondi war aber so viel beschäftigt, daß Preßler nicht dazu kommen konnte, mit ihm zu sprechen; wo Minna wohne, konnte er ebenfalls nicht erfahren und während er so in der weitläufigen, von Militär und Flüchtlingen überfüllten Stadt herumschnüffelte, entdeckte er durch einen Zufall in dem zerlumpten Manne im Laden des Formaggiere Strezek den so lang gesuchten Kommissär Raimondi.

Preßler nahm seinen Victualienbedarf, den ihm der ehemalige Feldwebel hinreichte, schob denselben in die Taschen seiner weiten Blouse, zahlte gedankenvoll, trat auf die Straße und blieb überlegend stehen.

„Wenn sich der Herr Kommissär Raimondi herbeiläßt,“ brummte er für sich, „in einem solchen Aufzuge durch die Straßen in ein Gewölbe zu geh'n, wo er von dem Eigenthümer in ein Magazin gewiesen wird, so darf man nicht zweifeln, daß der Herr Kommissär „im Dienste“ ist, das heißt, daß er irgend Jemand invigilirt, irgend eine polizeiliche Operation ausführt. Es wäre daher sehr unpassend, ihn in einem solchen Moment zu stören. Warten wir also ab, bis der Herr Kommissär wieder heraus kommt, vielleicht kann man dann ein paar Worte mit ihm sprechen.“

Gegenüber dem Laden des Viktualienhändlers unter den Arkaden eines alten Hauses befand sich eine jener Spelunken, welche sich den stolzen Namen Kaffeehaus beilegen, weil man um 3 Soldi ein Gläschen unglaublich schlechten schwarzen Kaffee, um 2 Soldi ein Glas Limonade oder Absynth bekommt. Herr Preßler nahm auf einem zerlumpten Sessel unter den Arkaden Platz, setzte sich so, daß er durch einen Pfeiler der Arkaden gedeckt war, und beobachtete — (die Naderer-

Natur läßt sich nicht verleugnen) — den gegenüber liegenden Viktualienladen des gewesenen Infanterie-Feldwebels Giovanni Strezek.

Wir wollen ihn hier sitzen lassen und nur noch bemerken, daß er verschiedene Männer, die ebenfalls nicht in Lumpen geboren schienen, in den Laden treten und nicht wieder herauskommen sah.

Inzwischen hatte Raimondi — (denn Preßler hatte sich nicht geirrt) — die Privat-Wohnung des Greißlers durchschritten, und war durch ein wenig appetitliches Kinderzimmer in eine Art von Handmagazin gekommen, das mit altem Gemüse, Erdäpfeln und sonstigen nicht eben duftigen Dingen angefüllt war. Nun stand er vor der Thüre des eigentlichen Magazins, auf welcher mit Kreide ein par halb verwischte Zeichen angebracht waren, welche dem Eingeweihten andeuteten, daß Alles sicher sei. Ueberhaupt haben es die italienischen geheimen Gesellschaften von jeher verstanden, ihren Affilirten durch allerlei geheime Zeichen, die sie mit Kohle, Bleistift oder Röthel an die Mauern schrieben, so zu sagen unter den Augen des Feindes Mittheilungen zu machen.

Raimondi klopfte auf eine eigenthümliche Weise an die Thüre; ein höfliches: „Entri!“ (Treten Sie ein!) erscholl von innen und der eintretende Mann in Lumpen wurde von den vier Herren, die sich bereits im Innern des Magazins befanden, auf die zuvorkommendste Weise begrüßt. Die Fensterläden waren fest verschlossen und zwei Lichter brannten auf dem alten Spieltische, der mitten im Lokale stand und auf dem die Karten wie zum Macao lagen.

Die Herren stellten sich mit ihren Geheim-Namen vor; der Eingeweihte wußte, wer dahinter steckte; sie waren alle Italiener bis auf Einen, der sich als ungarischen Emigranten unter dem Namen Illés vorstellte, mit jener etwas hochmüthigen Nonchalance, die den Magyaren charakterisirt.

„Sind Sie derselbe Illés,“ fragte Raimondi, „der im Jahre 1849 unter Klapka gefochten und in die Kapitulation von Komorn mit einbezogen wurde?“

„Derselbe,“ erwiderte Illés, „woher wissen Sie?“

„Hm! ich könnte sagen, wir von der Polizei wissen Alles, allein die Sache ist einfach die, daß wir in unserm Bureau die emigrirten Magyaren fortwährend in Evidenz zu erhalten haben, weil ihre Verbindung mit den italienischen Malcontenten sie häufig an und über unsere Grenzen brachte.“

„Sehr gut! es ist nur ein Glück, daß die Polizei mit uns und gegen ihren eigenen Brodherrn arbeitet; 's war immer so mit der Polizei in Italien."

Raimondi schien die Bêtise, die in diesen Worten lag, nicht zu hören, sondern wendete sich an einen Neueintretenden, den er mit großer Artigkeit begrüßte, und der an dem obersten Ende des Tisches Platz nehmend, sich als Präsidenten der geheimen Sitzung gerirte; es war ein Marchese, der an einem Gerichtstribunal als ältester Rath figurirte, das Ritterkreuz des Franz Josef Ordens besaß und gegen denselben Kaiser Franz Josef mit den wüthendsten Gegnern Oesterreichs konspirirte.

Die übrigen Herren, zu welchen noch zwei neue hinzugekommen waren, setzten sich rings um den Tisch, mechanisch die Spielkarten ergreifend, während sie debattirten.

Es wäre überflüssig, die Einleitungsformen zu wiederholen, mit welcher die Herren des Comitato Veronese die eigentliche Sitzung eröffneten. Zur Steuer der Wahrheit muß man sagen, daß sie sich streng parlamentarisch ausdrückten, mit jenem Takte, welchen die Italiener in den stürmischsten Sitzungen ihrer Parlamente nie aus dem Auge verloren haben.

Der Präsident eröffnete die Sitzung mit einer Art von Rechenschaftsbericht über die Verwendung der eingegangenen Gelder; bedeutende Summen waren ausgegeben worden, gleichwohl waren sie durch die Beiträge, die heimlich aus allen Theilen Italiens zuflossen, nicht nur gedeckt, sondern es zeigte sich sogar noch ein Ueberschuß. Wo es sich um das Wohl des Vaterlandes handelt, greift der italienische Spießbürger, so filzig und knauserisch er sonst sein mag, in die Tasche, sich dadurch von dem deutschen Philister unterscheidend, der in seiner Ressource oder in seinem Tabakkränzchen von Patriotismus überquillt, bis er einmal fünf Groschen hergeben soll, wodurch seine Vaterlandsliebe sofort einen heftigen Stoß bekömmt.

Der ausgezeichnete Kassenstand des Comitato Veronese wurde von den Anwesenden beifällig zur Kenntniß genommen. Der Präsident fragte hierauf, ob irgend Jemand eine Interpellation zu stellen habe.

„Ich," antwortete Herr v. Illés trocken.

„Sprechen Sie, — Sie haben das Wort zur Interpellation," sagte der Präsident.

„Einer unserer thätigsten und eifrigsten Agenten für die gute Sache,“ begann Herr v. Illés „ist ein Landsmann von mir, ein sichrer Keszter Sandor, Ihnen vielleicht unter dem Namen Pisanelli bekannt.“

Die Herren bestätigten, daß sie den magyarischen Agenten kannten.

„Herr Keszter Sandor hatte seine Frau und seine Tochter nach Venedig geschickt, um dort für uns thätig zu sein,“ fuhr der Ungar fort, „allein durch einen unliebsamen Zufall sind beide in die Hände der Gerichte gefallen. Herr Keszter, dem es weniger um seine Frau, die eine alte Schachtel, zu thun scheint, als um seine Tochter, die jung und bildschön sein soll, hat Schritte gethan und eine hohe Person, die ich nicht nennen kann, die sich aber für Vilma interessirt, hat die großen Mittel, die sonst nur für Staatszwecke angewendet werden, auch bei dieser Privat-Sache anwenden lassen; der Herr Polizei-Kommissär Raimondi erhielt den Auftrag sich die Befreiung des Fräuleins Keszter Vilma angelegen sein zu lassen, da ich aber den Herrn Kommissär hier sehe und mein Freund Keszter mich ersucht hat, in der Sache mich zu informiren, so stelle ich die Anfrage, wie weit Herr Raimondi in dieser Angelegenheit gekommen ist.“

Verletzt durch die etwas brüske Manier, mit welcher der Gegenstand zur Sprache gebracht worden war, biß sich der Polizeibeamte auf die Lippen, während der Präsident mit Ruhe und Würde, wenn auch nicht ohne einen leisen Anflug von Ironie, erwiderte:

„Obwohl die Angelegenheit durch Herrn v. Illés selbst als eine Privat-Sache bezeichnet wurde und mithin keine eigentliche Berechtigung hat, in einer Sitzung des Comitato“ —

„Bitte um's Wort!“ rief Herr v. Illés.

„Bitte mich ausreden zu lassen, das Wort ist an mir,“ erwiderte der Präsident höflich, „obwohl die Sache keine Berechtigung hat, in einer unserer Sitzungen behandelt zu werden, so glaube ich doch, daß zur Beseitigung einer unnöthigen Debatte über die Zulässigkeit oder Nichtzulässigkeit des Gegenstandes, Herr Raimondi, am besten thäte, wenn er die Privat-Anfrage des Herrn von Illés mit einer kurzen und bündigen Antwort erledigen würde.“

„Ich muß das Wort verlangen!“ rief Herr v. Illés etwas ungestüm.

„Das Wort hat Herr Raimondi," entgegnete der Präsident höflich, aber mit Nachdruck.

„Ich bin sehr gern bereit, dem Wunsche des Herrn von Illés nachzukommen," sprach der Polizeibeamte mit vollendeter Höflichkeit, „es versteht sich von selbst, daß ich Alles aufgeboten habe, um der von Turin aus an mich beförderten Ordre nachzukommen. Die Sache wäre weit weniger schwierig gewesen, wenn das Fräulein Keszter direkt der Polizei übergeben gewesen wäre, so aber waren in die Affaire, welche die Arretirung der beiden Damen veranlaßte, ein Soldat von den Jägern und ein ungarischer Hauptmann, Namens Kolosy verwickelt." —

„Kolosy? was Teufel?" rief Herr v. Illés.

„Wie beliebt?" fragte Raimondi.

„Nichts! nichts!" antwortete der Magyare, „reden Sie nur weiter."

„Der erwähnte Umstand veranlaßte die Ueberweisung des Falles an die Kriegsgerichte," fuhr Herr von Raimondi fort, „und ich wurde nur zugetheilt, so daß ich mit aller Vorsicht handeln mußte, um nicht meine Stellung zu kompromittiren, der wir doch so viele wichtige Aufschlüsse verdanken. Nichtsdestoweniger setzte ich es durch, unter dem Vorwande, daß für Damen der Militärbehörde kein passender Detentions-Ort zur Verfügung stehe, das zu erlangen, daß man die Damen in ihrer Wohnung im Palazzo Mocenigo ließ, wo ich ihnen allmälig jede mögliche Erleichterung zu verschaffen wußte, und endlich sogar durchsetzte, daß die jüngere Dame, als ich nach Verona mußte, angeblich zur Fortführung des Prozesses ebenfalls hierher instradirt wurde, wo ich für sie eine Wohnung besorgte, in der sie beinahe ohne Aufsicht ist."

„Fräulein Keszter Vilma ist hier? in Verona?" rief der Ungar überrascht.

„Wie ich zu sagen die Ehre hatte," erwiderte Raimondi.

„Ist sie wirklich so schön?" platzte Herr v. Illés heraus.

„Gehört diese Frage auch zu den Staatszwecken?" fragte der Polizeibeamte.

Es klang eine solche kaustische Ironie aus dieser Frage, daß die andern unbetheiligten Beisitzer dieses seltsamen Tribunales unwillkürlich lächelten, während Herr von Illés sich auf die Lippen biß

und eine scharfe Antwort vorzubereiten schien, welche aber der Präsident mit folgenden Worten unmöglich machte:

„Da die Interpellation des Herrn von Illés zur Genüge beantwortet ist, so gehe ich zur Tagesordnung über und ersuche die Herren um ihre einschlägigen Berichte.

Wir wollen diese Referate, welche die Beisitzer dem Revolutionstribunale wie einer rechtmäßigen Behörde abstatteten, in möglichster Kürze geben, um unsern Lesern eine richtige Ansicht über die Wirksamkeit dieser Komités beizubringen.

Zuerst erfolgte ein Stimmungsbericht über die Stadt selbst, welcher konstatirte, daß die Bewohner patriotisch, d. h. gut italienisch gesinnt seien, daß man vor Verlangen brenne, die Oesterreicher geschlagen und die Franzosen einziehen zu sehen; fast in allen Häusern würden dreifärbige französische und italienische Fahnen in Bereitschaft gehalten.

Dieser Stimmungsbericht, den ein Beamter desselben Tribunals vortrug, dessen Präsident auch zugleich Präsident des Verschwörer-Klubs in der Straße Apolline war, wurde von sämmtlichen Anwesenden mit Zeichen des Beifalls und der Zustimmung aufgenommen.

Nicht dasselbe günstige Schicksal hatte der zweite Bericht, der von dem Agenten eines Waffen-Fabrikanten in Brescia eingebracht wurde. Derselbe meldete, daß sofort nach dem Abmarsche der Oesterreicher noch vor dem Einrücken der Franzosen sich in der genannten Delegations-Stadt ein Revolutions-Komité gebildet und eine provisorische Bürgergarde gebildet habe; auch sei man sofort an die Ausführung des Gedankens gegangen, den Veroneser Bürgern für den Fall einer Erhebung Waffen zu liefern und zu diesem Behufe schicke die Brescianer Fabrik von Puglioni & Comp. tausend Gewehre eigener bester Arbeit, das Stück zu 15 fl. (Ein Italiener vergißt im größten Patriotismus-Eifer nie das Geschäft.) Diese Waffen nach Verona einzuschmuggeln sei ein leichtes; — man habe sich Thorkarten verschafft, auf junge Platanen lautend, die im Giardino Giusti gepflanzt werden sollen; nun wolle man je vier Gewehre zusammenbinden, dieselben mit Stroh und Bast umwinden, oben Platanen-Aestchen, unter Baumwurzeln auf dem Stroh herausgucken lassen und auf diese Weise die Gewehre als „junge Platanen" in die Stadt Verona hereinführen.

Diese Dupirung der Festungs-Aufsicht gefiel den Herren gewaltig, allein als der Antragsteller nun auch ein Lokal verlangte, wo

man die Waffen bis zum Einmarsch der Franzosen und Italiener verbergen könnte und dabei fragende Blicke auf die am Tische Sitzenden warf, welche mit Ausnahme des Herrn von Illés, Raimondi's und des Brescianer Agenten sämmtlich Veroneser Hausbesitzer waren, da verlängerten sich die Gesichter derselben gewaltig und Einer von ihnen machte die wohl gegründete Bemerkung, daß die Auffindung von Waffen in einem Hause Verona's diesem Hause und all seinen Inwohnern höchst gefährlich werden, den Besitzer aber jedenfalls vor ein Kriegsgericht bringen würde, wo ihm eine Verurtheilung zu Pulver und Blei nicht ausbleiben könne, wenn nicht gar der Galgen drohe.

Ein Beifallsgemurmel entrang sich den Lippen der übrigen Veroneser bei diesen Worten und der Präsident stellte den Gegenantrag, es mögen die Wägen mit den Waffen ruhig jenseits des Mincio gelassen und abgewartet werden, bis nach dem Einrücken der Franzosen und Piemontesen die Gewehre in aller Bequemlichkeit und ohne die kostspielige Platanen-Umhüllung in die Stadt gebracht werden könnten. Der Gegenantrag wurde mit allen gegen eine Stimme, die des Brescianer Agenten angenommen, und dieser, der sein Haus um 15,000 fl., sich selber aber um die entsprechende Tantieme verkürzt sah, nahm nun eine steife zugeknöpfte Haltung an und schwieg.

Wir haben diesen Fall, der vollkommen wahrheitsgetreu, nur deshalb angeführt, um die Hohlheit jener italienischen Zeitungsphrasen nachzuweisen, in welchen immer von der Hochherzigkeit, Aufopferungsfähigkeit, vom Todesmuthe und Römersinne der Italianissimi gefaselt wurde, während doch die Sorge für die Sicherheit der eigenen Person Hand in Hand ging mit der filzigsten Knauserei bei allen Ausgaben, die nicht dringend nothwendig waren.

Der nächste Bericht bewies dagegen, mit welcher Leichtgläubigkeit Alles für wahr angenommen wurde, was der vorgefaßten Idee schmeichelte, mit welchen Hirngespinnsten man sich in Betreff des Sieges trug.

Ein Veroneser Hausherr, seines Zeichens ein Bandajo oder Klempner, eröffnete der Versammlung, es sei im Volke das Gerücht verbreitet, es existire aus den Römerzeiten ein unterirdischer Gang, der im Amphitheater beginnend sich bis in eine Kirche am Etsch-Ufer ziehe, dort viele Stufen tief aus der Gruft der Kirche unter die Erde und dann unter der Etsch hindurch auf's jenseitige Ufer und

auf's Kastell führe. Durch diesen Gang hätten sich die Bewohner der Stadt jedesmal in's Kastell gepflüchtet, so oft Verona von den Hunnen, Herulern, Ostgothen, Türken und Kroaten — (ein Italiener nimmt's nicht so genau mit der Geschichte,) geplündert worden sei. Der Gang, ein Meisterwerk römischer Baukunst, sei so breit, daß man mit Pferden und Kanonen hindurch könne; es wäre also die Aufgabe, denselben aufzufinden und etwaige Hindernisse hinwegräumend für die Verbündeten freie Bahn zu machen, damit dieselben, wenn die geschlagenen Oesterreicher sich in die Festung flüchten würden, mit ihnen zugleich in's Kastell eindringen könnten. Er, der Klempner, mache sich anheischig, von seinem Hause aus nächst der bezeichneten Kirche den Gang zu suchen, da die Arena mit Militär belegt und dort jeder Versuch unmöglich wäre. Habe er einmal den Gang gefunden, so bitte er um Geld und Arbeiter, damit er sofort die Freimachung der allenfalls schadhaft gewordenen Stellen bewerkstelligen könne.

Wer es weiß, welche Schwierigkeiten die Herstellung des Themse-Tunnels in Jahrhunderte der Dampfmaschinen gemacht hat, wer das reißende Wasser der Etsch mit seinem wilden Gefälle und seiner in den Boden dringenden Druckkraft kennt, der muß über die Ausführung eines solchen Tunnels zur Römerzeit lächeln, gleichwohl war und ist noch jetzt in Verona die Idee allgemein verbreitet, daß ein solcher Gang existire und daß man durch denselben die zum Tode bestimmten Christen aus dem Gefängnisse des Kastell's in die Behältnisse des Amphitheaters gebracht habe, von wo sie zum Kampfe mit den wilden Thieren in die Arena geführt und dem Märtyrer-Tod überliefert worden seien. So allgemein ward diese Sage geglaubt, daß auch der Präsident und die Beisitzer des heimlichen Tribunals nicht zu widersprechen wagten, sondern dem Klempner die Erlaubniß zur Nachsuchung, eventuell das Geld bewilligten, um die Vorarbeiten in Angriff nehmen zu können.

Wichtiger als diese beiden für die große Sache höchst unwichtigen Fälle war der nächste Antrag, gestellt durch Herrn von Illés; er verlangte nämlich eine Rechnungslegung über die Gelder, die von „Freunden“ gespendet an das Comitato Veronese gesendet worden seien, um österreichische Soldaten und Offiziere, besonders Ungarn zum Treubruch und zur Desertion zu verleiten. Die gespendeten Summen waren genau auf der Vollmacht verzeichnet, welche Herrn

v. Illés ermächtigte, Rechnungslegung zu verlangen. Unterzeichnet waren auf der Vollmacht zwei Namen, die wir nicht anzugeben wagen, weil man nicht wissen kann, ob bei der gegenwärtigen Gestaltung der Verhältnisse zwischen Oesterreich und Ungarn Einer oder der Andere, der damals das Geld entsendet, um Soldaten zum Verrath zu verleiten, nicht vielleicht irgend eine hohe Stelle im Staate bekleidet, dessen Ruin er einst mit anbahnen half.

Nur ein sehr scharfer Beobachter würde bemerkt haben, daß derselbe Beamte, der den Stimmungsbericht vorgetragen und nun sich erhob, um der Aufforderung des Herrn v. Illés nachzukommen, ein wenig sich verfärbte, wenn er auch sonst seine vollkommene Ruhe bewahrte. Allein Herr von Illés war eben kein scharfer Beobachter und dann wußte ihn der raffinirte Italiener, der seinen Rechenschaftsbericht aus der Tasche zog, mit einem solchen Wust von Zahlen zu betäuben, daß Herr v. Illés, welcher auch kein großer Rechner war und nur um sich ein Air zu geben, die Zahlen auf seinem Dokumente kontrollirte, endlich gelangweilt in die Worte ausbrach:

„Ja, ja, es wird schon stimmen, stimmt schon. Geben Sie her den Wisch, daß ich denselben unterschreibe. So, nun ist Alles in Ordnung. Wir haben keine Zeit, wie Federfuchser zu rechnen.“

Höchlich befriedigt steckte der Italiener die gutbefundene Rechnung in die Tasche, während Herr von Illés in seiner lautmauligen, absprechenden Weise fortfuhr:

„Viel Geld — und wenig Leute dafür! Nun was thut das? Im Kriege geht's einmal nicht anders. Auf ein paar Gulden auf oder ab kommt's nicht an. Das Ungarland kann's thun!“

Es wurde allerdings damals auf das Ungarland viel gesündigt; jene Gelder, welche theils von Freunden der ungarischen Bewegung, theils von solchen aufgebracht wurden, welche sich dem Terrorismus der Parteihäupter nicht entziehen konnten, wurden in einer ganz unverantwortlichen Weise vergeudet, und während die armen Teufel, welche die sogenannte ungarische Legion bildeten, auf ihren kargen Sold angewiesen, wurden von den Führern der Partei enorme Summen verspielt, versoffen, mit Dirnen und auf jede andere Weise vergeudet. Die Summen, welche reichlich aus Ungarn, spärlich aus Frankreich und Italien, aber ergiebig aus England und Amerika einflossen, strömten durch das Danaidenfaß des Leichtsinnes, der Liederlichkeit, — Kossuth und Klapka klagten darüber, konnten die Corruption aber nicht hindern.

Auch waren die Erfolge, die man mit den gespendeten Summen erringen sollte, höchst unbedeutend Die Idee des Widerstandes gegen die österreichische Regierung war in den untersten Schichten des ungarischen Volkes noch nicht so verbreitet, wie im Jahre 1866, wo Landtag und Presse, vor Allem aber die Beschlußpartei es so weit gebracht hatten, daß der Abfall, der Verrath, die Desertion von der Fahne mit dem Doppeladler als ein dem Gott der Magyaren wohlgefälliges Werk betrachtet wurden. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß unter den 40,000 Gefangenen, welche die Preußen in vierzehn Tagen machten, mehr als 30,000 Ungarn waren. Im Jahre 1859 hielt aber der Soldat der ungarischen Nationalität auf seine Soldatenstellung, und die ungarischen Regimenter versagten um so weniger, als der Ober-Kommandant Gyulay seine Landsleute jeder Zeit, selbst auf Kosten der übrigen Nationalitäten bevorzugt und kajolirt hatte. Der gemeine Soldat sah in der Wappen-Guirlande, die den Reichsadler umgab, das Wappen seines Landes oben an und war gewohnt, sein Ungarland als die erste Provinz des vielzüngigen Kaiserstaates zu betrachten.

Die Offiziere ungarischer Nationalität waren in der Armee nicht zahlreich, dabei in überwiegender Wahrheit Edelleute, aus Passion für den Militärdienst und größtentheils bei der Kavallerie eingetreten, anhänglich an den Kriegsherrn und zu ritterlich, um den geleisteten Fahneneid zu brechen. Viele entstammten den österreichischen Militär-Akademien.

Jene Freiwilligen aber, die man mit großem Eclat, aber in sehr geringer Anzahl aufgebracht hatte, waren noch nicht am Kriegs-Schauplatze eingetroffen.

Es blieb also von der Mannschaft nur das kleine Häuflein der ausgepichten Thunichtgute oder Jener, die ob eines Vergehens eine schwere Strafe zu fürchten hatten; unter den Offizieren aber waren es vorzugsweise junge Leichtsinnige, welche Schulden gemacht hatten, die sie nicht zahlen konnten und deren Kontrahirung schon mit dem Begriff der militärischen Ehre unvereinbar war. Auf diese richteten die Agenten der ungarischen Propaganda am häufigsten ihr Augenmerk, noch lieber zog man jene an sich, die wegen einem unliebsamen Konflikte mit einem Vorgesetzten ihr Regiment verließen, denn leider, war nur zu häufig der Vorgesetzte Schuld an dem Mißbrauch des Untergebenen und mancher junge Mann, der vielleicht die Zierde, der Stolz seines Vaterlandes geworden wäre, sah sich genöthigt, ob der Rechthaberei

und des Grolles eines bissigen Regiments-Inhabers seine Stellung aufzugeben und seinen tapferen Arm, seinen hellen Kopf dem Feinde anzutragen. In letzter Reihe endlich rangirten diejenigen, welche durch Spiel, Wein, Weiber so weit gekommen waren, daß sie die anvertrauten Gelder veruntreuten und aus Furcht vor der entehrenden Strafe desertirten; wir konstatiren ehrlich, daß man weder in der piemontesischen Armee, noch in der ihr coordinirten ungarischen Legion über Zuzügler dieser Sorte eine besondere Freude hatte, aber man nahm sie auf, weil sie den Lügen der italienischen Zeitungen wenigstens einen numerischen Hinterhalt boten und weil es der französische und italienische Philister immer mit Vergnügen las, wenn seine Leib-Journale berichteten, daß wieder so und so viele Soldaten und Offiziere übergegangen seien, um ritterlich (!) gegen die Feinde ihres Vaterlandes, die Oesterreicher (!) zu fechten.

Piemontesische und französische Offizieren aber sahen diese Ueberläufer mit jener Verachtung an, die der echte Soldat gegen den, welcher seiner Fahne untreu wird, immer und mit vollem Recht empfindet.

Sonderbarer Weise waren die Wenigen, welche den Herrn von Illés als „reif zum Abfall“ bezeichnet wurden, lauter solche, welche die Veroneser und Venezianer Polizei als „tauglich“ erkannt hatte.

„Wie kommt die Polizei dazu, die Herren zu kennen?“ fragte Herr von Illés.

Raimondi nahm in seinem und im Namen seiner Veroneser Kollegen das Wort.

„Wenn wir auf jene Andeutungen warten wollen“, sagte er, „welche uns aus dem Militär zukommen, würden wir lange warten müssen. Der Offiziersdiener, der vielleicht die Lage seines Herrn kennt, ist treu und unbestechlich, von ihm ist nichts zu erfahren. Der Offizier aber verräth den verirrten Kameraden nicht, so lange er den weißen Rock, das Porte-epée trägt. Dafür haben wir von der Polizei die Wucherer, Freudenmädchen, Garçons in Speise- und Kaffeehäusern, die Fiaker und Gondoliers in unserem Sold. Sobald ein Offizier dem Wucherer Zinsen zahlt, die kein Ehrenmann zahlen soll, sobald er dem käuflichen Liebchen, dem Kellner, dem Fiaker das schuldig gewordene Geld über den Gagetag schuldig bleibt, sobald er sich so weit vergißt, umgeben wir ihn mit Agenten, die auf den Moment

lauern, wo er zum Falle kommen soll. In dem Augenblick, wo ihm Verzweiflung und Schande die Pistole in die Hand drücken, um sich eine selbstmörderische Kugel durch den Kopf zu jagen, tritt der Versucher hinter ihm, zeigt ihm das Bild des großen Napoleon in 50—100 Stück kleinen Napoleons, und das Geschäft ist gemacht."

„Sehr praktisch!" rief Herr von Illés lachend. „Eine Frage, Herr Kommissär."

„Sprechen Sie, Herr von Illéj."

„Kennen Sie einen Lieutenant Luvasi Antal?"

„Bei den Husaren?"

„Ja."

„Allerdings kenne ich denselben. Was soll's mit ihm?"

„Steht er vielleicht schon auf der Liste derer, hinter denen der Versucher klingelt?"

„Allerdings?"

„Wirklich? nun um so besser!"

„Das heißt sie freuen sich, daß dieser Luvasi unter Jenen ist, welche" —

„Welche — ehrlich gestanden — L u m p e n sind," sagte ihm Herr v. Illés leise in's Ohr.

„Der Ausdruck ist etwas strenge, — Lieutenant Luvasi ist ein blutjunger Mann," erwiderte Raimondi eben so leise.

„Wenn's der ist, den ich meine, darf er nicht älter sein. Sie glauben also, daß Herr Luvasi auf dem Punkte steht, sich an die Piemontesen, — will ich sagen a n u n s — verkaufen zu müssen."

„Ja."

„Kann man es dahin bringen, daß diese Desertion rechtzeitig entdeckt wird?"

„Wie meinen Sie?" fragte Raimondi überrascht.

„Ich meine," sprach Herr von Illés, „Sie sind ein gescheidter Italiener und machen gerne ein Geschäft."

„Hm! das heißt" —

„Reden Sie nicht weiter: Jeder Mensch nimmt gerne Hundert Napoleond'ors, wenn er sie schnell, leicht und ohne Gefahr verdient."

„Aber ich begreife nicht —

„Werden mich gleich begreifen, doctissime! Ich sage, wenn die Desertion des jungen Luvasi so eingeleitet wird, daß man ihn in flagranti ergreift und ihm nichts anders übrig bleibt, als sich entweder

selbst eine Kugel durch den Kopf zu jagen, oder sich vor ein Kriegsgericht stellen und erschießen zu lassen, dann bekömmt derjenige, der diese Geschichte gut zu arrangiren weiß, von mir 100 blanke Marenghi.*) Man sollte glauben, einem Polizeibeamten würde ein solches Einschreiten keine Schwierigkeiten machen, ja sogar dazu beitragen, den Glauben an seine Beamtentreue und Loyalität zu erhöhen."

„Mein Herr" — —

„Geben Sie jetzt keine Antwort, überlegen Sie sich die Sache."

„Und was wird man jenseits des Mincio dazu sagen?"

„Hm! man wird sagen, der thätige, tüchtige Agent Raimondi hat auch einmal eine Betise gemacht oder er hat, um sich und uns nicht zu kompromittiren einmal einen Kerl opfern müssen, und da dieser Kerl eben Niemand anderer ist, als jener Lump, Herr v. Luvasi, so wird der piemontesischen Regierung wahrhaftig nicht viel an dem verlorenen Legionär daran liegen."

„Herr v. Illés, welche Rolle haben Sie mir zugedacht!"

„Eine Rolle mit 100 Marenghi's habe ich Ihnen zugedacht, mein Bester. Guter Witz das? was? Glauben Sie mir, die dankbarsten Rollen, die man im Leben bekommen kann, sind die Rollen mit Gold."

„Aber" —

„Ueberlegen Sie sich's, reden Sie jetzt nichts, wir reden weiter davon. Lassen Sie uns jetzt abbrechen, man beobachtet uns, der Präsident wartet."

Wir haben wohl schon angedeutet, daß dieses Gespräch sehr leise geführt wurde, aber wir vergaßen zu sagen, daß man sich der ungarischen Sprache bediente, welche Raimondi geläufig sprach, eine Seltenheit bei einem Italiener und nur dadurch erklärbar, daß der Polizeibeamte einige Jahre in Fiume zugebracht hatte. Da keines der übrigen Mitglieder des geheimen Komité's der magyarischen Sprache mächtig war, so glaubten dieselben, die Herren hätten etwas specifisch Ungarisches zu besprechen, stießen sich nicht daran und erst die längere Dauer der Unterredung erregte einige Aufmerksamkeit.

Da aber die beiden Herren es bemerkten und ihr Gespräch abbrachen, so ging der Präsident sofort wieder zur Tagesordnung über und nach Erledigung einiger unbedeutender Geschäftsstücke, deren Auf-

---

*) In Ober-Italien allgemein üblicher Ausdruck für Napoleond'ors.

zählung ganz überflüssig wäre, wurde die Versammlung geschlossen und der Präsident empfahl den Herren, übermorgen wieder zu erscheinen, der Ort der Versammlung werde rechtzeitig bei den gewöhnlichen geheimen Organen zu erfragen sein.

Dann entfernten sich die Herren einzeln in Zwischenpausen, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Sie wären auch ganz gewiß unbemerkt geblieben, wenn nicht unser langjähriger Freund, der alte Naderer, unter den Arkaden am Kaffeehause gegenüber gesessen wäre, den Laden des Viktualienhändlers Giovanni Strezek scharf beobachtend.

Und als er nun nach einander verschiedene Männer herauskommen sah, die er vor geraumer Zeit hinein gehen gesehen hatte, da rieb er seine sanft geröthtete Spür-Nase und dachte, es müsse da irgend eine geheime Zusammenkunft gewesen sein, die jedoch für den Staat ohne alle Gefahr bleiben müßte, da der Polizei-Kommissär Raimondi derselben als überwachendes und beobachtendes Organ beigewohnt habe. Denn daß der Polizeibeamte ein Verräther seines Vaterlandes, ein Feind der Regierung sein könnte, die ihn bezahlte, das fiel dem ehrlichen Wiener nicht ein, — das hätte er nicht zu denken sich unterstanden.

Endlich kamen zwei Herren gleichzeitig aus dem Laden, im eifrigsten Gespräche; in dem Einen erkannte der alte Naderer sofort dem zerlumpten Mann, den er im Laden des formaggiere getroffen.

„Kein Zweifel, 's ist der Polizei-Kommissär Raimondi," dachte Leopold Preßler bei sich, „er hat sich wohl zu seinem Schnur- und Backenbarte noch einen ergänzenden Vollbart aufgeklebt, doch einen alten Naderer, wie mich, täuscht man nicht. Wer aber ist der Andere. Teufel! wo habe ich dieses Gesicht schon gesehen? S' mag lange Jahre sein, aber gesehen habe ich's. Teufel! noch einmal, — wer ist der Andere?"

Und Preßler rieb sich mit Energie die kahl werdende Stirne.

Während dem waren die beiden Herren über die Straße herübergekommen; die Bottega, wo Preßler seine Limonade nahm, befand sich nämlich an der Ecke einer von der Via Apolline abzweigenden engen Seitengasse. Raimondi blieb stehen, wie ein Mensch, der den Andern gern los werden möchte, allein Herr v. Illés, — denn er war der Andere, — gehörte zu jenen Menschen, die nicht verstehen, am allerwenigsten dann, wenn sie nicht verstehen wollen; er blieb also bei dem Polizei-Kommissär stehen und da das Gespräch in ungarischer Sprache

geführt wurde, so konnte Preßler jedes Wort verstehen; wie wir aus den ersten Kapiteln dieses Romanes wissen, war er der ungarischen Sprache vollständig mächtig.

Von den Pfeilern der Arkaden gedeckt, konnte seine Person nicht gesehen werden, und hätten ihn auch die Herren gesehen, würden sie ihn nicht beachtet haben. Dagegen standen Herr v. Illés und der Polizei-Kommissär so, daß sich ihr Bild in dem einzigen Spiegel präsentirte, der die Hauptzierde des Kaffeehauses ausmachte. Dadurch gewann Preßler den Vortheil, daß er die Physiognomien der Sprechenden während der kurzen Unterredung beobachten konnte, deren Ohrenzeuge er zufällig ward.

Je länger er aber das Gesicht des Fremden im Spiegel der Bottega betrachtete, desto mehr drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß er dieses Antlitz schon gesehen haben müsse.

„Ich glaube, Sie gehen hier näher," meinte der Kommissär Raimondi, mit der Hand nach einer entgegengesetzten Richtung deutend.

„Ich habe es nicht eilig," erwiderte der Ungar trocken. „Ein Bischen Umweg schadet nicht, thut mir sogar gut, werde ohnehin zu dick."

„Wenn Sie sich nur nicht in den engen Gassen verirren."

„Keine Sorge, mein Bester, kenne Verona ganz gut, bin oft genug da gewesen."

„Ich meinte nur, daß Sie vielleicht durch mich aufgehalten werden."

„Bin ich Ihnen etwa lästig?"

„Nicht im mindesten Herr von Illés."

Der alte Naderer hinter den Arkaden hörte, wie erwähnt, aufmerksam zu und wiederholte leise vor sich hinsummend, den Namen „Illés", ohne daß ihn derselbe auf die rechte Fährte brachte, während der Träger dieses Namens mit jener nonchalanten Zudringlichkeit, zu welcher jeder echte Ungar sich berechtigt glaubt, fortfuhr, den Commissär auf die Achsel klopfend:

„Drehen Sie sich und wenden Sie sich, wie Sie wollen, mein Werthester, — Sie bringen mich doch nicht los. Erstens habe ich noch Manches mit Ihnen zu besprechen wegen jenem vermaledeiten Bastard, dem Lieutenant Luvasy. Und dann möchte ich — ohne Umschweife gesprochen — das Wunderthier sehen, Pardon, die Wunderblume will ich sagen, die Sie in ihrem Hause verbergen, jene Vilma, von deren Schönheit mir der alte Bursche Keszter Sandor schon so

viel erzählt hat, daß ich teufelmäßig neugierig bin, sie kennen zu lernen.

Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen Preßler diese Worte hörte; das Blut stieg ihm zu Kopfe, seine Seele trat in seine Augen, sein Gehör. Trotz seiner Aufregung bemerkte er aber im Spiegel der Kaffee-Boutique, daß Raimondi die Farbe wechselte, sich auf die Lippen biß und sehr verstimmt erwiderte:

„Ich protestire gegen ihre Behauptung, Herr v. Illés, daß ich die Dame, von welcher die Rede ist, verborgen halte. Fräulein Keszter oder wie sie in den Akten heißt, Fräulein Pisanelli ist in einen Prozeß verwickelt, wodurch ihre Anwesenheit in Verona nothwendig geworden; mir wurde der ehrenvolle Auftrag zu Theil, für die Dame, die man nicht auf freiem Fuß untersuchen kann, aber doch höchst anständig behandeln will, ein Quartier auszuwählen, wo sie zugleich unter meiner Aufsicht bleibt, die eine so milde ist" —

„Wie sie eben nur ein hübscher junger Mann einer hübschen jungen Dame widerfahren läßt," fiel ihm der Magyare in's Wort, mit einem cynischen Lachen rohester Sorte.

„Mein Herr", stammelte der Polizeibeamte, dessen Gefühle für die schöne Guglielma wir kennen, „wollen Sie damit etwa sagen, daß" —

„Ich? ich sage gar nichts," rief Herr von Illés, „aber denken kann ich mir, was ich will, und ich denke mir, daß Sie ein verteufelt hübscher Bursche sind, ganz dazu gemacht, einem jungen hübschen Weibe zu gefallen. Und wenn auch eine gewisse Dame pour la bonne bouche für einen gewissen hohen Herren bestimmt scheint, der mit seiner Gurken-Nase und mit seinen Schweins-Aeuglein trotz seines gewaltigen Schnurbartes Ihnen keine ersprießliche Conkurrenz machen kann, so hindert das gar nicht, das, was ein Anderer mit einem Sack voll Gold und mit einer Villa bezahlen muß, durch ihre Liebenswürdigkeit umsonst zu bekommen."

„Herr von Illés!" rief Raimondi empört, daß ein Fremder mit roher Hand die Hülle von den Geheimnissen seines Herzens zu ziehen wagte.

Preßler aber hörte mit maßlosem Erstaunen die Dinge, die der Magyare enthüllte.

„Machen Sie nur kein so grimmiges Gesicht," fuhr der rücksichtslose Mann fort, „ich meine es ja gut mit Ihnen, schon deshalb,

weil ich Sie nothwendig brauche. Ich verrathe Sie nicht, — was kümmern mich die Liebesaffairen dies= und jenseits des Mincio. Kommen Sie und lassen Sie uns gehen und zeigen Sie mir die Ballet=Perle, die ihrer Obhut anvertraut ist, und durch welche Sie indirekt der Schwager Sr. Majestät des Königs von Sardinien werden sollen; denn für Niemand Geringeren blüht diese Rose, der alte Keszter hat mir's im Rausche gestanden."

Leopold Preßler erbebte, als er hörte, welches Loos man seiner Minna zugedacht hatte.

„Herr von Illés," sprach der Polizeibeamte, dem jeder Andere als der taktlose Magyar angesehen haben würde, mit welcher Mühe er sich zurückhielt, „Sie erlauben sich da eine Kombination" —

„Die gar nichts Unmögliches hat," ergänzte der Ungar den Satz, „glauben Sie, auf der Welt ist nichts unmöglich und es geschehen im wirklichen Leben Dinge, von denen sich die matte Phatasie der Bücherschreiber und Romanklexer nichts träumen läßt. Ich bin ein lebendiges Beispiel dafür. Ich bin schon einmal in Ungarn geköpft worden, und gehe doch noch frisch und gesund in Verona herum= Kommen Sie."

Während der Ungar dem verstimmten Polizei=Kommissär fortzog, schlug sich Preßler so gewaltig vor die Stirne, als ob er sich selbst züchtigen wollte und zornig brummte er vor sich hin:

„Ich werde wahrhaftig alt und untauglich zum edlen Geschäft eines Polizei=Agenten. Wo hatte ich denn meine Augen, meine Ohren, daß ich ihn nicht sofort erkannte. Es sind freilich schon bald zwanzig Jahre, er hat sich arg verändert, der edle Herr und ich habe ihn nur ein einziges Mal gesprochen im Gefängnisse zu Szent Colomban. Schau, schau, muß ich ihn wiedertreffen, den edlen Herrn und Grafen Ödön Illésnay, der jetzt Herr von Illés heißt und wohl keine Ahnung hat, daß die schöne Vilma, von der er so absonderlich gesprochen, die Tochter desjenigen ist, der einst sein Leben für ihn gegeben. Nun wir wollen auch diesen Herren ein wenig im Auge behalten und vor Allem das Haus kennen lernen, das mein Kind meine süße Minna einschließt."

Diesen leise gemurmelten Monolog hielt Preßler schon auf dem Wege; denn gleich nach der Entfernung hatte er seine drei Soldi für die Limonade auf die Tasse geworfen, war aufgesprungen und folgte den Beiden in der für einen Naderer angemessenen Entfernung.

Neuntes Kapitel.

Alte Sünden.

Hall in Ober-Oesterreich ist — soviel das sagen will, — einer der reizendsten Kurorte in den an Bädern aller Art so reichen österreichischen Landen. Allerdings ist es kein Modebad, es wird vorzugsweise von Kranken besucht, die in der lieblichen Gegend, in der prachtvollen Luft, an den merkwürdigen Jodquellen Heilung für sich selbst und ihre Liebeskonsequenzen suchen oder kranke skrophulöse Kinder hinbringen, um sie zu kräftigen, zu heilen.

Eine Dame, die gesund und hübsch zugleich ist und dennoch das Hallerbad benützt, erregt demnach unter den Patienten beiderlei Geschlechtes, die mit eingebundenen Gesichtern und auf Krücken herumschleichen, keine geringe Sensation. Kein Wunder, daß zu einer Zeit, wo in Oesterreich noch Alles viel kleinstädtischer und krähwinklerischer war, als heutzutage, das Eintreffen einer ungarischen Dame, die allein, aber mit einem Luxus und einer Pracht auftrat, wie Hall sie noch nie gesehen, nicht blos die Kleinbürger des Marktes, sondern auch die Großstädter, die zur Kur dort waren, in die höchste Aufregung brachte.

Es war gegen das Ende der dreißiger Jahre.

Wir müssen unsere Leser um Verzeihung bitten, daß wir so weit zurückgreifen, aber es läßt sich durchaus nicht anders thun.

Die fremde Dame, eine Frau in jenen Jahren zwischen dreißig und vierzig, wo ein Jahr mehr unangenehmer wirkt, als fünf zwischen zehn und zwanzig, als drei zwischen zwanzig und dreißig, war wunderbar konservirt, ja schön im verwegensten Sinne des Wortes und es hätten sich auch unter den Krückmännern des Kurortes zahlreiche Kurmacher gefunden, wenn die Dame sie nicht mit vornehmer Kälte zurückgewiesen hätte.

Sie nannte sich einfach Frau von Mohr, obwohl der Badekommissär behauptete, das sei ein fingirter Name, eben nur, um die Kurliste auszufüllen, sie wohnte im Schlosse, wo sie acht Zimmer gemiethet, vier Dienstboten aufgenommen hatte, speiste, was die Saison Theures hatte, trug jeden Tag eine andere Toilette, andern Schmuck,

zahlte nur in Dukaten, ließ täglich für zwanzig Personen kochen und schickte das, was überblieb, an die armen und verkrüppelten oder skrophulösen Kinder des Spitales.

Von mitgebrachten Dienstleuten hatte sie nur eine alte, ungarische Witrhschafterin bei sich, die Jedem, der es hören wollte, in gebrochenem Deutsch erzählte, wie sie schon die Amme der gnädigen Frau gewesen sei und wie sie sich gegenseitig so lieb hätten, daß sie ohne einander gar nicht leben könnten.

Wenn man die alte Irma fragte, was denn ihrer Gnädigen fehle, so beschwor sie alle Heiligen vom Himmel herab, daß es keine gesundere Frau in ganz Ungarland gebe und Frau von Mohr sei nur nach Hall gekommen, um sich durch das Jodwasser gegen ihre zunehmende Fettigkeit zu schützen, die ihr so um lästiger werde, weil sie einst wegen ihrer schlanken Taille auf allen Bällen bewundert worden sei.

Das berühmte Jodwasser schien aber diesmal seine gepriesene Wirksamkeit verloren zu haben, denn Frau von Mohr wurde nicht nur nicht schmächtiger, sondern trotz allen Schnürens eher stärker, was sie vergebens durch gewaltige Shawls und Umhängetücher zu decken suchte.

Auch begann sie weit seltener auszugehen, — nur eine Morgen-Promenade im Park bis zur Jodquelle erlaubte sie sich, begleitet von ihrer alten Vertrauten, mit den andern Badegästen verkehrte sie so wenig als möglich; ihre Schroffheit, ihr Luxus schreckte das badende Völkchen von ihr zurück.

Nun begab es sich, daß einmal spät Abends ein Herr Varga, seines Zeichens Fiskal bei einer ungarischen Herrschaft, auf der Rückkehr von Ischl, wohin er seinen Grafen begleitet hatte, in Hall ankam, und da er erst um 11 Uhr Morgens mit der Post weiter nach Steyer befördert werden konnte, den wunderschönen Morgen benützte, um einen Spaziergang im Park zu machen. Im untersten, das heißt abgelegensten Theile desselben, begegnete er der Dame, welche das Interesse der Haller Gäste in so hohem Grade erregt hat. Ueberrascht blieb er stehen, und machte ihr ein tiefes, ehrfurchtsvolles Kompliment, das aber doch immer den Ausdruck der Bekanntschaft trug, jener unterthänigen Bekanntschaft, wie sie der Untergebene gegen den Höheren an den Tag legt.

Frau von Mohr aber, Anfangs leicht verwirrt, faßte sich schnell und erwiderte den Gruß mit jener kalten vornehmen Höflichkeit, welche

Leute von Stande gegen Personen entwickeln, denen sie zeigen wollen, daß ihnen an der Fortsetzung ihrer Bekanntschaft nicht das mindeste gelegen sei.

Der Fiskal war gescheidt genug, diese kühle Beantwortung seines Grußes für ein Signal zu nehmen, daß man nicht weiter belästigt zu werden wünsche. Er verneigte sich und ging.

Zwei Minuten darauf traf er auf der Höhe des Parkes den zweiten Bade-Arzt.

So klein nämlich der Kurort war, so besaß er doch zwei Badeärzte, einen der allseitig gesucht und überzahlt, seinen Verpflichtungen kaum nachkommen konnte und einen zweiten, der trotz seines Fleißes, seiner Anstrengung und seiner Höflichkeit es nie über ein Dutzend Patienten bringen konnte, so daß er eben nur eine bescheidene Existenz von seinem Diplome herleitete.

Dieser zweite Doktor war es, welcher dem Fiscal auf der Höhe des Parkes begegnete und von demselben höflich begrüßt wurde.

Der Badearzt erwiderte diesen Gruß mit jener schmeichelnden, höflichen Vertraulichkeit, die man einem Fremden schuldig, der vielleicht binnen wenig Tagen als Kurgast ein erträgnißreicher Patient werden kann.

„Habe ich das Vergnügen den Herrn Badearzt zu sprechen?" fragte der Fiskal.

„Zu dienen, mein Herr," erwiderte der höfliche Mediziner, „Dr. Wunderl, ehemaliger Assistent im Wiener allgemeinen Krankenhause, Magister der Chirurgie, Zahnheilkunde und Geburtshilfe etcetera."

„Außerordentlich angenehm Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Doktor," erwiderte der Fiskal, „wollten Sie mir wohl eine Gefälligkeit erweisen?"

„Mit Vergnügen, Herr von — — Pardon, finden Sie es unartig, wenn ich um ihren Namen bitte?"

„Nicht im Geringsten, ich heiße Varga, Emil Varga, bin Fiskal und Güter-Direktor des Grafen Bela Cz . . . . ky, auf der Durchreise nach Steyer, ich möchte Sie nur um eine Auskunft ersuchen."

Das Gesicht des Dr. Wunderl verlängerte sich; ein Herr, der bloß auf der Durchreise begriffen, nichts als eine Auskunft verlangte, war nicht der Patient, wie er ihn wünschte.

Gleichwohl antwortete er mit einer Höflichkeit, deren Tone man keine Veränderung anmerkte:

„Befehlen Sie über mich, Herr von Varga, ich bin zu jeder Auskunft bereit,"

„Kennen Sie die Dame dort unten?"

„Welche?"

„Die dort, mit dem großen weißen Shawl; sie steht an den Pappeln des Quellen-Pavillons."

„Ja wohl, kenne ich sie, das ist die Dame aus Ungarn."

„Aus Ungarn; ganz richtig, und vielleicht wissen Sie auch ihren Namen.

„Natürlich! Als Badearzt kennt man alle Leute, es ist die Frau von Mohr."

„Frau von Mohr? — So?" erwiderte Fiskal Varga sehr gedehnt, „Hm! ich hätte darauf geschworen, es sei die — — nun, wenn Sie sagen, es ist eine Frau von Mohr, so wird's auch so sein."

„Ja nun, mein Geehrtester," meinte Dr. Wunderl mit einem äußerst pfiffigen Lächeln, „der Umstand, daß Jemand in der Kurliste als Frau von Mohr eingetragen ist, will gar nichts sagen, als daß die betreffende Dame während ihres Aufenthaltes hier so genannt werden will, was ganz und gar nicht hindert, daß man in veritate heißen kann, wie man will. Was kümmert das die Kur und den Arzt?"

„Sehr richtig. Ich sehe, Sie sind nicht bloß ein tüchtiger Arzt" —

„O ich bitte!"

„— sondern auch ein sehr gescheidter Mann und praktischer Menschenkenner."

„Zu gütig, zu gütig!"

„Zu diesen beiden Eigenschaften gesellt sich gewöhnlich noch eine andere, die ebenfalls nicht zu verachten ist; ein gescheidter Arzt, der das Leben praktisch nimmt, macht auch gern ein gutes Geschäft."

Der Doktor zeigte lächelnd seine weißen, langen Zähne.

„Ich glaube, Sie werden es mir nicht als Arroganz auslegen," sagte er, „wenn ich behaupte, daß ich diese Eigenschaft in einem höchst ausgebildeten Grade besitze; leider habe ich bis jetzt äußerst wenig Gelegenheit gehabt, diese Eigenschaft praktisch zu verwerthen."

„Vielleicht findet sich jetzt eine solche.“

„Ah!“

„Ich proponire Ihnen ein Geschäft, wobei sie mit verhältnißmäßig wenig Mühe unverhältnißmäßig viel Geld verdienen können. Reden wir aufrichtig miteinander.“

„Wie zwei alte Freunde.“

„Wie zwei Brüder; haben Sie irgend einen Grund, gegen die Dame, von der wir sprachen, Rücksichten zu beobachten, sie zu schonen, ihre Geheimnisse als die Ihrigen zu betrachten und zu verbergen.“

„Sie meinen Frau von Mohr?“

„Ja.“

„Ich wüßte nicht, welche Schonung und Rücksicht, ich gegen eine Dame haben sollte, die sich gegen mich vollkommen schonungs- und rücksichtslos, ja geradezu in verletzender Weise benommen hat.

„Wie so?“

„Nun, nicht genug, daß Sie meinem Kollegen, den Badearzt Savigorty, zu ihrem Leib-Doktor genommen, wogegen ich streng genommen nichts einwenden kann, hat sie außerdem mir vor allen Kurgästen eine Blamage angethan, die ich ihr nie vergessen werde. Sie litt an Zahnschmerzen, Dr. Savigorty war auf zwei Tage nach Linz gefahren, ich war der alleinige Arzt im Bade und obwohl auf meiner Tafel mit großen Buchstaben zu lesen, daß ich auch Magister der Zahnheilkunde bin, ließ Frau von Mohr — ich nenne sie noch immer so, den Klosterarzt Dr. Stanglleitner von Kremsmünster herüberholen, um sich den Zahn plombiren zu lassen, wofür sie außer Fahrt und Verpflegung 2 Dukaten bezahlte.“

„S'ist unverantwortlich!“

„Begreifen Sie nun, Herr v. Varga, daß ich für diese Dame nicht eben schwärmen kann?“

„Nichts natürlicher. Aber als Gegner der Frau Grä — der Frau von Mohr wären Sie mein Verbündeter.“

„Wenn Sie mich als solchen brauchen können.“

„Ich habe Ihnen ja bereits ein Bündniß angetragen. Wenn Sie das thun, was ich Ihnen sage, sollen Sie nicht nur für Ihre Mühe eine sehr anständige Entschädigung in Barem erhalten, sondern ich mache mich verpflichtig, Ihnen alle ungarischen jungen Herren, welche Hall besuchen müssen, und deren gibt es leider nur zu viele, direkt an Sie zu schicken, — die Leutchen zahlen gut, sehr gut.“

„Weiß es, weiß es, Herr von Varga. Es gibt nichts Nobleres und Splendideres, als die jungen Herren Cavaliere aus dem gesegneten Ungarlande; wenn Sie mir diese Kundschaft zuwenden wollten, würden Sie mich zu ewiger Dankbarkeit verpflichten. Was habe ich dafür zu thun?"

„Nun, das läßt sich wohl nicht so auf der Straße abmachen; folgen Sie mir in meinen Gasthof; bei einer Flasche guten Wein werden wir das Nähere besprechen."

„Mit Vergnügen."

Die beiden Herren verließen den Park und begaben sich nach dem Gasthause; dort hatten sie eine Unterredung, die über anderthalb Stunden dauerte.

Um 11 Uhr blies der Postillion auf dem Marktplatze, Herr von Varga fuhr von Hall weg.

Hätte irgend Jemand mit scharfem Auge von diesem Tage an den Dr. Wunderl beobachtet, so würde er bemerkt haben, daß derselbe der Frau von Mohr eine ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte, die sich aber nicht etwa dadurch äußerte, daß er sich ihr zu nähern versuchte, sondern daß er sie aus gemessener Entfernung schweigend aber unablässig beobachtete; diese Beobachtung erstreckte sich auch sogar in die Ferne, da Frau von Mohr anfing kleine Ausflüge zu unternehmen, in's Gebirg' wie es hieß; diese Ausflüge wurden immer länger, einer dauerte über acht Tage und nach demselben kam die stattliche Dame mit viel weniger Aplomp, ja völlig mager und angegriffen zurück, bekanntlich „zehrt die Gebirgsluft" wie der volksthümliche Ausdruck lautet; oder waren es die Haller Jodquellen, die jetzt erst die beabsichtigte Wirkung hervorbrachten?

Frau von Mohr blieb noch sechs Wochen in Hall, dann kehrte sie nach Ungarn zurück.

Während der ganzen Zeit hatte der Haller Badearzt Dr. Wunderl fleßig mit einem Herrn Varga, Fiskal des Grafen Bela Cz . . . . ky in Pest korrespondirt. Der Post-Expeditor in Hall, dem natürlich, wie allen Post-Expeditoren die Zeit gewaltig lang ist, fiel diese Korrespondenz um so mehr auf, als auch zweimal von Pest Briefe an den Dr. Wunderl anlangten, gesiegelt mit dem gräflich Cz . . . . ky'schen Siegel und beschwert mit 100 Gulden in Banknoten, in damaliger Zeit eine nicht unbedeutende Summe als Honorar für einen Badearzt.

So auffallend diese Erscheinung auch dem Post-Expeditor war, so erwähnte er doch gegen keine Seele diesen Umstand, am wenigsten aber gegen Frau von Mohr, da er ja keine Ahnung davon haben konnte, daß sie mit diesen Briefen in irgend einem Zusammenhange gestanden, und Frau von Mohr reiste, nachdem sie einen Goldregen auf Hall und seine Armen niederrieseln gelassen, aus dem Kurort weg in einem Wagen, der nach Ortssitte über und über mit Blumen besteckt und belegt war, vornehm dankend auf die ehrerbietigen Grüße, die von allen Seiten dem Wagen galten und in der festen Ueberzeugung, daß keine Menschen-Seele eine Ahnung von dem eigentlichen Zwecke ihres Aufenthaltes in Hall habe.

Wie sehr sich die schöne Dame in dieser Beziehung täuschte werden wir bald sehen.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

In dem schönsten Salon des Hotels „zum Jägerhorn" in Pest saß die Frau Gräfin Helena von Illesnay, Erb- und Gerichtsfrau von Illesnay, Szent Pal und Kis-Gyary. Das damals sehr fashionable Hotel in der Bruckgasse war das gewöhnliche Absteige-Quartier der Gräfin, wenn sie von ihren Gütern einmal nach Pest kam. Wir haben sie in demselben Hotel, in demselben Salon schon einmal getroffen zur Zeit, als der alte Naderer Leopold Preßler sich der stolzen Frau vorstellte, um ihr für die Obligationen zu danken, die er im Auftrage der Gräfin von deren Schwager, dem Grafen Sigmund Bathory erhalten hatte, andrerseits aber, um einen Versuch zu machen, die arme Vilma, das Kind des Räubers, der stolzen Gräfin zu empfehlen, da der Räuber doch ein natürlicher Sohn ihres Gatten gewesen, so daß der unvorsichtige Preßler die Frau Gräfin Illesnay mit dem Titel Stiefgroßmutter beehrte, worüber die noch immer jung sein wollende Dame in solchen Zorn gerieth, daß sie dem alten Naderer die Thüre wies, ein Ereigniß, an welches sich die Leser vielleicht noch aus den ersten Kapiteln unsers Romanes erinnern.

Die Szene, die wir aber nun schildern wollen, spielt noch um einige Jahre früher, in einem der Vierziger-Jahre und fünf Jahre nach dem Bade-Aufenthalt der Frau von Mohr in Hall. Wir bitten jene Leser, die sich für die chronistische Folge der Begebenheiten interessiren, diese Daten wohl im Auge zu behalten, weil sie daraus

entnehmen müssen, daß damals der alte Graf Peter Illésnay noch lebte.

Die Gräfin saß also oder lag vielmehr in ihrem Salon auf einer schwellenden Ottomane und war beschäftigt ihren Lieblingshund, einen echten King Charles, hinter den Ohren zu krauen, und seine langen Haare zu streicheln, eine Beschäftigung, der sie sich mit einem Eifer und einer Ausdauer hingab, welche einer besseren Sache würdig gewesen wären. An was sie dabei dachte? An nichts, sie war das so gewohnt.

Ein Diener tritt ein, mit einer silbernen Tasse, worauf ein Brief liegt.

„Was gibt's?" fragte die Dame, ohne sich in ihrer kynophilen Beschäftigung stören zu lassen.

„Ein Brief, Frau Gräfin, unterthänigst aufzuwarten."

„Von wem?"

„Das weiß ich nicht."

„Gib her."

Die Gräfin nimmt, ohne ihre liegende Stellung zu verändern, den Brief von der Tasse des näher tretenden Bedienten, besieht sich die Adresse und murmelt in demselben schläfrigen, gleichgiltigen Tone:

„Fremde Schrift, kein Ort genannt, kein Post-Stempel. Wie ist der Brief gekommen?"

„Ein Herr hat ihn gebracht."

„Ein Herr? Wird ein sauberer Herr gewesen sein, gewiß wieder ein zudringlicher Bettler."

„Der Herr war sehr fein gekleidet und sagte ausdrücklich, daß es keine Bettelei sei, sondern hochwichtige Dinge, die er der Frau Gräfin mitzutheilen habe."

„So? und wartet dieser Herr draußen?"

„Nein; er ist fortgegangen."

„Gut, Du kannst auch gehen."

Der Bediente entfernte sich mit einer tiefen Reverenz, Gräfin Helene, das blasirte Haupt gegen das Kopfkissen der Ottomane lehnend, öffnete den Brief, ließ das Couvert zur Erde fallen und da sie sah, daß es vier eng geschriebene Seiten größten Formates waren, stieß sie einen Seufzer aus. Die Dame las nicht gerne viel.

Allein schon die ersten Worte des Briefes waren geeignet ihre Aufmerksamkeit zu erregen; sie lauteten:

„Hoch- und wohlgeborne Frau Gräfin!“

„Ich wage es, Hochdieselben zu bitten, die nachfolgenden Zeilen mit Aufmerksamkeit bis zu Ende zu lesen, würden Sie es nicht thun, könnte es für Sie und Ihre Familie die unangenehmsten Folgen haben.“

„Was soll das heißen?“ murmelte die Gräfin mit vollkommener Ruhe, „das klingt ja beinahe wie eine Drohung? Will doch sehen, wer der Unverschämte ist, der uns zu drohen wagt?“

Und wie eine Antwort auf diese Frage, las sie in dem Briefe folgende Worte:

„Ich heiße Emil Varga, bin aus Pest gebürtig, 32 Jahre alt, protestantisch, absolvirter Jurist, auch studirter Oekonom, derzeit Fiskal und Güter-Direktor bei Seiner Gnaden dem Grafen Bela Cz. . . .ky.“ Gräfin Helene schüttelte den Lockenkopf.

„Was interessirt das mich?“ fragte sie ziemlich ärgerlich, dann las sie weiter:

„Diese Stellung gedenke ich aber demnächst zu verlassen und eine bessere einzunehmen; ich weiß nämlich, daß der alte Ladislaus Bianffy, der Güter-Direktor des Herrn Grafen Illésnay sich zur Ruhe setzen will und ich rechne darauf, hoch- und wohlgeborne Frau Gräfin, daß Hochdieselben mir diese Stelle zukommen lassen werden.“

Ein Schrei der Entrüstung entfuhr dem üppigen Busen der ungarischen Dame.

„Ach das ist doch zu unverschämt,“ rief sie, „der Kerl bettelt um eine Bedienstung und hat die Frechheit mit unangenehmen Folgen zu drohen, wenn man seinen Brief nicht liest.“

Sie war auf dem Punkte, den Brief wegzuwerfen, als ihr Blick auf eine unterstrichene Stelle fiel; sie konnte sich nicht enthalten, diesen Satz wenigstens zu lesen. Er lautete:

„Hochdieselben werden fragen, was gerade mich aus so vielen Bewerbern, die sich wahrscheinlich einfinden werden, zu dem Glauben berechtigt, daß mir der Preis zu Theil werden könnte. Je nun, *ich rechne darauf*, weil ich außer meinen in der Schule erworbenen Kenntnissen auch noch *andere Kenntnisse* besitze, sogar *höchst merkwürdige Kenntnisse*. So kenne ich z. B. *die Geheimnisse der ungarischen Familien* und allerlei *dunkle Geschichten*; erlauben mir Hochdieselben nur eine einzige davon

zu erzählen: **die Geschichte der Frau v. Mohr im Kurort Hall in Ober-Oesterreich.**"

Bei diesen Worten, welche doppelt unterstrichen waren, fuhr die Gräfin Helena von der Ottomane in die Höhe, so rasch, daß der King Charles, der bis jetzt in ihrem Schoße so behaglich geruht, mit einem Schrei zur Erde purzelte und sich winselnd hinter dem Ofen verkroch.

Die Gräfin stieß einen jener schauerlichen Flüche aus, die im Munde einer ungarischen Dame nichts Auffallendes und nichts Anstößiges haben, die aber wörtlich in's Deutsche übertragen, den Schriftsteller in offenbare Konflikte mit dem Staatsanwalt verwickeln würden. Sie war sehr blaß geworden und murmelte für sich:

„Was soll das heißen? Wo will der Mensch damit hinaus. Lesen wir weiter."

Und nun las sie, ohne abzusetzen, den Brief zu Ende; auch wir erlauben uns keine Unterbrechung mehr.

„Die Geschichte wird Hochdieselben um so mehr interessiren", schrieb Herr Emil Varga weiter, „weil dieselbe eine Dame betrifft, die Sie genau, ich darf sagen, so genau, wie sich selbst kennen.

„Vor fünf Jahren im September führte mich mein Weg von Ischl nach Hall. Obwohl die eigentliche Bade-Saison bereits vorüber war, begegnete ich doch im Parke einer Dame, die den Kreisen der ungarischen Aristokratie angehörte und die meinen Gruß so kühl und fremd erwiderte, daß ich sofort merkte, sie wolle nicht erkannt sein. Und gleichwohl hatte ich sie auf der Stelle erkannt, es war die Gräfin — —.

„Wozu der Name? Sie hatte sich in die Kur-Liste als F r a u v. M o h r eintragen lassen, erlauben Sie, F r a u G r ä f i n, daß ich mich fortan des Namens F r a u v. M o h r bediene.

„Frau v. Mohr befand sich in einem Zustande, den ihr Haller Arzt für Fettleibigkeit zu erklären so freundlich war, während der Kloster-Arzt von Kremsmünster, Dr. Stangleitner, den sie unter dem Vorwand einer Zahn-Plombirung nach Hall beschied, diesen Zustand als e i n e n i n t e r e s s a n t e n u n d h ö c h s t v o r g e r ü c k t e n erkannte, wie ich Laie es ebenfalls auf den ersten Blick bemerkt hatte.

„N u r z a r t e B e s o r g n i ß u m d i e G e s u n d h e i t d e r F r a u v. M o h r bewog mich, einen medizinischen Freund in Hall

zu beauftragen, den Krankheits-Verlauf der Frau v. Mohr zu beobachten und mir darüber regelmäßige Berichte zu erstatten. Diese in meinen Händen befindlichen Berichte besagen Folgendes:

„Nachdem Frau v. Mohr nach mehreren Ausflügen einen geeigneten Ort für ihre Entbindung gesucht hatte, fand sie endlich einen solchen in einem alleinstehenden Meierhofe des Ortes Mühlgrub, Konskriptions-Nummer 12, und genaß daselbst am 3. Oktober 183* eines gesunden Knäbleins, welches in der Pfarrkirche zu Kremsmünster auf den Namen Anton Luvasy getauft wurde. Taufpathe war der Meierhof-Besitzer von Mühlgrub, Christian Hölzlhuber, dessen Frau, die ebenfalls ein säugendes Kind hatte, dem Kinde der Frau v. Mohr die erste Nahrung reichte und es aufzog, bis der Knabe groß genug war, um die Schule in Kremsmünster zu besuchen, wo sich derselbe noch heute, wenn auch ohne besonderen Erfolg, mit der Erlernung der Elementar-Gegenstände beschäftigt.

„Frau v. Mohr kehrte nach Pest und von da auf ihre Güter zurück, ohne daß außer ihrer vertrauten Dienerin, der alten Amme Irma, Jemand um das Geheimniß wußte, und da zwei Jahre darauf die Alte starb, so glaubte Frau v. Mohr sich als Alleinbesitzerin des Geheimnisses. Der Sustentations-Betrag für den Knaben Anton Luvasy wird alle Jahr unter der Form eines milden Beitrages nach Hall, respektive Kremsmünster, geschickt, wo der Kloster-Arzt die Summe an den rechten Ort leitet.

„Warum aber hatte Frau v. Mohr Ursache, sich mit einem solchen Geheimnisse zu umgeben?

„Der Grund ist ein ganz einfacher. Frau v. Mohr ist verheiratet. Ihr Gatte — da ich denselben doch nicht Herr v. Mohr nennen kann, so will ich ihn mit seinem rechtmäßigen Titel den Herrn Grafen nennen — ihr Gatte, der Herr Graf, ist ein jähzorniger, eifersüchtiger, gewaltthätiger Charakter, wenn er das Mindeste von der Untreue seiner Gattin erfahren hätte, würde er sich an der armen Frau und an ihrem Verführer blutig gerächt haben. Und doch war er nur selbst an Allem Schuld. Er war unvorsichtig genug, eine Einladung seines Freundes, des Grafen Paul Esterhazy, österreichischen Botschafters in England, anzunehmen und bei Rennen und Jagden zwei Jahre lang in England zu bleiben. Zuvor aber hatte er noch seinen einzigen Sohn Ödön in ein Erziehungs-Institut nach Wien gegeben, weil er die Mutter allein für unfähig hielt, den wil-

den Knaben zu bändigen. Allein auf ihrem Schlosse, nur auf den Besuch einiger alten Herren aus der Nachbarschaft beschränkt, konnte sich die Dame nur geschmeichelt fühlen, daß ein bildhübscher Uhlanen-Rittmeister, Baron S.......sky, aus einem ziemlich entfernten Garnisonsstädtchen täglich drei Meilen weit ritt, um mit der jungen Frau Klavier und Piquet zu spielen, ihr vorzulesen und alle jene Ritterdienste zu üben, welche man von dem galanten jungen Polen erwartete, während der alte ungarische Edelherr seine Frau total vernachlässigte.

„Eben deshalb entschuldige ich Frau v. Mohr ganz und gar, ich bewundere die Energie der Frau v. Mohr, welche, da der Rittmeister durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde sein Leben eingebüßt hatte und für sein Kind nichts mehr thun konnte, auf eigene Faust das Ganze leitete. Die ehrerbietige Bewunderung, die ich für Frau v. Mohr deshalb fühle, hat mich auch abgehalten, ihrem Gatten das Geheimniß mitzutheilen, der es mir mit Gold aufgewogen haben würde. Seit fünf Jahren berge ich das Geheimniß in meiner verschwiegenen Brust und nur Ihnen, hoch- und wohlgeborne Frau Gräfin, nur Ihnen, der einzigen, aufrichtigen, treuen Freundin der Frau v. Mohr, habe ich es anvertraut, weil ich überzeugt bin, daß sie den Mann, der so treu die Geheimnisse der Frau v. Mohr bewahrte, für fähig und würdig halten werden, auch die Geheimnisse der hoch- und wohlgebornen Frau Gräfin Illesnay zu bewahren. Der Knabe Anton Luvasy in Kremsmünster wächst langsam heran; es wird eine Zeit kommen, wo er auf die Hochschule gehen oder beim Militär eintreten muß. Da ich überzeugt bin, daß Sie für den Sohn Ihrer Freundin, der Frau v. Mohr, gewiß etwas thun werden, so kann ich ohne Großsprecherei für das Arrangement solcher Dinge keinen geschickteren, verschwiegeneren und verläßlicheren Diener empfehlen, als meine Wenigkeit.

„Noch einmal wiederhole ich also meine unterthänigste Bitte um Ihre gütige Berücksichtigung bei der Verleihung der bewußten Stelle und ersterbe pflichtschuldigst und in Demuth

der hoch- und wohlgebornen Frau Gräfin

unterthänigster Knecht

Emil Varga,

derzeit im Hotel Tiger, 2. Stock,

Thür Nr. 25.

Die Gräfin ließ den Brief aus der Hand auf den Tisch fallen, würdigte den King Charles, der schweifwedelnd herangewatschelt kam, keines Blickes, stützte den noch immer schönen Kopf auf die Hand und versank in ein langes Nachdenken, was bei ihr um so auffallender war, als sie jede Arbeit, besonders aber das Denken gründlich haßte.

Das Resultat dieses Nachdenkens war, daß die Frau Gräfin, die im Handeln eben so rasch und energisch, als im Denken faul war, die Stelle eines Güterdirektors wirklich dem Herrn Varga zukommen ließ, indem sie ihren Gemal glauben machte, er sei ihr von einer Freundin, die in Wien als Hofdame fungirte, auf's Beste empfohlen worden.

Varga fand sich in seiner neuen Stellung so gut zurecht, daß er bald der Günstling seines gräflichen Gebieters und der vertraute Intendant der Frau Gräfin wurde.

Als solcher machte er alle Reisen und besorgte alle Geldsendungen, welche für die Erziehung des jungen Anton Luvasy nothwendig wurden.

Als jene entsetzliche Katastrofe eintrat, welche dem alten Grafen Illesnay das Leben kostete, während sein Sohn nach der allgemeinen Meinung enthauptet wurde, indeß er, wie wir wissen, in die Türkei flüchtete, war der junge Luvasy in dem Alter, daß er bald in die Neustädter Militär-Akademie eintreten konnte, wo er seine Klassen zwar nicht mit glänzendem Erfolge, aber doch so durchmachte, daß er als Kadet bei einem Hußaren-Regimente sich durch Protektion zum Lieutenant aufzuschwingen vermochte.

Die alternde, vereinsamte Gräfin, die um den Gatten und um den Geliebten trauerte, umfaßte das Kind der Sünde mit doppelter Zärtlichkeit; ihren eigenen Sohn, den Grafen Ödön, welcher während der Revolution der Jahre 1848 und 1849 auf kurze Zeit als Honved-Offizier in Ungarn aufgetaucht, aber eben so schnell wieder verschwunden war, hatte sie nur einmal während dieser Zeit gesehen; der Sohn, in der Fremde verwildert, war ihr fremd und unsympathisch geworden, er benützte seinen Aufenthalt bei der Mutter nur, um ihr viel Geld abzuborgen, das er nie mehr zahlte. Jahre lang ließ er dann wieder nichts von sich hören.

Dagegen herrschte der schmucke Neustädter Zögling, der zu den Ferien nach dem Schlosse Illesnay kam, und später als Kadet und Offizier, so oft es nur möglich war einen Urlaub zu erhalten, mit

tyrannischer Gewalt im Herzen der Mutter, die ihn für den Sohn einer weitschichtigen verstorbenen Verwandten ausgab, und sie überhäufte ihn dergestalt mit Geld und Zärtlichkeiten, daß der junge Hußar endlich übermüthig und leichtsinnig wurde, und wie es der Kommissär Raimondi angedeutet hatte, auf Wege gerieth, die ihn entweder als Deserteur in's feindliche Lager führen oder ihm die Pistole des Selbstmörders in die Hand drücken mußten.

Wie aber hatte Ödön Graf Illesnay die Existenz seines illegitimen Bruders, die Verirrung seiner Mutter erfahren?

Herr Emil Varga, der nach dem Tode des alten Illesnay, nach der Flucht Ödöns in's Ausland, so zu sagen der Alleinherrscher im Finanzgebiete seiner Herrschaft geworden war, da Gräfin Helena sich so wenig als möglich um derlei Dinge kümmerte, übte dieses Herrscherthum mit einer gewissen Eifersucht aus, die keinen Eingriff in ihre Rechte duldet.

Zur Zeit, als die unheilvolle Katastrofe eintrat, welche den jungen Illesnay auf's Blutgerüst geführt hätte, wenn Preßler nicht denjenigen gefunden hätte, der seinen Kopf für den des Vatermörders dem Richtschwert darbot, zu jener Zeit, wo Gräfin Helena durch den Grafen Sigmund Bathory dem alten Naderer für den geleisteten Dienst jene Summe einhändigen ließ, welche dieser zur Erziehung und zur Erbschaft für das Kind des Räubers bestimmt hatte, zu jener Zeit war Varga fern von Ungarn, in Spanien, wo er für die Schafzüchtereien seines Gebieters Original-Merino's einkaufte, dies war auch der Grund, warum wir ihn in den ersten Kapiteln dieses Romanes nicht kennen lernten.

Zurückgekehrt fand er die Gräfin Helena in tiefer Trauer über den gewaltsamen Tod ihres Gatten, wie über den auf dem Henkerblocke enthaupteten Sohn. In Folge einer jener räthselhaften Entschlüsse, die in Frauenherzen nichts Seltenes sind, hielt die Gräfin vor Ihrem Agenten Ödöns Flucht geheim und ließ ihn bei dem Glauben, der vatermörderische Sohn sei justifizirt worden. Varga konnte natürlich keine Ahnung von dem seltsamen, abenteuerlichen Mittel haben, durch welches der junge Graf gerettet worden war. Vielleicht wollte die Gräfin, indem sie ihres rechtmäßigen Sohnes Leben verschwieg, in Varga's Augen die ungeheuren Summen entschuldigen, die sie für ihren illegitimen Sohn, den jungen Luvasy, verausgabte.

Als aber im Jahre 1849 der zurückgekehrte Sohn als Honved-Offizier mit seinem Bataillon in's Schloß seiner Mutter einrückte, da konnte die Frau Gräfin ihren nicht wenig erstaunten Intendanten nicht länger düpiren und mußte ihm des ganze Geheimniß enthüllen, zu ihrer größten Beschämung, während umgekehrt der Vertraute der Dame nicht wenig pikirt war, daß man ihn so zum Besten gehabt hatte.

In dieser Stimmung stellte er sich dem Grafen Illesnay vor, legte ihm Rechnung über die Vermögensgebarung, huldigte ihm in jeder Weise und wußte durch sein gewinnendes Wesen den Honved eben so einzunehmen, als früher die Mutter desselben durch schlaue Benützung ihrer Geheimnisse.

Die Niederlagen der Insurgenten, das Einrücken der Russen, die Gefangennehmung Görgey's bei Vilagos, machte der ungarischen Revolution ein Ende, die Meistbetheiligten, unter ihnen auch Illesnay, flohen mit Kossuth nach Asien. Da der verlorene Sohn nichts von sich hören ließ, wie wir bereits erwähnt haben, so wähnte die Mutter ihn verschollen und gab sich mit ganzer Seele der Zärtlichkeit für ihren jüngeren Sohn hin, der — Gott weiß warum? — einen angebornen Widerwillen gegen Varga hegte.

Dieser Umstand, wie auch der, daß die Gräfin ihren Güter-Direktor, der manchmal gar zu unverschämt in den Säckel seiner Herrschaft griff, einmal tüchtig abkanzelte und in ihrem Jähzorn ihm sogar mit Entlassung drohte, brachte den alten Intrigant auf den Gedanken, daß seine Stellung in diesem Hause doch keine so gsicherte war, wie er dieselbe für seine alten Tage gewonnen zu haben glaubte. Was sollte geschehen, wenn die Gräfin starb und der Güterbesitz nach Auszahlung verschiedener Legate an jenen Luvasky überging, dessen unfreundliche Gesinnungen gegen ihn ihm nur zu bekannt waren?

Außerdem war Varga ein weit besserer Politiker, als die meisten seiner Landsleute, die immer mit einer gewissen lärmenden Ostentation auftreten und ihre Siege und Niederlagen an die große Glocke hängen; als echter Diplomat beobachtete er schweigend, aber mit aufmerksamem Blicke den Gang der Ereignisse im Ungarlande und kam zur Ueberzeugung, daß einmal über kurz und lang das herrschende System zu Grabe gehen und die jetzt darniederliegende Partei an's Ruder kommen könnte. War es nicht möglich, daß die Verbannten amnestirt, die Kompromittirten in ihre Rechte wieder eingesetzt werden konnten?

War es denn unmöglich, daß die wieder zur Geltung Gekommenen selbst an die Spitze jener Regierung traten, welche sie jetzt als Feinde proskribirt hatte?

Varga hatte lang genug gelebt, um zu wissen, daß in Oesterreich jeder, auch der unglaublichste Wechsel von Personen und Systemen möglich ist. Nach dem alt italienischen Sprichworte, daß es wohl gut ist, wenn man dem Herrgott zehn Wachskerzen anzündet, jedenfalls aber nichts schadet, wenn man auch dem Teufel eine widmet, beschloß Varga zwischen beiden Parteien zu laviren. Deshalb setzte er sich mit dem Grafen Ödön Illesnay in's Einvernehmen und diese Korrespondenz dauerte fort, als Illesnay von Klein-Asien nach England ging und dort Mitglied jenes Revolutions-Komité's wurde, welches fort und fort an einer Erhebung in Ungarn arbeitete, was den Revolutionsmännern nicht gelang, während zwei ungarische Generale, Gyulay und Benedek, das gesammte Oesterreich endlich so weit brachten, daß der Systemwechsel in Ungarn eine vollendete Thatsache ist.

Der schlaue Varga hatte, als ob er Magenta und Königgrätz vorausgesehen hätte, seine Anstalten getroffen, daß, wenn Illesnay jemals amnestirt in seine Heimat zurückkehrte, die Geschäfts- und Geldgebarung auf den Illesnay'schen Gütern eine solche war, daß Graf Ödön den Alten nicht entbehren konnte. Außerdem war Graf Ödön in England häufig in Geldverlegenheiten und Varga borgte ihm aus seinem Sacke die nöthigen Summen, wogegen der Graf ihm einen Revers ausstellte, daß diese Summen auf den Gütern intabulirt und von ihm als rechtmäßigem Erben anerkannt seien.

Varga spielte ein gewagtes Spiel, denn ein Sieg der Oesterreicher in Italien im Jahre 1859 würde die Partei der Bewegung in Ungarn auf lange niedergeworfen haben. Beim Ausbruche des Krieges marschirte auch Anton Luvasy mit seinem Regimente nach Italien und Varga benutzte diese Gelegenheit, um dem Grafen Ödön, der mit seinen Gesinnungsgenossen nach Turin geeilt war, von der Existenz des illegitimen Bruders, wie auch von dem Umstande in Kenntniß zu setzen, daß dieser unechte Bruder auf dem Kampfplatze ihm mit den Waffen in der Hand gegenüber stehen werde.

Wie Graf Ödön Illesnay diese Nachricht aufgenommen, welche Gesinnungen er für seinen Bruder, den Bastard, hegte, wissen wir bereits; welche Mittel er für tauglich erachtete, um des lästigen Mit-

bewerbers um des Vaters Besitz los zu werden, kennen wir aus seiner Unterredung mit Raimondi.

So wuchern die alten Sünden, wenn auch mit dem Grabtuche zugedeckt, fort in Moder und Verwesung, aber aus diesem Pfuhle erhebt sich in üppiger Pracht der Giftpilz neuer, weit schlimmerer Sünden, denn es ist, wie der Dichter sagt, der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.

Zehntes Kapitel.

Noch ein Nebenbuhler.

Man muß gestehen, Kommissär Raimondi hatte für seine schöne Gefangene, wie er sie nannte, das Gefängniß auf eine höchst komfortable Weise eingerichtet.

In einem jener Häuser, deren rückwärtige Trakte auf die Etsch hinaus gehen, verfügte die Ziehtochter des Tänzers Késztér Sandor über drei Piècen, — eine Art von Entrée, welches zugleich als Speisezimmer benützt wurde, einen kleinen, etwas altväterisch möblirten Salon und ein Schlafgemach, dessen Fenster auf die Etsch hinausging, während die Fenster der übrigen Piècen in einen zwar nicht großen, aber freundlichen Hofraum sahen, der durch Pinien, Tujen, Feigen- und Rosensträuche mit jenem Kunstsinn, der nur dem Italiener eigen ist, in einen kleinen Garten umgewandelt war. Jedes Fleckchen Erde war benützt, um eine Blume zu ziehen, deren Farbe malerisch zur Umgebung paßte; wo zwei Aeste sich gegen einander bogen, wurden sie durch Weinreben verbunden, um eine Laube zu schaffen, aus den Zweigen guckten moosbedeckte alte Statuen und die kahle Feuermauer des Nachbarhauses war mit Landschaftsfresken bedeckt, an welche sich das Grün des Gartens harmonisch anschloß.

In diesem Eldorado brachte die schöue Minna den Morgen und den Abend zu, während sie um die Mittagszeit nach italienischer Sitte in ihren Gemächern verweilte, deren Fensterbalken geschlossen wurden, um den Sonnenstrahlen und der Hitze den Eingang zu wehren. Nur die Fenster ihres Schlafgemaches ließ sie offen, denn dieses lag auf der Nordseite im Schatten, und die Wässer der Etsch, die unter dem-

selben vorüberbrausten, verbreiteten eine angenehme Kühle, die durch die Mosaik des Fußbodens erhöht wurde.

Fragt man, wie es dem Herrn Raimondi gelungen war, in einer Stadt, die von Truppen aller Art, von einem Heer von Militärbeamten angefüllt war, wo mancher brave Soldat auf dem Pflaster lagerte, mancher Verwundete aus den Schlachten von Montebello und Magenta auf Stroh in irgend einer Kirche lag, für den Gegenstand seiner geheimen Huldigung ein solch reizendes Asyl zu gewinnen, so müssen wir darauf antworten, daß in jenem Kriege allerlei Seltsamkeiten vorfielen, besonders was den Mißbrauch der Stellung anbelangt. Die Diener gewisser Herren rauchten die echten Havannas, tranken die feinen Weine, welche die gutherzigen Wiener für die Soldaten gespendet hatten, während die armen Soldaten oft kein Brot, Tage lang keinen Wein, keine Cigarren hatten Man kann sich denken, was erst die Herren dieser Diener veruntreut haben mögen. Die nachträgliche Untersuchung, gehemmt durch den Selbstmord so vieler Betheiligter, hat den Beweis geliefert, was die bureaukratische Willkür sich für Uebergriffe erlaubte.

Dem Beamten, der Keckheit und Raffinement besaß, war Alles möglich. Raimondi vereinigte Beides in hoher Vollkommenheit, und da er außerdem beiden Parteien diente, so wurden ihm nirgends Hindernisse in den Weg gelegt. Wo man dem österreichischen Polizeikommissär den Eintritt verweigert hätte, dort wurde der geheime Freund der italienischen Freiheit mit Entzücken aufgenommen, und in jenen Kreisen, die den Italianissimis am schroffsten entgegenstanden, in der österreichischen Militär- und Beamtenwelt, erfreute sich der gebildete, elegante Polizist, der für einen gutgesinnten Anhänger der Regierung galt, überall des freundlichsten Entgegenkommens.

Dieser Doppelstellung verdankte er das reizende Nest, in dem er jenen schönen gefangenen Vogel untergebracht hatte, der sich übrigens ganz behaglich fühlte, denn Raimondi brachte fort und fort die Versicherung, daß es mit Albert's Prozeß besser stehe, als man erwarten dürfe, außerdem war der Kommissär, der nur, wenn sie es erlaubte, ihr Gesellschaft leistete, von einer Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit, welche jedem Weibe schmeichelt, umsomehr einer Dame wie Minna, die aus ihrer Künstlerlaufbahn an Huldigungen gewöhnt war und dieselben prätendirte, wie Jemand, dem sie gebühren.

Vielleicht wird manche Leserin auf die schöne Minna ungehalten sein, die in der Zeit, wo der Mann ihrer Liebe zwischen Leben und Tod schwebt, sich von einem andern Manne den Hof machen läßt, allein wir haben wiederholt betont, daß die Personen, Situationen und Vorfälle, die wir schildern, dem wirklichen Leben entnommen sind, und die Menschen des wirklichen Lebens denken, reden und fühlen anders als die verschwommenen Helden, die sentimentalen Heldinnen der Romane.

In Folge dieser Anschauungsweise war Minna angenehm überrascht, als Raimondi am Abende jenes Tages, an welchem das geheime Komité seine Sitzung gehalten, bei ihr eintrat und nachdem er sie auf's Höflichste begrüßt, um Erlaubniß fragte, ob er ihr einen Herrn vorstellen dürfe.

„Einen Herrn?“ rief Minna erstaunt, „das ist ja ganz etwas Neues, daß Sie mir Gesellschaft bringen, 's ist wohl ein Freund von Ihnen?“

„Hm! ja und nein — wie man es nimmt, er ist ein Freund der guten Sache, der wir Beide dienen, also auch mein Freund, Ihr Freund — —“

„Schön gesagt“, fiel Minna dem verlegenen Kommissär in's Wort, „und was ist er denn sonst noch?“

„Ein Landsmann von Ihnen.“

„Ein Ungar?“

„Ja, ein Herr v. Illés, der Ihren Vater, Herrn Késztér Sándor kennt, von ihm einen Gruß bringt und sich's nicht nehmen ließ, mich hierher zu begleiten und den Gruß persönlich zu überbringen?“

„Es scheint Ihnen übrigens kein Vergnügen zu machen?“

„Ehrlich gestanden — nein.“

„So hätten Sie ihn nicht mitgebracht.“

„Ach er war so zudringlich, ich fürchtete, er könnte sich am Ende selbst vorstellen, ohne auf mich zu warten, so zog ich es vor, ihn mitzunehmen, da er ohnehin morgen wieder Verona verläßt.“

„Wie sieht er denn aus?“

„Er ist —

Bevor Raimondi seine Schilderung des Herrn v. Illés beginnen konnte, steckte dieser selbst den Kopf zur Thüre herein und rief

mit jener aufdringlichen Spaßmacherei, die man in Ungarn häufig für Witz hält, in ungarischer Sprache:

„Wenn Herr Raimondi so lange braucht, um mich zu melden, mein hochzuverehrendes Fräulein, so melde ich mich selbst an und stelle mich vor — Graf Illés Ödön aus dem Arvaer Komitate."

Minna konnte sich nicht enthalten, zu lachen.

„Nun sehen Sie, ich habe schon guten Eindruck auf Sie gemacht," rief Herr v. Illés mit großer Selbstzufriedenheit, indem er die Hand der ehemaligen Tänzerin ergriff und mit wirklichem oder affektirtem Feuer küßte, „beim Gott der Magyaren, hochgeehrtes Fräulein, Sie haben eine Hand, weiß und schön wie Aepfelblüthe, und klein, wie von einem zwölfjährigen Mädchen. Hol' mich der Teufel, solche Hände gibt es nur im Ungarland; der Fuß entspricht jedenfalls — ah pah! wenn Sie ihn auch unter Ihrer seidenen Schleppe verbergen, das thut nichts; — was ich nicht sehe, das errathe ich. Ihr Fuß ist eben so klein und schön, wie Ihre Hand — kein Wunder, daß ihn ganz Turin bewundert hat. Leider versteht man hier zu Lande nur, das Schöne anzubrüllen, aber nicht, Millionen zu Füßen der Schönheit niederzulegen, wie man's in unserem Vaterlande thut. Nicht wahr, mein hochgeehrtes Fräulein, diese Italiener sind schäbige Filze? Pardon, Herr Raimondi, ich habe ganz vergessen, daß Sie auch ein Italiener sind; Sie machen natürlich eine Ausnahme.

„Ich bin schon überglücklich, Herr v. Illés, daß Sie überhaupt Ausnahmen gelten lassen," sagte der Polizeibeamte im Tone der beißendsten Ironie, die jeder Andere, als eben Herr v. Illés bemerkt haben müßte.

„Und dieses Rabenhaar, diese Kirschenaugen," fuhr der Ungar mit der zudringlichen Galanterie eines Commis-Voyageur fort, „diese Pfirsich-Wangen —"

„Diese Rosen-Lippen, diese Perlen-Zähne, dieser Schwanen-Hals und so weiter! und so weiter!" rief Minna mit köstlichem Humor; „ach, das weiß ich Alles längst auswendig, das ist mir gesagt worden von Kommis und Barbierjünglingen mit und ohne Guitarre, von Kadetten und Offizieren, von Komptoiristen und ihren Chefs, von Diplomaten und geistlichen Herren; ich hoffe, Herr v. Illés, Sie haben sich mir doch nicht vorstellen lassen, ohne ein neues Kompliment, etwas noch nie Gehörtes in Bereitschaft zu haben. Heraus damit, avanti Bajazzo!"

Herr v. Illés sah höchlich verdutzt darein.

Raimondi warf der reizenden Satyrikerin einen dankbaren Blick zu.

„Nun sehen Sie, das gefällt mir von Ihnen, daß Sie so ein Spaßvogel sind," sagte Herr v. Illés, um der Sache eine andere Wendung zu geben, „auch diese gute Eigenschaft haben Sie —"

„Natürlich, es ist an mir Alles vollkommen!" unterbrach ihn Minna abermals mit Laune.

„Alles!" rief Herr v. Illés mit Ueberzeugung, „und darum sind Sie auch viel zu gut für — — na, reden wir nicht davon. Mein hochzuverehrendes Fräulein, ich bin gekommen, nicht blos um die liebenswürdigste meiner Landsmänninnen kennen zu lernen, sondern auch um Ihnen einen Gruß von ihrem édes Papa zu bringen."

„Sie haben meinen Zieh-Vater vor Kurzem gesehen?" fragte Minna kühl und das Wort „Zieh" scharf betonend.

„Vor acht Tagen in Varese, im Hauptquartiere des Generals Garibaldi. Ich wußte übrigens nicht, daß er nur Ihr Ziehvater ist."

„So ist es, mein Herr."

„Und Ihr wirklicher Vater?"

„Sie sind doch nicht gekommen, mich einem Verhöre über meine Familie zu unterziehen?"

„Pardon, mein himmlisches Fräulein, entschuldigen Sie meine vielleicht unbescheidene Frage mit dem Antheil, den ich an Ihnen, als meiner Landmännin, nehme, mit meinem Interesse für Ihr Schicksal —"

„Sehr gütig," erwiderte Minna mit einem leichten Knixe und eisiger Kälte.

„Und eben weil ich mich für Sie interessire," fuhr der zutäppische Ungar fort, mit der Hartnäckigkeit eines echten Stock-Magyaren von der eingeschlagenen Bahn nicht abweichend, „so ärgere ich mich darüber, daß sich dieser Herr Ziehvater erlaubt, über Sie zu verfügen."

„Verfügen? über mich?"

„Ja, gnädiges Fräulein," fuhr der Ungar mit einer gewissen ehrlichen Entrüstung fort, die aus seinem im Grunde nicht bösen Gemüthe stammte, „wäre er Ihr rechter Vater und nicht Ihr Ziehvater, er würde nicht sein Kind — doch — Sie wissen ja ohnehin —"

„Ich weiß von nichts, reden Sie, mein Herr, ich will es!“ rief Minna aufgeregt.

„Sie wissen nichts von der hohen Protektion, die Sie in Turin genießen?“

„Ist Protektion etwas Unrechtes?“

„O gewiß nicht — aber wenn sie ein König einer Tänzerin angedeihen läßt, wenn dieser König so verliebter Natur ist, wie ein gewisser Ré galantuomo, und wenn die Tänzerin so schön und gescheidt ist, wie Sie, mein hochgeehrtes Fräulein, dann bekommt die Protektion einen etwas zweideutigen Charakter.“

„Mein Herr!“

„Nicht ich glaube das, weil ich Sie verehre, weil ich weiß, daß Sie mit Seiner Majestät von Sardinien noch gar nicht gesprochen haben; aber die Leute müssen es glauben, daß die Geschichte nicht propre ist, wenn Ihr Herr Ziehvater in seinem Champagnerrausche Jedem, der es hören will, erzählt, daß er durch hohe Protektion sein Kind aus den Klauen der Oesterreicher befreien und in königliche Hände führen werde, die das Glück seiner Vilma begründen sollen. A conto dessen hat er bereits 500 Napoleon's erhalten.“

„Mein Vater hat —“

„500 vollwichtige Zwanzigfrankenstücke bekommen, als die Hälfte jener Summe, die ihm voll ausbezahlt wird, wenn Sie im Hoflager jenseits des Mincio eintreffen.“

Der Kommissär Raimondi warf der vor Aufregung Zitternden einen vielsagenden Blick zu, daß er selbst bereits früher sie gewarnt habe.

„Und Sie wissen das aus meines Vat— aus Herrn Keszter's eigenen Munde?“ fragte sie mit flammenden Blicken.

„Ich habe es gehört, und fünf, sechs Andere, die mit mir dem Souper beiwohnten, welches Herr Keszter in Brescia veranstaltete am Tage, als wir einrückten“, bestätigte Herr v. Illés mit einer Aufrichtigkeit, die keinen Zweifel übrig ließ.

„Ich bin also eigentlich verkauft,“ zürnte Minna, verkauft von dem, den ich als Vater zu ehren gewohnt war!“

Herr von Illés zuckte die Achseln.

„Wer ehrlich das Ding beim rechten Namen nennt,“ sagte er, „wird kaum einen andern Ausdruck dafür finden; und darum sage ich, ein rechter Vater würde nie so gehandelt haben.“

„Nun ich werde Gelegenheit finden,“ rief die erzürnte Schöne, „an die Stelle dieses zweideutigen Vaters einen andern besseren Beschützer zu setzen.“

Raimondi, der sich absichtlich schweigend verhalten hatte, warf ihr einen feurigen Blick zu, hatte er doch keine Ahnung, daß Minna ihren vermeintlich wahren Vater Preßler meine, während er überzeugt war, daß Albert der Kugel des kriegsgerichtlichen Urtheils zum Opfer fallen mußte.

Herr von Illés arbeitete also nach seiner Meinung ihm in die Hände. Alles, was Minna von ihrer zweideutigen Familie weiter entfernte, förderte die Plane, welche der Polizei-Beamte auf die Hand der schönen Ungarin hatte. Man denke sich nun seine Ueberraschung, als Herr von Illés, nachdem er ein Paar Mal, wie um seine Gedanken zu ordnen, über die Stirne gefahren war, mit folgenden Worten herausplatzte:

„Ja, mein insbesonders hochgeehrtes Fräulein, — Sie brauchen einen besseren Beschützer als einen Vater, wie es dieser Herr Keszter Sandor ist, der mit der Schönheit seiner Tochter ein Geschäft machen will, einen natürlichen Beschützer brauchen Sie und welch' natürlicheren Beschützer gibt es für das Weib als den Gatten. Ja mein Fräulein, Sie müssen heirathen, rasch heirathen, gleich heirathen. Wahrscheinlich werden Sie mich fragen, wo Sie gleich einen Mann hernehmen sollen, mitten im Kriegsgetümmel, — einen Mann, der über alle Vorurtheile sich hinwegsetzend, die ehemalige Tänzerin, die Tochter des dubiosen Herr Keszter Sandor vom Fleck weg heirathen soll? Nun denn, mein hochgeehrtes Fräulein, es hat sich ein solcher Mann ohne Vorurtheile gefunden, ein Mann von Stand, Vermögen und Bildung, obendrein ein Landsmann von Ihnen, ein ungarischer Edelmann, denn dieser Mann bin ich selbst, der ich hiemit, mein geehrtes Fräulein geziemend um ihre Hand anhalte.“

Die Husaren-Werbung — Lenau verzeihe uns den Ausdruck — versetzte die beiden Personen, die sich außer dem heirathslustigen Magyaren im Zimmer befanden, in's höchste Erstaunen. Raimondi schoß wahre Zündnadelblicke nach dem Nebenbuhler, den er selbst eingeführt hatte, während Minna sich einen Augenblick sammelte, um dem Brautwerber eine ausgiebige Antwort zu ertheilen.

„Nun Fräulein?“ drängte Herr von Illés, „was sagen Sie dazu?“

Minna hatte sich von ihrer Ueberraschung erholt und antwortete mit jener feinen, ironischen Nuancirung, die sie zu einer vollendeten Schauspielerin gemacht hätte, wie folgt:

„So schmeichelhaft Ihr Antrag für mich auch sein mag, Herr von Illés, so kommt derselbe doch so überraschend schnell, daß ich meine Gedanken erst ordnen muß, um Ihr gehrtes Anerbieten in allen Theilen zu erwidern. Ihre Meinung, daß ich heirathen muß, Herr von Illés, will ich dahin berichtigen, daß ich das Müssen, den Zwang, nie leiden konnte." —

„Ich wollte nur sagen, — —

„Daß mich die Macht der Verhältnisse zwingt, meine Hand zu vergeben; ich werde Ihnen zeigen, daß bei mir nicht Verhältnisse bestimmen, sondern der Mensch der Herr der Verhältnisse ist."

„Aber geehrtes Fräulein" — —

„Haben Sie die Güte mich ausreden zu lassen. Gerade die ehemalige Tänzerin, die Tochter des dubiösen Keszter Sandor, wie Sie ihn richtig genannt haben, darf keinen Mann nehmen, der weder jung noch hübsch, sondern bloß ein Edelmann und reich ist, — die Leute könnten glauben, die Tochter sei eine eben so dubiose Person, wie ihr Papa und habe den Ballet-Freund herumgekriegt, um mit dem Mantel der Ehe ihre Vergangenheit zuzudecken. Nicht den Mann ohne Vorurtheil, den über den Daumen gedrehten alten Herrn würde man in Ihnen sehen" — —

„Aber mein Fräulein!" rief Herr von Illés mit einem höchst verdutzten Gesichte, daß sich eben so wenig schildern läßt, wie das triumphirende Mephisto-Lächeln des Herrn Polizei-Commissärs Raimondi.

„Nicht ich sage so, die Leute mit ihrem Vorurtheile würden so über den Mann ohne Vorurtheil urtheilen, Ihnen Herr von Illés, muß ich diese Nachrede ersparen. Nur in Ihrem Interesse sehe ich mich daher bemüssigt, Ihren Antrag, so schmeichelhaft und wünschenswerth mir's sonst wäre, Frau von Illés zu werden, auf das entschiedenste zurückzuweisen."

„Aber Fräulein" —

„Ich weiß, was ich dabei verliere," fuhr Minna mit einem Ernste fort, welcher Raimondi zwang, die Zähne zusammen zu beißen, um nicht in lautes Lachen auszubrechen, „ein Glück, wie das, welches Sie mir in Aussicht stellten, wird sich für mich kaum mehr finden.

Des zweideutigen Tänzers zweideutige Tochter wird einen Mann heirathen, der vielleicht in bescheidener Stellung, aber jung und hübsch genug ist, daß man glauben kann, ich hätte aus Liebe, nicht aus Interesse geheirathet; wenn aber zufällig der unerbittliche Tod dieses heilige Band trennen, wenn ich Witwe werden sollte, dann Herr von Illés trennt uns keine Kluft mehr, dann Herr von Illés kehren Sie wieder und dann vielleicht kann ich frei von Sorgen um Ihr Wohl dem Manne ohne Vorurtheil, dem Manne von Stand und Bildung, dem Landsmann, dem Edelmann meine Hand reichen."

Raimondi mußte sich überwinden, um nicht loszuplatzen. Immer verdutzter erwiderte Herr von Illés:

„Aber mein Fräulein, vielleicht wäre es denn doch möglich, daß" —

„Genug davon, lassen Sie uns nicht weiter darüber sprechen. Zudem muß ich gestehen, die große Hitze, die begreifliche Aufregung, in die mich dieser schmeichelhafte Antrag versetzte, haben meine Nerven dergestalt angegriffen, daß ich dringend der Ruhe bedarf. Verzeihen Sie daher, meine Herren, daß ich mich zurückziehe. Ihre Dienerin."

Und mit dem feierlichsten Ernste, mit der vollendetsten Anmuth machte die schöne Minna eine kunstgerechte Verbeugung, was sie nicht hinderte, dem Kommissär einen freundlichen, vielsagenden Blick zuzuwerfen, welcher diesen in Entzücken versetzte.

Im nächsten Augenblicke hatte sie sich in ihr Schlaf-Kabinet zurückgezogen.

Schweigend verließen die beiden Herren das Haus.

Erst auf der Straße begann Herr von Illés sich zu äußern.

„Teufelsmädel!" sagte er, „reizende Hexe, ich weiß jetzt wirklich nicht, hat sie das Alles im Ernst gemeint, oder hat sie mich gefoppt.

„Gefoppt?" rief Raimondi, mit Mühe ernsthaft bleibend, „sie wird's doch nicht wagen, Sie zu foppen."

„Das denk ich auch; doch sei es, wie es sei, ich gebe noch nichts auf."

„Was bleibt Ihnen nach dem heutigen Korbe noch übrig?"

„Hm! Das weiß ich nicht, — und wenn ich's wüßte, würd' ich's Ihnen nicht sagen."

„Sehr schmeichelhaft!" rief der Polizei-Kommissär lachend.

„Ihr Herren von der Polizei seid des Teufels!" fuhr der Ungar fort, „man weiß nie recht, wie man mit Euch daran ist. Ihr

hört ja das Gras wachsen und die Mücken niesen. Folglich wird's Ihnen nicht schwer werden, Caro mio, auch meinen weiteren Plänen auf die Spur zu kommen. Addio!"

Und mit hochgetragenem Kopfe, die höfliche Reverenz des Italieners mit einem leichten Nicken erwidernd, marschirte Herr von Illés ab; eine Seitenstraße einschlagend.

„Dummkopf! Tölpel! Büffel von der Puszta!" murmelte Raimondi hinter ihm drein, mit jener spuckenden, geifernden Erbitterung, wie sie nur der Italiener kennt, „ich würde Dich bei den Oesterreichern denunciren und Dich festnehmen lassen, wenn ich nicht fürchten müßte, daß Du trotz Deiner Dummheit auf Denjenigen kommen könntest, der Dir die Suppe eingebrockt hat und Du wärst in Deiner Dummheit im Stande, die ganze Partei zu verrathen."

Nachdenklich ging Raimondi seines Weges fort, manchmal stehen bleibend und vor sich hin murmelnd. In einem solchen Momente sprach er für sich:

„Bei alledem muß ich den alten Burschen beobachten lassen. Feuer und Kourage sind ihm nicht abzusprechen; er wird meiner angebeteten Minna allerlei Verdrießlichkeiten bereiten, — streng genommen ist das gar nicht so schlimm, der Aerger darüber, die Furcht vor den Tölpeleien des magyarischen Bären wird sie weit schneller in meine Arme jagen, wenn der dumme Deutsche, den sie noch immer liebt, einmal erschossen ist. Allein ich muß fort und fort von dem unterrichtet sein, was Herr von Illés unternimmt. Wen schicke ich denn nur, um ihn zu beobachten. Alle meine Agenten sind beschäftigt, — zudem müßte es Einer sein, der ungarisch versteht, — diavolo! diavolo! wer hilft mir aus dieser Verlegenheit?"

Fast in demselben Augenblicke fühlte er sich sanft an dem zerlumpten Mantel gezogen, den er malerisch um die Schultern geschlagen hatte. Die Manier, sich mit ein paar Lumpen malerisch zu drapiren, verläßt den echten Italiener auch im heißesten Sommer nicht, und es war sehr heiß im Sommer 1859.

Raimondi wendete sich um und sah vor sich einen ältlichen Mann stehen, in bescheidener Tracht, den ein gewisser Schnitt des Gesichtes, eine gewisse reglementmäßige Form von Schnur- und Backenbart als einen Nicht-Italiener beurkundete. Der Polizei-Kom-

missär hüllte sich sofort in Undurchdringlichkeit, machte jenes kalte, abstoßende Gesicht, mit welchem damals der Italiener jeden Fremden zurückwies und fragte:

„Was gibts? was soll's? warum zupft mich der Herr?"

„Verzeihen Sie, Sie waren so in Gedanken versunken," erwiderte der Mann, in einem Italienisch, welches den Beamten sofort überzeugte, seine Vermuthung, er habe es mit einem Deutschen zu thun, sei richtig."

„Ich kann in meine Gedanken versunken sein, wie ich will," erwiderte der Italiener trotzig, „was gehen andere Leute meine Gedanken an und wer hat mich darin zu stören?"

„Bitte tausend Mal um Verzeihung," erwiderte der alte Naderer, welchen unsere Leser wohl schon erkannt haben, „ich weiß das wohl recht gut, allein ich habe mir gedacht, wenn ich Sie schon stören muß, lieber Herr, so thue ich es lieber auf der Straße, als in Ihrem Bureau."

„In meinem Bureau?" wiederholte der Italiener etwas überrascht, „Ihr verkennt mich, guter Freund. Ich habe kein Bureau, ich bin der Fachin eines Polenta-Händlers nächst der Porta Vescovo."

„Nun ja," sagte der alte Naderer mit seinem angestammten Wiener Humor, „aber die Polenta, die man bei Ihnen bekommt, ist so unverdaulich, daß Mancher zehn bis zwanzig Jahre sitzen muß, bis er die Speise verdaut hat, welche in Ihrem Bureau — will ich sagen, in Ihrem Laden, ausgekocht wird."

„Ihr kennt mich, mein Freund?" fragte Raimondi, den Ton ändernd.

„Submissest aufzuwarten, Herr Kommissär," antwortete der alte Naderer mit gewohntem Respekte.

„Woher? wenn ich fragen darf?"

„Aus Venedig, — aus dem Bureau des Hofraths Ruggieri, wo ich zuerst die Ehre hatte."

„Ach ja! ich entsinne mich jetzt; wurden Sie nicht auch in unseren Diensten verwendet."

„Zu dienen, Herr Kommissär."

„Nun, in diesem Falle, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, daß die seltsame Kleidung, in der sie mich sehen, eine dienstliche Noth-

wendigkeit und daß Sie gegen Jedermann das tiefste Schweigen beobachten müssen."

„Das versteht sich ja von selbst, ich bin ja ein alter Agent, aus der Schule des Herrn von Felsenthal."

„Nun Sie haben heute Ihre Tüchtigkeit bewiesen, indem Sie mich, den Sie nur einmal gesehen haben, in dieser Verkleidung erkannten."

„Selbst Ihre Stimme habe ich erkannt," sagte Preßler geschmeichelt, „als Sie im Laden des Formaggiere in der Straße Apolline etwas kaufen wollten."

Raimondi verfärbte sich ein wenig, aber schnell gefaßt, erwiderte er:

„Sie können sich denken, daß auch der Besuch in jenem Laden seinen Zweck hatte, und daß Sie sich eine Verletzung des Amtsgeheimnisses zu Schulden kommen lassen würden, wenn Sie" — —

„O bitte, Herr Kommissär, ich bin verschwiegen, wie das Grab, und keiner von denen, welchen man nach dem Wiener Ausdrucke mit der Scheibtruhe über die Nasen fahren muß, wie z. B. Herr von Illés."

„Sie kennen auch den?" fragte der Polizeibeamte, neuerdings unruhig werdend.

„Ach wie lange schon!" rief Preßler mit Laune, „ich war dabei, als er geköpft wurde, und hoffe dabei zu sein, wenn er gehängt wird."

Aus diesen Worten entnahm Raimondi, daß der alte Naderer auf den Magyaren nicht gut zu sprechen war; damit war ihm gedient, freundlich fragte er:

„Woher kennen Sie Herrn von Illés?"

„Aus Ungarn."

„Sprechen Sie Ungarisch?"

„Vollkommen gut."

„Teufel! da wären Sie ja vielleicht der Mann, den ich brauche?

„Stehe zu Diensten, Herr Kommissär, was habe ich zu thun?"

„Sie sollen mir jenen Herren von Illés und eine Dame beobachten, die jedenfalls ungarisch spricht."

Preßler horchte auf.

„Eine Dame?“ wiederholte er.

„Ja, ein Fräulein Pisanelli,“ sagte Raimondi, „das eigentlich die Ziehtochter eines ungarischen Tänzers ist.“

Preßler bebte am ganzen Leibe. Man wollte ihn zum Beobachter Derjenigen machen, die er Zeit seines Lebens gesucht hatte. Dennoch bezwang er sich und sagte mit vollkommener Ruhe:

„Nun, ich stehe zu Diensten, Herr Commissär, vorausgesetzt, daß ich dem Dienste gewachsen bin.“

„Daran zweifle ich nicht; es entsteht nur die Frage, ob Sie, wenn Sie für mich thätig sind, nicht in Ihren sonstigen ämtlichen Verrichtungen gehindert und aufgehalten werden.“

„Ich habe keine solchen,“ sagte Preßler lächelnd, aber mit der Vorsicht eines alten Polizei-Fuchses setzte er hinzu: „Eigentlich bin ich ja nur ein Pensionist der Wiener Polizei-Behörde, hielt mich in Venedig wegen meiner Gesundheit auf und machte dann und wann einen Volontärdienst mit, wenn die Herren meiner bedurften. Gegenwärtig aber habe ich keine Mission und bin nur nach Verona gekommen, um dem Kriegsschauplatz näher zu sein und es zu sehen, wenn diese Sakermentsfranzosen geschlagen werden.“

Raimondi lächelte seltsam, dann sagte er:

„Auf diese Art kann ich über Ihre Dienste ohne Gewissensbisse verfügen?“

„Ohne allen Anstand,“ erwiderte Preßler.

„Nun, es soll Ihr Schade nicht sein,“ fuhr der Commissär fort, „Sie müssen wissen, daß die junge Dame außerordentlich schön ist.“

„Das war zu erwarten,“ rief Preßler mit einer gewissen Freude, da er des schönen Kindes gedachte.

„Was war zu erwarten?“ fragte Raimondi verdutzt.

„Nun, ich meine,“ erwiderte der alte Naderer schnell gefaßt, es ließ sich voraussetzen, daß eine junge Dame, für die Sie sich interessiren, und welche die Tochter eines Tänzers, wahrscheinlich auch selbst Tänzerin ist, schön sein muß.“

„Ganz richtig bemerkt. Und ich interessire mich nicht bloß für Sie, sondern sie hat einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich Sie sogar zu heirathen gedenke.“

„Ah! wirklich?“

„Finden Sie das so sonderbar?“

„Nicht im Mindesten; jedoch ohne Schmeichelei meine ich, das Fräulein kann sich gratuliren, einen so hübschen Mann zu bekommen, der alle seine Nebenbuhler ausstechen wird, vorausgesetzt, daß solche vorhanden sind."

„Doch, doch, mein Lieber, sie sind vorhanden," sprach Raimondi mit einem überlegenen Lächeln, „doch werden sie mir hoffentlich nicht sehr gefährlich werden. Den Einen hat die Militär-Justiz in ihren Klauen und er wird derselben schwer entkommen."

Preßler schwieg, obwohl er in seinem Innern sich glückwünschte, die Beweise in Händen zu haben, welche dem armen Albert seine Freiheit wieder geben sollten.

„Der Andere ist jener Herr von Illés", fuhr der Commissär nachdenklich fort, „denken Sie sich nur: — obwohl bereits über die Jahre hinaus, wo man achtzehnjährige Mädchen erobert, bildet sich der bornirte Mensch auf seinen Adel und auf sein sehr problematisches Gut in Ungarn so viel ein, daß er dem Fräulein Pisanelli sogar einen Heirathsantrag gemacht hat."

„Wahrhaftig? und sie?"

„Sie hat es mit Entschiedenheit ausgeschlagen, ihn zu nehmen; er bekam einen Korb."

„Bravo! bravissimo!"

„Ich glaube übrigens, der Mann wäre im Stande, wenn seine Leidenschaft in's Spiel kommt, eine Gewaltthat zu begehen."

Preßler antworte nicht, aber er gedachte der Zeit, wo Herr von Illesnay seinen Vater erschossen hatte und zum Tode verurtheilt war, während er jetzt der Tochter Desjenigen die Hand reichen wollte, welcher damals seinen Kopf dem Henker dargeboten hatte.

„Er selbst hat sogar etwas Derartiges gegen mich verlauten lassen," fuhr der Commissär fort, „er drohte mir damit, daß er seine Bewerbungen um die schöne Vilma, wie er sie nennt, nicht aufgeben wolle. Mithin wird es gut sein, ihn zu beobachten."

„Sehr richtig; — am besten wäre es doch wohl, die Wohnung des Fräuleins in's Auge zu fassen."

„Hm! — nein! — ich will ihr den Gedanken ersparen, daß sie überwacht wird. Zudem müßte das Haus von der Straßen-Seite und von der Etsch aus invigilirt werden, ich kann im gegenwärtigen Augenblicke meine Leute nicht entbehren. Ich habe einen anderen

Gedanken, schließen Sie sich an den Ungar an, stellen Sie sich ergeben, tragen Sie ihm Ihre Dienste an, er wird Sie jedenfalls bei seinen Plänen gegen die schöne Vilma verwenden, und was Sie erfahren, berichten Sie mir sofort."

Jeder Andere würde einen solchen Antrag mit Entrüstung zurückgewiesen haben, allein man darf nicht vergessen, daß der Held unseres Romans eben — ein Naderer ist und mithin Alles, was in dies Gebiet einschlug, von ihm mit geschäftlichem Eifer aufgegriffen wurde.

„Vortrefflich!" rief er, „ich werde einen passenden Vorwand finden, mich ihm zu nähern." —

„Der passendste ist der, wenn Sie sich auf den politischen Märtyrer und Flüchtling spielen, und ihm Ihre Dienste mit dem Bedeuten antragen, daß Sie recht gut wissen, daß er einer der thätigsten Agitatoren der Emigrations-Partei, der Freund Kossuth's und Garibaldi's ist."

„Wenn dem so ist," meinte Preßler treuherzig, „dann hätten Sie ja ein weit einfacheres Mittel, sich Ihres Nebenbuhlers zu entledigen. Sie dürften den Feind der Oesterreicher nur fassen und ihn der österreichischen Behörde übergeben."

„Hm! nun ja, — wohl!" erwiderte der Commissär mit einer Verlegenheit, die er nicht verbergen konnte, so daß sie auch dem alten Naderer nicht entging, „ich habe vor der Hand noch meine Gründe ihn zu schonen, die Zeit wird kommen, wo ich ihn fasse."

„Natürlich!" erwiderte Preßler, aber er war ein zu alter Praktikus, als daß er die leisen Zweifel ganz hätte verbannen mögen, die in seiner Brust über die Rolle aufstiegen, welche der k. k. österr. Polizeibeamte spielte.

„Wir sind hier bei meiner Wohnung angelangt," sprach dieser, „kommen Sie herein, damit wir noch weiter die Maßregeln besprechen können, die wir zum Schutze Guglielma's gegen Herr von Illés ergreifen wollen."

Aus dem Hause des Polizei-Commissärs ging Preßler ungefähr nach einer Stunde weg. Sie hatten in dieser Zeit alle Details berathen, wie man es einleiten mußte, um die Pläne, die Herr von Illés allenfalls in's Werk setzen wollte, zu durchkreuzen.

Bei dieser Gelegenheit lernte der alte Naderer, der hier ganz in seinem Elemente war, genau die Ortsgelegenheit des Hauses ken-

nen, in welchem Vilma wohnte, wie auch alle anderen Verhältnisse, die ihm zu wissen nöthig waren. Da er schon einmal Verdacht über des Polizeibeamten eigentliche politische Gesinnung geschöpft hatte, so war er auf seiner Hut, und als er aus dem Hause auf die Straße trat, murmelte er vor sich hin.

„Der Zufall oder vielmehr unser Herrgott scheint endlich dem alten Naderer wieder geneigt zu werden; er hat es gefügt, daß ich aus der Gefangenschaft jenes Colpini entkommen und meinen Todfeind selbst zum Gefangenen machen konnte, der zugleich so viel Licht in Alberts Prozeß bringen muß, daß von der Todesstrafe keine Rede mehr sein kann, obwohl es, wie mir scheint, diesem Herrn Raimondi ganz erwünscht wäre, wenn er auf diese Art einen Nebenbuhler losbrächte. Ueberhaupt scheint dieser Herr Commissär ein ganz eigener Kauz zu sein, der es gar nicht verdient den grünen Rock zu tragen; mir scheint, er hält mit beiden Parteien, mit hüben und drüben, mit den Unsern und mit den Wälischen; und einem solchen Doppelzüngler sollte ich meine Minna lassen? Nimmermehr! Es scheint übrigens, daß es meine kleine Minna aller Welt angethan hat, dem armen Jäger wie dem König von Italien, dem geköpften Edelmann und dem verschlagenen Kopf von einen Polizeikommissär. Nun zum Glücke bin ich da, um über sie zu wachen. Der Herrgott hat es in seiner Gnade gefügt, daß diese Leute, die nicht ahnen, in welcher Beziehung ich zu Minna stehe, sich an mich wendeten, um mich Einer gegen den Andern zu benützen, während ich gegen sie alle operiren will. Habe ich doch den Faden in meinen Händen, um das Netz nach Belieben zu lockern oder zusammen zu ziehen. Vor der Hand war ich so klug, diesem zweideutigen Polizeibeamten nichts davon zu sagen, wie die Aussage des von mir gefangenen Franz Colpini den Prozeß zu Gunsten Alberts ändern wird. Er müßte mein Interesse für Albert merken und könnte mir sein Vertrauen entziehen, das ich brauche, um ihn und Herrn von Illés zu täuschen; diesen müssen wir jetzt zunächst aufsuchen und ihn über seine Pläne auf Minna sondiren. Wenn wir wissen, wie wir daran sind, dann erst stellen wir uns bei meinem Kinde vor. Bin doch neugierig, ob sie sich noch an den Mann errinnert, der sie als kleine Wilde aus Ungarn nach Wien gebracht hat. Na, wir werden's schon machen, — ich bin jetzt wieder voll Muth und Vertrauen und habe zu thun vollauf, — vorwärts an die Arbeit, alter Naderer!“

Und vergnügt die Hände reibend eilte der Held unserer Erzählung von dannen; er war wieder einmal so recht in seinem Elemente und konnte nach Herzenslust geheime Polizei treiben.

In der Stadt machte sich eine seltsame Bewegung geltend, Ordonnanzen rannten oder sprengten her und hin, jeden Augenblick begegnete man dem grünen Federbusch eines Generalstäblers, Truppen aller Art schoben sich vorwärts und die Bewohner von Verona sahen ängstlich aus ihren Häusern, sie fühlten die dumpfe Schwüle vor dem Gewitter.

Es war der 23. Juni 1859, der Vorabend der Schlacht von Solferino.

Eilftes Kapitel.

Vertrauen auf Leben und Tod.

Die Nacht sank hernieder auf die alterthümlichen Häuser und neuen Festungsbauten von Verona, auf die freundlichen Dörfer und Landhäuser in der Umgebung. Und wenn bei den letzten Strahlen der sinkenden Sonne Jemand von der Höhe des Giardino Giusti den Blick hinüber geworfen hätte bis Mantua und Peschiera, so war kein Flecken und kein Dorf, das nicht mit Soldaten vollgepfropft gewesen wäre. Und die Braven lagerten und schliefen häufig auf der bloßen Erde, — aber sie träumten süß, von der fernen Heimat, von ihren Lieben, die sie vielleicht nie wieder sehen sollten.

Wohl seid Ihr schön, Ihr Rosen in Ober-Italien, aber ich kann Euch nicht ansehen ohne Wehmuth: ist mir's doch immer als hättet Ihr die brennende Farbe von dem Blute, womit die Söhne Oesterreichs den Boden gedüngt haben, dem Ihr entsprosset!

Das Jägerbataillon, welches der Oberst Menger vor Trauburg kommandirte, lag mit dem Stab in Dossobuono an der Eisenbahn und hatte seine Vorposten bis an den Mincio vorgeschoben. Es war den Leuten bedeutet worden, sie möchten sich vor Mitternacht ausschlafen, ein Beweis, daß man nach Mitternacht auf eine Action zählte. Die maulfixen Söhne der Kaiserstadt — das Bataillon be-

stand zur Hälfte aus Wienern, — verstummten alsbald und legten sich auf's Ohr, wo sie eben ein Plätzchen fanden, im Stall, unter dem Vordache eines Schuppens, am öftersten auf dem ausgebrannten Rasen unter den Maulbeerbäumen, — die Sorge für ihre Nachtruhe den ausgestellten Posten überlassend, die mit scharfem Auge in die dämmernde Ferne spähten.

Nur Einer schlief nicht, obwohl ihm der Ehrendienst eines Postens nicht zugedacht war; es war der Verurtheilte des Bataillons, der „arme Sünder,“ wie der Stabstockhaus-Ausdruck lautet, der Jäger Albert Kolb.

Wir machen keinen Versuch die schmerzlichen Gedanken zu schildern, die im Gehirne des jungen Mannes brannten, die sein Herz krampfhaft zusammen schnürten. Zum Tode verurtheilt wegen einer That, an welcher er streng genommen unschuldig war, hatte gleichwohl diejenige, um deren Willen er die Waffe gegen den Offizier erhoben, seine Liebe verrathen, denn mit der Selbstquälerei der Eifersucht nahm er als Thatsache an, daß Minna den Mann liebte, mit dem er sie beim Abmarsche aus Venedig in so traulicher Berührung gesehen hatten. — Wohin er blickte, nirgends Hoffnung, — Alles so dunkel, wie die Rumpelkammer, in die man ihn gebracht hatte, und vor deren Thüre die Schildwache mit eintönigen Schritten auf und nieder ging.

Mit dem durch Gefangenschaft und Dunkelheit geschärften Ohre vernahm er, wie die Schildwache stille stand, das Gewehr anzog und ein par Worte mit Jemand wechselte, worauf der Schlüssel im Schlosse der alten Thüre klirrte.

„Wer kommt denn heute noch zu mir?“ dachte der Arrestant mit begreiflicher Neugierde.

Er sollte nicht lange in Zweifel bleiben, denn zur Thüre herein schob sich die breite, im Bataillon wohlbekannte Gestalt des einsilbigen Profoßen Ignaz Stockhammer, den wir aus seiner Unterredung mit dem Obersten Menger kennen.

Der Profoß trug in der rechten Hand eine kleine Stall-Laterne, die er auf die Erde stellte und welche den Arrest mit röthlichem Lichte erhellte, mit der Linken unterstützte er die alte Meerschaumpfeife, die er zwischen den Zähnen hielt und aus der er gewaltige Rauchwolken qualmte, die bald den engen Raum erfüllten, jene Atmosphäre bildend, in der sich Stockhammer allein behaglich fühlte.

Der Jäger war von dem Hackstock aufgesprungen, welcher das ganze Meublement des Arrestes bildete, und hatte vorschriftmäßig vor dem Profoßen salutirt.

Dieser nahm die verlassene Stelle auf dem Hackstock ein, dampfte gewaltig, redete aber kein Wort.

Ebenso schwieg der Soldat, — was hätte er auch dem Profoßen sagen sollen.

Endlich nach einer Pause von fünf Minuten nahm Herr Ignaz Stockhammer die Pfeife aus dem Munde und sprach mit gewohntem Phlegma:

„Jäger Kolb!"

„Zu Befehl, Herr Profoß," antwortete der Soldat abermals salutirend.

„Morgen wird's Ernst," fuhr der Mann der Justiz fort.

„Gott sei Dank!" rief der Jäger, diese Worte mißverstehend und obgleich eine seltsame Empfindung eiskalt sein Herz umkrampfte, setzte er doch muthig hinzu: „Ich bin gefaßt auf den Tod, ich sehne mich nach demselben und werde im letzten Augenblicke noch dem Herrn Oberst Dank sagen, der mir gestattet, durch die Kugeln meiner Kameraden, meiner Waffenbrüder, zu fallen."

Drei große Wolken paffte der Profoß, dann sagte er:

„Davon ist nicht die Rede."

Ueberrascht, verwundert blickte der Jäger den Einsilbigen an.

„Ich glaube doch," meinte er, „der Herr Profoß hätten gesagt, es würde morgen Ernst." —

„Ja wohl — Ernst, — sehr Ernst, — Schlacht, — große Schlacht."

„Ach so! warum kann ich Unglücklicher nicht dabei sein!"

„Jäger Kolb!"

„Herr Profoß!"

„Hör' Er mich an."

„Stehe zu Befehl!"

„Man kann," sagte der Profoß, einen gewaltigen Anlauf nehmend, „man kann ein dummer Kerl, und doch dabei ein braver Kerl sein."

Wäre der Jäger Kolb ein Historiker oder gar ein Satyriker, ein Feuilletonist gewesen, er hätte erwidern können, daß sich für diesen merkwürdigen Satz des Profoßen zahlreiche Beispiele aus der Kriegs-

geschichte aus den höchsten Sphären anführen ließen, allein da er nicht wußte, wohin Herr Stockhammer mit dieser seltsamen Einleitung kommen wollte, so schwieg er lieber ganz.

„Hat Er mich verstanden?"

„Nicht ganz, Herr Profoß."

„Nun zum Beispiel. Er ist ein braver Kerl."

„Danke, danke für dieses Wort."

„Aber Er ist auch ein dummer Kerl, denn Er hat die Waffen gegen seinen Vorgesetzten gezogen und wo — wozu denn noch einmal die Geschichte aufwärmen!"

Albert ließ schweigend den Kopf sinken.

„Morgen braucht man aber brave Kerle," fuhr der Profoß fort.

Erstaunt hob Albert den Kopf wieder in die Höhe. Wo wollte das hinaus?

„Schade um Jeden, der daheim bleiben muß," redete der Profoß weiter, den Jäger fixirend.

„Ja wohl! ja wohl! — o könnte ich hinaus mit meinen Kameraden!" seufzte der Soldat.

Der Profoß schickte wieder einige Tabakwolken in die Luft. Hierauf sagte er langsam und mit Nachdruck:

„Wie denn? wenn ich Ihm morgen — einen Ausgang gestattete."

„Wie? — Herr Profoß! — wär's möglich!"

„Hm! Er müßte denn auch meine Bedingungen erfüllen."

„Alles! Alles! reden Sie!"

„Zuerst dürfte er keiner Menschenseele je gestehen, daß ich ihn ausgelassen."

„Bei meiner Seelen-Seligkeit schwöre ich's!"

„Gut! um Mitternacht werd' ich den Posten vor dem Arrest einziehen lassen. Eine Viertelstunde später wird ihm sein Freund, der Unterjäger Friedl, einen Mantel und die Armatur bringen. Friedl hat sich zu den Freiwilligen gemeldet, die an der äußersten Tête des Bataillons gehen, mit dem kann auch Er gehen, stecke Er nur den Kopf recht hinein, daß ihn Keiner erkennt, bevor er draußen ist; wenn's einmal kracht, liegt nichts mehr daran."

„O Herr Profoß!" rief Albert, stürzte auf Stockhammer los, faßte dessen Hand und wollte sie küssen, doch dieser zog die Hand rasch zurück und brummte:

„Spiele Er keine Komödie, dergleichen schickt sich nicht für einen Soldaten.“

Der Jäger stellte sich wieder in Positur.

„Ich bin mit meinen Bedingungen noch nicht zu Ende,“ begann der Profoß wieder.

„Reden Sie Herr Profoß.“

„Er bleibt dem Unterjäger Friedl an der Seite.“

„Nach Befehl.“

„Wenn Er ein braver Kerl ist, wie ich voraussetze, so geht Er dort hin, wo die Kugeln am dichtesten fliegen.“

„Ich suche den Tod und preise mich glücklich, daß ich ihn auf dem Schlachtfeld und nicht auf der Richtstätte finden soll.“

„Wenn sich aber die Gelegenheit fände, eine Kanone, eine Fahne zu erobern, einen Stabsoffizier zu fangen, dann lasse Er sich sothane Gelegenheit nicht entgehen, und hole er sich seinen Pardon und die Medaille dazu.“

Albert seufzte und schwieg.

„Wenn Er aber ein Hallunke ist,“ schloß der Profoß, „dann scheer' Er sich zum Teufel und desertir' Er zu den Commeças.“

Der Jäger wurde bei diesen Worten so dunkelroth im Gesichte, daß es der Profoß trotz des wenigen Lichtes im Arreste bemerkte; deshalb setzte er begütigend hinzu:

„Na, na! ärgere Dich nicht, Bertl, — ich mußte Dir das sagen, weil — nun das geht Dich eigentlich nichts an, brauchst es auch nicht zu wissen.“

Herr Ignaz Stockhammer besann sich rechtzeitig, daß er kein Recht hatte, die geheimen Befehle seines Obersten dem Gefangenen kund zu geben.

„Ich kann den Tod verdient haben,“ sagte der Wiener energisch, „aber das habe ich nicht verdient, daß man mir einen Verrath am Vaterlande, eine feige Desertion zumuthet.“

„Ich muthe Dir's ja nicht zu, Du angerührte Sandel,“ *) brummte der Profoß, „ich weiß es ja, Du bist ein guter Oesterreicher und braver Soldat, — also nichts weiter davon. Gute Nacht.“

---

*) Wiener Ausdruck für „empfindlicher Mensch.“

Der Profoß erhob sich vom Hackstocke, der Jäger erwiderte höflich seinen Gruß; an der Thüre wendete der Alte sich noch einmal um, that ein paar Züge aus seiner Pfeife und sagte:

„Arrestant!"

„Herr Profoß? erwiderte Albert.

„Ich dränge mich in keines Menschen Geheimnisse," sprach Herr Ignaz Stockhammer, der heute eine unerhörte Beredsamkeit entwickelte, „aber ich will Ihm was sagen: Wenn Er nach dem Spruch des Kriegsgerichtes erschossen worden wäre, so würde ich jedenfalls die letzten Tage bei Ihm und mit Ihm zugebracht haben. In solchen Stunden pflegt der Arrestant dem Profoßen Alles zu sagen, was er noch auf dem Herzen hat, ihm manchen delikaten Auftrag zu ertheilen und wenn Unsereins auch manchmal grob und barsch thun muß, so hat man doch ein Herz und pflegt einem Sterbenden seine letzte Bitte nicht abzuschlagen."

Albert sah den Alten verwundert an, der sich nach dieser langen Rede durch ein paar tüchtige Züge aus seiner Pfeife stärken mußte, worauf er endlich fortfuhr:

„Du scheinst mich nicht zu verstehen, Bertl. Schau ich betrachte Dich auch wie einen Sterbenden. Ich traue Dir zu, daß Du morgen fest hineingehen wirst, und ob Du jetzt durch die Kugeln Deiner Kameraden gefallen wärst, oder morgen durch die blauen Bohnen der Franzosen oder Piemontesen fällst, — todt ist einmal todt, — und wenn Du noch was zu bestellen oder irgend einen Auftrag hast, so sag's, — ich werde es bestellen, — auf Soldatenwort."

Freudig gerührt ergriff Albert die Hand des Alten und drückt sie herzlich.

„Na also?" brummte der Profoß, „'s ist doch was? heraus damit!"

„Ich habe eine einzige Bitte," erwiderte der Jäger.

„Und die lautet?"

„Auf einem Stückchen Papier, das mir ein Kamerad zuschanzte, mit dem Restchen eines Bleistiftes, den ich in einer Tasche verborgen hatte, und welches Jenen, die mich untersuchten, entgangen war, habe ich einen Brief geschrieben an — — eine Dame."

„Ist doch immer so ein Sackerments-Unterrock im Spiele," brummte der alte Hagestolz, „nicht einmal sterben können die Kerls,

ohne daß ein Weibsbild dabei ist. Na, her in's drei Teufels-Namen mit dem Wisch."

„Ich habe ihn bis jetzt auf meinem Herzen unterm Hemde getragen," sagte der Jäger, den Brief von dem bezeichneten Orte hervorholend, „ich hoffte, daß nach meiner Hinrichtung der Kommandant des Executions-Commandos oder der Arzt den Brief finden und an die Signora Guglielma Pisanelli befördern würden."

„Hab' ich mir doch gedacht, daß die es ist!" knurrte der alte Weiberfeind.

„Da Sie nun aber selber so freundlich sind, Herr Profoß," fuhr Albert mit Wehmuth fort, „mir Ihren gefälligen Dienst anzutragen und da, wenn ich auf dem Schlachtfelde falle, der Brief jedenfalls verloren ginge, so vertraue ich Ihnen den Brief an, wie ein letztes, heiliges Vermächtniß. Er ist nicht gesiegelt, — es stand mir weder Siegelwachs noch Petschaft zu Gebote."

„Das thut nichts, — bin nicht neugierig — werde ihn nicht lesen."

„Davon bin ich überzeugt, aber es könnte doch eine andere fremde Hand" —

„Ihn aufbrechen? Da hast Du Recht; der Brief wird also von mir gesiegelt und mit der Feldpost an seine Adresse befördert werden."

„Nicht doch; ich bitte, mich noch einen Augenblick anzuhören. Auf der Adresse ist wohl der Palazzo Mocenigo in Venedig angegeben, allein es ist sehr möglich, daß sich die Dame nicht mehr dort befindet."

„Wo also?"

„Kann ich das wissen?" erwiderte Albert mit einem schmerzlichen Seufzer.

„Aber zum Teufel, ich kann doch das Bataillon nicht im Stich lassen und der Signora Pisanelli nachlaufen, bis ich sie finde."

„Sie freilich nicht, Herr Profoß, aber es gibt einen Mann, der es thun wird, wenn Sie ihm das sagen, was ich Ihnen mittheilen werde. Behalten Sie den Brief bei sich, bis es Ihnen möglich ist, durch die Polizei in Verona oder Venedig einen sichern Leopold Preßler zu erfragen; da derselbe selbst Polizei-Agent ist, so werden Sie bei der Polizei leicht seinen Aufenthalt erfahren. Haben Sie die Güte, diesem Preßler meinen Brief selbst zu übergeben oder wenn es per Post geschehen muß, ihm in ein par Zeilen meinen letzten Gruß zu melden, er möge meinen Brief persönlich der Sig-

nora Pisanelli übergeben, sie sei jene Minna, die er seit dem Jahre 1848 vergebens suche, sie selbst hat mir's gestanden und glaubte, daß er todt sei, bis ich sie aufklärte, daß ihr braver Ziehvater noch am Leben, und sie in der ganzen Welt suche."

„Das ist ja ein ganzer Roman," sagte der Profoß, den Brief einsteckend, „hätte ich doch nie geglaubt, einmal in einem Romane mitwirken zu müssen. Nun verlaß Dich darauf, es soll Alles pünktlich besorgt werden. Und nun lebwohl, — hoffentlich sehen wir uns niemals wieder."

Der Profoß schüttelte dem Jäger die Hand und ging; hinter ihm schloß sich die Thüre.

Albert warf sich auf das Maisstroh, das ihm zum Lager diente und versank in trübe Gedanken; er erinnerte sich, wie ihm das Leben freundlich gelacht hat und wie er es jetzt als ein Glück preisen müsse, durch einen ehrlichen Soldatentod seinem Liebeskummer und einer schmachvollen Execution zu entgehen.

Um Mitternacht hörte er, wie der Posten vor seinem Arreste eingezogen wurde.

Um ein Uhr öffnete sich leise die Thüre, eine dunkle Gestalt huschte herein und flüsterte:

„Ich bins, Kamerad, der Unterjäger Friedl, — hier ist Mantel, Hut und Stutzen, zieh Dich an, und komm mit, in einer Stunde gehts los. Komm! komm!"

„Gott sei Dank! antwortete leise der Arrestant" und folgte dem Führer.

Fast zur selben Zeit, in welcher die so eben geschilderte Scene in der Rumpelkammer des Maierhofes vorging, um welchen herum das tapfere Jägerbataillon bivouakirte, fand in Verona selbst eine andere Unterredung zwischen zwei Männern statt, die, obwohl auf ganz andere Beweggründe sich stützend, doch im Grunde zu demselben Ziele — zum Tode eines der beiden führen sollte.

Wenn man vom Hauptplatze Brà längs der Westseite des großen Amphitheaters hinaufgeht, so findet man in einem kleinen zweistöckigen Häuschen, das nur drei Fenster Breite hat, zu ebener Erde eine Gasthaus-Wirthschaft, welche wenigstens zu damaliger Zeit durch die deutschen Worte: „Wein, Bier, billige Mittagskost" an ihren Fenstern bewies, daß sie vorzugsweise für die Deutschen, das heißt

für die Soldaten, die Schätze ihres Keller's, die Erzeugnisse ihrer Küche, die Vorräthe ihrer Speisekammer verkaufte. Auch jene berühmten „Würstl mit Kren", die überall als Wiener Würste verkauft werden, waren hier zu haben, und jeden Vormittag bis ungefähr gegen 2 Uhr versammelten sich hier die Soldaten und Unteroffiziere aller Regimenter, in allen Sprachen des polyglotten Oesterreich wurde da geplaudert, gejubelt, wohl auch gezankt, aber mit dem zweiten Glockenschlage verschwand die rauhe Soldateska, der Wirth, seine Frau und ein paar dralle, hübsche Südtirolerinnen, die hier in ziemlich unzweideutiger Weise der Hausfrau die Honneurs machen halfen, brachten das in Unordnung gerathene Hausgeräth wieder in die rechte Stellung, scheuerten die Tische und Stühle, und breiteten über die ersteren weiße Tücher; die Fenster wurden gelüftet, um aus dem Lokale den Geruch des Commißtabaks, des Branntweines zu entfernen, — auf die Tische wurden Kelche mit Blumen, auf die Fenster Blumentöpfe gestellt, kurz das Ganze bekam ein freundlicheres, appetitlicheres Aussehen und eignete sich zum Empfang der Offiziere, welche Abends hinkamen, um nach Wiener Sitte ihr Bier zu trinken, ihren Kalbsbraten, ihr „Schnitzel" oder Beefsteack zu essen, wie bei der „Pfeife", beim „Lothringer" in der Kaiserstadt. Die kleine Wirthschaft ward zum „wilden Offiziers-Casino", wie man es nannte, — im ersten Stocke, in der Wohnung des Wirthes trank man Punsch und schäckerte mit den Frauen des Hauses, während im zweiten Stocke ein vollständiger Spielsalon etablirt war, wo die Lieblingsspiele der Veroneser Garnison, Halbzwölf und Macao mit einer Leidenschaft und in einer Höhe gespielt wurden, die man nur dann begreiflich findet, wenn man bedenkt, daß der Soldat das Geld nie besonders hochschätzt, es aber ganz und gar mißachtet, wenn er demnächst in die Schlacht geht. Wein, Weiber, Spiel sind dann die Abgründe, die das letzte Goldstück verschlingen, nach dem alten Soldaten-Sprüchlein:

> Alles verjubelt vor meinem End'
> Macht ein sicheres Testament!

Es waren größtentheils Offiziere von ungarischen Regimentern, die sich an jenem Abende im „wilden Casino" eingefunden hatten, Hußaren und Infanteristen, unter ihnen einige wenige Civilisten, die jedoch durch ihre Haltung und ihre Physiognomien bewiesen, daß sie dem Militär indirekt als Beamte oder Lieferanten angehörten; einer derselben, ein Herr von Kapusvar, der Cigarren-Lieferant für die Offi-

ziere, hatte auch einen Herrn mitgebracht, den er als Herr von Illés vorstellte und der freundlichst aufgenommen wurde.

Gleichwohl verhielt sich Herr von Illés gegen seine Gewohnheit sehr schweigsam, nahm an einem Tische Platz, der gleich neben dem Eingang sich befand und pointirte gegen eine Halbzwölfbank, die ein Rittmeister gab, nicht ohne Glück, aber mit großer Unaufmerksamkeit.

Dagegen beobachtete er auf's Schärfste einen jungen Hußaren-Offizier, der am entgegengesetzten Ende des Salons an einem Tische saß, an welchem Macao gespielt wurde; der Offizier war bleich, drehte fort und fort sein kleines Schnurrbärtchen, fuhr von Zeit zu Zeit mit dem feinen weißen Taschentuch über die schweißbenetzte Stirne und die Spitze seines Fußes schlug ungeduldig gegen den Boden, — er hatte das Gold, welches zu Anfang der Partie in einem kleinen Häufchen vor ihm lag, verspielt, dann für ein paar breite Hunderter-Banknoten Gold eingewechselt, mit der Ungeduld eines Verlierenden das Gold auf einmal gesetzt und wieder verloren, — endlich zog er ein Portefeuille hervor, nahm aus demselben Visitkarten und schrieb auf dieselben ein paar Worte nebst seinem Namen, dieselben als Bons benutzend, die auch von den übrigen Mitspielenden unbedingt respektirt wurden.

Es war vielleicht eilf Uhr, — da erhob sich der junge Offizier, — er war sehr blaß, aber ruhig.

„Willst Du schon gehen, Luvasy?" riefen mehrere der Mitspielenden.

„Wir liegen weit draußen, fast gegen Sommacampagna zu, ich habe ein tüchtiges Stück Weg, obwohl mein Brauner gut geht."

„Und wann willst Du Deine Bons einlösen?" fragte ein Oberlieutenant.

Diese Frage, die ihm vielleicht unter andern Umständen gleichgiltig gewesen wäre, schien ihn in Aufregung zu versetzen, und er fragte in fast herausforderndem Tone:

„Wie meinst Du das?"

„Nun ich meine, daß bis morgen Abends einige von uns in der Lage sein werden, ihre Bons nicht mehr einlösen zu können. Morgen Abends sind wir entweder todt, oder auf dem Wege nach Mailand."

Die Möglichkeit eines Rückzuges fiel dem wackern Offizier gar nicht ein und er sagte Alles in einem so gutmüthig humoristischen Tone, daß der Verdacht, er habe beleidigen wollen, sofort bei Luvasy verschwand, der sich begnügte, so lustig als möglich zu erwidern:

„Ach! Du meinst die morgige Schlacht? Auf die hätt' ich bald vergessen! Hast Recht Otto, 's ist nothwendig, daß man früher seine Sachen in Ordnung bringt. Geh, sei so gut, rechne meine Bons zusammen, — was bin ich denn schuldig."

Der Oberlieutenant nahm die Visitkarten aus der Terrine, welche die Bank vorstellte, zählte zusammen und rief, während er die Bons wieder hineinwarf:

„Netto 180 Napoleons!"

„Nicht mehr?" sagte Luvasy, mit einer Gleichgiltigkeit, die zu groß war, um natürlich zu sein, „ich schicke das Geld in einer Stunde durch meinen Janko a u f E h r e n w o r t. Vielleicht bring' ich's selbst, wenn's geht. Gute Nacht, einstweilen, meine Herren."

„Gute Nacht, Luvasy!" klang es ringsum.

Luvasy durchschritt den Salon, kam hart an Herrn von Illés vorüber, der ihn während des ganzen Abends nicht aus den Augen gelassen hatte, wenn auch der Hußaren-Lieutenant keine Idee hatte, daß er beobachtet wurde, und trat zu einem Ober-Lieutenant von der Artillerie, der nicht weit von der Thüre an einem Spieltische saß, ohne jedoch am Spiele Theil zu nehmen. Der Hußar legte die Hand auf die Achsel des Artilleristen und flüsterte ihm ein paar Worte in's Ohr. Dieser stand sogleich auf und folgte dem Reiter-Offizier.

Gleichzeitig und ohne Aufsehen zu erregen, hatte sich auch Herr von Illés erhoben, nahm den leichten Mantel, den man in Italien auch während des Hochsommers aus Furcht vor der Nachtkühle trägt, über die Schulter und ging hinter den beiden Offizieren die Treppe hinab.

In der Gaststube des Parterre-Geschoßes saß an einem Tische ein Mann, der vor sich ein Glas Bier und die Hände auf den Tisch gestützt hatte, als ob er schliefe.

Als die beiden Offiziere durch das Gastzimmer schritten, blieb er ruhig sitzen, blinzelte jedoch mit den Augen nach ihnen, wie ein Kater, welcher die ziehenden Schwalben beobachtet.

Kaum waren sie vorüber, so trat Herr von Illés rasch in die Gaststube und den Mann am Tische nicht beachtend, durcheilte er dieselbe, um den Offizieren in's Freie zu folgen.

Nun erhob sich auch der Mann am Tische, warf ein paar Soldi auf den Ladentisch des Wirthes und trat hinaus in die Nacht. Es war Vollmond, — aber um die Scheibe der bleichen Luna lagerte ein weiter Dunstkreis, einen Witterungswechsel verkündend.

„'s kommt morgen ein Wetter!" sagte der Mann zu sich selbst im echten Wiener Dialekte, nicht ahnend, daß dieses von ihm profezeite, am nächsten Tage eintretende Wetter eine historische Berühmtheit erlangen sollte, denn es war das unheilvolle Gewitter, welches die zwölfstündige Schlacht von Solferino zum Nachtheile der Oesterreicher entschied, sie aber auf dem Rückzuge mit dem schützenden Regenmantel deckte.

Schneller, als wir brauchten, um diese allerdings nicht unumgänglich nothwendige Beobachtung zu machen, hatte der Mann aus der Gaststube die Ortsgelegenheit in's Auge gefaßt und die beiden Offiziere erspäht, welche langsam die schmale Straße neben der Arena entlang schr tten, während in dem Schatten der hohen Häuser gedrückt Herr von Illés ihnen in sehr geringer Entfernung folgte, ohne bemerkt zu werden.

Wer Verona kennt, der weiß, daß die riesige Arena, der colossale Bau aus den Zeiten Diocletians, welche außer dem mächtigen Centrum für die Fechterspiele und Thierhetzen, noch einen Raum auf Sitzplätzen für 22,000 Zuschauer enthält, heutzutage wie in den Boden gesunken erscheint; es ist eine bekannte Wahrnehmung bei tausendjährigen Gebäuden, daß die Erde sich rings umhin anhäuft und sie so zu sagen in den Boden verschwinden läßt, wie z. B. die merkwürdige byzantinische Wasserleitung in Konstantinopel, von welcher bereits zwei Stockwerke mit Erde ausgefüllt und umgeben sind. Der Sinn für Erhaltung interessanter Antiquitäten hat jedoch, wenigstens in Verona, die Erde von den Parterre-Pfeilern des Amphitheaters weggeschaufelt und rings um dieselbe einen Weg gebahnt, auf welchem man die ganze Arena umgehen kann, während etwa eine Klafter höher, parallel mit diesem Rundwege und denselben als äußerer Kreis umschließend, die Straße führt, auf welcher die beiden Offiziere, gefolgt von dem ungarischen Flüchtling, dahin schritten.

„Da geht was vor!“ brummte der Mann aus der Gaststube, „umsonst steigt der Herr von Illésnay nicht den zwei Offizieren nach. Avanti, Alter, auf die Lauer!“

An dem Wiener Dialekte, an der alten Gewohnheit zu horchen, werden unsere Leser wohl ihren Freund, den alten Naderer erkannt haben. Vom Commissär Raimondi beauftragt, den Agenten der ungarischen adeligen Emigration zu beobachten, sich wo möglich in sein Vertrauen zu dringen und seine Pläne in Betreff Minna's auszuforschen, war er dem Herrn von Illés Abends in das wilde Casino gefolgt, dessen Charakter dem findigen ehemaligen Polizei-Agenten wohl bekannt war. In der Gaststube, wo ihm der Wirth, selbst ein Wiener, gerne ein Plätzchen gönnte, das vielleicht andern Fremden versagt worden wäre, hatte er seinen Beobachtungsposten aufgeschlagen, um Herrn von Illés womöglich auf der Heimkehr in seine Wohnung anzusprechen.

Nun hielt es aber unserer Naderer für angezeigt, vor diesem Experiment erst zu erkunden, was denn zwischen Herrn von Illés und den beiden Offizieren vorfallen werde.

Er schwang sich über das Geländer, das die Straße von dem tiefer liegenden Wege trennt, welcher die Arena umgibt, und eilte, gedeckt von der gemauerten Stützmauer, geräuschlos, wie ein schleichender Wolf, bis in die Nähe der beiden Offiziere, die wie wir wissen, oben auf der Straße gingen, nicht ahnend, daß sie von einem Manne in der Tiefe des Grabens belauscht wurden.

Das Gespräch, das von den beiden jungen Kriegern Anfangs ziemlich leise geführt worden war, hatte sich nach und nach so lebhaft gestaltet, daß die Herren, freilich ohne Ahnung, daß sie zweifach belauscht wurden, ganz laut redeten, besonders der Hußar, welcher fürchterlich aufgeregt war, und ausrief:

„Du mußt doch zugeben, Stanislaus, daß diese Situation eine verzweifelte ist?“

„Allerdings lieber Toni,“ antwortete der Artillerie-Oberlieutenant in gemäßigtem Tone mit polnischem Accente, „ich bedaure Dich von ganzem Herzen, aber was kann ich denn thun?“

„Stanislaus,“ erwiderte Luvasy, „es ist nicht meine Sache, Jemanden die Gefälligkeiten vorzuwerfen, die ich ihm erwiesen, aber den alten Freund und Schulkameraden aus der Neustädter Akademie darf ich daran erinnern, daß ich mit Dir jeden Leckerbissen getheilt, den meine Tante mir mitgab oder schickte; als wir Offiziere wurden,

und Du, der Befähigtere, rasch avancirtest, stand Dir da meine Börse nicht immer offen? habe ich nicht" —

„Um Gotteswillen, Toni, halt' ein," rief der Artillerist schmerzlich ergriffen, „was mahnst Du mich in diesem Augenblicke an Dinge, die mich's doppelt schmerzlich empfinden lassen, daß ich außer Stande bin, Dir zu vergelten, was Du für mich gethan, — daß ich Dir nicht helfen kann."

„Du kannst es."

„Was soll ich thun, soll ich hinauf gehen und die Herren, denen Du das Geld schuldest, auffordern, Dir Dein Ehrenwort wenigstens für den Augenblick zurückzugeben?

„Bist Du verrückt! ich wäre blamirt auf ewige Zeiten!"

„Soll ich mich mit Ihnen schlagen, bis entweder alle todt sind, oder bis ich Dir mit meinem Blute bewiesen habe, daß ich fähig bin, für einen Freund mein Leben hinzugeben."

„Welch' überspannte Idee, echt polnisch. Die Sache ist doch viel einfacher."

„Glaubst Du; nun so rede."

Eine kleine Pause entstand. Wahrscheinlich fiel es dem Hußaren schwer, das Wort auszusprechen. Endlich aber nahm er sich einen Anlauf, wie ein Springer, der einen breiten Graben übersetzen will und preßte die Worte heraus:

„Leih' mir das Geld, 200 Napoleons."

„Ich?" fragte Stanislaus im höchsten Erstaunen," ich soll Dir 200 Napoleons leihen?"

„Ich weiß, daß Du so viel hast," fuhr Luvasy mit jenem krampfhaften Eifer fort, der sich und Andere gern überzeugen möchte, „180 brauche ich, um meine Schuld zu zahlen, mit 20 will ich weiter spielen."

„Wie kommst Du aber auf die Idee, daß ich über 200 Marenghi verfüge?" fragte der Pole.

„Stanislaus, so spricht kein Freund," antwortete Luvasy mit steigender Erbitterung, „ich weiß, daß Du nicht spielst, nicht trinkst, ein Weiberfeind bist. Du lebst mit so viel Kreuzern im Tage, als ich Gulden brauche."

„Das ist richtig; ich wollte Du lebtest, so wie ich," erwiderte sehr ernst der Artillerist.

„Keine Moral-Predigt jetzt!“ rief der Hußar ungestüm, „gib’ mir lieber das Geld.“

„Du glaubst also wirklich, daß ich es habe?“

„Ich weiß es; bei Ausbruch des Krieges hast Du mindestens 50 Napoleon Erspartes gehabt, — seit dem hast Du fort und fort die Kriegszulage bezogen, jeden Kreuzer beiseite gelegt, auch hast Du mir selbst erzählt, daß Du für eine Arbeit, die Du für den genielosen Grafen P. vom Genie-Corps gemacht, 100 Napoleon’s erhalten. Das macht mehr, als ich brauche, ich gebe Dir einen Wechsel darüber, ich verschreibe Dir 250, ich verschreibe Dir 300 Napoleons dafür, — begehre was Du willst, aber gib mir das Geld.“

Luvasy sprach in seiner Aufregung so laut, daß sowohl Herr von Illés im Schatten der Häuser hinter ihm, als auch der im Graben lauschende alte Naderer deutlich jedes Wort hören konnten.

Der Artillerist war stehen geblieben; vielleicht war er wirklich so blaß, vielleicht war es auch das Mondenlicht, das seine intelligenten Züge so bleich erscheinen ließ, als er mit bebender Stimme versetzte:

„Ich weiß nicht, wodurch ich Dich beleidigt habe, daß Du mir zumuthest, von Dir wucherische Zinsen zu nehmen, wie ein Mäkler, ein Geldjude. Ja, ich habe gespart und gedarbt, habe mir das Glas Wein, die bessere Cigarre versagt, um von meiner Löhnung was zurückzulegen, ja, ich habe vom Grafen P. für eine Arbeit aus dem Fortifications-Wesen, die er selbst nicht zu liefern im Stande war, 100 Napoleons Honorar erhalten, und die Gesammtsumme mag wohl 180 bis 190 Marenghi betragen“ —

„Nun also!“ rief Luvasy ihm in’s Wort fallend.

„Und dennoch kann ich Dir das Geld nicht geben; ich habe es nicht mehr.“

„Du hast es nicht mehr? Ausrede!“

Das bleiche Gesicht des Polen färbte sich purpurroth, als er versetzte:

„Du hälst mich einer Ausrede, also einer Lüge fähig, — als Offizier will ich den Ausdruck nicht gehört haben, als Freund verzeihe ich denselben dem Freunde, der in seiner Aufregung nicht weiß, was er spricht.“

„Du hast Recht!“ rief Luvasy schmerzlich, „ich bin ein Unglücklicher! Lebe wohl!“

„Halt! Du sollst nicht gehen, ohne wenigstens zu wissen, warum ich Dir das Geld nicht geben kann.“

„Ich will es nicht wissen“ —

„Du mußt. Sieh ich bin der Sohn eines kleinen galizischen Edelmannes, der in der Revolution von 1846 von den aufständischen Bauern ermordet wurde. Meine Mutter, Zeugin des entsetzlichen Schauspieles, blieb seit jener Zeit kränklich, meine Schwester, damals 3 Jahre alt, bekam von einem der Barbaren einen Schlag, der ihr einen Arm brach, derselbe ist noch gelähmt, unser kleines Gut ward angezündet und geplündert. Die österreichische Regierung ließ mich, der durch ein Wunder den Bauern entging, in W. Neustadt erziehen, — reiche Juden liehen meiner Mutter das Geld, ihr verwüstetes Gehöfte aufzubauen, — noch hat sie daran zu zahlen, obwohl sie, die kranke Frau, mit meiner armen gelähmten Schwester armselig genug dort lebt. Und sieh, diesen beiden Wesen, die einzigen, die auf der Welt mich lieben, die ich allein liebe, habe ich das Geld geschickt, da ich die feste Ueberzeugung habe, daß ich in diesem Kriege fallen werde. Sie werden mit der Summe den letzten Schuldenrest tilgen, mit dem Ueberschusse leben, bis das Gut seine Zinsen wieder trägt, und ich sterbe wenigstens mit dem Bewußtsein, für die Meinen gesorgt zu haben, so gut ich es eben im Stande war.“

„Du wirst nicht sterben, Stanislaus!“ rief der Hußär gerührt, „ein so braver Sohn verdient es zu leben, während ich — o — ich bin sehr unglücklich!“

„Mache Dir keine Vorwürfe, — ’s ist eben Deine Natur, Du kannst nicht anders,“ entgegnete der Artillerist, seine Hand ergreifend, „sieh, in diesem Lederbeutelchen befinden sich noch 3 Napoleon’s, — sie sind mein letztes Hab’ und Gut. So wie ich überzeugt bin, daß ich morgen falle, eben so gewiß weiß ich auch, daß wir morgen geschlagen werden und ich wollte, daß der französische Trainsoldat oder der wälische Bauer, der meinen Leichnam in die Grube wirft, diesen Dienst nicht umsonst verrichtet, — er soll bei einem österreichischen Offizier wenigstens den Lohn für seine Mühe finden.“

„Du bist ein Hypochonder, Stanislaus, Du wirst leben, wir werden siegen.“

„Du irrst Freund, die Tage, wo der Soldat eine kleine Maschine, die Armee nur eine complicirte, große Maschine war, sind vorüber. Das Bewußtsein, die moralische Kraft sind der Hauptfactor

der modernen Kriege. Wer die erste Schlacht verliert, verliert jede, — der Krieg war beendet, als wir bei Montebello geschlagen wurden. Der Feldherr, der das erste Treffen zu gewinnen weiß, bleibt Sieger im ganzen Kampfe. Morgen wird Montebello und Magenta im vergrößerten Maßstabe wiederholt. *) Darum nimm das Geld, — ich kann auf die kleine Eitelkeit verzichten, daß der, welcher mich begräbt, die paar Goldfüchse in meiner Tasche findet."

Luvasky schob die Hand mit dem Gelde, welche ihn der Artillerist hinhielt, sanft zurück.

„Lieber Freund, was fällt Dir ein," sagte er im Tone leisen Vorwurfes.

„Ei was! ich meine es Dir gut," antwortete Stanislaus mit affectirter Lustigkeit, „vielleicht bringt Dir mein Geld Glück. Geh' wieder hinauf in's wilde Casino, — setze Deine paar Marenghi, vielleicht gewinnst Du jetzt mit dem Gelde eines Sterbenden. Avanti, lustig, — Frau Fortuna ist ein Weib und wechselt ihre Liebhaber jede Viertelstunde."

Und wieder hielt er ihm das Geld hin, wieder schob es der Hußar zurück und mit einer Bewegung, welche deutlich verrieth, daß der leichtsinnige junge Mann kein schlechtes Herz habe, erwiderte er:

„Mein theurer Stanislaus, ich habe mich heute so albern gegen Dich benommen, daß ich die Beschämung, die Du mir anthust, indem Du mir dieses Geld anbietest, wohl verdient habe. Glaubst Du wirklich, ich wäre im Stande, von einem Kameraden die letzten paar Marenghi zu nehmen, daß Du vielleicht morgen nach dem Siege das Geld nicht hättest, um eine Flasche auf das Wohl des Kaisers zu leeren? Wie denn, wenn Du in Gefangenschaft fällst, — willst Du Dich ohne Kreuzer Geld der Discretion der Commeçà's oder der Spazzacamini überlassen? Und nehmen wir den Fall, Du stirbst den Heldentod, — soll ich Dir das letzte Bene rauben, daß Du als österreichischer Offizier Deinen Todtengräber in Gold zu zahlen wünschest. Soll ich, der ich ebenfalls österreichischer Offizier bin, den Todtengräber um sein Geld, den Freund um seine letzte Freude bringen? Nein, nein,

---

*) Der verhängnißvolle Krieg des Jahres 1866 hat die Prophezeiung des tapfern Polen nur zu sehr bestätigt. Welche Wendung hätte der Kampf genommen, wenn die Oesterreicher bei Skalitz und Nachod die Preußen zurückgeworfen hätten?

Stanislaus, — ich danke Dir für die gute Lehre, die Du mir gegeben hast, — behalte Dein Geld und überlasse mich meinem Schicksale."

„Was willst Du thun?" fragte der Artillerist.

„Das weiß ich selbst noch nicht," antwortete Luvasy, „doch nun leb wohl!"

„Für immer," sprach Stanislaus tief ergriffen.

„Für immer!" wiederholte der Sohn der Gräfin Illesnay mit nicht minderer Rührung.

Die beiden Offiziere umarmten und küßten sich, schüttelten dann sich die Hände und schieden; wie mancher solcher Abschied mag an jenem Tage stattgefunden haben.

Der Artillerist schlug den Weg nach seiner Behausung ein, — Luvasy wendete seine Schritte wieder zurück gegen das wilde Casino, sein Gesicht nahm einen eigenthümlichen, düstern Ausdruck an.

Keine zehn Schritte hatte er gemacht, da trat aus dem Schatten der Häuser ein Mann hervor, und pflanzte sich auf den vom Mond erhellten Weg.

Die Erscheinung hatte so etwas Unheimliches, daß der Hußar unwillkürlich an den Säbel griff und ausrief:

„Halt, wer da?"

„Gut Freund, servus borátom!" antwortete eine joviale Stimme.

Wir glauben nicht hinzufügen zu müssen, daß der alte Naderer im Graben der Arena ebenfalls Kehrt gemacht hatte, dem Hußaren-Lieutenant gefolgt war und Zeuge der Unterredung wurde, die ober ihm hart am Rande des Geländers statt fand.

„Warum halten Sie mich auf, mein Herr?" fragte der Offizier.

„Ich halte Sie nicht auf, Herr Lieutenant," antwortete der Ungar, „außer Sie erlauben mir, Ihrem Landsmanne, ein Paar Worte in Ihrem eigenen Interesse mit Ihnen zu sprechen."

„In meinem Interesse? was geht Sie mein Interesse an. — Sie, einen Fremden?"

„Ich bin kein Fremder, ich bin ein Landsmann von Ihnen, als solcher will ich ehrlich und aufrichtig mit Ihnen reden. Sie haben heute Abend im wilden Casino entschiedenes Pech gehabt."

„Wie? Sie wissen" —

„Ist denn das so schwer? Bin ja nicht weit von Ihnen gesessen und habe gesehen, wie Ihr Geld in die Taschen der Andern wanderte Müssen viel Glück in der Liebe haben, borátom!“

„Aber was kümmert denn das Alles Sie?“ rief der Hußar mit begreiflicher Ungeduld.

„Oho! nicht so hitzig gegen einen alten Landsmann,“ antwortete der gutmüthig thuende Fremde, „werden mich gleich begreifen, vites! Sie sind mit einer Ehrenschuld von 180 Napoleon's fortgegangen, die Sie in kürzester Zeit zu zahlen Ihr Offizierswort gaben.“ —

„Auch das wissen Sie?!“

„Haben Sie es doch laut genug gesagt. Belieben überhaupt die Gewohnheit zu haben, laut zu sprechen, sonst hätte ich nicht gehört, wie Sie Ihrem Freunde Ihre Noth klagten und ihn um 200 Marenghi ansprachen.“

„Herr, Sie haben sich unterstanden, uns zu belauschen?“

„Brauchen Sie doch keinen so harten Ausdruck, — was kann ich dafür, daß ich zufällig hinter Ihnen ging, und daß Sie so laut schrien, als ob Sie wollteu, es mögen die Herren, die noch auf dem Brà vor den Kaffeehäusern sitzen, jedes Wort hören. Zum Teufel, Herr Lieutenant, ich war selbst einmal Offizier, ist's denn so was Merkwürdiges, wenn ein Hußaren-Lieutenant Schulden hat.“

„Aber eine solche Schuld! eine Ehren-Schuld!“ rief Luvasy düster.

„Hm! das ist allerdings ein casus fatalis! Es bleibt Ihnen nichts übrig, als entweder zu den Piemontesen zu desertiren“ —

„Herr!“ brauste Luvasy auf, die Hand an den Säbel legend.

„Oder sich zu erschießen,“ fuhr der Fremde mit vollkommener Ruhe fort.

Lautlos ließ der Hußar den Kopf sinken, dadurch die Ansicht des Andern bestätigend, — zugebend, daß der Entschluß zum Selbstmord in ihm bereits der Verwirklichung entgegen reifte.

„Nun fällt es mir zwar nicht ein,“ redete Herr von Illés weiter, „einem Offizier, wenn er einmal den Entschluß gefaßt hat, sich eine Kugel durch den Kopf zu brennen, diese berechtigte Idee auszureden, es gibt Umstände, wo Ehre und Pflicht solch' eine That nothwendig machen. Aber es ärgert mich, daß Sie aus dem Leben gehen sollen und daß diese Schwaben, Böhmaken und Slovaken noch

nach Ihrem Tode prahlen können, daß Sie Ihnen das Geld schuldig geblieben."

„Zum Teufel, Herr, Ihre Worte brennen wie glühendes Blei! Was soll ich denn thun?"

„Uebertragen Sie die Ehrenschuld von den fünf, sechs Offizieren, an welche Sie verloren haben, auf einen einzigen Gläubiger; braucht kein Mensch davon was zu wissen."

Der Hußaren-Lieutenant sah den Fremden mit Erstaunen an: „Ich verstehe Sie nicht, mein Herr," sagte er.

„Werden mich gleich verstehen," entgegnete Herr v. Illés, „es' ist eine wunderliche Idee, aber ich habe schon manchmal solche wunderliche Ideen. Mich ärgert als Ungar, daß Sie den Leuten da oben Ihr Ehrenwort nicht halten können."

Ungeduldig klirrte der Hußar mit dem Säbel auf den Pflaster.

„Nun, nun! werden Sie mir nur nicht hitzig, borátom," begütigte der Fremde, „will Ihnen ja helfen! Sehen Sie wir machen die Sache so! Ich gebe Ihnen 200 Napoleons, — Sie gehen in's Casino zurück, zahlen den Herren den Sie schuldig sind, ihre 180 Marenghi und machen mit den andern 20 noch einen Versuch zu gewinnen, bleibt Ihr Pech constant, nun dann —

„Dann?"

„Dann haben Sie noch immer Zeit sich zu erschießen, Ihr einziger Gläubiger bin dann nur i ch, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß es von mir Niemand erfährt, warum Sie sich erschossen haben. Es wird heißen, Lieutenant Luvasky hat sich eine Kugel durch den Kopf gejagt, weil er Unglück im Spiele hatte. Nein, nein! ich weiß noch was Besseres — ?

„Was denn?

„Sie geben mir I h r E h r e n w o r t sich nicht vor der Schlacht zu erschießen."

„Wie meinen Sie das?

„Da Sie heute Ihre Schulden gezahlt und nur mich zum Gläubiger haben werden, so haben Sie ja keine Eile. Wenn Sie sich vor der Schlacht erschießen, so heißt es am Ende gar, Sie hätten sich aus Feigheit erschossen, weil Sie den augenblicklichen Tod einer schmerzlichen Verwundung oder Verstümmlung vorzogen."

„O mein Gott!"

„Darum will ich Ihnen Gelegenheit lassen, einen ehrenvolleren Tod, den Tod auf dem Schlachtfeld zu sterben. Trifft Sie die Kugel des Feindes, so sind wir quitt, Sie haben Ihre Schuld an mich mit Ihrem Leben gezahlt; schont sie das Blei der Franzosen und Piemontesen, dann nehmen Sie die Sattelpistole und schießen sich durch's Herz. Man wird sie unter den Gefallenen finden und Ihr Name wird mit Ehren genannt werden."

„Herr wie kann ich Ihnen danken?"

„Indem Sie mir Ihr Ehrenwort geben, sich im Falle, als Sie das Geld verspielen, erst nach der Schlacht zu erschießen."

„Mein heiliges Ehrenwort," rief der Offizier, nicht ahnend, daß er mit diesen Worten zugleich ja das Ehrenwort gab, sich überhaupt zu erschießen, wenn er die 20 Napoleons verlor, und daß er auf diese Art ein amerikanisches Duell einging, bei welchem sein Gegner nicht das Mindeste zu fürchten hatte. Der Unglückliche glaubte, den besten Freund durch einen Zufall gefunden zu haben, während es doch sein schlimmster Feind war, der ihm hier in der heuchlerischen Maske des Landsmannes, des Biedermannes entgegen trat.

Herr von Illés hatte eine Ledertasche, die er unter seinem Surtout verborgen trug, hervorgezogen, öffnete dieselbe und nahm aus ihr vier schwere Rollen.

„Zufällig habe ich Gold genug bei mir," fuhr er fort, „ich wollte heut selbst im wilden Casino spielen, allein beim Eintritte in die Spelunke begegnete mir ein altes Weib, welches der Wirthin Gemüse gebracht hatte, und wenn mir ein altes Weib begegnet, spiele ich nie. Da nehmen Sie, es sind vier Rollen, jede zu fünfzig Napoleons, — macht in Summa 200 blanke Marenghi, — viel Glück!

„Herr, wie soll ich Ihnen danken?"

„Durch die Erfüllung Ihres Ehrenwortes, — das heißt nicht vor der Schlacht."

„Verlassen Sie sich, ich halte mein Wort." Doch Ihr Name mein Herr, Ihre Wohnung?"

„Ich heiße Illés, Ödön von Illés! Meine Wohnung thut nichts zur Sache; ich erwarte Sie am Officiers-Kaffeehaus auf dem Brà, — schlafen kann man in der heutigen Nacht doch nicht. Ge-

winnen Sie, so bringen Sie mir das Geld, verlieren Sie, nun so kommen Sie, mir's zu sagen. Nochmal viel Glück."

„Danke! Addio einstweilen, in einer Stunde längstens bin ich am Brà."

„Gute Nacht indessen!

Der junge Officier eilte hoffnungsvoll nach dem wilden Casino zurück; wir sagen hoffnungsvoll, denn welcher Spieler glaubt nicht, wenn er wieder einen Thaler in seiner Tasche fühlt, die Hunderte, die er verloren, wieder zurückgewinnen zu können. Die Chance, seine Ehrenschuld an die Kameraden begleichen und mit zwanzig Napoleond'ors weiter spielen zu können, schien dem leichtsinnigen illegitimen Sohne der Gräfin Illeshazy eine so günstige, daß er darüber ganz auf das Ehrenwort vergaß, welches ihn für den Fall des Verspielens zum Selbstmorde verpflichtete.

Der ältere Bruder, denn von der Mutter aus war es Herr v. Illés ja, sah ihm mit verschränkten Armen und höhnisch lächelnder, triumphirender Miene nach, während er vor sich hinmurmelte:

„Geh' nur hin, Bastard und verspiele das Geld! Dann habe ich Dich in meiner Gewalt. Was braucht die édés Mama Kinder zu haben, von denen der édés Papa, Gott habe ihn selig, nichts wußte. Süßes Brüderchen, Du wirst verspielen, ich kenne das, — wenn man einmal Chance gegen sich hat, hilft kein Fluchen und kein Beten. Wenn der kleine Antal todt ist, werden wir die Mama davon in Kenntniß setzen, daß wir Alles wissen. Zusammenbrechend unter der Wucht der Schande, wird sie, was sie hat, auf mich schreiben lassen und Varga wird mir den Kram so gut bewirthschaften, daß wenn einmal Kossuth an's Ruder kommt, oder die Habsburger nachgeben, ich Alles in der schönster Ordnung finde."

Er ging langsam gegen den Brà zu.

„Wie denn aber," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, "wenn der Herr Bruder sein Ehrenwort nicht hält. He! ich habe auch für diesen Fall ein Mittel. Jedenfalls wäre es ein Unsinn, wenn ich die Marenghi aus meinen Sack zahlen würde. Wozu wäre dann das viele Gold da, welches die Franzosen und Wälschen ausgeben. Pfiffig, Ödön, pfiffig! und Ihre Majestäten von Frankreich und Sardinien müssen das Geld hergeben, womit Du Dir den Bastard vom Halse schaffst."

Er war inzwischen auf den Brà gekommen, trat in das bezeichnete Kaffeehaus, ließ sich Papier, Tinte und Feder geben und schrieb in Briefform etwa fünf Zeilen. Dann legte er das Papier zusammen, steckte es in die Brusttasche, trat wieder auf den Platz hinaus und nahm an einem Tischchen bei einem Glase Punsch Platz.

Es dauerte keine halbe Stunde, so kam Luvasy auf ihn zu, still, bleich und ernst.

Höhnisch grinste der Judas, — dieses Gesicht verrieth ihm mehr, als eine lange Erzählung.

„Sie haben verloren?“ sagte er, während der Hußar sich auf den Stuhl neben ihm setzte.“

„Ja, Alles! Man wollte mir borgen, ich nahm es nicht an. Ich erklärte, daß das Geld mein Letztes und daß ich am Tage vor der Schlacht keine Schulden machen wolle, die Niemand zahlen würde, wenn ich fallen sollte.“

„Bravo, so spricht ein Ehrenmann.“

„Und als Ehrenmann werde ich auch mein Versprechen gegen Sie halten.“

„Ach ja richtig! Apropos, in Beziehung auf dieses Versprechen erlauben Sie mir eine kleine Aenderung unseres Vertrages. Ich habe einen alten Diener, der so zu sagen, mein Vermögensverwalter und Erz-Pedant ist. Da mir nun morgen auch was Menschliches passiren könnte, weil ich entschlossen bin, mir die Schlacht in der Nähe zu besehen, so möcht ich dem alten Kerl zu Liebe doch ein paar Zeilen schriftlich haben, wegen Leben und Sterben, Sie wissen ja. —

„Mit Vergnügen, sagte der Hußar, ich werde sogleich“ —

„Brauchen sich gar nicht zu bemühen, — habe aus Zeitlang das Ding schon aufgesetzt,“ fiel ihm Herr von Illés in's Wort, „brauchen diesen Wisch nur zu unterschreiben.“

Und er legte ihm das Papier, das er früher beschrieben, auf den Tisch.

Luvasy nahm und las:

„Herrn Ödön von Illés.“

Hierauf folgte ein breiter Zwischenraum; dann standen folgende Worte:

„Bestätige, um 11 Uhr Abends am 23. Juni von Ihnen 200 Stück Napoleons zu dem zwischen uns vereinbarten Zweck er-

halten zu haben. Mein Versprechen werde ich unter jeder Bedingung halten, wofür ich mein Ehrenwort verpfändet habe."

„Verona, den 24. Juni 1859 um 1 Uhr nach Mitternacht."

Vielleicht hätte der Lieutenant Luvasky, so leichtsinnig er sonst war, unter andern Umständen über diese in den allgemeinsten Ausdrücken gehaltenen Verpflichtung nachgedacht und ihre Tragweite erwogen, allein im gegenwärtigen Augenblicke, unter der Wucht des Verlustes, den er so eben erlitten, in Erwartung der Schlacht, welcher die österreichische Armee mit fieberhafter Spannung entgegen sah, aufgeregt im höchsten Grade; war er des Nachdenkens nicht fähig und nachdem er fast gedankenlos das Blatt durchgelesen, rief er:

„Bottega, — Tinte und Feder!"

Schnell brachte Antonio das Verlangte und der Offizier schrieb mit zierlich deutlicher Schrift unter die Erklärung

„Anton Luvasky, k. k. Hußaren-Lieutenant."

Er gab das Papier an Herrn von Illés zurück, der ein paar Mal damit in der Luft hin und herfächelte, um die Tinte zu trocknen; dann legte er es sorgfältig zusammen und schob es in ein Fach seines Portefeuilles, das er in die Brusttasche steckte.

„So! nun ist Alles vollkommen in Ordnung," sagte er: „Sie können sich die Sache ganz nach Ihrer Bequemlichkeit einrichten und bis zum letzten Moment der Schlacht warten."

„Wird wohl so ziemlich einerlei sein!" meinte Luvasky düster, „je eher, desto lieber!"

„Ach pah! wer weiß?! Ein einziger Augenblick kann Alles umgestalten. Wenn Sie bis zum Ende der Schlacht mir die 200 Napoleons zurückgeben können, so sind Sie Ihrer Verpflichtung gegen mich enthoben; jedenfalls sind mir 200 Marenghi lieber als Ihr Leben."

Man sieht, Herr von Illés verstand es, sein Opfer mit teuflischem Hohn zu martern, den er hinter einer gewissen Gutmüthigkeit zu verstecken wußte, — eine bei den Magyaren nicht seltene Charakter-Richtung.

Schmerzlich lächelnd erwiderte der unglückliche Spieler!

„Ich wüßte nicht, wie ich in die Lage käme, 200 Napoleons zu erwerben."

„Vielleicht haben Sie, wenn Sie nach Hause kommen, das große Los gewonnen."

„Ich habe nicht gesetzt, — besitze auch kein wie immerartiges Spiel-Papier.“

„Vielleicht hat Ihr Papa Geld geschickt, — die Väter haben manchmal Anwandlungen von Großmuth.

„Ich habe keinen Vater, keine Mutter, ich bin eine Waise seit meiner frühesten Kindheit.“

„Nun vielleicht einen Onkel, eine Tante — ?“

„Niemand, gar Niemand habe ich, als eine Freundin meiner Mutter, eine Frau von Illesnay in Pest, die allerdings mütterlich für mich sorgt.“

„Nun also!“

„Frau von Illesnay hat mir erst vor vierzehn Tagen 2000 fl. geschickt.“

„Zweitausend Gulden, Teremtete!“

Wenn der Blick, welchen Herr von Illés dem Hußaren zuschleuderte, ein Dolch gewesen, der Unglückliche hätte nicht erst bis morgen auf seinen Tod zu warten gebraucht.

„Die edle Frau hat wohl keine Ahnung,“ fuhr Luvasy fort, „daß ich ihre Wohlthaten auf solche Weise vergelte. Nun wenigstens will ich ihr in ein paar Zeilen meine Reue, meine Verzweiflung und die Gründe melden, die mich in den Tod jagen. Gute Nacht, Herr von Illés, — nochmals meinen Dank dafür, daß Sie meine Ehre gerettet, — daß ich dessen würdig bin, werde ich zeigen, indem ich mein Ehrenwort halte.“

„Gute Nacht, Herr von Luvasy.“

Mit einem Händedruck schieden die Herren. Der Hußar ging in der Richtung der Caserne, gegen Porta nuova, wo eben Allarm geschlagen und Tages-Reveille geblasen wurde, für Viele zum letzten Mal; schweigend formirten sich die Colonnen, auch am Brà zogen Regiment an Regiment vorüber; es waren die Reserven, welche hinter der Hauptarmee dreinmarschirten, welche vom Kaiser Franz Josef selbst befehligt, den Vormarsch über den Mincio begonnen hatte, todesmuthig, entschlossen, den Tag von Magenta zu rächen.

„Marschirt nur hin,“ brummte Herr von Illés, eine frische Cigarre anzündend, „Ihr werdet sauber ankommen. Euer Schlachtplan ist verrathen und die Franzosen haben denselben besser studirt als Eure eigenen Generale.“

Die Cigarre brannte; er that einige behagliche Züge und fuhr in seinem Selbstgespräche fort:

„Also zweitausend Gulden auf einmal hat die édés Mama dem Söhnchen geschickt! schau, schau! — Ich mußte immer gar bewegliche Briefe schreiben, bevor mir die édés Mama einmal eine Anweisung auf 500 fl. außer meiner Pension einlegte, und ich bin doch der rechtmäßige Sohn und nicht ein vermaledeiter Bastard, erzeugt im ehebrecherischen Sündenbette, wie dieser Luvasy, der Lump! Pfui über die édés Mama, die meinen armen Vater so schändlich behandelt hatte.“

Graf Ödön Illesnay vergaß in diesem Augenblicke nur eine Kleinigkeit, nämlich daß er diesen armen Vater mit der eigenen frevelhaften Hand erschossen hatte.

Die Logik war überhaupt nicht die Stärke des Herrn von Illés, der also weiter monologisirte.

„Der junge Herr ist mir vollständig aufgesessen, selbst für den Fall als er sein Ehrenwort brechen und am Leben bleiben sollte. Was wir begonnen haben, müssen wir auch vollenden.“

Er erhob sich. Man wird sich erinnern, daß die erzählte Scene vor dem Officiers-Kaffeehaus auf dem Brà vorging, wo in jener Zeit, begünstigt durch die Schönheit der italienischen Nächte, die Tischchen für die Gäste die ganze Nacht stehen blieben. Herr v. Illés nahm von dem Tische, an dem die beiden Herren gesessen, Tintenfaß und Feder, welche der Hußar nach der Unterschrift liegen gelassen und trat in das beleuchtete Kaffeehaus, das ganz leer war, bis auf ein paar Marqueurs, welche Gläser reinigten oder schläfrig an den Wänden lehnten, mit italienischer Nonchalance den Gast sich selbst überlassend.

„Herr v. Illés setzte sich zu einem Tischchen, das von der in der Nähe befindlichen Lampe hell beleuchtet wurde, nahm die Todesverschreibung seines jüngeren Bruders heraus, las dieselbe noch einmal aufmerksam durch und ergriff dann die Feder um eine Aenderung zu machen.

Wie wir wissen hatte er nach den Worten: „Herr Ödön von Illés,“ einen breiten Zwischenraum gelassen, in diesen schrieb er nun einige Zeilen hinein, durch welche das ganze Dokument einen anderen und zwar folgenden Inhalt bekam:

„Herrn Ödön von Illés!

„Ihre Aufforderung, von den österreichischen Fahnen zu desertiren und in die Reihen der piemontesischen Armee einzutreten, habe ich angenommen und versprochen, an dem Tage, wo ich 200 Napoleond'ors Handgeld bekommen haben werde, zu desertiren.“

Hierauf folgte der uns bekannte Nachsatz:

„Bestätige um 11 Uhr Abends am 23. Juni von Ihnen 200 Stück Napoleons zu dem von uns vereinbarten Zwecke erhalten zu haben. Mein Versprechen werde ich unter jeder Bedingung halten wofür ich mein Ehrenwort verpfändet habe.“

„Verona den 24. Juni 1859, um 1 Uhr nach Mitternacht.“

„Anton Luvasy, k. k. Hußaren-Lieutenant.“

Herr von Illés machte ein höchst vergnügtes Gesicht, als er dieses Papier einsteckte und vor sich hinbrummte:

„So, mein Junge, — nun bist du geliefert durch deine eigene Unterschrift. In Oesterreich bist Du unmöglich. Erdök! heut haben wir viel geleistet. Wollen schlafen gehen.“

Ende des dritten Buches.

Viertes und letztes Buch.

Erstes Kapitel.

Ein Wiedersehen.

Die Schlacht von Solferino war geschlagen, nach zwölfstündigem hartnäckigen Kampfe hatte die kaiserlich-österreichische Armee den Rückzug angetreten, weithin rauchten die Dörfer und Flecken, und die Tausende von Verwundeten, welche in der großen Ebene am rechten Ufer des Mincio lagen, segneten das Gewitter, welches Regenfluthen niedersendete, die brennenden Wunden der Krieger zu kühlen, ihren glühenden Durst zu löschen und das Blut von den bleichen Stirnen der Todten zu waschen.

Es war ein geordneter, trotziger Rückzug, der von den Oesterreichern zähneknirschend angetreten wurde, während ihr linker Flügel mit den 300 Kanonen, auf Mantua gestützt eigentlich gar nicht in den Kampf gekommen war, der rechte unter Benedek die Piemontesen siegreich zurückgeworfen hatte und die Retirade gar nicht begreifen konnte. Das Mißgeschick des Centrums, das man durch Entsendung von Regimentern geschwächt und welches dann bei Solferino und Cavriana von den französischen Sturm-Colonnen durchbrochen worden war, hatte das Unglück des Tages entschieden.

Von der Aufregung, die an jenem Tage in Verona herrschte, kann man sich schwerlich einen Begriff machen. Die italienische Partei, Anfangs in Verzweiflung über die Siegesbotschaften, die vom Kampfplatze einliefen, wo sich die wetterwendische Glücksgöttin den ganzen Vormittag für die Oesterreicher erklärt hatte, hob allgemach wieder das Haupt, da unter den zurückgebrachten zahlreichen Verwundeten nur sehr wenige Franzosen und Piemontesen waren; nur die vorwärtsgehende Armee macht Gefangene, die retirirende läßt ihre Ver-

wundeten und Erschöpften zurück und diese fallen in die Hände des Feindes. Je mehr Gefangene in einer Schlacht zurück gebracht werden, desto weiter ist die siegreiche Armee vorgegangen; es ist dies der sicherste Maßstab um den Gang einer Schlacht aus der Ferne zu beurtheilen. Die deutsche Partei erkannte schon gegen 2 Uhr Nachmittags, daß die Sache nicht so ging, wie man allgemein erwartet hatte und ließ den Kopf in dem Maße sinken, als die Italiener, besonders die Italianissimi den ihrigen höher trugen. Die widersprechendsten Nachrichten kreuzten sich, bald hieß es, der Kaiser Napoleon sei den Hußaren Edelheims in die Hände gefallen, dann ließ man wieder den König Victor Emanuel den Heldentod sterben, ja ein Fachin fand gläubige Zuhörer, als er behauptete, von einem schwer verwundeten General vernommen zu haben, die beiden Kaiser von Oesterreich und Frankreich hätten sich mitten im Kampfgewühl getroffen und nachdem sie sich chevaleresk begrüßt, einen Zweikampf zu Pferde nach Art der Ritter des Mittelalters eingegangen, um die Schlacht zu entscheiden.

In dieses Flüstern und Plaudern auf der Straße mischte sich bald das Evviva vorlauter Straßenjungen, die ihre Herzensfreude über die Niederlage der Austriaci nicht bergen konnten, bald das Wimmern der Verwundeten, die in langen Zügen vorüber kamen, endlich das Rollen des Donners und das Prasseln des Regens, der in Strömen niederrauschte, das glühendheiße Pflaster der Stadt Verona zu kühlen, den Staub zu dämpfen.

Man denke sich nun an einem solchen Tage der Aufregung eine junge Dame allein, so zu sagen als Gefangene und man wird begreifen, daß ihre fieberhafte Spannung sich bis zur Krankhaftigkeit steigerte.

In dieser Lage befand sich die schöne Minna, der umworbene Gegenstand so vieler männlicher Leidenschaften. Sie, um deren Gunst die Männer von drei Nationen sich bewarben, saß einsam in dem reizenden Asyl, welches ihr die zarte Galanterie des Polizei Commissärs Raimondi in dem Häuschen an der Etsch geschaffen hatte. Im Laufe des Vormittags waren von ihm wiederholt Boten gekommen, um ihr über den Gang der Schlacht Nachricht zu geben. Gegen Mittag waren aber diese Boten seltener geworden, — Raimondi brauchte seine Leute, die Polizei hatte selbstverständlich an jenem Tage alle Hände voll zu thun, zumal war die Feld-Polizei beim Eintreffen des Kaisers in Verona durch Wiener Polizeibeamte verstärkt worden, und

Raimondi mußte sehr auf der Hut sein, um vor den scharfen Augen seiner Wiener Collegen die zweideutige Rolle zu verbergen, die er spielte.

Um ein Uhr war noch ein Knabe bei Minna gewesen, welcher der alten Ritta, der Pförtnerin des Hauses, das Losungswort gegeben hatte, eingelassen worden war und dem Fräulein die etwas räthselhaft klingende Botschaft gebracht hatte:

„Um sieben Uhr Nachricht, oder der Herr selbst."

Von dieser Zeit an war Minna ganz ohne Kunde über die Vorgänge draußen geblieben. Sie machte einige vergebliche Versuche, die alte Ritta zu bewegen, auf die Straße zu gehen und Erkundigungen einzuziehen. Die Alte, so große Vorliebe sie auch sonst für das Fräulein an den Tag legte, war doch eine zu ergebene Creatur des Commissärs Raimondi, der ihr direkt die Hut des Hauses, indirekt die Bewachung Minna's anvertraut hatte, und welchen sie in seiner doppelten Eigenschaft als Brodherrn und Polizeibeamten fürchtete. Den Bitten Minna's setzte sie unter Anrufung aller Heiligen ihr Versprechen entgegen, das sie dem „Padrone" gegeben, das Fräulein unter keiner Bedingung im Hause allein zu lassen; am wenigsten an einem Tage, wie der heutige. Sie beschwor das Fräulein bei den Wunden des Heilandes und bei den Verdiensten seiner Mutter, sich doch in Geduld zu fassen, bis der Padrone selbst kommen oder einen verläßlichen Boten senden würde.

Ungeduldig, müde des Geplauders der schmutzigen Alten läßt Minna dieselbe endlich stehen und eilt in den Garten. Die Hitze ist fürchterlich, aber unter den grünen Lorbeer- und Myrthen-Büschen hat man ein schützendes Zelt-Dach gespannt, unter demselben lagert die herrliche Jungfrau im bequemen Negligé und wer sie so gesehen hätte, unter dem grünfunkelnden Laubwerk, der hätte sie für eine jener Dryaden oder Oreaden halten können, mit welchen die phantastische Götterlehre der Griechen und Römer die Haine und Waldschluchten bevölkerte.

Aufmerksamen Auges spähte sie über die rauschende Etsch hinüber nach dem jenseitigen Ufer, wo die Straße hart am Rande des Stromes führte, wo sie die Häuser sah, vor deren Thoren und Gewölbthüren die Leute zusammen standen, die Köpfe zusammensteckten und mit südländischer Leidenschaftlichkeit gestikulirend die Aufregung kund gaben, in welcher die ganze Stadt fieberte. Stunden lang lag sie dort, nur

von Zeit zu Zeit einen Schluck der eisgekühlten Limonata nehmend, welche Ritta brachte. Immer größer ward die Schwüle, immer düsterer das Gewölke, endlich gegen vier Uhr brach das Gewitter, welches vom Mincio herüber kam, mit solcher Gewalt los, daß Minna in aller Eile sich aus dem Garten in das Haus retten mußte.

Es war so dunkel geworden, daß Minna, als sie in ihr Boudoir trat, kaum die Gegenstände in demselben ausnehmen konnte; gleichwohl wollte sie kein Licht anzünden, da sie das Fenster offen hielt; um die Kühle, welche der Regen verbreitete, in die Zimmer zu leiten und weil sie das italienische Vorurtheil hatte, daß ein Licht den Blitz anziehe. Unruhig geht Sie in dem Gemache auf und nieder.

Endlich meldet Ritta es sei ein Mann draußen, der durch das Losungswort sich als von Raimondi gesendet ausgewiesen habe und Nachricht vom Schlachtfelde bringe.

„'s geht gut," grinste die alte Wälsche, die „vermaledeiten Deutschen sind auf dem Rückzuge."

„Laßt ihn schnell eintreten," herrschte die Gebieterin der Magd zu, ohne über den Sieg der Sardo-Franken dieselbe Freude zu äußern.

Im nächsten Augenblicke tritt der Angemeldete in's Zimmer; es ist ein Mann bei Jahren, das Grau in seinen Haaren vorherrschend, das Gesicht von der Lapidar-Schrift des Kummers durchfurcht, — er steht in gebeugter Haltung der Dame vom Hause gegenüber, sein ganzes Wesen verräth eine unbeschreibliche Aufregung, welche das Fräulein, mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, wohl nicht bemerkt, und wenn sie dieselbe auch bemerken würde, dem großen Ereigniß des Tages, der gelieferten Schlacht zuschreiben müßte.

„Was bringt Ihr, redet!" ruft sie, vor ihm stehen bleibend, in italienischer Sprache.

„Die gute Sache siegt, läßt Herr Raimondi sagen," erwidert der Mann, gleichfalls italienisch.

„Unter der guten Sache versteht Ihr die der Freiheit des einigen Italiens?"

„Natürlich."

„Die Oesterreicher sind also geschlagen, — die Franzosen haben also gesiegt?"

„Ja," würgte der Mann heraus, einen schweren Seufzer unterdrückend.

„Ihr seid kein Italiener.“

„Nein, Signora.“

„Woher also?“

„O ich bin viel in der Welt herumgekommen; so war ich z. B. lange in Ungarn.“

„In Ungarn,“ ruft Minna in magyarischer Sprache, „da redet Ihr wohl auch ungarisch.“

„Ja wohl, mein Fräulein, und viel geläufiger als italienisch,“ antwortete der Mann in Minna's Muttersprache. „Es knüpfen sich für mich merkwürdige Erinnerungen an das Ungarland.

„Aber Ihr seid kein geborner Ungar?“

„Nein, mein Fräulein, ich bin ein Deutscher, ein Wiener.“

„Ein Wiener!“ ruft das Fräulein im Dialekte der Kaiserstadt, „o dann seid mir doppelt willkommen, wenn Ihr aus meinem lieben Wien kommt.“

Da füllen sich die Augen des Mannes mit Wasser, und in der weichen gemüthlichen Mundart der Phäakenstadt an der Donau erwidert er:

„Also erinnern Sie sich noch an Wien? Nun, dann ist es ja auch möglich, daß Sie — daß Du Deinen Vater nicht vergessen hast, der Dir die Arme entgegenstreckt und ausruft: Grüß Dich Gott, meine liebe, meine süße, meine theure Minna!“

Das Kind des Räubers stößt einen leisen Schrei aus, ihr Busen hebt sich krampfhaft.

„Wie?“ — stammelt sie, — „es wäre möglich? Sie wären — Sie sind“ — ?

„Derselbe Mann,“ ergänzte Preßler, der alte Naderer, „derselbe Ziehvater, der Dich nach Deines wirklichen Vaters Tode aus einem ungarischen Neste nach Wien brachte und Dich erzog, wie sein eigenes Kind, so wie ich es Deinem Vater gelobt hatte. Erinnerst Du Dich noch an die freundliche, bescheidene Wohnung in der Vorstadt Laimgrube zu Wien, an Deinen Spielgenossen Albert —“

„Albert, — ach ja!“

„An den bösen Nachbar Schuster Kolb —

„Ja, ja,“

„Und endlich an den Tag, wo die Revolution losbrach und Du von Julesa getrennt, von einem Hußaren auf's Pferd genommen wurdest.“

„Wohl erinnere ich mich an alles das, wenn auch nur undeutlich. Meine neuen Eltern, das Tänzerpaar Keszter, verbot mir von meinem Vater, wie ich ihn nannte, zu reden, sagte, er sei nur mein Ziehvater gewesen und in der Revolution erschossen worden.“

„Sie logen. An alle dem war nichts Wahres, als daß ich an jenem Tage verwundet in's Spital gebracht worden war, wo ich lange bewußtlos lag. In der Zwischenzeit hatten Dich die Kinderdiebe von Wien weggebracht, — und nun begann für mich eine traurige Zeit. Ich suchte mein geliebtes Kind Jahre lang und konnte es nicht finden. Und jetzt, — jetzt, wo ich Dich gefunden, jetzt stehst Du mir ferne, hast Dich vielleicht an Deine Eltern gewöhnt, und willst den Mann nicht mehr kennen, der aus Liebe zu Dir Alles geopfert, der aus Schmerz und Kummer über Deinen Verlust alt und grau geworden.“

Die schöne Minna hatte mit zitternder Hand nach dem Feuerzeuge gegriffen und Licht gemacht; jetzt wo die Lampe ihre Strahlen auf Preßlers kummervolle Züge warf, trat sie auf ihn zu, faßte mit zitternden Händen krampfhaft seine beiden Arme, sah ihm in's Auge, in das kummervolle gealterte Antlitz, als ob sie aus jeder Furche desselben die Geschichte seiner Leiden lesen wollte und rief:

„Ja, ich erkenne Dich, — das sind dieselben milden, sanften Züge, die mir so oft in wachen Träumen vorgeschwebt, das ist dieselbe liebe Stimme, die so freundlich zu der kleinen Minna gesprochen, o nenne mich nochmal so, — Vater, komm an's Herz Deiner kleinen Minna.“

„Minna! meine Minna!“ jubelte der alte Naderer.

Und sie umschlangen sich inbrünstig und konnten nicht satt werden sich zu herzen und zu küssen, während die Thränen über ihre vor Freude glühenden Wangen rollten.

Der Schriftsteller versuche nicht die Wonne eines solchen Wiedersehens zu schildern; wir überlassen den alten Naderer, der sich diese selige Stunde mit den Leiden von Jahren erkauft hatte, seinem Glücke und fahren erst bei dem Momente wieder fort, als nach einer halben Stunde der stürmischsten Freude die schöne Minna endlich naturgemäß auf die Frage kam:

„Aber sage mir, wie war Dir's möglich zu mir zu gelangen, und das Losungswort zu sagen, ohne welches, wie ich schon bemerkte, die alte Ritta Niemand eintreten läßt.“

„Das Wort habe ich vom Herrn Commissär Raimondi erfahren," antwortete Preßler.

„Natürlich, — allein in welchen Beziehungen stehst Du zu Raimondi?"

„Nun, ich bin sein Agent, — vielleicht erinnerst Du Dich, wie Du als Kind böse wurdest, wenn man Dich die Tochter des alten Naderers nannte; nun siehst Du, in solcher Eigenschaft bin ich bei Dir angestellt; Herr Raimondi wünscht, daß ich Dich beobachte und noch Jemand —"

„Mich?" fiel ihm Minna empört in's Wort, „was erlaubt sich dieser Herr?"

„Mein Gott, was sich jeder Verliebte erlauben wird; er ist eifersüchtig auf das Weib, das er liebt, das er heirathen wird."

„Er wird mich heirathen?" wiederholte Minna mit größtem Erstaunen, „hat er das selbst gesagt?"

„Ja wohl, und nach seiner Aeußerung muß ich annehmen, daß Du eben so in ihn verliebt seiest und daß Du vor Verlangen brennst seine Gattin zu werden."

Minna sprang auf, eilte an's Fenster, um die glühende Stirne an der Nachtfrische zu kühlen, die der Regen vermehrte, kehrte dann zurück und sprach:

„Lieber Vater! Herr Raimondi ist ein eitler Geck, wenn er aus der Freundlichkeit, die ich gegen einen artigen Mann, gegen den Leiter einer mir wichtigen Prozeß-Angelegenheit entwickelte, auf meine Liebe geschlossen hat; ich liebe diesen Mann nicht im mindesten."

„So ist es vielleicht ein Anderer, etwa ein viel höher Stehender?"

„O ja, — es wäre schon ein solcher da," sagte Minna mit großer Bitterkeit. „Man möchte gar zu gerne mich zur Maitresse eines hohen Herrn machen, aber ich sehne mich nicht nach dieser zweideutigen Ehre, ich will das Weib des Mannes werden, den ich liebe, und dieser ist kein anderer, als mein alter Spielkamerad, der Jäger Albert Kolb!"

„Nun so sei Gott gelobt und gedankt!" rief der alte Naderer freudig, „es fiele mir nie ein, Deiner Neigung einen Zwang anzuthun, aber gewurmt hätte es mein österreichisches Herz doch, wenn Du dem falschen Italiener, der eine Doppelrolle spielt, Deine Hand zugesagt hättest, noch mehr aber, wenn Du Dich zum Liebchen des

hohen Herrn in Turin hergegeben hättest. Und darum freut mich Deine Wahl doppelt, denn Albert ist ein echter wackrer Wiener —“

„Der leider jetzt in einen unseligen Prozeß verwickelt ist.“

„Den wir glorios beenden werden,“ rief der alte Naderer wichtig thuend, „höre Minna und staune; der Mann, welcher dem Hauptmann Kalossy den Dolchstich versetzt hat und welcher durch eine geheime Thür in den Palast Mocenigo eingetreten war, ist Niemand Anderer, als der von Deinem falschen Vater Dir bestimmte Bräutigam Francesco Colpini.“

„Er also! o ich hätte es errathen sollen!“

„Was aber noch wunderbarer, ist der Umstand, daß dieser Colpini eigentlich Kolb heißt, und der Bruder Deines Albert ist, der boshafte Legionär, der uns in Wien so viel Böses zugefügt.“

Minna schlug vor Erstaunen die Hände zusammen.

„Aber wie hast Du denn das Alles erfahren?“ fragte sie.

„Ich werde Dir die Geschichte ein anderes Mal erzählen,“ sagte er, „genug an dem, daß wir durch die Aussage dieses Colpini, welchen ich dem Gerichte in Venedig übergeben habe, dem Prozesse Deines Geliebten eine ganz andere Wendung geben können. Die Aussage des Colpini stimmt mit jener Alberts überein, daß er den Hauptmann Kolosy nicht verwundet, sondern die Waffe nur zur Abwehrung der Hiebe benutzt habe, welche der wüthende Offizier gegen ihn führte.“

„Da steht ja diese Angelegenheit vortrefflich!“ rief Minna freudig.

„Daß man's gar nicht besser wünschen kann,“ setzte Preßler hinzu, sich vergnügt die Hände reibend, „und es freut mich nicht wenig, das Meinige dazu beigetragen zu haben.“

„Aber Polizei-Commissär Raimondi spricht doch immer, daß“ —

„Laß diesen Intriguant ganz aus dem Spiele. Wie Du mir sein Benehmen gegen Dich geschildert hast, wird mir jetzt manche seiner Reden klar. Er sieht in Albert seinen einzigen, seinen gefährlichsten Nebenbuhler und wäre ganz damit einverstanden, wenn ihn das Kriegsgericht mit Pulver und Blei von seinem Nebenbuhler befreit hätte.“

„Schändlich! niederträchtig!“

„Was kannst Du anders erwarten vom Feinde Deines Vaterlandes?"

Minna senkte beschämt das Haupt. Die Partei, welcher sie bis dahin mit Aufopferung gedient, erschien ihr zum ersten Male im rechten Lichte. Mag man das dem schwachen Weibe verzeihen! Kommt es doch bei starken Charakteren und großen Politikern vor, daß sie ihre Anschauungen ändern, wenn die politischen Thatsachen ihre Privatinteressen gefährden. Die höchste Politik des Weibes ist aber ihre Liebe, wer diese angreift, begeht in ihren Augen Felonie und Hochverrath.

„Uebrigens kann man's denn einem Wälschen übelnehmen, daß er so auftritt," fuhr Preßler ärgerlich fort, „wenn ich der Deutsche, Dein Vater, der Dich über Alles liebt, selbst aus lauter Freude, Dich wiederzusehen und mit Dir zu plaudern, das Wichtigste vergesse!"

Und der alte Naderer griff in die Tasche.

„Das Wichtigste? was denn?"

„Einen Brief an Dich."

„Einen Brief an mich? von wem?

„Von Albert."

„Von Albert! wär's möglich! gib her!" rief Minna außer sich vor Freude, und riß den Brief, den der Alte aus der Tasche gezogen, ihm aus der Hand.

„He! he! nicht so hitzig," brummte Preßler, während Minna das Siegel des Briefes aufriß und zu lesen begann, „Du solltest doch anhören, wie ich zu dem Briefe kam. Ich stand an der Porta Vescovo, Nachrichten vom Kriegsschauplatze erwartend. Ein Jägerbataillon, welches seine Verwundeten mit sich führte, war eines der ersten, welches vom Schlachtfeld zurückkam; sie hatten um 3 Uhr Morgens an der Tête angegriffen, bis 8 Uhr Morgens gerauft, waren dann abgelöst und nach Verona zurückgeschickt worden, um sich zu pflegen. Ich erkannte das Bataillon Alberts und erkundigte mich, wie's draußen stehe. Die Leute, welche wußten, daß es schief ging, waren schlecht zu sprechen und murmelten etwas, wie „Spion, Canaille, aufhängen!" so daß ich ausrief: „Was fällt Ihnen ein, meine Herren, ich bin kein Spion, sondern ein guter Oesterreicher, obendrein ein Wiener, Namens Leopold Preßler, so schwarzgelb wie die Federn auf Ihrem Hute. Kaum hatte ich dies gesagt, als der

Profoß, der einen mächtigen Jägerstutzen trug, auf mich zusprang und fragte: „Sind Sie vielleicht der ehemalige Polizeiagent Preßler aus Wien?" — „Ja wohl, Herr Profoß," erwiderte ich. „Nun," sagte er, dann befördern Sie diesen Brief von dem Jäger Albert Kolb an seine Adresse. Adieu." Er drückte mir diesen Brief in die Hand und während ich ganz verdutzt dastand, marschirte das Bataillon im Eilschritte davon. Aus der Adresse ersah ich mit Freuden, daß der Brief an Dich gerichtet sei und machte mich zum Postillon d'amour, wobei ich selber ein Stückchen von dieser Liebe —

Der Witz, welchen der redselige alte Naderer vorbereitete, erstarb ihm auf der Zunge, als er in Minna's Antlitz sah; bleich, mit funkelnden Augen hatte sie, unbekümmert um Preßlers Erzählung den Brief zu Ende gelesen und rief jetzt schmerzlich, die Hand mit dem Briefe sinkend lassend:

„Das auch noch!"

„Was denn? was ist's denn?" fragte ganz erschrocken der alte Naderer.

„Da! da lies nur!" antwortete Minna, ihm den Brief hinreichend.

Eilig nahm der Alte Alberts Schreiben und las, wie folgt:

„Mein Fräulein!"

„Er schreibt: Mein Fräulein!?" sagte der alte Naderer, „warum so förmlich?"

„Lies nur! lies nur, Du wirst Alles finden!" wiederholte sie ungeduldig.

Murmelnd las er nun den Brief zu Ende:

„Mein Fräulein! Das Kriegsgericht hat mich zum Tode verurtheilt; in dem Augenblicke, wo diese Zeilen in ihre Hände gelangen, bin ich eine kalte, starre Leiche, aber ich segne den Augenblick, der mit meinem Leben auch meinen Kummer, meinen namenlosen Schmerz beenden wird. Was soll ich noch auf der Erde? Einen Augenblick hatte ich an namenloses Glück geglaubt, ich Wahnsinniger war vermessen genug, es für Ernst zu halten, als Sie sich den Spaß machten, sich in einen armen Teufel, einen gemeinen Soldaten, verliebt zu stellen. Es war ein grausamer Scherz und doch verzeihe ich Ihnen denselben, denn ihm danke ich ein paar Stunden, die mit Todesqualen nicht zu theuer erkauft sind. Als ich aber auf dem Canal grande unter ihren Fenstern vorüberzog, ein armer Gefangener, und den Blick

emporsendete, um den Stern meines Lebens in leuchtender Höhe zu schauen, da erblickte ich an Ihrer Seite einen Mann, dessen Ueberlegenheit ich, der gemeine Soldat, ja gerne anerkenne; — ich begreife es, daß Sie ihn lieben, allein warum mußten Sie denn in mein Herz den Keim einer glühenden Leidenschaft werfen, die erst mit meinem Tode enden wird? Doch nein, ich will Ihnen keine Vorwürfe machen, ich will Sie segnen, so lange, bis mein junges Leben mit meinem Blut entweicht. Wenn die Kameraden auf mich anlegen, werde ich nur Ihr Bild vor Augen haben, und wenn ihre Kugeln mein Herz durchbohren, soll Ihr Name als letztes Wort über meine sterbenden Lippen gleiten. Gott schütze Sie, — leben Sie wohl auf ewig."

„Albert."

Preßler ließ den Brief aus der Hand sinken.

„Was soll denn das Alles heißen?" fragte er mit einer Verdutztheit, die bei dem alten, geriebenen Polizei-Agenten etwas Seltenes war.

„Ich kann mir's nicht anders erklären, als auf folgende Weise", antwortete Minna, die in fieberhafter Aufregung auf- und abging und nur von Zeit zu Zeit am offenen Fenster stehen blieb, um an der kühlen Regenluft ihre brennende Stirne zu erfrischen. „Als man Albert in Ketten unter dem Palazzo Mocenigo vorüber führte, stand ich auf dem Balkon, um ihn vielleicht zu sehen. Ich gestehe ehrlich, daß ich es nicht wagte, vor allen Leuten, vor den Soldaten den Arrestanten in einer Weise zu grüßen, wie ein liebendes Weib den Mann ihrer Liebe grüßen soll; außerdem erinnere ich mich, daß Kommissär Raimondi sich in jenem Augenblicke besonders zuthunlich und freundlich gegen mich benahm, und dies Alles zusammen hat den armen Albert, der als echter Verliebter auch fürchterlich eifersüchtig ist, wie ich's bei dem Vorfalle mit dem Hauptmann Kolosy gesehen, zu dem Wahne verleitet, Raimondi sei mein Geliebter und ich hätte mir mit ihm nur einen Spaß erlaubt."

„Ja, ja, so wird's wohl sein", sagte Preßler kleinlaut.

„Und wenn ich nun denke", fuhr Minna mit jener Leidenschaftlichkeit fort, welche einen Grundzug ihres Charakters bildete, „wenn ich mir's lebhaft ausmale, daß Albert zu den Qualen des Gefängnisses, zum Bewußtsein der zu gewärtigenden Todesstrafe noch die Qualen marternder Eifersucht, die Schmerzen unglücklicher, hoff-

nungsloser Liebe leiden muß, so könnte ich wahnsinnig werden bei dem Gedanken, daß er um meinetwillen, durch meine Schuld so viel leiden muß."

„Aber Du bist ja nicht Schuld —"

„Ja, ja, ich bin Schuld, ich ganz allein; warum mußte ich ihn in den Palazzo Mocenigo locken, warum hatte ich nicht den Muth, ehrlich und offen zu Werke zu gehen, dem Hauptmann Kolosy zu sagen, wie es mit mir und Albert steht, warum schämte ich mich, den armen Verurtheilten mit dem Blicke und der Geberde der aufrichtigsten Liebe zu grüßen. Nie wäre er dann in jenen Wahn verfallen, der ihm die Stunden verbittert, die er für seine letzten halten muß. Nein, nein, ich bin Schuld, ich ganz allein."

„Quäle Dich nicht selbst", tröstete Preßler, „ändern läßt sich die Sache ja doch einmal nicht."

„O ja, es läßt sich ändern, es muß sich ändern lassen", rief Minna mit jener Entschiedenheit und Energie, die mit der Leidenschaftlichkeit den Grundton ihres Wesens bildete, „es muß etwas geschehen, damit der Arme zur rechten Einsicht kommt."

„Was soll man thun? In diesem Kriegs-Troubel haben die Behörden keine Zeit, sich mit Prozessen, noch weniger aber mit Liebesangelegenheiten zu befassen. Wo ich angeklopft habe, hat man mich zur Geduld vermahnt und auf ruhigere Zeiten vertröstet."

„Ich will selbst zu Albert, ich will ihm sagen, wie sehr ich ihn liebe, wie Unrecht er mir thut."

„Wie willst Du das anfangen?"

„Das weiß ich noch nicht; vielleicht geht's durch Gold, vielleicht dadurch, daß ich die Knie des Bataillons-Kommandanten umklammere und ihn bitte, mich mit meinem Geliebten sprechen zu lassen. Das Bataillon ist in Verona, — Du wirst mich begleiten, Vater."

„Bei allen Heiligen, das will ich," rief der alte Naderer, fortgerissen von dem Feuereifer seiner Minna, „Du bist ein Mordmädel und ich schäme mich fast, daß ich alter Kerl nicht so viel Schneid habe, wie Du. Hier meine Hand, ich gehe mit Dir."

„Wie kommen wir aus dem Hause? die alte Ritta —"

„Ich drehe ihr den Kragen um, wenn sie Umstände macht. Zum Glücke habe ich die Losungsworte von dem saubern Herrn Raimondi erfahren. Zieh Dich nur an."

Während Minna einen kleinen Hut mit dunklem Schleier aufsetzte, eilte der Naderer zu der Alten und suchte ihr begreiflich zu machen, daß er im Auftrage ihres Brodherrn das Fräulein vom Hause wegführen müsse. Ritta war Anfangs zähe, aber der Naderer wurde endlich grob, und mit einem Fluche auf den „deutschen Bären" gab sie schließlich nach.

Preßler gab seiner Tochter den Arm und sie eilten hinaus in die dunklen Straßen, wo der Regen noch immer niederrieselte.

Wir machen keinen Versuch, die Aufregung, das Durcheinander zu schildern, welches in den Straßen Verona's herrschte. Trotz des Regens war Alles auf der Straße, Zivil und Militär, jeder Augenblick brachte lange Reihen von Verwundeten, man legte sie provisorisch unter die Arkaden vor den Häusern, — die Italiener brachten ihnen keine Erfrischungen, aber mitleidige deutsche Frauen und Kinder schleppten Eiswasser, Limonaden, Früchte und dergleichen herbei, um den brennenden Durst der verwundeten Krieger zu stillen. Schaudernd ob des ungewohnten Anblickes eilte Minna, am Arme ihres Vaters, an diesen Kolonnen der Verstümmelten vorüber; sie sah hier zum ersten Mal das Elend des Krieges, jener Schmach des Jahrhunderts, wo für den Ehrgeiz eines Eroberers tausende von wackern Männern mit ihren Wunden, mit ihrem Leben, mit ihren Todesqualen einstehen müssen.

Die deutsche Sprache war in diesem Augenblicke ein wichtiger Behelf für Preßler und seine Begleiterin. Begreiflicher Weise wird nach jeder verlornen Schlacht bei der geschlagenen Armee der Ruf „Verrath" laut, der Soldat kann den Gedanken, einfach geschlagen worden zu sein, nicht vertragen. Am begreiflichsten war dieser Ruf nach der Schlacht bei Solferino, wo man laut und unverholen es aussprach, daß der Schlachtplan an den Feind um schweres Geld verrathen worden sei. Wenn man bedenkt, mit welchem Geheimniß Benedek im Jahre 1866 seinen sogenannten Plan umgab, so darf man den Glauben hegen, daß die Anschauung von dem verrathenen Plane der Schlacht bei Solferino selbst in den höchsten militärischen Kreisen existirte. An jenem Abende wäre es gefährlich gewesen, daran zu zweifeln und Offiziere wie Soldaten sprachen ihren Unmuth darüber ohne Scheu aus und sahen in Jedem, der italienisch redete, einen Feind und Mitverräther.

Wenn daher der in Civil gekleidete alte Naderer mit der Dame am Arme, die man nach ihren schwarzen Augen und Haaren recht gut für eine Italienerin halten konnte, sich an einen Offizier oder Soldaten wendeten, um Auskunft über das Bataillon zu erhalten, das sie suchten, so tönte ihnen gewöhnlich nur ein Wort des verhaltenen Grolles, wohl gar ein ungarischer oder slavischer Fluch entgegen, allein sobald die mißmuthigen Krieger die deutsche Sprache hörten, obendrein im Dialekte der Kaiserstadt, die bei den Soldaten und Offizieren aller Nationalitäten in gleich guter Erinnerung steht, da wurden die Physiognomien freundlicher und die erbetene Auskunft wurde gerne ertheilt oder wenigstens freundlich gesagt, man wisse keine zu geben.

Nach anderthalbstündigem Suchen fand man das Bataillon endlich jenseits der Etsch auf dem Wege, den jetzt die Eisenbahn nach Tirol nimmt, der Stab lag in einem kleinen Häuschen, die Mannschaft bivouakirte auf dem Pflaster; in einer kleinen Kirche lagen die Verwundeten des Bataillons, an welchen die Aerzte ihre blutigen Funktionen ausübten. Kein fröhliches Lied tönte aus den Reihen der sonst so lustigen Jäger; still und düster lagen die Wienerkinder auf dem Pflaster oder saßen auf den Kaigeländern der Etsch; die Stille wurde nur dann und wann durch ein herbes Witzwort unterbrochen oder durch das Aufächzen eines jener Unglücklichen, die auf Stroh in der Kirche Sant' Agostino lagen.

Preßler wendete sich an einen Unterjäger mit der Bitte, ob er ihm nicht zu sagen wisse, wo sich der Profoß des Bataillons befinde.

„Nein," antwortete trocken der Unterjäger, der auf dem Geländer saß und eine Virginia rauchte.

„Was brauchen wir noch einen Profoßen," setzte sein Nachbar hinzu, „wir werden jetzt nur von den Franzosen gehauen."

„'s nächste Mal wird's besser gehen, Landsmann," tröstete der alte Naderer.

„Der Teufel Euch!" meinte der Jäger, „Die Rößer sind gut, was nützt das, wenn der Kutscher nicht zu fahren versteht."

Diese Aeußerung, die ein sterbenden Soldat gegen eine hohe Persönlichkeit gethan haben soll, ging damals von Mund zu Munde und hat eine gewisse historische Berühmtheit erhalten.

Das Gespräch war übrigens angeknüpft und der Wiener Dialekt half weiter. Ein Wort gab das Andere.

„Was wollen Sie denn von dem Profoßen," fragte der Unterjäger, „wollen Sie das schöne Fräulein da vielleicht in's Stabs-Stockhaus schicken?"

„Wäre mir gar nicht unlieb'" erwiderte Minna, welche einsah, daß sie durch ein lustiges Eingehen auf die Anschauungen der verstimmten Soldaten am ersten an's Ziel kommen konnte, „ich würde mir dann nur bedingen, daß ich mit meinem Geliebten in eine und dieselbe Kammer gesperrt würde."

„Das laßt sich hören!" rief der Jäger, gewonnen durch diese Liebe zu einem Soldaten, „Der Kamerad kann sich gratuliren. Was hat er denn angestellt, wenn man fragen darf?"

„O er ist unschuldig, wir können es jetzt beweisen!" rief Minna eifrig.

„Um so besser! wie heißt er denn?" fragte der Unter-Offizier.

„Es ist der Jäger Albert Kolb," erwiderte Preßler.

„Der Kolb Bertl!" rief der Unterjäger und halblaut setzte er hinzu: „Armes Fräulein!"

„Sie bedauern mich," versetzte Minna, „weil Albert zum Tode verurtheilt ist; allein abgesehen davon, daß wir die Beweise für seine Unschuld in den Händen haben, hat diese Verurtheilung wenigstens das Gute, daß Albert im Gefängnisse zurückgehalten, die blutige Schlacht nicht mitmachen konnte und daß ich ihn jetzt nicht unter den Todten und Verwundeten zu suchen brauche."

„Hm! nun ja, freilich, obgleich" — murmelte der Unter-Jäger.

„Was wollen Sie mit diesen abgerissenen Worten sagen?" fragte Minna erschrocken.

„Einmal müssen Sie's doch erfahren," antwortete der Unter-Offizier, indem er vom Geländer herabsprang, aber erschrecken dürfen Sie mir nicht, schönes Fräulein."

„Um Gotteswillen, was werde ich hören müssen?" jammerte die schöne Minna.

„Reden Sie, reden Sie! drängte Preßler.

„Nun denn 's ist eine eigene verwutzelte Geschichte," erzählte der Unter-Jäger echt wienerisch, „der Jäger Kolb marschirte als Arrestant mit dem Bataillon bis in die Schlachtlinie, — 's war so

der Extra-Befehl vom Herrn Obersten, der einen Jäger nicht durch andere, als Kameraden erschießen lassen wollte. Heute früh vor Tagesanbruch gingen wir in Gefechtstellung und es scheint, daß Kolb in der Nacht aus seinem Gefängniß ausbrach und sich unter die Vorposten mischte. Denn als der Tag zu grauen begann und die ersten Schüsse fielen, da sah man ihn bereits, vollständig bewaffnet, in den vordersten Reihen. Beim Stürmen war er immer der Erste und —"

Minna hatte mit angehaltenem Athem zugehört.

„Nun, und?" riefen sie und Preßler zugleich.

„Nun und deshalb ist er halt auch unter denen, die wir liegen gelassen haben."

Einen herzzerreißenden Schrei stieß Minna aus, der alte Naderer verdeckte die Augen mit der Hand und weinte leise. Die Jäger hatten sich um die drei Personen gesammelt und umstanden ernst und theilnehmend die Gruppe.

Einen Augenblick stand Minna wie gebrochen, mit gesenktem Haupte und verschlungenen Händen, der Niobe vergleichbar, als ihr die Pfeile des Sonnengottes die Kinder getödtet hatten.

Aber die Energie, die Kraft ihres Wesens kam bald wieder zum Durchbruch und während der alte Naderer, der seinen schönsten Plan für immer vereitelt sah, sich dem stummen Schmerze hingab, rief sie, den Kopf erhebend:

„Wissen Sie's gewiß, daß Albert todt ist?"

„Mein Gott, liebes Fräulein," erwiederte der Unterjäger, welcher das Bedürfniß fühlte, dem schönen im wilden Schmerz aufgelösten Mädchen etwas Tröstliches zu sagen: „wer kann so was mit Gewißheit behaupten? Im Pulverdampf und Kanonen-Gebrüll gilt mancher für verloren, der ein Paar Wochen darauf sich frisch und gesund bei der Kompagnie meldet oder wenigstens aus der Gefangenschaft schreibt, daß er mit ein paar leichten Wunden in die Hände des Feindes gefallen."

„Wissen Sie denn Niemand zu nennen, der in seiner Nähe war, als er fiel?" fuhr Minna fort.

Der Unterjäger zuckte die Achseln, die umstehenden Soldaten sahen sich gegenseitig an und einer sagte:

„Ich glaube, der Unterjäger Friedel von der 5. Compagnie war dabei."

„Wo ist der Unterjäger Friedl, führen Sie mich zu ihm,“ rief Minna leidenschaftlich.

„Wir holen ihn,“ antworteten ein paar von den gefälligen Wienern, eilten fort und kamen nach wenigen Minuten mit dem Genannten zurück, der sonderbarer Weise den linken Arm in der Schlinge, in der rechten aber einen Weinkrug trug. Man hatte ihm die Spitze des Mittelfingers weggeschossen und diese Verwundung rasch verbunden, schien dem Jäger nicht bedeutend genug, um die beiden Beschäftigungen, die sein ganzes Leben erfüllten, den Krieg und den Krug aufzugeben.

Die Jäger, die ihm holten, hatten ihm schon unterwegs erzählt, um was es sich handelt, er trat also, den Krug unter den linken Arm nehmend und mit der rechten Hand salutirend auf Minna los und fragte:

„Sie wünschen etwas Näheres über unsern Kameraden Albert Kolb zu erfahren?“

„Ja, Herr Unterjäger, mein Lebensglück hängt davon ab,“ erwiderte die Tochter Preßlers.

„Dann heißen Sie wohl Minna?“

„So ist es.“

„Nun dann habe ich Ihnen *einen letzten Gruß* zu überbringen.“

„O mein Gott!“

„Ach sagen Sie uns, was Sie wissen, lieber Herr!“ bat Preßler mit nassen Augen.

„Wir waren über Cavriana hinaus vorgedrungen,“ erzählte der Jäger, „auf einem kleinen Hügel, monte Pinocchi nennen ihn die Prahlhänse von Italienern, wollte der Feind sich in einem Hause festsetzen, welches Cà Pinocchi heißt. Es wurde Sturm geblasen! wir kamen auch mit dem Bajonett glücklich hinauf und während dieses Sturmes fiel Kolb, der sich ganz vorne befand und den Hut auf's Bajonett gepflanzt hatte. Wir hatten nicht Zeit uns um die Verwundeten und Gefallenen umzusehen, denn die Franzosen pfefferten mörderisch aus den Fenstern der Cà Pinocchi, allein als wir sie endlich hinausgeworfen hatten und uns festsetzen wollten, da führten die Sakerments Rothhosen auf einem Hügel vis-à-vis ein paar Kanonen auf, schossen uns das Haus in Flammen und Trümmer. Also wieder Adieu! Rückzug, Abmarsch! und als wir den Hügel hinab

marschirten, deckten wir uns so gut es anging durch die Mauern eines Friedhofes, der am Abhange des Hügels lag, von dem ich aber nicht weiß ob er zu Cavriana oder zu einer andern Ortschaft gehört. Er hat übrigens gerade so ein Bogengitter, wie der von Santa Lucia, wo die Zehner-Jäger ruhen. Im Vorbeimarschiren werfe ich einen Blick hinein und sehe eine hübsche Zahl der Unsrigen theils sterbend, theils schwer verwundet im Grase liegen, unter ihnen auch meinen Spezi*) Kolb, er lag auf einem Grabe an der Wand links vom Thor, hatte mit der linken Hand das Kreuz desselben krampfhaft umklammert, die Rechte drückte er gegen die Brust ober dem Herzen, das Blut rieselte zwischen den Fingern hindurch; — es war ein ehrlicher Schuß in die Brust, den er bekommen hatte, sein Auge war geschlossen, als ich ihn aber laut beim Namen rief, da schlug er die Deckeln matt empor und sah mich an. „Ich bin's Bertl," sagte ich, „kennst du mich?" — „Ja," erwiderte er mühsam, "ich danke dir Friedl für Alles!" — Das bezieht sich nämlich auf eine Geschichte die uns zwei, mich und ihn, allein angeht. Er wollte mir die blutende Hand reichen, war aber nicht im Stande dieselbe zu heben, deshalb kniete ich neben ihm nieder, faßte seine Hand, drückte sie herzlich und sagte: „B'hüt' Dich Gott Bertl, hast Du noch einen Wunsch?" — Er schloß die Augen, das Sprechen und die Entfernung der Hand von der Wunde, hatte ihm den Rest gegeben, kaum noch verstand ich die Worte: „Lebwohl! — Minna!" — Dann sank sein Kopf nach rückwärts und ich sprang auf, denn unser Trompeter blies schon wieder Retraite und die Kugeln der Franzosen flogen wie Gelsen**) über uns hin. Er wird's wohl bald überstanden gehabt haben."

Der treue Kamerad wischte sich die Augen, Preßler weinte laut, gerührt standen die Jäger ringsum; nur Minna's Augen waren trocken und brannten, ihr Antlitz fieberte und heiser klang ihre Stimme, als sie ausrief:

„Ich habe ihn in den Tod gejagt, ich bin seine Mörderin!"

„Was fällt dir ein!" rief Preßler, „bilde Dir doch nicht so was ein!"

„Und da ich ihn hier nicht lebend getroffen, so will ich den Todten aufsuchen," rief sie und es klang etwas Unheimliches, wie

*) Wienerisch für: spezieller Freund.

**) Wienerisch für: Mücken.

Wahnsinn aus ihren Worten, „ich will seine Leiche haben, ich will ihn in ein kostbares Grab legen und auf dem Grabe weinen, so lange ich lebe.“ —

„Aber Minna.“

„Ich will es und ich werde es thun. Ich kenne die Cà Pinocchi ich kenne den Friedhof von Cavriana, ich werde ihn finden.“ —

„Liebes Kind, sie liegen vielleicht schon in der Grube, Freund und Feind friedlich beisammen. Denk nur, welch ein entsetzlicher Anblick für Dich, wie willst Du ihn unter den blutigen, entstellten Leichnamen, unter den vielen, herausfinden?

„Ich werde seine Züge unter Tausenden erkennen,“ trotzte Minna.

„Ein sicheres Zeichen gibt's, seinen Leichnam zu erkennen,“ meinte der Unterjäger Friedl, „in dem Kampfe mit dem Hauptmann, der seine Verurtheilung herbeiführte, sind ihm die zwei längsten Finger der rechten Hand oben abgehauen worden, dieselben sind gut verbunden und in der Heilung begriffen; daran muß man seinen Leichnam erkennen, denn die Wunden der andern, die dort gefallen, sind natürlich unverbunden.“

„Das ist richtig,“ bestätigten die Jäger ringsum

„Nun also, was hält uns noch auf?“ rief Minna.

„Nichts! gehen wir in Gottes Namen!“ erwiderte Preßler.

Nochmals dankten Vater und Tochter dem wackern Soldaten, welcher so innigen Antheil an dem Schicksale des todten Kameraden und seiner Angehörigen genommen hatte. Dann verließen sie die Stätte, wo ihnen so traurige Nachricht zugekommen war und kehrten gegen die Stadt zurück, Minna in Schmerz aufgelöst und vor sich hinstarrend, der alte Naderer in tiefster Betrübniß, aber mit der Energie seiner zähen Natur sich bereits wieder aufrichtend und Pläne machend.

Danken wir Gott, daß er in die Brust eines jeden Menschen die Kraft gelegt, welche der von Sturm gebeugte Baum besitzt, die Kraft, sich wieder aufzurichten.

„Minna!“ sagte er endlich leise, liebevoll, bittend.

Sie richtete das dunkle Auge auf ihn, aber ihr Mund öffnete sich nicht zur Frage, was er wolle.

„Schau Minnerl,“ fuhr er fort in jener gemüthlich weichen, treuherzigen Wiener Mundart, die sie so gerne hörte, war's doch die

Sprache des todten Geliebten, „Schau, Du hast ganz Recht Minnerl, daß Du den armen Albert aufsuchen willst; wenn wir ihn unter den andern Todten ließen, so wüßt man am Ende nicht einmal, wo er eingegraben liegt. Und es kommt doch der Jahrestag des unglücklichen Ereignisses, es kommt der Allerseelentag, wo man an dem Grab ein „Lichtl“ anzünden und ein paar Vaterunser beten will, — wie kann man das, wenn man nicht einmal weiß, wo er liegt.“

Minna stieß einen tiefen schmerzlichen Seufzer aus, aber sie antwortete nicht.

„Uebrigens mußt Du Dir es nicht gar so leicht vorstellen, ihn zu finden,“ fuhr der alte Naderer fort, dem es hauptsächlich darum zu thun war, Minna in ein Gespräch zu verwickeln und sie aus ihrem düstern Dahinbrüten zu reißen, „und noch weit schwieriger wirds sein, aus dieser Stadt hinaus zu kommen; s'ist ein wahres Glück, daß wir deutsch, wälisch und ungarisch reden, um mit den Patrouillen und Vorposten zu parlamentiren, ein Bischen böhmisch kann ich auch und Gott verläßt keinen Deutschen, wenn er böhmisch kann; aber was thun wir denn, wenn wir an die Sakerments-Franzosen kommen und die Vorposten rufen uns ihr Kikeri *) entgegen.“

„Ich verstehe und spreche französisch wie deutsch,“ antwortete Minna,“ endlich ihr Schweigen brechend, da die Wichtigkeit des Gegenstandes sie zu interessiren begann, „wenn wir nur einmal die österreichische Linie passirt haben, kommen wir schon fort. Dich gebe ich für meinen Kammerdiener aus, der nur italienisch versteht.“

„Also handelt es sich nur um's Hinauskommen,“ meinte Preßler. „Dafür wäre auch ein Mittel zu finden und es ist unser guter Freund Raimondi, der Herr Commissär mit den zweierlei Naturen, der uns in diesem Falle selbst forthelfen wird,“

„Ich kehre nicht mehr in das Haus zurück, trotz meines Unglückes weht mich hier der Athem der Freiheit an; lang genug war ich gefangen,“ rief Minna.

„Möchte auch gar nicht dazu rathen,“ bemerkte der umsichtige Preßler, „Raimondi ist während unserer langen Abwesenheit jedenfalls gekommen, die alte Ritta hat ihn gewiß erzählt, unter welchen Umständen wir das Haus verlassen haben und der Signor besitzt eine

*) Qui vive! meinte der alte Naderer jedenfalls.

zu gute Polizeinase, um nicht Unrath zu wittern. Je eher wir aus Verona wegkommen, desto besser ist es."

„Was sprachst Du also von den Mitteln, die uns gerade Commissär Raimondi zu unserem Fortkommen an die Hand geben würde." fragte Minna, sich immer lebhafter für den Gegenstand interessirend.

„Ich trage sie hier!" rief der alte Naderer, mit Bewußtsein an die linke Brust schlagend.

„Was willst Du damit sagen?" fragte Minna mit jener Neugierde, welche bei den freudigsten, wie bei den traurigsten Ereignissen das Weib nicht verläßt, womit wir keineswegs gesagt haben wollen, daß von dieser Eva-Untugend nicht auch ein eben so guter Theil auf die männlichen Nachkommen Adams, auf die sogenannten Schöpfungsherren entfallen sei.

„Die Sache verhält sich so," erklärte Preßler, indem er aus der Brusttasche ein altes, abgegriffenes Leder-Portefeuille zog, angefüllt mit allerlei Papieren. „Signor Raimondi hat jedenfalls schon lang den Plan zu den Piemontesen überzugehen und den Lohn für das einzuernten, was er für sie gethan."

„So ist es," bestätigte Minna, sich an die Umstände erinnernd, unter welchen sie den österreichischen Polizeibeamten als geheimen Agenten der Franco-Sarden kennen gelernt hatte.

„Die Nothwendigkeit, sich herüben aus dem Staube zu machen, fuhr Preßler fort, „kann plötzlich so dringend an ihn herantreten, daß er nicht mehr Zeit hat, nach Hause zu eilen und sich einen Passirschein oder dergleichen zu holen; er trägt deshalb derlei Nothscheine stets bei sich; sie sind vom Stadtcommandanten und vom Chef der Polizei unterschrieben, in deutscher, ungarischer, böhmischer, polnischer und italienischer Sprache ausgestellt und enthalten die Weisung für Offiziere wie Mannschaft, den Inhaber eines solchen Eilscheines ungehindert, unter jeder Bedingung, ohne Abverlangen eines Losungswortes oder Passir-Signales passiren zu lassen."

„Und einen solchen Schein hast Du?" fragte Minna lebhaft.

„Allerdings; Herr Raimondi hat mir selbst ein Paar eingehändigt für den Fall, als er zufällig den seinigen verlieren oder vergessen sollte, — damit wir nicht aufgehalten sind, wenn wir rasch fort müssen."

„Nun also?"

„Es ist aber doch ein Risi dabei."

„Was denn?“

„Er hat eben auch auf Dich gerechnet, und darum lautet der Passirschein auf einen Signor ini, oni oder etti, mit seiner Frau und einem Diener. Den Diener kann ich vorstellen, aber woher nehmen wir denn einen Signor ini, oni, etti, der Deinen Mann vorstellt.“

„Ach für Geld bekommt man Alles, sogar einen Mann auf ein Paar Stunden,“ rief die heißblütige Italienerin, „vor Allem müssen wir uns um einen Wagen umsehen, Vetturin oder Timonella. Diavolo! ich habe mein Gold zu Hause gelassen, bist du versehen, Vater?“

„O wir kommen schon noch aus!“ rief Preßler, indem er auf das Lederbeutelchen schlug, das er im Rockfutter eingenäht trug und welches seinen Vorrath an Napoleons enthielt, der allerdings in letzter Zeit trotz der sparsamen Lebensweise des alten Naderers bedeutend geschmolzen war.

„Wenn wir unser Ziel erreicht haben, ersetze ich Dir, was Du ausgibst,“ sagte Minna.

„Was soll das heißen?“ rief der Alte, beinahe böse, „läßt sich ein Vater zahlen, was er für sein Kind thut? bin ich ein Dienstmann? ein“ —

„Verzeih', lieber Vater, ich habe es nicht so gemeint,“ begütigte Minna den alten Hitzkopf, „ich weiß in meinem Schmerze nicht, was ich rede.“

„Ja, ja, Minnerl, Du hast Recht,“ plauderte der schnell Versöhnte, „verzeihe Du mir lieber, daß ich alter Esel gleich so in die Höhe gehe,*) — 's ist so meine Natur. Und zudem ist ja das Geld eigentlich nicht das Meinige, sondern das Deinige, weil — weil — das thut jetzt nichts zur Sache. Komm', komm', wir wollen sehen, ob wir einen Wagen auftreiben können.“

Und schnellen Schrittes eilten sie dem innern Theile der Stadt zu, wo man irgend eine Fahrgelegenheit, wenn für theures Geld aufzutreiben, die Hoffnung hegen konnte. Die Eisenbahn war für die Privatbevölkerung natürlich vollständig abgesperrt und schleppte nur in langen Trains die Verwundeten nach Verona, die von dem Schlachtfelde durch die Sanitätstruppen nach den Eisenbahnstationen Dossobuono, Mezzocagne,

*) Wiener Ausdruck für: In Zorn gerathen.

Peschiera, Castelnuovo und Sommacampagna gebracht worden waren. Allerdings waren viele Landleute mit ihren Karren vor dem Donner der Geschütze nach Verona geflüchtet, aber die magern, abgehetzten Pferde dieser Coloni, wie man sie nennt, wären nicht im Stande gewesen, den Weg bis auf's Schlachtfeld noch einmal zu machen. Die Wagenvermiether und Equipagenbesitzer weigerten sich theils ihre Wägen herzugeben, theils waren ihre Pferde requirirt, kurz vergebens klopfte Preßler und seine Begleiterin an alle Thüren, mißtrauisch oder höflich kalt erklärte man ihnen die Unmöglichkeit ihrem Wunsche zu willfahren, selbst die bedeutende Summe, womit der alte Naderer die italienische Gewinnsucht ködern wollte, verfing nicht; theils konnte, theils wollte man nicht darauf eingehen.

Inzwischen sank die Nacht immer tiefer herab, eine Nacht, so schwarz, wie sie in Italien nicht häufig vorkommt. Die Gewitterwolken, welche an jenem blutigen Nachmittage ihren Inhalt ausgegossen, sammelten sich auf's Neue und zogen in zusammengeballten Massen über die Stadt hin. Der Regen hatte wohl aufgehört, allein die kühle Nachtluft schüttelte die alten Bäume am Etsch-Ufer und ein künstlicher Regen fiel nieder, die Gruppen verscheuchend, die in fieberhafter Aufregung am Kai Posto gefaßt hatten und theils zagend, theils hoffend die Dinge besprachen, welche der nächste Tag bringen würde.

Minna war, während Preßler im Hause eines Fruttajuolo's oder Früchtenhändlers noch einen Versuch machte, einen Karren zu requiriren, todtmüde auf eine Steinbank gesunken. In Venedig und in der Gefangenschaft verlernt man das Gehen. Hatte nun gleich die Sehnsucht den Geliebten zu sehen, dann aber die Kunde von dessen Tode ihre Nerven in fieberhafte Aufregung, ihre Muskeln und Sehnen in strammste Spannung versetzt, so forderte jetzt doch die Natur ihre Rechte und ihre Füße zitterten, als sie auf die Bank sich niederließ, schmerzlicher Gedanken voll.

Noch war sie keine fünf Minuten gesessen, als ein ältlicher Herr, welcher stehen geblieben war, um sich eine Zigarre anzuzünden, beim Auflammen des Reibhölzchens die junge Dame erblickte und im Tone höchster Ueberraschung in ungarischer Sprache ausrief:

„Täuschen mich meine Augen nicht, — oder habe ich den Nacht-Nebel. Sind Sie's, Fräulein Guglielma oder sind Sie's nicht? Und wenn Sie's sind, was zum Teufel machen Sie denn hier?"

Ueberrascht über diese mehr als originelle Ansprache hob Minna das gesenkte Haupt und erkannte in dem Sprechenden Herrn v. Illés. Zur Steuer der Wahrheit muß man sagen, daß sie eben nicht angenehm überrascht war. Doch sprach sie mit höflicher, aber kühler Würde:

„Ich denke doch, es steht mir frei, einen Spaziergang zu machen?"

„Versteht sich, versteht sich, — Alles steht Ihnen frei, Alles sollte Ihnen zu Füßen liegen," erwiederte der Ungar mit jener zudringlichen Galanterie, die er für das feine Benehmen eines vollendeten Gentlemann hielt, während er mit der brennenden Zigarre im Munde sich ungenirt auf die Bank neben der Dame hinpflanzte, „ich wundere mich nur darüber, daß Sie Ihr Peiniger ausgelassen hat."

„Mein Peiniger?"

„Nu ja, der saubere Commissär Raimondi, der Sie gefangen hält, wie in dem Zaubermärchen der Riese — — Dings da, habe den Namen vergessen, — die verwunschene Prinzessin, — wie heißt sie nur? Ich habe ein so verflucht schlechtes Namensgedächtniß."

„Bemühen Sie sich nicht, — Herr Raimondi ist weder ein Riese, noch bin ich eine verwunschene Peinzessin, sondern vollkommen frei und kann hingehen, wo ich will."

„Ach! wenn ich das auch könnte!" seufzte Herr v. Illés gar beweglich.

„Wie meinen Sie?" fragte Minna.

„Ich meine, daß es mir sehr angenehm wäre, hin gehen zu können, wohin ich wollte. Da ginge ich vor Allem aus diesem Höllen-Nest Verona weg, wo es in den nächsten Tagen nicht geheuer werden dürfte. Feldmarschall-Lieutenant Urban soll zum Festungs-Commandanten ernannt worden sein, — höchst fatal für Leute, die keinen Paß, keinen Ausweis haben!"

„Aber Sie haben doch Alles, was Sie brauchen?" fragte Minna.

„Ich hatte es, mein allerschönstes Fräulein, ich hatte es," rief der Magyare in kläglich komischer Weise, „denken Sie nur, was mir geschieht. Stehe bei Tages-Anbruch an der Porta Vescovo, den Abmarsch zu sehen; reitet ein alter Freund von mir vorbei, Major Kis, sieht meine Blouse, über welcher ich den offenen Ueberzieher trage, ruft mir zu: Freund, Deine Blouse könnte ich heute brauchen, es

wird verdammt heiß werden und wenn man einmal dazu kommt, die Uniform auszuziehen, hat man nichts." — „Willst Du sie haben?" fragte ich, der Major willigt ein, ich ziehe die Blouse aus, gebe sie ihm auf's Pferd, er befestigt sie am Mantel, dankt mir und reitet davon. Wie er schon eine Meile weg ist, will ich mir eine Zigarre anzünden, greife in den Sack, fällt mir ein, daß ich die Tasche sammt meinem Paß in der Blouse habe stecken gelassen, die ich dem Major gegeben."

Wäre es möglich gewesen, daß Minna in der gegenwärtigen Situation hätte lachen könneu, sie hätte es thun müsseu bei der komischen Schilderung des zerstreuten Magyaren.

„Ich wollte dem Major Kis nachreiten," fuhr Herr von Illés fort, so gewaltig seine Zigarre in Anspruch nehmend, daß Minna mit Hand und Sacktuch den Rauch abwehren mußte; „Pardon, mein reizendes Fräulein, in meinem Aerger habe ich zu stark gedampft; ich will also dem Major Kis nachreiten, — wer mich aber nicht über die Festung hinausläßt, das sind die Oesterreicher, — natürlich ich hatte ja keinen Paß. Was bleibt mir übrig, als die Rückkehr des Major Kis abzuwarten, was um so leichter war, weil die Schlacht verloren ging. Nun war ich aber bei der Eskadron, die bereits gehörig zerfetzt und halb aufgerieben ist, denken Sie, was geschieht?"

„Nun?"

„Dieser boshafte Major Kis läßt sich todtschießen oder gefangen nehmen, kurz er ist nicht zurückgekommen und Niemand weiß, wo meine Blouse und mein Paß ist."

„Und haben Sie kein Mitleid mit dem verlornen Freunde?"

„O ja, — aber Freunde bekomme ich ein Dutzend für den Verlornen, wo nehme ich denn aber einen andern Paß für den verlornen her? O dieser Major Kis!"

Minna war daran, eine scharfe Antwort zu geben, aber sie sah den alten Naderer mißmuthig aus dem Hause des Fruttajuols und auf die Bank zu treten, auf der sie mit Herrn von Illés saß.

Der ehemalige Polizei-Agent hatte große Lust, den fremden Herrn, der sich neben seine Minna gesetzt und sie mit Zigarrenqualm einräucherte, in scharfer Weise zu Rede zu stellen, allein näher tretend, erkannte er rechtzeitig Herrn v. Illés und war nicht wenig erstaunt über dieses Zusammentreffen, verneigte sich aber höflich, als Minna die Herren einander vorstellend, sagte:

„Herr von Illés, ein Freund des Herrn Raimondi.“

Der Ungar begrüßte den alten, nicht eben elegant aussehenden Mann mit einem kühlen Kopfnicken.

„Mein Vater,“ sprach Minna mit scharfer Betonung, ihre Hand auf den Arm des Naderers legend.

Diesmal erhob sich Herr v. Illés von der Bank und verneigte sich vornehm.

„Recht angenehm!“ sagte er in jenem Tone, der eigentlich bedeutet: „Sie sind mir vollkommen gleichgiltig.“

Der alte Naderer hatte das spröde Wesen des Magyaren wohl bemerkt und ärgerlich darüber brummte er für sich:

„Na warte, vielleicht zahle ich Dir's zurück.“

Laut aber setzte er hinzu:

„Illés, Herr von Illés, der Name ist mir bekannt. Sind Sie vielleicht von einer Seiten-Linie jener Familie Illesnay, wo jeder zweite Mann ein Verwandtenmörder sein soll.

„Ich danke Ihnen für das Kompliment,“ rief Illés mit affectirter Lustigkeit.

„Ich war einmal in Ungarn in Sz. Kolomban, da wurde ein Illesnay geköpft, der seinen Vater erschossen hatte; ich muß gestehen, der Mann ging so muthig in den Tod, als ob ihn die ganze Geschichte nichts anginge und er bloß zum Spasse für einen Andern sich den Kopf abschlagen ließe.“

Herr v. Illés biß die Zigarre durch, daß das brennende Ende auf die Erde fiel und Minna erschrocken ihr Kleid von dem glimmenden Stückchen entfernte.

„Was ist Ihnen denn, Herr von Illés?“ fragte der alte Naderer mit affectirter Besorgniß.

„Nichts, gar nichts,“ erwiederte der Gefragte, indem er sich den Schweiß von der Stirne wischte.

„Du erzählst alte Geschichten aus Ungarn,“ sagte Minna mit einiger Ungeduld, „während ich doch vor Allem wissen möchte, ob Du in dem Hause da drüben einen Wagen bekommen hast.“

Preßler zuckte die Achseln.

„Ich war leider fruchtlos in diesem Hause, wie in allen übrigen,“ sagte er, „die Leute hatten einen Wagen, allein er wurde ihnen um schweres Geld abgemiethet durch eine Obristlieutenants-Gattin, deren

Mann schwer verwundet in Villafranca liegen soll, und die mit einem hiesigen Arzte hinausgefahren ist, ihn zu holen."

„Es ist zum wahnsinnig werden!" rief Minna in schmerzlicher Leidenschaftlichkeit.

„Was ist zum wahnsinnig werden?" fragte Herr von Illés mit gewohnter Begriffsstützigkeit.

„Daß wir keinen Wagen bekommen können," antwortete Minna.

„In der ganzen Stadt ist keiner aufzutreiben," setzte der alte Naderer hinzu.

„Wir wollen über den Mincio hinüber, zu den Freunden des Herrn Giuseppe, zu Ihren Freunden," rief Minna ohne Rückhalt," ich und mein Vater! Der Boden brennt uns unter den Füßen."

„Was nützt Ihnen der Wagen?" replicirte Herr von Illés, „Sie kommen doch nicht durch die österreichischen Vorposten; ich habe es Ihnen ja erzählt, wie es mir ergangen, als ich ohne Paß dem Major Kis nachreiten wollte. Diese Oesterreicher sind des Teufels mit ihren Starrköpfen."

„Ach, das würde uns nicht geniren," meinte Minna, „wir haben unsere Legitimation."

„Sie haben Dokumente, mit denen in der Hand Sie hinüber könnten?" fragte Herr von Illés.

„Die genügendsten, die man sich nur denken kann," bestätigte der alte Naderer.

„Nun sehen Sie, dann sind wir gerade im entgegengesetzten Falle."

„Wie so?" fragte Minna.

„Nun Sie haben den Paß und keinen Wagen," erwiederte der Ungar, „und ich habe einen Wagen und keinen Paß."

„Sie haben einen Wagen?" riefen Minna und Preßler zugleich.

„Und noch dazu einen ganz famosen, eine Pritschka, die nichts zu wünschen übrig läßt," prahlte Herr von Illés, „und meine Schecken gehen wie die Lämmer."

„Nun, so überlassen Sie uns den Wagen," meinte die schöne Tochter des Naderers.

„So? und wie komme ich dann fort, wenn sich eine Gelegenheit findet?"

„Wir bringen oder schicken den Wagen nach Verona zurück."

Ja, — vielleicht so, wie der Major Kis meine Blouse. Nein, nein, ich kann das einzige Mittel zum Abfahren nicht von mir lassen."

„Sie sind nicht galant."

„Haben Sie es verdient um mich, allerschönstes Fräulein? Sie haben mir einen Korb gegeben und verlangen jetzt einen Wagen dafür. Ein sauberer Tausch!"

Wie von einem Blitzstrahl durchzuckt, rief Minna:

„Herr v. Illés, ich weiß einen Ausweg."

„Nun?"

„Wollen Sie mich als Ihre Gattin gelten lassen?"

Herr von Illés, der sich wieder auf die Bank gesetzt hatte, schnellte als wie von einer elektrischen Kraft gehoben, empor.

„Was haben Sie gesagt?" rief er, „Sie wollen meine Gattin werden?"

„Das habe ich nicht gesagt," erwiderte Minna ruhig, „ich habe Sie nur gefragt, ob Sie mich als Ihre Gattin gelten lassen wollen, wobei Sie dann selbstverständlich als mein Gatte gelten müßten."

„Die Proposition ist zu verführerisch, als daß man sie nicht annehmen sollte," erwiederte Herr v. Illés, „wenn ich auch nicht weiß, wie ich das verstehen soll."

„Sie werden mich gleich verstehen," antworte Minna, die trotz ihres Schmerzes in dem Arrangement der Flucht aus Verona ihre ganze Energie wiedergefunden hatte, „hören Sie mich an."

„Ich bin ganz Ohr," sagte Herr v. Illés, sich wieder auf die Bank setzend.

„Wenn der Blinde den Lahmen trägt, kommen sie beide fort," begann Minna, „der Fall paßt auf uns, — Sie haben den Wagen, wir den Paß, wenn wir uns vereinigen, kommen wir beide fort. Der Paß, den mein Vater besitzt, lautet auf einen Herrn mit seiner Frau" —

„Auf den Armee-Lieferanten Antonio Niccolini sammt Gattin und einen Diener," bestätigte der alte Naderer.

„Personsbeschreibung ist keine beigefügt?" fragte die Tochter.

„Nein," antwortete Preßler.

„Nun sehen Sie, Herr v. Illés," fuhr Minna fort, „unter diesen Umständen können Sie ja recht gut den Armeeliefe-

ranten Niccolini spielen, ich stelle — Ihre Gattin vor, und mein Vater repräsentirt den auf dem Passirscheine bezeichneten Diener."

„Das ist eine superbe Idee! Aber halt ich habe einen Kutscher."

„Den lassen Sie in Verona, — mein Vater kutschirt."

„Auch gut, — also sind wir in Ordnung?"

„Noch ein's, — Sie bringen mich zuerst nach Cavriana in der Nähe von Solferino."

„Nach Ihrem Wunsche."

„Wenn wir dort sind, können Sie gehen, wohin Sie wollen."

„Es wird mir schwer werden, meine junge Gattin zu verlassen."

Minna gab keine Antwort, ihr Herz war zu schwer, — ihr Geist mit andern Dingen beschäftigt. Der alte Preßler nahm nun die Affaire in die Hand und besprach mit Illés den Ort und die Stunde des Zusammentreffens. Man wollte um 11 Uhr Nachts auf der Piazza dei Signori zusammenkommen und von dort gegen den Mincio aufbrechen. Höflich empfahlen sich die beiden Parteien und zur bestimmten Stunde fanden sich Preßler und Minna auf dem genannten Platze ein, wo Herr v. Illés mit seiner Pritschka ihrer harrte.

Man begrüßte sich wieder mit derselben Höflichkeit; der alte Naderer nahm seinen Platz auf dem Bocke, Herr v. Illés mit Minna im Wagen, der Dame den Ehrenplatz überlassend.

Der erste Aufenthalt war an der Porta Vescovo, man hatte dieses Thor absichtlich gewählt; es war scharf besetzt und die Posten donnerten dem Fuhrmann ihr Halt entgegen.

„Kein Offizier hier?" fragte Herr v. Illés in ungarischer Sprache.

Die Soldaten, größtentheils Magyaren, wurden durch das Band der Landsmannschaft, welches der Ungar nie verleugnet, sofort günstig gestimmt. Der Offizier erschien.

Herr v. Illés wies seine Legitimation vor, der Offizier prüfte dieselbe beim Scheine einer Laterne, die ein Freireiter hielt, gab sie zurück und sagte:

„Vollkommen in Ordnung, Herr Niccolini — gleichwohl muß ich dienstlich die Frage an Sie richten, wohin Sie fahren und welches Geschäft Sie zu so später Stunde aus der Stadt führt."

„Je nun, Herr Hauptmann," erwiderte der Agent der ungarischen Emigration mit mehr Fassung, als man ihn vielleicht zugetraut hätte, „ich habe draußen in der Gegend von Villafranca ein Magazin, in demselben liegen ein Paar Eimer Madeira und Malvasier; sie waren für das Hauptspital in Mailand bestimmt, weil ich darauf rechnete, nach einer gewonnenen Schlacht die beiden Fäßchen meinen Landsleuten zuzuführen. Nun ist es aber anders gekommen" — —

„Leider!" schaltete der Offizier düster ein.

„Von Montebello und Magenta her haben wir die Verwundeten im Spital und kommen auch die von der neuen großen Schlacht dazu, — das Alles liegt in Verona und es beginnt dort bereits an Manchem zu mangeln; besonders fehlt guter, alter, starker Wein, um nach einer Operation die Entkräfteten zu stärken. Da hab ich mir nun gedacht, ich hole von Villafranca die beiden Fäßchen herein für meine Landsleute, vorausgesetzt, daß die Sakermentsfranzosen noch nicht darüber gekommen sind."

Das Alles klang so glaubwürdig, daß der Offizier in seinem dienstlichen Gewissen vollkommen beruhigt, erwiderte:

„Der Feind hat den Mincio noch nicht überschritten, obwohl unsererseits bereits die Etschlinie als Widerstandbasis angenommen wurde. Aber noch eine Frage, Herr Niccolini — ganz unter vier Augen."

„Nun Herr Hauptmann?"

„Wie kommt es, daß Sie Ihre junge hübsche Frau zu dieser Expedition mitnehmen, die unter Umständen doch immer gefährlich werden kann?"

Herr von Illés war mit seinem Latein zu Ende. Auf die erste Frage war er natürlich vorbereitet gewesen, die zweite brachte ihm vollends außer Fassung; er stotterte und würgte die Worte heraus:

„Je nun, — es ist — indem — weil —

Hier bewährte sich wieder der alte Satz Sterne's, daß unter gewissen Verhältnissen jedes Weib eine vollendete Komödiantin ist. Mit einer Raschheit und Gewandtheit, die jeden Zweifel an der Glaubwürdigkeit ihrer Worte unmöglich machten, antwortete Sie für den verdutzten Herrn v. Illés:

„Na, sags nur Alter, sonst, wenn Du Dich genirst, sage ich's selbst."

Herr v. Illés lächelte verdutzt; er wußte nicht, was er sagen sollte.

„Nun sehen Sie, Herr Hauptmann," fuhr Minna fort, „er schämt sich, das alte Ungeheuer, — und hat auch Ursache sich zu schämen; denken Sie nur er ist eifersüchtig, und ich hab' ihn doch so lieb, den alten Spitzbuben, wenn er's auch gar nicht verdient.

Und dabei verschwendete die angebliche Gattin an den vermeintlichen Herrn Gemal eine jener Liebkosungen, wie sie ein zärtliches Weib für den geliebten Mann hat, das heißt, sie umschlang den neben ihr Sitzenden und drückte einen raschen Kuß auf seine Wangen.

Manche unserer schönen Leserinnen wird vielleicht bei dieser Stelle das Buch unwillig aus der Hand legen, der armen Minna zürnend. Allein wir können zu ihrer Entschuldigung nur anführen, daß sie, aufgewachsen unter den Intriguen des Theaters und der Politik, in Verstellung und Maske eben nichts anders sah, als nothwendige Behelfe und Mittel, ihren Zweck zu erreichen. Der Zweck, den sie in diesem Augenblicke verfolgte, die Leiche des Geliebten zu finden, ist jedenfalls ein solcher, daß ein weibliches Herz das etwas gewagte Mittel entschuldigen kann.

Auf Herrn v. Illés, der wie wir wissen seinen sechsundvierzig Jahren zum Trotz gewaltig in die schöne Minna verliebt war, hatte ihre Liebkosung eine magische Wirkung hervorgebracht. Unwillkürlich hatte er, da sie den Arm um ihn schlang, auch seine Hand um ihre schlanke Taille gelegt, was sie, ohne aus der Rolle zu fallen, nicht hindern konnte, und ihr Kuß brannte wie Lava in seinen Adern. Seine Augen glühten von jener rohen Sinnlichkeit, welche Männer in älteren Jahren manchmal zu Excessen verleitet, die man viel jüngeren Leuten nicht verzeihen würde.

Minna konnte von dem nichts bemerken, da sie sich gegen den Offizier gewendet hatte und fortfuhr:

„Und weil dieses eifersüchtige Ungeheuer, dieser Othello, glaubt, ich könnte während seiner Abwesenheit ein paar Worte mit einem Infanterie- oder Cavallerie-Offizier sprechen, welche in Geschäftsangelegenheiten unser Haus besuchen, so schleppt er mich lieber hinaus auf's Schlachtfeld, auf die Gefahr hin, daß ich einer Schaar Marodeurs oder gar den Zuaven in die Hände falle."

„Nun," meinte der Offizier, „wenn ich eine Frau hätte, die so jung, so schön, so geistreich wäre, wie Sie, Signora, so gestehe

ich ehrlich, daß ich nicht weiß, ob ich mich von Eifersucht frei halten könnte."

„Sehr galant, sehr liebenswürdig, Herr Hauptmann," erwiderte Minna', „doch das sind die österreichischen Offiziere ja alle. Nun sehen Sie das Ungeheuer, wie er ungeduldig wird. Ich bitte Sie, Herr Hauptmann, wenn Sie mir eine Scene ersparen wollen, lassen Sie uns passiren."

„Ohne Anstand, Signora, — glückliche Reise! Kutscher avanti!"

Der alte Naderer hieb in die Pferde und die Pritschka flog in die dunkle Nacht hinaus, westwärts gegen den Mincio zu, dessen Fluthen vom Regen angeschwollen waren.

Eine halbe Stunde darauf ereignete sich an derselben Thorwache eine Scene, deren Erklärung uns nur dann möglich wird, indem wir uns um ein paar Stunden zurück und in das Haus an der Etsch versetzen, in welchem der Commissär Raimondi seiner schönen Gefangenen ein reizendes Asyl bereitet hatte.

Es war acht Uhr Abends, als der Commissär nach Hause kam, bleich und verstört, sich auf die Lippen beißend und in fieberhafter Aufregung.

Sein erstes Wort war die Frage nach Minna.

Die alte Ritta, die nichts Gutes ahnte und einen fürchterlichen Sturm heraufziehen sah, verlegte sich nach echt italienischer Sitte auf Heuchelei und Lüge; mit bewunderungswürdiger Ruhe, abermals den Satz von Sterne bestätigend, den wir vor Kurzem angeführt haben.

„Noch nicht zurückgekommen," sagte sie ruhig, während sie einen Kasten abwischte.

„Noch nicht zurückgekommen?" wiederholte Raimondi im höchsten Erstaunen, „was soll das heißen? Ist sie denn ausgegangen?"

„Nun ja freilich," antwortete Ritta mit anscheinender Gleichgiltigkeit, obwohl sie in ihrem Innern eine wahre Todesangst barg.

„Und Du hast sie fortgelassen?" schrie der Commissär.

„Warum denn nicht, Padrone?" fragte die Alte mit der Naivität eines Kindes.

„Respectirst Du so meine Befehle?"

„Nun freilich thue ich Das?"

„Willst Du mich foppen, Bestie, altes Unthier!"

„Ach Du mein süßer Jesus!“ jammerte Ritta, „wie komme ich dazu, für meine Treue und Ergebenheit also behandelt und geschimpft zu werden. Hat der Padrone nicht einen Mann hergeschickt, einen Deutschen, wie es scheint, der das Losungswort und alle Zeichen wußte?“

„Ja, den alten Preßler.“

„Er mag so geheißen haben, wer merkt sich denn diese deutschen Hundenamen? Und hat mir dieser Herr Peresseli, oder wie er heißt, nicht einen schriftlichen Befehl von dem gnädigen Herrn gezeigt, sammt Unterschrift; leider kann ich nicht lesen und mußte demnach auf Treu und Glauben das annehmen, was er mir vorlas, der grundschlechte deutsche Hund.“

„Und was las er Dir denn vor?“

„Daß er den Auftrag habe, die Signora sofort zu Ew. Excellenz *) zu führen, weil Sie Wichtiges mit ihr zu besprechen hätten.“

Man sieht, die alte Ritta log mit Virtuosität und so natürlich, daß selbst der Polizeibeamte getäuscht wurde und vor sich hinbrummte:

„Was soll das bedeuten? Ist dieser Preßler ein Hallunke, der mich verräth? Nein, nein, das kann ich nicht glauben. Diese Deutschen sind zu dergleichen viel zu plump und viel zu ehrlich. Er muß einen anderen Grund haben, daß er Minna holte, da ich ihn doch ausdrücklich verboten hatte, das Haus zu betreten, obwohl ich ihm alle Losungsworte und Zeichen mittheilte, damit man ihm im äußersten Nothfalle den Eintritt nicht verweigern kann. Ein solcher Nothfall muß eingetreten sein, — Preßler weiß vielleicht, was im Zuge und daß dieser Teufel von einem Wiener Polizei-Commissär meiner Verbindung mit Drüben auf der Spur ist. Dieser alte Polizei-Agent ist ein durchtriebener Bursche und war vielleicht der Meinung, es sei besser meinen schönen Vogel aus diesem Käfig auszuquartieren, damit er nicht den Vogelfängern in die Hände fällt. Aber wo Teufel hat er sie hingebracht? Ich muß Guglielma mit mir nehmen, wenn ich aus Verona entfliehe. Wo suche ich sie jetzt? Am besten in Preßler's Wohnung. Vorwärts! Erwarte mich hier, alter Drache.“

Die letzten Worte waren an Ritta gerichtet, die ihrem Gotte dankte, als er zur Thüre hinauseilte.

*) Der Italiener der untern Classen nennt jeden Gutgekleideten Eccellenza.

Es war so, wie Raimondi es angedeutet hatte; die kleine Schaar energischer Polizeibeamten, die mit dem Kaiser von Wien gekommen war, hatte sich rasch in die Räder der italienischen Umtriebe geworfen, hie und da eine Speiche festgehalten, und war so endlich auf die geheime Kraft gekommen, welche diese Räder in Bewegung setzte. Auch Raimondi war einer von denen, die man scharf ins Auge faßte; rechtzeitig noch hatte ihn jener hohe Beamte gewarnt, den wir als Präsidenten des geheimen Comité's kennen gelernt haben, welches im Hinterladen des Greißler's Giovanni Streczek seine politischen Sitzungen hielt. Raimondi achtete es für gerathen, den Schauplatz seiner Thaten diesseits der Etsch so schnell als möglich zu verlassen und die Freunde jenseits des Mincio aufzusuchen. Daß er die schöne Minna unter dem Vorwande ihr die Freiheit zu verschaffen, bei dieser Gelegenheit noch fester an sich fesseln wollte, wird Jeder leicht einsehen, der jemals geliebt.

Als er in Preßler's Wohnung kam, hörte er, daß der Miethsmann gegen Abend mit einer jungen bildschönen Dame dagewesen, den Rest seiner Miethe gezahlt, seinen kleinen Handkoffer mitgenommen und bei dem Nachbar Kaufmann vis-à-vis einen Reise-Plaid für die Dame gekauft habe.

„Es ist so, wie ich mir's dachte," murmelte Raimondi für sich hin, „der Alte hat Wind bekommen, daß etwas gegen mich im Zuge ist und den Spürhunden, die ohne Zweifel bald hinter mir her sein werden, die Beute aus den Zähnen geräumt. Bravo, alter Polizeispitzel, — das hast Du gut gemacht."

Man wundere sich nicht, einen so gescheidten vorsichtigen Mann, wie Raimondi, so unrichtig urtheilen zu sehen. Es ist Thatsache, daß gerade Polizeibeamte, welche in 100 Fällen neun und neunzig Mal mit so zu sagen instinctivem Scharfsinn das Rechte finden, wenn sie bei dem hundertsten Fall einmal auf falsche Fährte gerathen, diese falsche Fährte mit derselben Hartnäckigkeit und Ausdauer verfolgen, wie in den andern neun und neunzig Fällen die richtige.

„Kein Zweifel," sagte er, „Preßler hat die schöne Guglielma aus der Stadt geführt, oder will es noch thun. Das ist zwar eine Eigenmächtigkeit, aber ich kann ihm dafür nur dankbar sein. Nun müssen wir aber selbst zusehen, daß wir fortkommen."

Er begab sich wieder in das Haus an der Etsch, befahl der alten Ritta Alles zur Reise bereit zu machen und sich selbst reisefertig

zu halten. Die Alte, die froh war, so leichten Kaufes davon zu kommen, versprach Alles pünktlich zu besorgen. Hierauf ging Raimondi wieder weg, machte noch einige Gänge und nahm Abschied von diversen Bekannten, Alles im Zusammenhange mit seiner geheimnißvollen Mission, und um halb zwölf Uhr hielt vor dem Hause, das Minna bewohnt hatte, ein leichter Wagen. Auf demselben saß ein Mann in geschmackloser Kleidung, einen alten Reisemantel um die Schultern geschlagen, auf dem Kopf einen jener riesigen Filzhüte, wie ihn die Udineser Fruchthändler tragen, das Haar kurz geschoren und mit einem riesigen Backenbarte versehen, an welchem nur ein sehr geübter Theaterfriseur erkannt haben würde, daß derselbe falsch und angeklebt sei.

Der Mann im Wagen war Raimondi, er hatte sich zum Behufe seiner heimlichen Abreise aus Verona auf die angegebene Weise metamorphosirt, da er doch fürchten mußte, von irgend Jemand erkannt zu werden.

Auf das Rollen des Wagens, der vor dem Thore hielt, kam die alte Ritta heraus, ebenfalls in Reisekleidern. Wir haben immer den Ausdruck „alte Ritta" gebraucht und gegenüber von Minna's Jugend und Schönheit war diese Bezeichnung vollkommen am Platze; im gegenwärtigen Augenblicke aber, wo sie ihr sonst so struppiges Haar säuberlich in Ordnung gebracht und jenen Schleier darüber genommen hatte, welchen die Frauen von Verona und Vicenza mit solcher Koketterie zu tragen wissen, sah sie gar nicht so alt und übel aus, um so mehr da italienische Frauen überhaupt nicht lange jung bleiben. Die weibliche Häßlichkeit ist in Italien größer, als irgendwo auf der Welt.

„Herauf da!" sagte Raimondi, ohne ihr die Hand zu reichen.

Ritta kletterte an den Speichen des Rades empor und nahm, auf Raimondi's Wink neben dem Gebieter Platz, wie allenfalls ein Hund, welcher die Schläge fürchtet.

Der schwarzbraune zerlumpte Junge, der auf dem Bocke saß, ein echt italienischer Kutscher, knallte mit der Peitsche, die Pferde zogen an und das Wäglein rasselte gegen die Porta Vescovo zu, die Rosse befeuert vom Zurufe des zerfetzten Kerls auf dem Kutschbocke.

Dieser Lärm machte es dem Jungen unmöglich, Raimondi's Worte zu hören, als er seinen Mund nahe an Ritta's Ohr brachte, und leise zu ihr sprach:

„Paß gut auf, Alte, was ich Dir zu sagen habe."

„Padrone?" fragte demüthig Ritta, mit dem Ausdrucke höchster Aufmerksamkeit.

„Du bist heute meine Frau."

„Eccellenza, diese Ehre, diese Gnade, diese Herablassung," ich werde" —

„Halte das Maul, alter Höllenbraten und lasse mich reden. Ich meine nicht, daß Du meine Frau sein sollst — prrr! danke für das Vergnügen, — ich meine nur, daß Du meine Frau vorstellen und nicht widersprechen sollst, wenn ich Dich irgendwo für meine vielgeliebte Gattin ausgebe."

„Nun so habe ich's auch verstanden," erwiederte die alte demüthig, „ich weiß schon, daß es nur zum Scherze sein soll; ich werde mir doch nicht im Ernste einbilden, — daß ich — eine so alte Person — ah!"

Ritta schloß mit einem Seufzer, der doch allenfalls so ausgelegt werden konnte, als ob es ihr gar nicht so unangenehm wäre, wenn der Herr Commissär, ihr gnädiger Gebieter, statt im Scherze, sie im Ernst zu seiner Gemalin gemacht hätte.

Inzwischen war man zu dem Thore gekommen, durch welches eine halbe Stunde früher die schöne Minna in Begleitung des alten Naderers und des Herrn von Illés die Stadt verlassen hatte, um gegen Westen zu fahren. Die Wachen waren noch nicht geändert, und derselbe Posten donnerte dem Wagen sein Halt entgegen, der Kutscher hielt die Pferde an, der Mann im Wagen zog ein Papier aus der Brieftasche und erklärte im breitquetschenden Jargon der Udineser Bauern, er sei mit einer Erlaubniß versehen, das Thor zu passiren, weshalb er unterthänig bitte, es möge der Herr dienstthuende Officier seinen Passirschein in Augenschein nehmen.

Inzwischen war derselbe Hauptmann herangetreten, der durch Illés und Minna so vollständig getäuscht worden war. Er nahm den Passirschein aus der Hand des Mannes im Wagen, warf einen Blick hinein und las überrascht weiter, besah den Schein um und um, Siegel und Unterschrift waren echt, gleichwohl fragt er in strengem Tone:

„Sie heißen Antonio Niccolini?"

„Ja, Herr Hauptmann."

„Aus Udine?"

„Ja, Herr Hauptmann."

„Sie sind Armeelieferant?“

„Zu dienen, Herr Hauptmann.“

„Und darf ich fragen, was Sie veranlaßt, die Stadt zu verlassen?“

„Ich habe in Mezzocagne einen großen Schüttboden und auf demselben eine bedeutende Quantität Maisstroh sammt Wägen und Pferden. Ich möchte dasselbe gern hereinbringen, da es an Stroh zum Lager für die Verwundeten zu fehlen beginnt. Nur weil ich mich angeboten, mein Stroh hereinzuführen, hat mir die Stadt-Commandantur diesen Nothschein gegeben, 's ist aber so viel zu thun in diesem Amt und darum habe ich erst vor einer halben Stunde meinen Passirschein bekommen, — muß mich aber eilen, damit ich das Stroh hereinbringe, — ehe der Feind die willkommene Beute findet.“

„Wenn Sie's so eilig haben, warum nehmen Sie denn diese Frau mit, die doch wohl Ihre Frau ist, wie es im Passirscheine heißt.“

„Natürlich; o wir trennen uns nicht, — nicht wahr Alte?“

„Ja wohl, lieber Mann.“

„Und haben Sie keine Angst, Signora, in einer solchen Nacht, unter solchen Umständen zu fahren.“

„O wenn ich bei meinem Tonio bin,“ entgegnete die findige Italienerin, „fürchte ich nichts; zudem habe ich in Mezzocagne neben meines Mannes Scheuer einen Hühnerhof mit ein paar prachtvollen Dindoni (Truthähnen) die ich den Commeça's gerne aus dem Wege räumen möchte.“

Der Offizier ward beinahe irre, gleichwohl fragte er weiter:

„Gibt es in Udine oder hier in Verona außer Ihnen noch einen Antonio Niccolini, der für die Armee liefert.“

„Nein, Herr Hauptmann, — ich bin der Einzige.“

„Nun dann muß Einer von beiden ein Betrüger sein,“ brach der Officier los, „wissen Sie, Signore, daß vor einer Stunde ein Antonio Niccolini dieses Thor passirt hat, nach seinem vollständig echten Passirschein ebenfalls Armeelieferant und Fruchthändler aus Padua. Auch er hatte seine Frau bei sich, die aber jung und eben so schön war, als die Ihrige es nicht — will ich sagen, als es die Ihrige ohne Zweifel vor zwanzig Jahren gewesen ist; er brauchte ganz einen ähnlichen Vorwand, wie Sie, um hinauszukommen.“

„Mein Gott, das war ein falscher Antonio Niccolini," rief der verkleidete Commissär, dem es jetzt zum ersten Male einfiel, daß Preßler das Duplikat seines Passirscheines benutzt haben könnte, um mit Minna die Stadt zu verlassen; daß Herr von Illés als Udineser Fruchthändler figurirt hatte, konnte er natürlich nicht ahnen.

„Ob er der falsche war, weiß ich nicht," erwiederte der Hauptmann, „sein Passirschein aber war echt und vollkommen in der Ordnung, wie der Ihrige. Den Andern aber kann ich nimmer packen, weil er schon vor dreiviertel Stunden beim Thor hinaus ist, folglich halte ich Sie fest, — sind Sie der echte Niccolini, um so besser für Sie, — sind Sie der falsche, um so schlimmer für Sie."

„Aber Herr Hauptmann," — wollte Raimondi protestiren.

„Machen Sie keine Umstände, mein Herr," fiel ihm der Officier in's Wort, in einem Tone, der bewies, daß seine militärische Logik keinen Widerspruch vertrug, „steigen Sie sofort vom Wagen herab, sammt ihrer Gattin, geben Sie derselben den Arm und verfügen Sie sich in Begleitung von acht Mann mit einem Corporal auf die Polizei-Präfectur."

Bereits umstanden die Soldaten mit aufgepflanzten Bajonnetten den Wagen; in ihren Mienen sah man's, daß sie auf die Wälschen nicht gut zu sprechen waren und eine Widersetzlichkeit nur unangenehme Folgen herbeigeführt haben würde. Zähneknirschend stieg Raimondi vom Wagen; man erlaubte ihm nicht seine Reisetasche herabzunehmen, auch nahm man auf dem Wachzimmer die sämmtlichen Briefschaften in Beschlag, die man in seinen Kleidern fand. Hierauf wurde er mit Ritta, die zitternd an seiner Seite ging und mit dem zerlumpten Kutscher, der im Bewußtsein seiner Unschuld lachend die Zähne zeigte, auf die Präfectur gebracht.

Man denke sich die Ueberraschung, das Staunen der löblichen Polizei von Verona, als man in dem verkleideten Udineser Fruchthändler den Polizei-Commissär Raimondi erkannte. Der gefälschte Paß, die aufgefundenen Briefschaften und eine Kassette mit 500 Napoleondor's des neuesten Turiner Gepräges, die man in der Reisetasche fand, ließen keinen Zweifel übrig, daß man es hier mit einem Verräther und geheimen Agenten des Feindes zu thun habe, und daß die Spur, welche der Wiener Oberbeamte gefunden, eine richtige war. Natürlich wurde nun auch das Haus an der Etsch untersucht, aber Niemand gefunden. Und da der Prozeß des Jägers Albert Kolb

durch dessen Tod auf dem Schlachtfeld, welchen das Bataillons-Commando anzeigte, ohnehin eine rasche Erledigung gefunden, so legte man auf die Flucht des Fräuleins keinen großen Werth.

Die Briefschaften Raimondi's enthielten aber so wichtige Enthüllungen und zeigten, daß gerade jene Leute, welchen die österreichische Regierung ihr größtes Vertrauen schenkte, nur zu häufig in den Reihen der Verräther standen, so daß vielleicht daraus der merkwürdige Passus erklärbar wird, welchen der nachherige Stadt-Commandant Feldmarschall-Lieutenant Urban in einer Proclamation anwendete, welche an die Veroneser gerichtet mit den Worten schloß:

„Italiener! mir könnt Ihr trauen, denn ich bin ein Deutscher. Ich aber traue Niemanden.“

Vielleicht war es der Umstand, daß man wenigstens in dieser Richtung im Jahre 1866 vorsichtiger war, dem wir nebst dem Genie der Führer die Tage von Custozza und Lissa verdanken.

Zweites Kapitel.

Eine Nacht auf dem Schlachtfeld. Cà Pinocchi. Der Retter in der Noth.

Mitternacht war fast vorüber, da zerrissen die Wolken und der Mond mit demselben freundlichen Lichte, das den Blüthenregen einer Mainacht bescheint, beleuchtete die Stätte des Jammers, die tausend und abermals tausend Leichen, den Jammer, das Elend, den Schmerz, die Verzweiflung, welche der Ehrgeiz eines Einzigen, der doch den Spruch: „L'Empire c'est la paix,“ im Munde führte, über zwei Länder gebracht hat. Denn die Mutter, deren Kind unter den Siegern liegt, weint eben so bittre Thränen, wie jene, die ihn auf der Flucht gefallen weiß.

Je näher man dem Mittelpunkte des Kampfes kam, desto mehr, desto näher aneinander zeigten sich diese Schauer-Scenen. In der Ferne sah man Bauern mit Fackeln, welche große Schachte gruben, an deren Rande andere Landleute mit Sanitätstruppen gemischt die Todten in weißen und blauen Röcken friedlich neben einander legten, um sie, wenn die Grube fertig war, hinabzusenken in die unheimliche

Tiefe, natürlich nicht ohne ihnen früher die Stiefel und brauchbaren Monturstücke ausgezogen zu haben; hie und da trieben sich auch einzelne dunkle Individuen herum, die auf eigene Faust die Leichen aufsuchten und visitirten, Hyänen des Schlachtfeldes, welche scheu vor dem Lichte flohen, wenn die officiellen Todtengräber mit ihren Fackeln näher kamen.

Nachdem Herr v. Illés verschiedene, aber stets vergebliche Versuche gemacht hatte, seine schöne Nachbarin im Wagen durch seine vermeintlichen Witze und geistreich sein sollenden Aperçu's zu amüsiren, lehnte er sich in den Fond der Pritschka zurück und überließ sich seinen Gedanken, die ganz eigenthümlicher Art waren und die wir bald kennen lernen werden.

Der alte Naderer lenkte schweigsam die Pferde, die italienischen Straßen sind vortrefflich, die retirirende Armee hatte Alles, was im Wege lag, Munitionskarren, Proviant, Wägen, zerschossene Laffetten u. s. w. in die Gräben neben den Straßen geworfen und so kam man ungehindert vorwärts.

In der ersten Stunde war man jeden Augenblick durch größere oder kleinere Patrouillen angehalten worden; die Vorweisung des Nothscheines genügte, um die drei Flüchtlinge ungehindert passiren zu lassen, endlich am Mincio bei der Brücke hatte man die letzte Revision zu bestehen und befand sich wenige Augenblicke später auf dem Boden, der fortan für Oesterreich verloren bleiben sollte.

Der Feind hatte seine Vorposten noch nicht bis an den Mincio vorgeschoben; die Strapazen der 12 Stunden langen Schlacht waren zu große gewesen und die Sieger bedurften der Ruhe eben so wie die Besiegten. Man hatte sich begnügt, die erstürmten Punkte in der Nacht, so gut es anging, zu befestigen und die Todten zu begraben, eine Arbeit, welche die ganze Nacht in Anspruch nahm und sehr eifrig fortgesetzt werden mußte, wenn man mit Tagesanbruch fertig sein und die eventuell vorrückende Armee nicht in die Gefahr bringen wollte, über die Leichen-Hekatomben hinweg zu marschiren, ein Anblick, der wie kein anderer demoralisirend auf den Soldaten wirkt. Außerdem war es gefährlich für den Gesundheitszustand der Armee, in der Junihitze die blutigen Leichen, die so leicht in Verwesung übergehen, liegen zu lassen.

Eine französische Streifpatrouille zu Pferde beruhigte sich sofort, als man ihr in französischer Sprache Antwort gab; außerdem hatte

Herr von Illés für alle Fälle seine geheime Legitimation in Bereitschaft.

So gelangte man nach Cavriana und lenkte von der Straße ab, um auf Seitenwegen, zwischen zertretenen Maisfeldern, abgebrannten Maulbeerbäumen und zerschnittenen Weinreben die Cà Pinocchi zu erreichen. Zum Glücke war es mondhell und wie erwähnt sind in Ober-Italien die Vicinal-Wege besser, als bei uns manche Hauptstraße.

„Darf ich endlich fragen, wohin eigentlich die Fahrt geht?" fragte Herr v. Illés ziemlich pikirt.

„Wir sind bald am Ziele," antwortete Minna, „reut es Sie etwa, daß Sie uns Ihren Wagen gegeben haben? Wir steigen sofort ab, wenn Sie es wünschen, und überlassen Ihnen Ihre Fahrgelegenheit zu Ihrem ausschließlichen Gebrauche."

„Wo denken Sie hin, mein geehrtes Fräulein!" rief der Ungar mit einem Eifer, welcher bewies, daß ihm dieser Vorschlag sehr ungelegen kam, „es fällt mir nicht ein, mich von Ihnen zu trennen, aber Sie müssen doch zugeben, daß es etwas sonderbar ist, so in die dunkle Nacht hinein zu fahren, ohne daß man weiß, was und wohin man will."

„Nun denn, so erfahren Sie," erwiederte Minna, „daß wir nach Cà Pinocchi fahren, um eine Leiche zu suchen".

„Prr! Das ist ein schauerliches Gefühl für eine Dame. Darf man fragen, wer der Todte?"

„Mein Bräutigam," erwiederte Minna mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes.

„Ihr Bräutigam?" wiederholte Herr v. Illés erstaunt, „ich hatte mir eingebildet, Herr v. Raimondi sei Derjenige, welcher in Ihrer Gunst" —

„Reden wir nicht weiter davon!" fiel sie ihm in's Wort, „dort, dort liegt der, den ich allein liebte".

Und sie zeigte nach dem Abhange des Hügels, auf welchem das Landhaus Cà Pinocchi lag. Am Fuße des Hügels, von der Villa getrennt durch ein kleines Pinienwäldchen, standen die halb zerschossenen Mauern des Friedhofes, durch welche ein Gitterthor mit einem Kreuz darüber führte. Das Thor war offen, allein vor demselben standen zwei Wachen.

Der alte Naderer wendete sich gegen den Wagen und sagte:

„Ich glaube, wir fahren zuerst in das Landhaus, die Pferde bedürfen der Ruhe, des Futters, vielleicht ist ein Bischen Heu zu bekommen.“

Der Vorschlag ward angenommen und zehn Minuten später klopfte man an das Hausthor der arg zerschossenen Cà Pinocchi, welche im Laufe des letzten Tages zur Ruine geworden war.

Ein zitterndes Weib mit einer Laterne in der Hand öffnete und fragte, wer man sei, was man wolle, sich beruhigend, als sie sah, daß es keine Marodeurs oder Plünderer seien, die Einlaß verlangten.

Herr v. Illés hielt seine Rolle fest und gab sich für den Armeelieferanten Anton Niccolini aus Udine aus, der mit seiner Frau und seinem Diener reise und um Herberge bitte.

Das Weib erzählte, der Eigenthümer des Hauses sei geflüchtet, sie und ihr Mann, dem sie den stolzen Titel eines Castellans beilegte, seien allein zurückgeblieben und während des Kampfes im Keller gesteckt, bis das Haus in Trümmer sank; nur im Hintertracte sei ein gut erhaltenes Zimmer, das sie der Signora und ihrem Gemal, natürlich gegen gute Bezahlung, abtreten werde.

Sofort zog Herr v. Illés seine Börse, reichte dem Weibe ein halbes Dutzend Goldfüchse, der schönen Minna aber den Arm und sprach:

„Komm', liebes Weibchen.“

Minna konnte weder gegen diese Benennung noch dagegen protestiren, daß der Ungar für sie zahlte, wenn sie nicht aus der Rolle fallen und vielleicht den ganzen Erfolg ihrer Expedition in Frage stellen wollte. Sie ließ ihn also gewähren, nahm seinen Arm und folgte der Führerin in das bezeichnete Gemach, während der alte Naderer kopfschüttelnd hinten drein ging.

Es war ein hübsches Zimmer mit zwei Betten, das man dem vermeintlichen Ehepaare bot, das Weib zündete ein Licht an, stellte es auf den Tisch und wünschte gute Nacht.

„Ich hoffe, Sie prätendiren nicht, hier zu bleiben, Herr v. Illés?“ sagte Minna.

„Fällt mir nicht ein,“ erwiederte der Ungar, „so reizend ein tête-à-tête mit einer so hübschen jungen Frau wäre, so werde ich

mich doch sofort entfernen, — erwarte jedoch noch Ihre besonderen Befehle".

„Sie sind sehr liebenswürdig, Herr von Illés," sagte Minna mit dem Ausdrucke der Dankbarkeit, „ich darf mir nicht erlauben Ihnen etwas zu befehlen, allein wenn Sie meinem Wunsch, meiner Bitte nachkommen wollen, so begleiten Sie meinen Vater auf dem Wege, den er machen wird; denn ich denke, lieber Vater, wenn Du nicht zu müde bist, so machst Du dich gleich an's Werk".

„Ich fühle Riesenkraft in mir und keinen Schlaf in meinen Augen," rief der alte Naderer mit trauriger Entschlossenheit, „ich will den Todten aufsuchen, aber Du, Minna, bleibst hier, — ich traue Dir die Kraft zu, die Leiche dessen zu schauen, den Du geliebt, aber der Anblick der Andern soll Dir erspart bleiben. Sobald wir etwas erfahren, — benachrichtigen wir dich".

„Ich bin's zufrieden," versetzte Minna.

„Und ich gehe mit diesem Herrn, gute Nacht, mein schönes Fräulein," sagte Illés.

„Gute Nacht".

Preßler und der Ungar verließen das Gemach, in dem Minna allein zurückblieb, welche die Thüre absperrte, ihre Oberkleider ablegte, dann auf einen Stuhl sank und ihren trüben Gedanken nachhing, magisch beleuchtet vom Schimmer des Mondes, der zwischen den Blättern eines riesigen Feigenstrauches hereinguckte. Sie hatte das Kerzenlicht, welches die Alte auf den Tisch gestellt hatte, ausgelöscht, um besser träumen zu können.

So verstrich diese Stunde.

Preßler und Illés begaben sich zur Frau des Castellans, um bei ihr Erkundigungen einzuziehen. Die Alte, die schlaflos in einer halb zerschossenen Ecke des Hauses auf dem Schutte saß, war sehr gesprächig und theilte ihnen Alles mit, was sie wissen wollten. Preßler sagte ihr, daß man die Leiche eines Verwandten suche, der im Laufe des Tages tödtlich verwundet, in dem Friedhofe selbst gestorben und wahrscheinlich auch dort begraben worden sei.

Dem Letzteren widersprach die Frau des Castellans mit Entschiedenheit, indem sie sagte:

„Wenn er auf dem Friedhofe erschossen worden ist, so muß er noch dort liegen, wo er starb. Wer hätte während dieses gräßlichen Tages Zeit gefunden, an's Begraben der Todten zu denken? Alles

hatte sich geflüchtet, der Todtengräber Matteo so gut wie alle Andern. Erst gegen 10 Uhr Abends kam Matteo zu uns mit noch ein paar beherzten Männern und forderte meinen Mann auf, ihn und den Andern zu helfen, die Todten aufzulesen. Die Franzosen zahlen gut und wenn sie Offiziere finden, so sollen sie dieselben in den Friedhof, nächst der Cà Pinocchi bringen und dort liegen lassen, damit man morgen doch jeden in ein eigenes Grab legen kann. Deshalb hat man auch Wachen an das Friedhofsthor gestellt, die jedem Fremden den Eintritt verweigern, damit die Leichen in Ruhe bleiben. Sie kommen nicht hinein, außer Sie schließen sich meinem Mann und den Andern an, um als Todtenträger in den Gottesacker zu kommen".

„In Gottesnamen denn! Wenn's sein muß, thue ich auch das," rief Preßler, „was thäte ich überhaupt nicht, meinem Kinde zu lieb".

Die Alte hörte glücklicher Weise diese Worte nicht, denn sie zündete wieder ihre Laterne an und trug sich an, die beiden Herren auf's Schlachtfeld hinaus zu begleiten, da sie sonst ihren Mann und dessen Begleiter schwerlich finden würden.

Dankbar nahm Preßler diesen Vorschlag an und folgte mit Illés der Frau, die mit der Laterne vorausging, hinaus auf's Schlachtfeld.

„Wird sich ihre Frau Gemalin nicht fürchten," fragte die Alte, „wenn sie in dem öden Hause allein zurückbleiben muß?"

„Ah pah! sie ist nicht furchtsam!" meinte Herr v. Illés.

„Außerdem können Sie ihr ja Gesesellschaft leisten, liebe Frau," setzte Preßler hinzu; „sobald wir Ihren Mann gefunden haben, können Sie ja wieder in die Cà Pinocchi zurückkehren".

„Ja, ja, das will ich thun," sagte die Alte gutmüthig, „ich werde dem jungen, hübschen Frauchen Gesellschaft leisten, bis der Herr Gemal zurückkommt".

Weiter wurde nichts gesprochen, man setzte den Weg über das Schlachtfeld fort. Aus Schonung für das Gefühl unserer Leser ersparen wir uns eine weitere, eingehende Schilderung dieser traurigen Staffage und fahren unmittelbar in unserer Erzählung fort.

Als man den Castellan endlich fand und dem Todtengräber Matteo so wie den andern stämmigen Kerlen, welche die Todten zusammentrugen und aufschichteten, auseinandersetzte, um was es sich handle, waren sie gerne bereit, die Fremden in ihrem Vorhaben zu unterstützen, um so mehr, als Herr von Illés nicht ermangelte, ihnen

eine jener Geldspenden zukommen zu lassen, auf welche der Italiener der unteren Stände so begierig ist, wie der türkische Fellah auf sein Bakschisch.

„Wir haben soeben einen französischen Cavallerie-Offizier gefunden, — dort liegt er unter dem Maulbeerbaum," sagte Matteo, „den wollen wir aufladen und nach dem Friedhof Cà Pinocchi zurückführen. Kommen Sie meine Herren".

Die Leichensucher hatten einen Handkarren bei sich, wie man ihn sonst zum Einführen des Mais benützt; auf diesen lud man den Franzosen, einen schönen, sechs Fuß langen Mann, der von einer österreichischen Kugel mitten in der Stirn getroffen war und dessen Brust die Krimm-Medaille und das Kreuz der Ehren-Legion schmückte.

Der Castellan und Matteo spannten sich an die Stange des Karrens, während Preßler hinten nachtauchte und Herr von Illés neben ihnen herging, — des Castellan's Weib kehrte wieder heim.

Etwa auf halbem Wege zwischen der Cà Pinocchi und dem Friedhofe blieb Herr von Illés stehen und sagte lächelnd zu Preßler:

„Ich spiele doch hier eine äußerst alberne Rolle. Was thue ich mit Euch auf dem Friedhofe, — ich kenne ja Denjenigen gar nicht, den Ihr sucht und bin deshalb nicht in der Lage, Euch suchen zu helfen. Zudem bin ich müde, wie ein Hund; wir dicken Leute werden leichter marode, als Ihr magern. Ich denke das Gescheidteste ist, ich kehre nach Cà Pinocchi zurück und warte dort Ihre Rückkunft ab. Ich lege mich auf eine Stunde auf die Erde und schlafe."

Dagegen war nun vernünftiger Weise nichts einzuwenden.

Herr v. Illés verabschiedete sich von der traurigen Gesellschaft und schlug den Weg gegen die Cà Pinocchi ein.

Nichts Böses ahnend zog der alte Naderer mit Matteo und dem Castellan weiter bis an das Thor des Friedhofes, wo die aufgestellten Posten sie ohne Anstand einließen. Der Castellan und Preßler hoben den französischen Offizier vom Karren und trugen ihn in den Friedhof, während die Wachen präsentirten und Matteo mit dem Karren in's Feld zurückkehrte, neue Leichenlese zu halten.

Im Friedhofe selbst waren drei italienische Bauern beschäftigt, unter Aufsicht eines französischen Corporals die Leichen zu sortiren, man verzeihe den Ausdruck, aber die Art und Weise, wie sie die ihrer Oberkleider entblößten Körper, denen man auch die Stiefel und

Strümpfe genommen, je nach den rothen oder blauen Hosen auf zwei verschiedene Seiten legten, hatte etwas so Geschäftsmäßiges, Handwerksmäßiges, daß man keinen andern Ausdruck gebrauchen kann.

Auf der Erde standen ein paar Laternen, denn obwohl der Mond schien, trat er doch jeden Augenblick hinter die Wolken und man mußte bei den Taschenuntersuchungen, die man mit den ausgezogenen Uniformen anstellte, doch Licht haben.

An der Friedhofsmauer arbeiteten ein paar andere Bauern an einer großen Grube; sie war bestimmt, die Gefallenen aufzunehmen, welche hier, Freund und Feind, Franzosen und Oesterreicher, friedlich neben einander ruhen sollten.

In einer Ecke des Friedhofes unter einem Tamarindenbusch, der um ein Kreuzbild wucherte, lagen vier französische Soldaten schlafend auf der Erde; sie schlummerten, nachdem sie tapfer gekämpft, ruhig neben ihren todten Brüdern, wartend, bis der Korporal sie wecken und auf den Posten führen werde. Der Korporal, ein brauner, intelligenter Krauskopf mit schwarzem Schnur- und Knebelbart, redete die beiden, welche den Offizier hereinbrachten, in italienischer Sprache an.

„Wen bringt Ihr da?"

„Einen Offizier von der Cavallerie, der jedenfalls von seiner Truppe ab und in die Hände der Oesterreicher gefallen ist, denn neben ihm lag ein Jäger mit gespaltenem Kopf und ein paar Klafter weiter sein Pferd erschossen."

Der Korporal beugte sich über den todten Riesen.

„Er hat zwei Schüsse in die Brust und einen in die Stirne; das ist ein Braver," sagte er leise, „möge ihm die Erde leicht sein. Habt Ihr nichts bei ihm gefunden, was über seinen Namen Auskunft geben könnte".

„Diesen Brief," erwiederte der Castellan, dem Korporal ein mit Blut bespritztes Schreiben übergebend, „er trug es an seinem Herzen".

„Am Herzen?" wiederholte der Korporal, indem er eine Laterne empor hob, um die Adresse lesen zu können. „s'ist eine Frauenhand, die das schreibt. Armer Capitän, ich werde Sorge tragen, daß die Dame wenigstens erfährt, wo Du begraben bist."

Und er steckte das Schreiben in die Tasche, indem er zugleich die Krimm-Medaille und den Legion-Orden von der Brust des Tapfe-

ren nahm, dessen bleiches, stilles Gesicht im Mondlichte noch bleicher aussah.

„Diese Ehrenzeichen soll sie ebenfalls bekommen," fuhr er fort, „wenn der Mann Kinder hat, sollen sie das Andenken bewahren und Ehrenmänner werden, wie er. Schlafen Sie wohl, mein Capitän".

Es lag etwas Ritterliches, Männliches, Poetisches in diesem Soldaten, was eben nur die Frucht des mit der Intelligenz gepaarten echten Soldatengeistes sein kann.

„Sie haben da ein trauriges Amt, Herr Korporal," sagte Preßler.

Ueberrascht wendete sich der Franzose gegen den, welchen er bis jetzt für einen Arbeiter gehalten hatte; erst jetzt fiel ihm auf, daß der Sprechende anders, besser gekleidet war.

„Ja wohl, mein Herr," sagte er mit französischer Artigkeit, „übrigens glaube ich, daß auch das Ihre nicht minder traurig ist, da Sie die Todten hierherbringen helfen. Bekleiden Sie etwa irgend eine Stelle bei der Mairie dieses Ortes".

„Nein, Herr Korporal," erwiederte Preßler mit jener herzlichen Aufrichtigkeit, die ihm schon manches Herz gewonnen, „Sie sind ein Ehrenmann und einen Ehrenmann zu belügen, bin ich nicht im Stande. Ich habe mich als Todtenträger hier eingeschmuggelt, weil mich sonst Ihre Posten nicht passiren gelassen hätten".

„Das ist richtig, mein Herr," erwiederte der Soldat ernst, „aber nach Ihrer eigenen Aussage bin ich, der ich hier so zu sagen der oberste Commandant bin, zu der Frage berechtigt, warum Sie sich hier eingeschmuggelt haben und was Sie hier suchen."

„Was ich suche?" erwiederte Preßler, während ihm die Thränen in die Augen traten, „was gibt es hier anders zu finden, als Todte. Ich suche einen Todten, einen Freund, der von meiner Tochter geliebt wurde, und wenn wir seine Leiche nicht haben können, so wollen wir wenigstens wissen, wo er begraben liegt".

„Werden Sie ihn erkennen?" fragte der Korporal mit Gefühl, „der Tod entstellt".

„O, ich werde ihn finden, erlauben Sie mir nur, mit der Laterne den armen Teufeln, die da in langer Reihe liegen, in's Gesicht zu leuchten."

„Was trug er für eine Uniform?"

„Die graue der österreichischen Jäger, er ist hier im Friedhofe gestorben.“

„Ah! dann gehörte er zu den Teufelsburschen, welche uns aus der Cà Pinocchi so tüchtig anpfefferten und die wir erst vertreiben konnten, als wir zwei Geschütze auffährten. Als wir den Friedhof hier endlich nahmen, fanden wir über 20 Verwundete, die wir sogleich in Pflege brachten und sechs, sieben Todte, die unser Oberst sofort zu beerdigen befahl; über ihr Grab hinweg schossen wir auf die Oesterreicher, die schönste Ehrensalve, die man einem todten Krieger geben kann.“

„Also schon begraben?“ sagte Preßler kleinlaut.

„Ja, dort bei der Rosenhecke, bis auf Einen, der, als wir ihn umfaßten, schwer stöhnte. Der Arzt erklärte, er sei noch nicht todt. Und da wir doch keinen Lebendigen begraben konnten, so legten wir ihn hinter die Rosenhecke. Wahrscheinlich hat er's längst überstanden und nichts dabei verloren, als daß er jetzt, statt in einem separaten Grabe zu liegen, mit seinen übrigen österreichischen Kameraden in eine Grube zusammenkommt.“

In diesem Augenblicke überfiel den alten Naderer ein eigenthümlicher Schauer.

„Wie? wenn Albert es wäre?“ dachte er. „Nun dann kann ich meiner armen Minna doch mit Gewißheit sagen, wo die Leiche ihres Geliebten ruht.“

Laut aber setzte er hinzu:

„Darf ich Sie wohl um eine Ihrer Laternen bitten, Herr Korporal?“

„Mit Vergnügen, nehmen Sie nur, mein Herr,“ antwortete der höfliche Franzose.

Preßler nahm die Laterne und trat, gefolgt von dem Castellan, der sich neugierig an seine Fersen heftete, an die Rosenhecke. Es ist immer ein eigenthümliches Gefühl, das uns ergreift, wenn wir einem Todten gegenüberstehen, in dessen stillem, bleichen Gesicht sich vielleicht nur eine Maske birgt, die da verschweigt, daß ihm bereits das Räthsel gelöst, dessen Lösung wir alle mit der bittern Sterbestunde erkaufen müssen. Es ist der Gedanke, daß wir einen Bürger jenes

Freistaates vor uns haben, der sich mit keinem unserer Erden-Duodezstaaten vergleichen läßt, oder wie Hamlet ihn nennt:

The undiscover'd country, from whose bourn
No traveller returns. *)

Noch ergreifender wird dies Gefühl, wenn wir an eine Leiche treten, welche wir vielleicht als die eines geliebten Todten erkennen müssen. Es sind die schauerlichsten Scenen des an Jammer so reichen Menschenlebens, welche sich in der Todtenkammer abspielen, wenn die Leichen von Verunglückten und Selbstmördern durch ein verzweifelndes Weib, durch einen gramgebeugten Vater, durch eine zusammenbrechende Mutter, durch wehklagende Kinder erkannt werden. Selbst die abgehärteten, durch Branntwein forcirten Naturen der Leichendiener können bei solchen Erkennungsscenen die Regung des Mitleids nicht unterdrücken.

Man denke sich nun den alten Preßler, der bei aller Energie und Thatkraft doch immer ein Mann voll Gefühl und Gemüthlichkeit war, wie er an die hinter der Rosenhecke liegende Leiche tritt. In seiner Hand zitterte die Laterne, sein Blick schwamm in Thränen, als er sich über den Todten beugte; mit der rechten Hand hob er das Haupt desselben empor, mit der linken hielt er ihm die Laterne vor das Gesicht und in Thränen ausbrechend, sagte er:

„O mein Gott! er ist es wirklich! armer, armer Albert."

Und er drückte das kalte, bleiche Haupt an seine Brust und weinte bitterlich. Albert war nicht entstellt, der fürchterliche Gewitterregen, welcher die Kämpfer von Solferino getrennt hatte, war in gewaltigen Massen auch auf ihn niedergeströmt und hatte das Blut von seinen Wunden gewaschen. Die Bauern hatten den Todten bis auf Hemd und Gattje ausgezogen und die Leinwand legte sich naß und kalt an seine Glieder.

Der alte Preßler weinte, wie wir bereits gesagt, wie ein Kind, als er den kalten, feuchten Leichnam des jungen Mannes an seine Brust drückte, der allerdings der Sohn seines erbittertsten Feindes, aber auch derjenige war, den seine Minna geliebt hatte. Unwillkürlich aber hatte er dabei die Laterne in der Hand behalten und leuchtete damit fortwährend dem Todten in's Gesicht, als ob er sich vom Anblicke der stillen, blassen Züge nicht trennen könnte.

---

*) Das unenthüllte Land, von deß Bezirk,
Kein Wand'rer wiederkehrt.

Ihm gegenüber stand der Castellan der Cà Pinocchi; er hatte die Mütze abgezogen, hielt selbe in den gefalteten Händen und seine Lippen zeigten, daß er leise betete. Der Tod versöhnt und tilgt den Haß. Der Italiener sprach ein andächtiges Vaterunser für den todten Oesterreicher.

Mit einem Male aber hielt er inne. Sein Gesicht nahm einen seltsamen Ausdruck an.

„Signor! Signor!" rief er leise, mit dem Ausdrucke des Schreckens.

„Was denn?" fragte Preßler mit jener apathischen Abspannung, welche die Folge großen Kummers zu sein pflegt und welche den natürlichsten Balsam für die Leiden der Seele bietet.

„Ich weiß nicht, ob ich recht gesehen, aber" —

„Nun?"

„Der Todte hat gezuckt!"

„Seid Ihr verrückt?"

„Mag sein, aber wie Ihr ihm so mit der Laterne an den Augen vorbeigefahren seid, da war es mir, als hätte er mit beiden Augenlidern leise gezuckt."

„O mein Gott! wenn Ihr Euch nicht getäuscht hättet!"

„Auf, Signor! Eines Versuches ist's ja werth. Im schlimmsten Falle hab' ich mich geirrt. Fassen wir den Soldaten an und tragen ihn dort in die Kapelle."

„Mechanisch, zitternd gehorchte Preßler; mit einer Kraft, welche man dem alten Manne kaum zugetraut hätte, hob er den Leichnam unter den Armen empor, so daß sein Kopf an der Brust des Trägers ruhte. Der Castellan, die Laterne am kleinen Finger haltend, hob die Füße des Todten und so schleppten sie denselben vorsichtig über die Grabhügel bis zu dem, was der Italiener eine Kapelle genannt hatte, was aber eigentlich nichts war, als eine Art von Requisitenhäuschen, worin sich die Tragbahre, die Sargdecken u. s. w. befanden; nur eine schlecht gemalte Pietà*) an der Wand und ein schwarzes Kreuz ober dem Eingange verlieh dem Orte einigermaßen einen religiösen Charakter. Eine Ampel vor der Pietà beleuchtete mit schwachem Schimmer die unheimliche Stätte.

*) Pietà nennt man die gemalte oder in Stein gehauene Figur der sitzenden, schmerzenreichen Gottesmutter, (madre dolorosa), die den todten Sohn im Schoße hält.

Der Castellan, findig und gewandt wie alle Italiener, forderte Preßler auf, den Todten auf die Erde zu legen, auf welche man zuerst das weite Bahrtuch ausbreitete; dann wurde der erschossene Jäger ganz nackt ausgezogen, in das Bahrtuch eingeschlagen und der Castellan begann mit dem ziemlich rauhen Wollsammt den ganzen Körper zu frottiren, während er sagte:

„Gehen Sie doch, Signor, zu dem Korporal und melden Sie ihm, was vorgefallen ist.“

Preßler, der sich von dem Castellan leiten ließ, wie ein Kind, eilte hinaus auf den Friedhof und berichtete dem französischen Unter-Officier, was vorgefallen war.

Ungläubig schüttelte der Franzose den Kopf, gleichwohl sagte er:

„Wenn sich der Italiener nicht getäuscht hat, dann wäre unter diesen Umständen wohl ein Aderlaß angezeigt.“

„Ach mein Gott! wo soll ich jetzt einen Wundarzt hernehmen?“ rief Preßler jammernd.

„Nun, das wäre das wenigste. Ich selbst bin ein Stück von einem Chirurgen und habe mein Etui mitgenommen in's Feld. Kommen Sie, lassen Sie uns einen Versuch machen.“

„O Herr Korporal, wie soll ich Ihnen meinen Dank ausdrücken!“ sagte Preßler, neben dem Soldaten einherschreitend, der raschen Fußes nach der Kapelle eilte.

„Danken Sie mir nicht eher, bis wir etwas ausgerichtet haben,“ meinte der Korporal, sein Futteral mit den Instrumenten hervorziehend, „schon ein halb Jahr vor Ausbruch des Krieges sind wir, zehn oder zwölf Unterofficiere meines Regimentes zusammengetreten und haben uns von einem tüchtigen Militärarzt Vorlesungen über die chirurgische Wissenschaft halten lassen, um so das Nöthigste zu erlernen, was man im Felde zu Nutz' und Frommen seiner Kameraden brauchen kann. Ich würde mich glücklich preisen, mein Herr, wenn ich meine Kunst für einen gefallenen Feind mit Erfolg anwenden könnte, dessen Brustwunde beweist, daß er ein Braver und mit Ehren gefallen ist.“

Der Korporal war während den letzten Worten bereits neben der Leiche niedergekniet, hatte mit einer raschen Handbewegung die Leiche enthüllt und so wieder zugedeckt, daß nur der linke Arm derselben frei und in seiner Hand blieb; er gab Preßler einen Wink zu

halten, öffnete rasch den Schnapper und schlug damit in die Ader des anscheinend Todten.

Nicht das Mindeste zeigte sich Anfangs, keine Wirkung wies sich dem aufmerksam beobachtenden Franzosen, dem zwischen Leben und Tod ängstlich lauschenden alten Naderer; aber allgemach begannen sich die Ränder des kleinen Schnittes zu röthen, die beiden rothen Streifen traten in einen zusammen, dieser schwoll an und gestaltete sich zu einem Blutstropfen, der dick und dunkel, aber doch immer ein Zeichen war, daß der Quell des Lebens bei dem armen Albert noch nicht vollends versiegt.

„Er lebt!" sagte der Franzose mit Ueberzeugung.

„Er lebt!" jubelte Preßler und der Castellan stimmte freudig mit ein.

„Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß er gerettet ist," fuhr der Korporal fort, ihre Freude dämpfend, „es sind eben Lebenszeichen in dem Körper, — sehen Sie auch hier, die Brustwunde beginnt wieder zu fließen; allerdings ist diese Wunde der Art, daß ein Mann davon völlig genug haben kann; die Hauptsache ist jetzt, daß wir ihn unter Dach bringen und daß ein Verband angelegt wird. Das Letztere will ich thun, das Erstere müssen Sie besorgen." .

„Wir bringen ihn nach Cà Pinocchi," meinte der gutherzige Castellan.

„In Minna's Zimmer; sie wird ihm ihr Lager überlassen, sie und die Castellanin werden Albert pflegen, — Sie holen einen Arzt, Herr Castellan, es soll Ihr Schade nicht sein, ich zahle Ihre Mühe gewiß gut und dankbar.

„Ich bin ein armer Mann und habe durch den Krieg verloren," erwiederte der Castellan, der bei aller Gutherzigkeit doch zu viel Italiener war, um die schöne Gelegenheit zur Erwerbung einiger Napoleondor's sich entgehen zu lassen.

Während diese Worte gewechselt wurden, hatte der Korporal aus seinem Etui das Nöthige hervorgezogen und einen Nothverband angelegt, der, wenn auch nicht kunstgerecht, doch für den Augenblick dem Zweck entsprach und wenigstens bis zur Uebertragung des armen Soldaten in ein warmes Bett der Cà Pinocchi genügte.

„Wie gut Sie sind, mein Herr," sagte Preßler zu dem Korporal, während sie alle drei den kalten Körper des Soldaten in das Bahrtuch einschlugen, „wie gerne möchte ich Ihnen danken, aber was

wird Ihnen an dem Danke eines Mannes gelegen sein, denn Sie obendrein als den Feind Ihres Landes betrachten müssen."

Der Korporal wendete sich gegen den Castellan und sagte:

„Holen Sie den Handkarren herein, wir wollen unsern Patienten darauf heimführen."

Der Italiener entfernte sich, der Franzose aber wendete sich gegen Preßler und sprach:

„Sie glauben, daß mir am Danke des Feindes nichts liegt? Ein dankbarer Feind ist mehr werth, als ein undankbarer Freund. Ich habe die Oesterreicher bei Magenta und Solferino gesehen, es sind Ehrenmänner, Helden, und wir können stolz sein auf unsere Siege. Leider sind wir noch nicht fertig, in fünf oder zehn Jahren, wenn der Kaiser noch lebt, werden wir, wie wir die Russen für Moskau, die Oesterreicher für Leipzig bezahlt haben, auch den Preußen den Tag von Waterloo heimzahlen müssen, und ich hoffe, daß am Tage der Heimzahlung die Oesterreicher auf unserer Seite stehen werden."

Verdutzt sah der alte Naderer den politisirenden Unteroffizier an, allein fast im selben Augenblicke kam der Castellan mit dem Handkarren vor die Thüre der Kapelle gefahren. Alle drei hoben sorgfältig den anscheinend noch immer leblosen, aber sorgfältig in Tücher eingeschlagenen Körper Albert's auf den Karren, Preßler hatte seinen Rock ausgezogen, denselben zusammengelegt und schob ihn wie ein Kissen unter den Kopf des Patienten. Dann verabschiedeten sie sich von dem wackern französischen Soldaten, der Castellan spannte sich wieder vorne an die Stange des Karrens, Preßler tauchte rückwärts an, und vorsichtig fahrend, daß kein Stoß den Kranken schmerze, setzte sich der seltsame Zug nach der Cà Pinocchi in Bewegung.

Wir eilen den Dreien voraus, um Herrn v. Illés aufzusuchen, der, wie wir wissen, sich von Preßler und dessen Begleitern getrennt und den Weg nach der Cà Pinocchi allein angetreten hatte.

Er fand bei seiner Ankunft die Castellanin an dem zerschossenem Thore, sie wartete mit Angst auf die Rückkehr eines der Männer.

„Nun, Signore," fragte sie hastig, „haben Sie meinen Mann gefunden?"

„Ja wohl, Mütterchen."

„Und was macht er, wo ist er, warum kommt er nicht heim?"

„Er sucht mit meinem Begleiter einen Todten, ich habe mich davon losgemacht.“

„Ist auch ein trauriges Geschäft, besonders wenn man eine so hübsche, junge Frau hat.“

„Nicht wahr, Mütterchen? Und was macht denn meine Alte?“

„Hm! sie hat sich eingesperrt.“

„So? Ahan! ehrlich gestanden, wir haben einen kleinen Zank gehabt.“

„So? etwa eifersüchtig?“

„Gott bewahre, — meine Frau hatte einen Bruder, der wahrscheinlich in der Schlacht gefallen ist; sie capricirt sich nun, den Leichnam aufzusuchen, und ich war dagegen, weil das doch für eine Frau ein sonderbares Geschäft ist.“

„Einverstanden, Signore, — und darum“ —

„Darum hat sie sich abgesperrt, junge Frauen thun manchmal so, als ob sie böse wären.“

„Ich kenne das, — war ja auch einmal jung, aber immer froh, wenn nach einem solchen Gezänk mein Taddeo sich wieder mit mir aussöhnte.“

„Nicht wahr? Nun Ihr könnt mir einen Gefallen thun.“

„Mit Freuden! reden Sie, Signore, — wir Frauen halten wohl zusammen, aber wenn man sieht, daß ein Mann sein Weibchen ernstlich liebt, dann gehen wir zum Feinde über.“

„Charmant! da nehmt dieses Fünffrankenstück und nun hört zu. Mein liebes Weibchen ist ein keiner Eigensinn, ein bischen Trotzkopf. Sie wäre im Stande, mich allen Ernstes nicht einzulassen, wenn ich anklopfe.“

„Ja, wenn eine Frau ihren Kopf aufsetzt!“ —

„Nun könnt Ihr Euch aber denken, daß ich doch lieber bei meiner Gattin wäre, als heraußen.“

„Das finde ich ganz natürlich, wenn man ein so reizendes Weibchen besitzt; vor zwanzig Jahren war mein Taddeo gerade so wie Sie, aber jetzt“ — —

„Nun seht, und da wollen wir nun eine kleine List anwenden, damit ich zu meinem störrigen Täubchen in den Schlag hinein komme. Ihr müßt mir helfen.“

„Mit Vergnügen; sagen Sie nur, Signore, was ich zu thun habe.“

„Ihr geht vor mir her bis an's Zimmer meiner Frau, klopft leise an und ersucht, sie möchte Euch hineinlassen, da wichtige Nachrichten für sie vom Schlachtfelde gekommen seien. Wenn sie öffnet, stoßt ihr die Thüre rasch auf, ich schlüpfe hinein, Ihr zieht Euch zurück und das Uebrige überlaßt dann mir, — ich werde schon recht zärtlich thun, um mein scheues Täubchen wieder kirre zu machen."

„Das ist eine köstliche Idee, ganz so, wie ich's vor Jahren in der Komödie gesehen habe, als ich mit meinem Taddeo in Mantua war," rief die Alte, erfreut über diesen Plan, „kommen Sie."

Vor Herrn v. Illés ging die Alte, absichtlich scharf auftretend, bis an die Thüre von Minna's Schlafgemach; Herr v. Illés folgte leisen Schrittes, die Castellanin klopfte an die Thüre.

„Wer ist draußen?" fragte Minna's Stimme.

„Ich bin's die alte Renza, die Castellanin von Cà Pinocchi," antwortete die Verbündete des Herrn von Illés, die wie alle Italienerinnen entschiedenes Talent zum Komödiespielen hatte.

„Was wollt Ihr, liebe Frau?" fragte Minna ohne alle Besorgniß.

„Es muß was Wichtiges geschehen sein; der alte Herr hat einen Burschen vom Schlachtfeld hereingeschickt," fuhr die Alte fort, „er hat einen Zettel gebracht, es steht etwas darauf, aber in einer Sprache, die ich nicht lesen kann."

„Von meinem Vater?!" rief Minna, hastig die Thüre öffnend, „gebt her! gebt her!"

Aber wie ward sie überrascht, als statt der Castellanin Herr v. Illés rasch in's Zimmer trat, die Thüre hinter sich zuzog, absperrte, den Schlüssel abzog und in die Tasche steckte.

„Was soll das heißen, Herr von Illés? fragte Minna mit Würde; im nächsten Augenblicke aber rief sie:

„Castellanin, Monna Renza, bleibt hier, geht nicht fort, ich will, das Ihr bei mir auf dem Zimmer bleibet."

„Ach gehen Sie doch! rief die Castellanin draußen, „Sie haben lange genug getrotzt, schöne Frau! Versöhnen sie sich doch wieder mit Ihrem Gatten, der sie so zärtlich liebt."

„Er ist nicht mein Gatte!" rief Minna, wüthend über das Mißverständniß.

„O pfui!" rief die Alte mit wirklicher Entrüstung, „nun verleugnen Sie gar den Gatten, den Ihnen Gott selber im heiligen

Sakrament gegeben. Nun das heißt denn doch den Trotz und die Bosheit zu weit treiben. Augenblicklich thun Sie ihm recht schön, damit unser Herr und Heiland Sie nicht wegen dieser Sünde straft. Bessern Sie sich, gute Nacht."

Und von dannen eilte die Alte, während Herr v. Illés lächelnd sagte:

„Sie sehen, schönes Fräulein, daß Sie auf diese Art die Anwesenheit der Monna Renza entbehren müssen."

„Ich sehne mich nicht darnach," antwortete Minna, Ruhe und Kaltblütigkeit affectirend, während ihr Blut von Aufregung, Entrüstung und Erbitterung glühte, „ich will überhaupt allein sein, da ich ein wenig zu schlafen gedenke. Haben Sie also die Güte, Herr v. Illés, sich zu entfernen."

„Fällt mir nicht ein," antwortete trocken der Ungar.

„Wie?" rief Minna, glühend vor Zorn, „Sie wollen bei einer Dame gegen ihren Willen im Zimmer bleiben, das Sie noch obendrein abzusperren sich unterstanden?"

„Dame hin, Dame her!" entgegnete der alte Sünder in jenem cynischen Tone, der so recht sein eigentliches Wesen charakterisirte, „Ihr Ziehvater ist Tänzer und piemontesischer Spion, Ihr wirklicher Vater sieht aus, wie ein Fechtbruder, in Verona finde ich Sie unter dem Schutze eines verliebten Polizei-Commissärs und gegenwärtig suchen Sie auf dem Schlachtfelde einen andern Liebhaber, der bei Lebzeiten gemeiner Soldat war. Wie paßt das Alles zu der Dame."

„Mein Herr, Sie mißbrauchen meine Lage," sagte Minna, die recht gut fühlte, daß in den Anschuldigungen des Herrn v. Illés etwas Wahres, daß Ihre Stellung eine zweideutige war.

„Ich mißbrauche sie nicht," antwortete dieser, seinen Schnurrbart streichend, „vorausgesetzt, daß sie mir eine ernste Unterredung gestatten."

„Morgen, in Gegenwart meines Vaters."

„Nein, jetzt, auf der Stelle, unter vier Augen."

„Nun gut, reden Sie."

Minna warf sich auf einen Stuhl, Illés hatte sich so zu drehen gewußt, daß er zwischen sie und das offene Fenster gekommen war, dem er den Rücken kehrte, während umgekehrt Minna der Thüre den Rücken gewendet und das offene Fenster im Auge hatte.

Sie wollte vor Allem Zeit gewinnen, da sie hoffte, Preßler werde zurückkehren und wenn er von der alten Castellanin erfahre, was vorgegangen, ihr sofort zu Hilfe eilen.

Herr v. Illés schien zu ahnen, was in ihr vorging; jedenfalls wäre ihm die Dazwischenkunft des alten Naderers auch fatal gewesen, deshalb sprach er:

„Ich werde mich kurz fassen, mein Fräulein, — denn die Zeit drängt. Sie erinnern sich, daß ich Ihnen in Gegenwart des Commissärs Raimondi einen ernstlichen Heirats-Antrag gemacht habe?"

„Nun, dann erinnern Sie sich wohl eben so, daß ich den Antrag in allem Ernste abgelehnt habe, und zwar aus Bescheidenheit."

„Ja, Sie sagten, Sie wagen es nicht, in Ihrer zweideutigen Stellung einem ungarischen Edelmann die Hand zu geben. Erst als Witwe würden Sie dazu geneigt sein. Nun denn, der arme Teufel, den Sie geliebt haben, ist todt, — Sie sind Witwe, — ich will den Schleier über diesen todten Liebhaber ziehen und wiederhole meinen Heiratsantrag."

Minna war, ehrlich gestanden, über diese unerwartete Wendung so überrascht, daß sie nicht wußte, was sie sofort erwidern sollte. Doch rasch brachte ihre gewohnte Energie, ihr scharfer Verstand sie in's rechte Geleise und sie entgegnete mit vollkommener Ruhe:

„Ihr Antrag ist für mich diesmal eben so schmeichelhaft, als er damals war, aber verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit, diesmal ist er noch weit weniger am Platze als damals, wo Sie mich zum ersten Male sahen."

„Wie so, mein schönes Fräulein?"

„Nun, Sie haben es doch selbst gesagt, Herr von Illés, daß der Mann, den ich geliebt, mit der ganzen Glut eines jungens Herzens, todt auf dem Schlatfelde liegt; halten Sie es für geeignet, diesem Mädchen, dessen Herz vom tiefsten Weh erfüllt ist, in dem Augenblicke, wo sich vielleicht das Grab noch nicht über dem blutigen Leichnam des Geliebten geschlossen, Herz und Hand anzubieten, glauben Sie, daß dieses Mädchen nicht von einem solchen Antrag empört, sich auf das Entschiedenste weigern wird, in einem solchen Augenblicke über ihr Herz und ihre Hand zu verfügen?"

Herr von Illés biß sich auf die Lippen, drehte den Schnurrbart und erwiderte:

„Was Sie da sagen, mein reizendes Fräulein, mag richtig sein; ich gebe es zu, — allein ich kann nicht warten, ich habe keine Zeit zuzusehen, bis Sie Ihre Bedenklichkeiten besiegt haben. Eine Gelegenheit wie heute findet sich nicht wieder. Sie haben mir's einmal angethan, ich bin verliebt wie ein Rasender, Sie haben mir einen Korb gegeben, mich vor Herrn Raimondi wie einen Dummkopf abgekanzelt und mit Hohn weggeschickt, nun mein Fräulein, jetzt hat der Dummkopf Sie in seiner Hand und ich sage Ihnen, Sie werden dies Zimmer nicht verlassen, bevor Sie — meine Geliebte gewesen sind."

„Herr von Illés!" rief Minna, kreidebleich vor Wuth und Entsetzen.

Die Stirn-Adern des Ungars schwollen an; sein Gesicht bekam wieder jenen Ausdruck wie damals, als er die Todeskugel gegen den eigenen Vater gesendet.

„Minna," sagte er eindringlich, „süße Taube, theure Minna! Wenn Männer in meinen Jahren von Liebestaumel, von Liebeswahnsinn erfaßt werden, so scheuen sie kein Hinderniß, selbst kein Verbrechen, Minna, schöne Minna, ich liebe Dich; sei mein, werde freiwillig meine Geliebte, auf der Stelle, und ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß ich Dich zu meiner Frau mache."

„Sie sind ein Unverschämter, mein Herr!" rief Minna.

„Reize mich nicht Weib," fuhr der Tollkopf fort, glühend vor roher Sinnlichkeit, „Du bist zu schön, als daß ich die Gelegenheit versäumen sollte, die vielleicht nie wieder kommen wird. Noch einmal sei mein, f r e i w i l l i g, — und in vier Wochen bist Du meine Gattin, ein Illesnay ein Graf Illesnay bricht sein Ehrenwort nicht."

Diese Worte erregten die seltsamste Empfindung bei einem Manne, der von dem Sprechenden unbemerkt, hinter ihm am Fenster erschienen war; dieser Mann in der zerfetzten und blutigen Uniform eines österreichischen Husaren-Offiziers hatte, an den Feigenbaum sich anklammernd, die Höhe des Fensters erklommen, sah auf dem Fensterbrette sitzend die ganze Scene, jeden Moment bereit hereinzuspringen und mit den Augen winkend, Minna Hilfe versprechend.

Minna fühlte sich getröstet, der Gedanke, daß ein Mann, wenn auch ein fremder, aber doch im Ehren-Rocke eines Offiziers in der Nähe war, gab ihr die alte Kraft zurück.

„Nun Weib, warum antwortest Du nicht?" fragte Illesnay die Zähne blöckend.

„Was soll ich antworten?" erwiderte Minna mit schneidender Kälte, „Sie nennen sich einen Grafen und benehmen sich nicht wie ein Edelmann, sondern wie ein elender, feiger Schuft."

„Hölle und Teufel!"

„Mich schreckt man nicht mit Drohungen und Fluchen."

„Ich drohe nicht, ich handle. Da Du mir das versagst, Weib, wofür ich Dich zu meiner Gattin machen wollte, so nehme ich mir's mit Gewalt. Mein bist Du, und nur entehrt sollst Du dieses Zimmer verlassen, diesen Schlüssel bekommen."

Und unwillkürlich zog er dabei den Schlüssel und schwang ihn wie eine Waffe.

In demselben Augenblicke aber war der Husaren-Offizier mit einem Satze in's Zimmer gesprungen, hatte dem Tobenden den Schlüssel aus der Hand gerissen und warf ihn der schönen Minna zu, die einen Schrei der Freude ausstieß.

Wuthschäumend wendete sich Illesnay um, und starrte in das bleiche Gesicht des Mannes, den er in den Tod gesendet, des Husaren-Lieutenants Luvasy.

„Bei allen Teufeln, Herr, was soll das heißen?" fragte er:

„Ich will Sie hindern, mein Herr, eine Feigheit, eine Niederträchtigkeit zu begehen."

„Sie werden mich nicht hindern.

„Ich werde."

Der Hußar zog einen Revolver, stellte sich zwischen Minna und den tollen Ungar-Grafen, und sagte ruhig und ernst:

„Mein Fräulein, der Zufall hat es gewollt, daß ich von meinem Regimente versprengt, zu Fuße, da mein Pferd erschossen ist, in den Weingärten herumirrend in den Garten dieses Hauses kam, und Licht im Fenster sehend, heraufkletterte, um zu erfahren, wo ich eigentlich bin. Der Zufall ließ mich das Gespräch hören, das dieser Herr mit Ihnen führte und ich hielt es für meine Pflicht, als kaiserlicher Offizier ein ehrenwerthes Mädchen vor dem Attentat eines feigen Wüstlings zu retten."

„Feig! Du bist feig, weil Du noch lebst!" brüllte Graf Illesnay.

„Davon später!" sprach Luvasy mit eisiger Kälte, dann gegen Minna gewendet, fuhr er fort, „mein Fräulein, sperren Sie die Thüre auf und entfernen sie sich ungescheut. Ich habe unten im Hofe

ein angespanntes Fuhrwerk gesehen, benutzen Sie dasselbe, fahren Sie nach Verona und übergeben Sie dieses Schreiben an seine Adresse, meinen Oberst. Dafür verspreche ich Ihnen, daß ich diesen Herrn hier, wenn er einen Schritt macht, um Ihnen zu folgen, wie einen Hund niederschießen werde, so wahr mir Gott helfe!

Der Uebergang von dem sinnlichen Triumphe, den der Wüstling zu feiern glaubte, zu der Demüthigung, die ihm in Minna's Gegenwart durch den Hußaren-Lieutenant widerfuhr, war zu groß, als daß sie diese rohe gewaltthätige Natur nicht zur heftigsten Wuth hätte aufstacheln sollen.

Einen Augenblick schien es, als ob er sich auf Luvasty stürzen wollte, allein die fünf Mündungen des Revolvers streckten sich ihm so umheimlich drohend entgegen, daß er unwillkürlich zurückprallte.

„Alle Schurken sind auch feig!" konnte sich Minna zu rufen nicht enthalten.

Graf Illesnay ächzte wie ein wildes Thier, er ward dunkelkirschroth, ja fast blau im Gesicht und fuhr sich mit beiden Händen in die Haare, als ob er sich dieselben ausraufen wollte.

„Gehen Sie, mein Fräulein!" sagte der Hußaren-Offizier mit Nachdruck, „hier ist Ihres Bleibens nicht. Ich decke Ihren Rückzug und bürge mit meinem Worte, daß dieser Herr das Zimmer nicht verlassen wird, bevor mir das Rollen Ihres Wagens andeutet, daß Sie in Sicherheit sind."

„O Dank, tausend Dank, mein Herr," rief Minna, während sie die Thüre aufsperrte, „Gott wird es Ihnen tausendfach vergelten, daß Sie die Ehre einer Dame so ritterlich schützen."

„Ehre! Dame!" rief Illesnay mit Hohn, „eine Schand-Dirne ist sie, eine gemeine Metze von der Straße, — Sie beschimpfen Ihr Porte-Epée Herr Lieutenant, wenn Sie sich um diese Dirne annehmen."

Minna hatte schon den Fuß auf die Schwelle gesetzt, jetzt wendete sie sich noch einmal, hoch sich aufrichtend, geisterbleich aber mit flammendem Auge fragte sie:

„Glauben Sie, mein Herr, was dieser Elende sagt?"

„Ich glaube ihm nicht," antwortete der Hußar ernst und gemessen, „eine Dirne vertheidigt sich nicht so gegen die Anträge eines Mannes, wie Sie es gethan haben. Eine Dame, welche es ausschlägt Gräfin zu werden, kann keine Dirne sein. Dies meine Ueberzeugung.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, ich danke Ihnen, leben Sie wohl!" rief Minna.

„Mein Fräulein, Gott geleite Sie und bringe Sie und das Schreiben an den rechten Ort."

Minna entfloh durch die Thüre, welche der Hußar wieder zudrückte, den Schlüssel abzog und zum Fenster hinauswarf. Nichts desto weniger hielt er noch immer die fünfläufige Schußwaffe gegen seinen Gegner gerichtet, der außer sich vor Wuth mit den Füßen stampfte.

„Nun Herr Lieutenant, Sie bleiben?" sagte er mit giftigem Hohne, „warum sperren Sie nicht lieber mich ein, setzen sich zu ihrem Schatz auf den Wagen und fahren mit dem Täubchen davon."

„Ihr Hohn ist albern," erwiederte Luvasy ruhig, „ich habe diese Dame zum ersten Male in meinem Leben gesehen, wie kann sie mein Schatz sein. Zudem habe ich nach dem Unglück, das wir auf dem Schlachtfeld erlebt, andres zu thun, als Liebschaften anzufangen, andere Verpflichtungen zu erfüllen."

„Wie? Sie wagen es noch von Erfüllung der Verpflichtungen zu reden," höhnte der Ungar fort und fort, „Sie, der Sie der heiligsten Verpflichtung nicht nachgekommen sind, der Sie Ihr gegebenes Ehrenwort nicht gehalten haben! O ich verstehe jetzt Alles, — Sie warten nur auf das Rollen des davon fahrenden Wagens, damit wir allein sind, damit Sie keinen Zeugen ihrer That haben, dann werden Sie, um Ihr Ehrenwort quitt zu machen, mich niederschießen, und das, was ich bei mir trage, als gute Beute nehmen. Gratulire, es sind noch immer bei 500 Marenghi, — das genügt um Ihre Schulden zu zahlen, und flott zu leben. Nur zugeschossen Herr Lieutenant, warum soll ein Offizier, der sein Ehrenwort gebrochen, nicht auch — ein Raubmörder werden?"

Man muß gestehen, es gehört eine große Selbstbeherrschung dazu, um mit einer Waffe in der Hand, solchen Beschimpfungen gegenüber ruhig zu bleiben. Allein Luvasy war nicht mehr der heißblütige Tollkopf, als den wir ihn kennen gelernt; aus seinem Antlitze leuchtete etwas Ernstes, Düsteres, Uebernatürliches, was nicht von dieser Welt zu sein schien.

Ruhig und gemessen, als ob er vor einem Auditor ein Protokoll dictirte, sagte er:

„Ich habe mein Ehrenwort nicht gebrochen."

Der Umstand, daß Sie hier stehen, beweist, daß Sie es gethan, Sie sollten jetzt todt sein."

„Hören Sie mich an: an der Seite meines Rittmeisters, an der Spitze meiner Escadron, stürzte ich mich den Tod suchend in ein französisches Quarrée, das wir sprengten, um von sofort zu Hilfe eilenden Lanciers attaquirt zu werden, mit denen wir in's Handgemenge geriethen. Ich und mein Rittmeister stürzten zugleich, neben einander, er schwer, ich leicht verwundet; während unsere Hußaren die retirirenden Lanciers verfolgten, nahm der Rittmeister ein Packet, eben jenes, welches ich der Dame mitgegeben, aus der Brust, reichte es mir und sprach: „Kamerad, ich hab' genug, — ich sterbe für Kaiser und Vaterland, die Gott segnen möge. Sieh, daß Du fortkommst, und übergib das Packet dem Oberst, es enthält wichtige Mittheilungen, mein Testament und 10,000 Gulden in Banknoten für meine Gattin." Konnte ich dem Kameraden die Bitte abschlagen?" War's nicht Zeit mich zu erschießen, wenn ich den Auftrag des Todten erfüllt hatte?"

„Ausflüchte! nichts als Ausflüchte," höhnte Illesnay, der seinen Zorn nicht anders Luft zu machen wußte?

„Sie werden sich überzeugen, daß es keine Ausflucht ist; da mein Pferd erschossen war, da ich geschwächt von meinen Wunden, kein anderes einfangen konnte, und da im nächsten Augenblicke unsere Hußaren wieder retirirten und die Schlacht näher kam, so warf ich mich in einen Wassergraben neben einem Maisfeld, wo ich ohnmächtig wurde und liegen blieb, bis der Gewitterregen und die Nachtkühle mich weckte. Ich raffte mich auf und suchte den Weg nach der Adige. Der Zufall führte mich hierher, der Wortwechsel in ungarischer Sprache lockte mich an's Fenster und so ward ich Zeuge der Scene, die Ihnen wahrhaftig nicht zur Ehre gereicht, Herr Graf Illesnay, denn aus ihrem Munde erfuhr ich vorhin, daß Sie so heißen."

„Von dem ist nicht die Rede, sondern von dem, daß Sie Ihr Ehrenwort nicht gehalten."

„Ich halte es."

„Wann?"

„Sobald Sie es befehlen; eben höre ich den Wagen fortrollen, — ich kann sterben."

„Auf der Stelle also und in meiner Gegenwart."

„Auf der Stelle, in Ihrer Gegenwart."

„Nun also, machen Sie schnell; es drängt mich hier wegzukommen.“

Der Hußar legte den Finger, den er nach Minna's Entfernung zurückgezogen hatte, wieder in den Drücker, richtete den Revolver gegen sich und setzte die Mündung an seine Brust in der Gegend des Herzens.

Mit glühendem Auge betrachtete der Henker sein Opfer, mit einem Ausdrucke, der selbst dem zum Sterben entschlossenen Manne auffiel.

Er hielt inne, in seinem Todeswerke und sagte ruhig:

„Darf ich mir eine Frage erlauben, Herr Graf?“

„Nun?“

„Sie haben mir jenes Geld, das ich Ihnen schulde, nicht gegeben, um mir einen Gefallen zu thun, sondern weil sie darauf rechneten, daß ich es verlieren und in Folge des gegebenen Ehrenwortes mich erschießen werde? Ist es so?“

„Es ist so. Ich will nicht lügen.“

„Das setzt aber doch einen großen Haß, eine heftige Abneigung voraus. Wären Sie geneigt, mir den Grund dieser Abneigung, dieses Hasses zu erklären. Weiter erzählen kann ich's ja doch nicht, da ich in wenig Augenblicken eine Leiche sein werde.“

„Nun denn so höre! Kennst Du Deinen Vater?“

„Nein.“

„Deine Mutter?“

„Nein. Ich bin ein Waisenkind,“ sagte Luvasy mit tiefem Schmerze, „und habe Vater und Mutter nie gekannt.“

„Nun Dein Vater war allerdings todt, ehe Du zur Welt kamst, aber Deine Mutter lebt noch,“ betonte scharf Graf Illesnay.

„Mein Gott! wär' es möglich! wer — wo ist sie?“

„Es ist jene Gräfin Illesnay, die sich für eine Freundin Deiner Mutter ausgibt, während sie doch Deine Mutter selbst ist.“

„Gräfin Illesnay meine Mutter, o mein Gott! — dann sind Sie ja“ —

„Dein Bruder? willst Du sagen. Ich verbiete Dir, mich so zu nennen, denn ich bin der rechtmäßige legitime Sohn des Grafen Illesnay, während Du nichts bist, als ein im Ehebruch erzeugter Bastard!“

Luvasy ließ das Haupt hängen, diese Enthüllungen waren zu schmerzlicher Natur; in dem Augenblicke, wo er eine Mutter fand, wurde sie mit Schmach überschüttet, obendrein von ihrem eigenen Sohne.

„Und diesem Bastard", fuhr Graf Ödön Illesnay fort, „ließ das verschwenderische Weib das Geld in Strömen zufließen, das sie mir, dem rechtmäßigen Erben, stahl. Während ich mich durch's Leben schlagen mußte, verlumpte und verspielte das liederliche Brüderlein mein Erbe. Begreifst Du nun, Bastard, warum ich Dich hasse, warum ich Dir das Ehrenwort abnahm, daß Du Dich tödten solltest, — begreifst Du?"

Luvasy nickte, schmerzlich seufzend, mit dem Haupte.

„Sie haben Recht", sagte er mit tiefer Bewegung, „nur eine Mutter kann so verschwenderisch mit Ihrer Liebe sein, wie es die Frau Gräfin gegen mich war. Und darum sind Sie berechtigt, mich, der ich Ihnen diese Liebe entzog, zu hassen. Ich werde das Todes-Urtheil, das sie über mich gesprochen, vollziehen, — leben Sie wohl, Herr Bruder."

„Ich habe Ihnen untersagt, mich so zu nennen."

„Nun denn, Herr Graf Illesnay, ich gebe Ihnen Ihren vollen Titel, aber bei diesem Titel, bei Ihrer Ehre als Edelmann fordere ich Sie auf, wenn Sie die Frau Gräfin Illesnay, unsere gemeinsame Mutter, wiedersehen, ihr zu sagen, daß sie, sie allein, mein letzter Gedanke war."

„Das verspreche ich."

„Nun denn, so habe ich auf der Welt weiter nichts zu bestellen. Mutter, leb' wohl!"

Im selben Augenblicke krachte der Schuß, Luvasy hatte sich in die Brust geschossen.

Mit röchelnder Stimme lallte er noch:

„Arme Mutter!"

Und sterbend sank er zu Boden.

Das dunkle Geschick, das schwer auf dem Hause der Illesnay lastete, hatte wieder ein Opfer gefordert; es war der Bruder, welcher den Bruder, wenn auch nicht ermordet, so doch in den Tod gejagt hatte. Der Vatermörder war auch Brudermörder geworden.

Ein Schauer überlief den wilden tollen Grafen, als er den blutenden Leichnam anstarrte. Er, der des Vaters Leiche mit dem

Fuße weggestoßen, hatte nicht den Muth, die Leiche des Bruders zu berühren.

Draußen ließen sich Stimmen hören; der Schuß hatte Leute herbei gelockt und man vernahm Preßlers Stimme, welche rief:

„Minna, — um Gotteswillen, Minna, — was ist denn geschehen?“

„Nun ist's Zeit, daß ich fortkomme“, sagte der Graf, „den Schlüssel hat mir der Herr Lieutenant zum Fenster hinausgeworfen; es bleibt mir also nichts anderes übrig, als denselben Weg zu nehmen, auf dem er hereingekommen ist.“

Und mit einer Raschheit und Gewandtheit die man seinen Jahren nicht zugetraut hätte, schwang er sich auf's Fenster und kletterte außen an dem Feigenbaum hinab, an welchem Luvasy der verzweifelten Minna als Retter emporgeklettert war.

Unten im Garten angelangt, suchte er das Weite.

Draußen wurde an die Thüre gepocht und Einlaß begehrt; die Castellanin behauptet, daß der fremde Herr mit seiner Gattin sich eingeschlossen habe. Preßler, welcher den Verwundeten im Hofe niedergelegt hatte, sprengte endlich, das Schlimmste befürchtend, die Thüre und stürzte mit dem Castellan und dessen Frau in Minna's Schlafkammer.

Man denke sich seine Ueberraschung, seine Bestürzung, als er von Minna und Herrn v. Illés keine Spur, aber dafür den blutenden zuckenden Leichnam eines Mannes fand, in welchem er den Hußaren-Offizier erkannte, mit welchem Herr v. Illés in der Nacht, die der Schlacht von Solferino voranging, die seltsame Unterredung auf dem Brà in Verona, nächst dem Amphitheater gehabt hatte.

Der alte Naderer rieb sich die Stirne. Was war unter diesen Umständen zu thun. Zum Glück erinnerte er sich an ein altes Axiom jenes Mannes, der ihm immer ein leuchtendes Vorbild gewesen war, des Polizeirathes Felsthal: Bei einem Unglück hat der gute Polizeibeamte immer erst zu helfen und dann erst auf die Ursachen des Unglücks einzugehen.

Er ließ deshalb den Körper des Selbstmörders aufheben, selbst mit Hand anlegend. Man brachte denselben in eines der Betten, welche unberührt in der Kammer standen. Auf das andere wurde Albert gelegt; ein französischer Civil-Arzt, welchen Taddeo in Cavriana aufgetrieben, wo sich die Militär-Aerzte seine Mitwirkung verbeten

hatten, war sehr erfreut, an den beiden Schwerverwundeten seine Kunst zeigen zu können und nahm sich ihrer mit einer Liebe und Sorgfalt an, die nichts zu wünschen übrig ließ. Nach einer Arbeit von zwei Stunden, erklärte der französische Arzt, den nur wissenschaftlicher Ehrgeiz auf das Schlachtfeld getrieben, die Wahrscheinlichkeit einer Rettung verhalte sich zum Tode der beiden Oesterreicher, wie 1 zu 100, allein deshalb dürfe man die Hoffnung doch nicht aufgeben, denn die menschliche Natur, besonders aber die Jugend, besitze eine produzirende Urkraft, welche unterstützt durch einen guten Arzt schon oft Wunder gewirkt habe.

Endlich überkam die beiden Schwerverwundeten, welche übrigens fort und fort Lebenszeichen von sich gaben, eine Art von soporösem Zustand; röchelnd und schwerathmend lagen sie auf ihren Betten, jedenfalls besser untergebracht, als tausende von andern Verwundeten nach der großen Schlacht.

Der Arzt winkte den Anwesenden, sich zu entfernen, jedoch auf den ersten Ruf wieder herbei zu eilen. Diese Gelegenheit benützte der alte Naderer zu einem Verkehr mit der Castellanin, die er in einer halbverschlossenen Speisekammer des Hauses antraf und mit den Worten anredete:

„Sagt mir doch um aller Heiligen Willen, liebe Frau, was ist denn hier vorgegangen?"

„Weiß ich's denn selber," antwortete Monna Lucia mit dem Ausdrucke halben Blödsinns, „mein armer Kopf ist durch die Schlacht und Alles, was darauf folgte, so schwach geworden, daß ich mich gar nimmer auskenne, — wenn's so fortgeht, werde ich ganz gewiß närrisch, — steh mir bei, heiliger Antonio von Padua."

„Faßt Euch nur," sagte Preßler sanft, um sie nicht unnöthig noch verwirrter zu machen, „sucht Euch zu besinnen und erzählt mir haarklein Alles, was Ihr wißt und was sich ereignet hat, nachdem ich mit Herrn von Illés fortgegangen war, Euren Mann zu suchen, damit er uns beistehe.

„Herr v. Illés heißt der Herr? Nun es scheint Alles von Frau v. Illés auszugehen."

„Von Frau v. Illés? — Ach ja so, von Minna."

„Ich weiß nicht, ob Frau v. Illés mit ihrem Taufnamen Minna heißt, aber sie scheint eine sehr eigensinnige junge Dame zu sein, um mich nicht schärfer auszudrücken."

„Wie so?“

„Denken Sie sich nur, ich wollte, nachdem Ihr Herren Euch entfernt hattet, ihr Gesellschaft leisten, sie dankte aber dafür und meinte, sie wolle mit ihren Gedanken allein sein, worauf ich wegging und sie sich einsperrte.“

„Das kann man ihr nicht übel nehmen, die junge Frau hat in letzter Zeit gar viel Schlimmes durchgemacht.“

„Will's schon glauben, allein das sollte eine Frau doch nicht bewegen, ihren Mann so zu behandeln.“

„Ihren Mann? — Herrn von Illés meinen Sie? Nun was hat sie ihm denn gethan?“

„Sie hat ihn auch ausgesperrt. Es scheint übrigens ein arger Hahnrey zu sein, weil er sich hinter mich steckte und mich bat, ihn bei seiner Frau einzuschmuggeln.“

„Ah! und geschah dies auch?“

„Ja wohl. Ich mußte an die Thüre des Schlafzimmers klopfen und sagen, daß ein Bote vom Schlachtfeld da sei mit wichtigen Nachrichten von dem Todten, den man suche; in aller Hast öffnete die junge Frau und diesen Moment benützte ihr Gemal, um in's Zimmer zu schlüpfen und sich mit ihr einzusperren.“

„Weiter? weiter?“ rief der alte Naderer in fieberhafter Aufregung.

„Nun weiter weiß ich nichts“, entgegnete die Alte, „die kleine Bosheit schrie ganz gewaltig, als ihr der Herr Gemal über den Hals kam, ja sie rief mir sogar durch die Thüre nach, ich möchte sie hinauslassen, der Herr sei gar nicht ihr Gemal, aber ich sagte ihr gleich tüchtig meine Meinung, daß es Unrecht sei, seinen Mann zu verleugnen und zog mich zurück.“

„Nun und dann? dann?“ keuchte Preßler, die Fäuste ballend.

„Ja, was dann geschah, das weiß ich nicht. Ungefähr eine halbe Stunde später kam die junge Frau in höchster Aufregung die Treppe herab gerannt, schwang sich auf den Kutschbock der Timonella, welche Herr von Illés früher angespannt und vor das Thor des Hauses gestellt hatte, hieb in die Pferde und jagte im Galopp davon, in der Richtung gegen den Mincio zu.“

„Allein?“

„Ja wohl, allein.“

„Und Herr v. Illés?

„Wo der hingekommen, weiß ich nicht; kurz darauf kamen Sie mit meinem Mann und dem verwundeten Oesterreicher, — kaum waren Sie in's Haus getreten, als der Schuß fiel — das Andere wissen Sie ohnehin. Als Sie die Thüre sprengten, war der Herr Gemal ebenfalls fort und auf der Erde lag der erschossene Offizier, aus dem werde klug wer kann, ich nicht."

Der alte Naderer war nicht viel besser daran, als die Castellanin; gleichwohl suchte er seine Gedanken zu ordnen und die rechte Fährte zu finden.

Soviel war gewiß, daß Herr v. Illés sich der schönen Minna in sträflicher Absicht aufgedrungen hatte. Preßler kannte aus Minna's Erzählung die posthume Leidenschaft des ungarischen Grafen, — er machte ja kein Hehl daraus. Zweifelsohne hatte er des Vaters Abwesenheit benützt, um sich der Tochter abermals anzutragen. Was bei dieser Gelegenheit geschehen, wie es gekommen, daß Minna allein auf dem Wagen des Grafen das Haus verlassen konnte, während eine dritte Person, jener erschossene Offizier, Zeuge jener Szene geworden war, blieb ihm ein vollständiges Räthsel und er beschloß, jedes weitere Forschen aufzugeben, da Minna ohne Zweifel, so bald sie erst in der Lage war, ihm Nachricht über ihren Aufenthalt und die Vorgänge dieser Nacht geben mußte.

Nachdem er also alles Mögliche gethan, um für die beste Unterkunft der Verwundeten zu sorgen, die er in jenem Zimmer der Cà Pinocchi unterbringen ließ, wo die abenteuerliche Szene stattgefunden, die wir in diesem Kapitel erzählten, überzeugte er sich, daß, wenn eine Rettung überhaupt möglich war, nichts versäumt worden, ihnen dieselbe zu verschaffen. Aerzte kamen in den nächsten Tagen von allen Seiten. Einer derselben, ein Mailänder, nahm sich der beiden verwundeten Oesterreicher auf's Eifrigste an und Preßler konnte Albert und Luvasy seiner väterlichen Obsorge überlassen.

Inzwischen war der Waffenstillstand von Villafranca eingetreten und Preßler trat den Weg nach Verona an, zu sehen, was aus Minna geworden.

Drittes Kapitel.

Ein trauriges Haus.

Wieder müssen wird den Schauplatz ändern und den Leser in eine andere Gegend zu Menschen führen, die wir einst gekannt, die sich aber im Laufe der Jahre gewaltig geändert haben.

An der March, das heißt etwa eine Stunde von dem eigentlichen Bette dieses Stromes, der weit weniger gewürdigt wird, als viele andere jener Wasserstraßen, die in die Donau münden, auf einem Hügel, halb verdeckt von Tannen und Buchen, liegt ein kleiner Edelhof, wir wollen ihn Maisberg nennen, obwohl der Name ein vollständig erfundener ist, dieser Edelhof ist der Witwensitz einer vornehmen ungarischen Dame, der Gräfin Illesnay.

Die Gräfin hat sich gewaltig geändert, physisch und moralisch. Sie ist gealtert, die Anlage zum Embonpoint hat durch traurige Familien-Verhältnisse sich nicht weiter ausgebildet, die Gräfin ist nicht stärker, aber ein wenig unförmlich geworden, wozu ihre vorgebeugte Haltung wesentlich beitrug. Ihre Haare waren vollständig ergraut, was um so mehr auffiel, als sie früher die einzelnen grauen Haare sorgfältig ausgerissen oder gefärbt hatte, während sie jetzt dem siegreich vordringenden grauen Feinde keinen Widerstand mehr leistete, daß es fast so aussah, als ob sie über Nacht grau geworden wäre.

Ob nicht die vielen Geschichten vom plötzlichen Grau- und Weißwerden der Haare auf ähnliche Veranlassungen zurückzuführen sind?

Die Gräfin hatte nichts behalten als ihre weißen, weichen Hände, auf welche sie noch immer stolz war, wenn sie auch über diese sündliche Eitelkeit sich oft genug ärgerte und sich Vorwürfe machte, ja selbst nothwendig fand, ihrem Beichtvater diese S ü n d e zu bekennen. Die Gräfin war — f r o m m geworden.

Nicht blos die häufig vorkommende Marotte alternder adeliger Damen zog sie zu der Kirche und ihren Dienern hin, sondern noch mehr die Unglücksfälle ihres Hauses, da sie sich einbildete, sie sei allein Schuld an all' dem Unglücke, das über die Familie der Illesnay hereingebrochen.

In Wien war das Bekehrungswerk vollzogen worden; einer jener finstern Missionsprediger, die nie den Gott der Liebe, sondern immer nur den Gott der Rache schildern, hatte sich das Kanzelthema gewählt, „wie durch den Menschen die Sünde in die Welt gekommen und durch die Sünde der Tod", hatte seine Thesis so durchgeführt und sie dieselbe so aufgefaßt, als sei durch ihre Sünde gegen den betrogenen Gatten der Tod ins Haus gekommen; der Tod des alten Grafen, die Verurtheilung Ödöns, die Enthauptung eines Mannes, der wenigstens am Vatermorde unschuldig war, endlich das Verschwinden des geliebten unehelichen Sohnes, den sie ebenfalls als todt beweinen mußte, brachten sie zu dem traurigen Wahne, sie allein und ihre Sünde habe Alle, die ihr nahe standen, in den Tod gejagt; sie warf sich dem Prediger zu Füßen, beichtete ihm ihr Vergehen und der finstere Missionär, weit davon entfernt sie zu beruhigen und ihr jene Tröstungen anzubieten, die die katholische Kirche selbst für den tiefst gefallenen Sünder hat, bestärkte sie in ihren düsteren Anschauungen und stellte neue Strafgerichte des Ewigen in Aussicht, wenn sie nicht durch Reue und Gebet, durch Buße und gute Werke dem Zorne des gerechten Vaters im Himmel vorbauen wolle.

Sich beugend unter der Wucht der furchtbaren Strafrede, versprach die Gräfin Alles zu thun, was der Eiferer verlangte; das Wichtigste davon war, das sie sich erbot, einen Beichtvater aus dem Orden, dem der Missionär angehörte, als Haus-Kaplan anzunehmen.

Die Dame verließ ihr Schloß Illesnay, ihre elegante Wohnung in Pest, übergab die Verwaltung ihrer Güter dem bewährten Verwalter Emil Varga und zog sich nach Maisberg zurück, wo sie ein beschauliches wohlthätiges Leben führte, an der leitenden Hand des Paters Bernhardin, eben jenes Priesters, welchen ihr der Missionär als Beichtvater empfohlen hatte.

Pater Bernhardin war in Allem und Jedem der Gegensatz des finsteren Eiferers. Von sanften, lächelnden Zügen, blond und blauäugig wie ein gemalter Engel der niederländischen Schule, verband er mit einem klaren Verstande ein sanftes, einschmeichelndes Wesen, eine Gabe milder Ueberredung; er sah recht gut ein, daß die homiletische Richtung, welche der Missionär eingeschlagen, die Gräfin endlich zum religiösen Wahnsinn führen müsse, deshalb sprach er vom Gott der Rache nicht mehr, sondern von dem milden Vater im Him-

mel, der das Geringste, was man den Armen thut, so ansieht, als wenn es ihm geschähe. „Thut Gutes im Verborgenen und ich will es hundertfach vergelten" war das Thema seiner Predigten und Exhortationen, und wunderbar erquickt davon wendete sich die Gräfin jenen praktischen Religionsübungen zu, die in dem alten Spruche sich zusammenfassen lassen:

„Thue das Gute, wirf' es in's Meer,
„Weiß es der Fisch nicht, so weiß es der Herr."

Die Gräfin Illesnay wurde in der Umgebung von Maisberg, die größtentheils von armen unwissenden Slovaken bewohnt war, ein Engel der Barmherzigkeit, eine Mutter der Armen. Eine Schule und Kinderbewahr-Anstalt, ein kleines Spital, eine Armenkasse und eine Vorschuß-Anstalt für die Bauern, denen die Steuer die Ernte schon im Voraus wegnahm, waren die segensreichen Anstalten, mit denen sie den Ernst der angestrebten Sühne inaugurirte.

Kein Bettler ging unbeschenkt von ihrer Thür und die Wallfahrer, welche nach Maria Schooßberg pilgerten, verfehlten nicht, auf dem Witwen-Sitz der Gräfin einzusprechen und sich mit einem Glas Wein, einem Stück Brod erquicken zu lassen.

Zur Steuer der Wahrheit müssen wir gestehen, daß Pater Bernhardin auch für Kirchenzwecke, insbesondere aber zur Förderung der Interessen seines Ordens, dessen Tendenz außer dem Rayon unseres Buches liegt, die Wohlthätigkeit der Gräfin in Anspruch nahm, und die alte Dame gab gern, gab das Doppelte von dem, was Pater Bernhardin verlangte.

Die Summen, welche auf diese Weise nach Maisberg wanderten, erregten endlich doch die Aufmerksamkeit des Güter-Inspectors Varga und er fand es für gut, gegen Pater Bernhardin auf seiner Hut zu sein.

Um diese Zeit verlangte die Gräfin, welche ruhig geworden war, von ihrem Inspector in Pest, er möge ihr ein Gesellschaftsfräulein besorgen, jung, hübsch, wo möglich der deutschen, ungarischen und französischen Sprache kundig, da ihre Hauptbeschäftigung die einer Vorleserin sein werde.

Varga, einer von jenen quecksilbernen Thätigkeits-Menschen, welche der Wiener mit dem eigenthümlichen Namen „Gschaftlhuber" bezeichnet, benützte diese Gelegenheit um eine Person in's Haus zu bringen,

die nach seiner Meinung ihm im Hause der Gräfin gute Dienste leisten konnte.

Er hatte nämlich bei einer Reise in Wien in einer Modewaarenhandlung eine junge Dame kennen gelernt, von blendender Schönheit, welche eine fertige Arbeit überbrachte und trotz ihres bescheidenen Anzuges von dem Chef des Geschäftes, sowie von dem Kommis mit solcher Achtung behandelt wurde, daß es dem alten Magyaren auffiel. Auf seine Erkundigungen antwortete man ihm, dieses schöne Mädchen sei eine höchst achtenswerthe Person und lebe bei ihrem Vater, dessen bescheidenes Einkommen durch die geschickte Arbeit ihrer Hände vermehrend.

Varga interessirte sich so für die junge Dame, daß er sich die Adresse derselben verschaffte und sie in der entlegenen Vorstadt, wo sie wohnte, aufsuchte.

Er fand in einer höchst bescheidenen Hofwohnung einen alten Herrn, der sich ihm mit etwas trotziger Miene als ehemaliger Polizeibediensteter, Namens Preßler, vorstellte, und mit scharfer Betonung fragte, was dem Herrn eigentlich zu Diensten stehe.

Varga seinerseits stellte sich als gräflich Illesnay'scher Güter-Direktor und Oekonomie-Verwalter vor, was den alten Bären ein wenig zahmer machte, um so mehr, als Varga hinzusetzte, daß ihn nicht etwa eine unredliche Absicht hieherführe, sondern der Umstand, daß er gesehen, wie der Kaufmann, bei dem Minna (denn sie war die schöne Arbeiterin) ihre Kunst-Arbeit abgegeben, ihr per Stück 20 Kreuzer gegeben, während einem Kunden, der unmittelbar nach Entfernung des Fräuleins gekauft, dieselbe Stickerei mit 1 fl. 50 kr. berechnet wurde.

„Ich will nun auch Chemisetten mit solch künstlicher Stickerei, ein Dutzend", schloß Varga, „und nicht dem prellenden Kaufmann will ich 1 fl. 50 kr. per Stück zahlen, sondern der jungen Dame, die so schön arbeitet und von dem Hallunken so schlecht gezahlt wird. Morgen reise ich nach Pest, — so oft Sie drei Stück fertig haben, bitte ich mir zu schicken".

Das klang nun so ehrlich und anständig, daß man nichts dagegen einwenden konnte, um so mehr als Varga, der das ganze Dutzend vorausbezahlte, den andern Tag wirklich nach Pest reiste und den Empfang von je 3 Stück mit Dank bestätigend, diesen Umstand

benützte, um mit Minna und ihrem Vater in Korrespondenz zu bleiben.

Denn er hatte sich bei dem kurzen Besuche in Preßler's bescheidener Wohnung überzeugt, daß Minna nicht nur außerordentlich schön, sondern auch eben so fein gebildet und der deutschen, französischen, italienischen und ungarischen Sprache vollkommen mächtig war. Der letztere Umstand interessirte den Magyaren ganz besonders, er fühlte, daß über diesem Mädchen ein Geheimniß schwebte, vielleicht ahnte er es auch, daß sie mit dem Hause der Illesnay in einer seltsamen, unheimlichen Verbindung stand.

Deshalb setzte er die Korrespondenz mit Vater und Tochter fort, der Letzteren fortwährend gut gezahlte Arbeit verschaffend, dem Ersteren von Zeit zu Zeit kleine Geschenke, Wein; Tabak u. s. w. zuschickend, so daß die Verbindung zwischen Wien und Pest immer erhalten blieb.

Wir müssen nun auch berichten, wie Preßler und Minna nach Wien und in die bescheidene Lage gekommen waren, in der wir Beide wieder gefunden.

Preßler hatte glücklich Verona erreicht, hatte dort mit jener Spürgabe, die wir von lange her in ihm kennen, endlich Minna aufgefunden und war mit Freudenthränen seiner Tochter um den Hals gefallen, der Entzückten erzählend, daß Albert noch lebe, ja vielleicht sogar noch gerettet werden könne. Dagegen erzählte ihm Minna ausführlich die Szene, welche sie mit Herrn von Illés in der einsamen Kammer durchgemacht und wie sie durch das Erscheinen des fremden Offiziers gerettet worden sei. Nun kam Preßler auch darauf, daß Luvasky derselbe Offizier sei, mit dem Herr v. Illés die seltsame Unterredung an der Arena in Verona gehabt und zweifelte nun keinen Augenblick, daß sich der Hußar selbst die Kugel in den Leib geschossen, um aus falsch verstandenem Ehrgefühl dem Befehle seines Feindes zu genügen.

In Verona erfuhr Preßler auch, daß Comissär Raimondi wegen Hochverrath verhaftet und der Prozeß gegen ihn im Zuge sei.

Dagegen war der Prozeß Albert Kolb's, der nach den Aussagen seiner Kameraden an ihrer Seite tapfer gekämpft und den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden hatte, vollständig ad acta gelegt worden.

Von dieser Seite war man also sicher; von Késztér Sandor, der durch den geschlossenen Waffenstillstand jede Aussicht verloren hatte, nach Verona zu kommen, hatte man ebenfalls nichts zu fürchten es blieb also nur die Sorge um die beiden Verwundeten, die in der Cà Pinocchi lagen und die man, da die Ueberschreitung der Demarkations-Linie bis zum Abschlusse des Zürcher Friedens mit großen Schwierigkeiten verknüpft war, nicht besuchen konnte.

Tagelang blieb man also in peinlicher Ungewißheit über das Schicksal der beiden Schwerverwundeten, endlich kam ein ranzionirter Feldwebel, welcher behauptete, sie seien nach Mailand ins Feldspital gebracht worden; mit unsäglicher Mühe gelang es dem alten Naderer nach Mailand zu kommen, Minna hatte ihm Empfehlungen an dortige Freunde mitgegeben, sie selbst wollte das gefährliche Terrain, das inzwischen dem Ré galantuomo abgetreten war, nicht betreten.

Preßler fand Albert und Luvasy; der Jäger, bereits auf dem Wege der Besserung, pflegte mit liebender Aufmerksamkeit den Husaren-Offizier, dessen Zustand immer noch ein höchst bedenklicher war. Doch Jugendkraft und gute Pflege siegten endlich. Albert's Freude, als er hörte, daß Minna ihn noch liebe, ihm treu geblieben, ihn auf dem Schlachtfelde aufgesucht und auf diese Art eigentlich seine Retterin geworden, läßt sich nicht schildern, — tausend Grüße und Küsse sendete er an sie, nur bedauernd, daß er, verwundet und kriegsgefangen, nicht zu ihr eilen konnte.

Preßler kehrte nach Verona zurück, nachdem er zuvor mit Albert und Luvasy eine Korrespondenz eingeleitet, um fortwährend über ihr Befinden und ihren Aufenthalt in Kenntniß zu bleiben.

Auf diese Art erfuhr man alsbald, daß die beiden Verwundeten als Kriegsgefangene ins südliche Frankreich, und zwar in die Bäder von Aix geschickt worden waren, die im Vereine mit dem milden Klima der Provence ihre Genesung wesentlich beförderten.

Allein alle diese Reisen, diese Geldspenden, die wir am geeigneten Platze den Lesern mitgetheilt, hatten den Baarvorrath des alten Naderers bedeutend erschöpft, falsche Scham hielt ihn zurück, seiner Tochter den eigenen Cassa-Stand mitzutheilen und Minna, welche mit der Geldgeringschätzung ihres früheren Standes die blanken Marenghi ausgab, so lange sie davon noch besaß, wurde fast gleichzeitig mit dem alten Herrn fertig. Diese Gleichzeitigkeit führte endlich die Nothwendigkeit herbei, sich gegenseitig Eröffnungen zu machen, — man that

dies Anfangs mit einiger Zurückhaltung, endlich aber unumwunden und das Resultat war, daß man gerade noch genug besaß, um aus dem theuren Verona nach Wien zu übersiedeln, wo man sich leichter fortzubringen hoffte, wo Preßler noch den Rest seiner Obligationen liegen hatte.

Mit Thränen in den Augen begrüßte Minna die Kaiserstadt, die Heimat ihrer glücklichen Kindheit. Das Haus zum „Zwischenunser" vermochte Preßler ihr nicht mehr zu zeigen, — es war verschwunden, um einen Prachtbau Platz zu machen, und so bezog man in entlegener Vorstadt jene kleine Wohnung, in welcher Herr Varga die Beiden getroffen hatte, wie wir vor Kurzem umständlich erzählten.

Preßler fand es nun auch für gut, seine Tochter, wie er sie immer nannte, über ihre Herkunft aufzuklären und erzählte ihr die traurige Geschichte ihres Vaters, des Räubers, der sich in St. Kolomban für den edlen Grafen Illesnay enthaupten ließ. Minna weinte dem Andenken des Vaters, den sie nie gekannt, eine Thräne, allein sie erstaunte über die Maßen, als sie vernahm, Graf Ödön, für den sich ihr Vater geopfert, sei Niemand Anderer, als jener Herr von Illés, der ihr seine Hand angetragen, — noch mehr aber, da sie hörte, dieser Illésnay sei eigentlich vom Vater aus der Bruder ihres Vaters' mithin, wenn auch nur auf illegitime Weise, ihr Onkel, sie selbst aber ein uneheliches Seitenkind des Hauses Illesnay, das mit so vielem Fluch beladen, eine traurige Rolle in der Chronik des Ungarlandes spielt.

Minna wies den Rest der Obligationen, welche ihr Preßler als ihr Eigenthum übergeben wollte, mit Entschiedenheit zurück, mit richtigem Takte behauptend, daß die Gräfin Illesnay das Geld an Preßler für die von demselben geleisteten Dienste geschenkt habe, dagegen nahm sie als Andenken jenen Rakoczy-Thaler, der sich unter den Gold- und Silbermünzen befunden, welche die Dame dem alten Naderer für das Kind des Räubers auf den Tisch geworfen. Der Thaler, mit den Rebellenköpfen Rakoczy's, Sirmay's, Bereceny's, Tököly's und Bela Illesnay's auf der einen Seite, während die andere Seite die Gottesmutter' als Patrona Hungariae zeigte, war, wie wir damals erwähnten, aus dem Jahre 1705, und wie viele Denkmüzen jener Zeit mit einem Oehr versehen. Minna nahm dieses Souvenir ihrer unglücklichen Abstammung, zog durch das Oehr einen Kautschukfaden und trug den Thaler im Busen verborgen als Andenken.

Sie duldete nicht, daß Preßler, wie er es vor hatte, einen Theil der Obligationen weggab, da die Papiere damals eben schlecht standen, sondern sie verkaufte einen Theil ihres Schmuckes und somit richtete sie ihr neues Asyl ein; von den kargen Interessen des geschmolzenen Capitales, von dem Erlöse der Arbeiten, die Minna mit kunstgewandter Hand anfertigte, lebten sie höchst einfach und bescheiden, häufig mit den Kriegsgefangenen in Aix correspondirend, ihre Genesung, ihre Rückkehr abwartend.

Da kam eines Tages ein Brief aus Pest. Varga schrieb, er wisse für Vilma — (der Magyare nannte sie so) — ein ganz vortreffliches Plätzchen, eine wahre Sinecure, unter glänzenden Bedingungen. Eine alte Dame wünsche als Vorleserin und Gesellschaftsfräulein ein junges Mädchen von jenen Qualitäten, welche Minna in so hohem Grade besitze. Die Dame sei die Gräfin Illesnay.

Minna ließ den Brief, den sie ihrem Vater vorgelesen, aus der Hand sinken, und sah ihn betroffen an.

„Welch' sonderbarer Zufall!" rief sie unwillkürlich.

„Ich sehe darin mehr als das," erwiderte Preßler, „mir erscheint es wie ein Fingerzeig des Himmels, der Dich mit der alten Frau zusammenführen, vielleicht versöhnen will; am Ende ist sie doch die Witwe deines Großvaters und wer weiß, ob ihr Herz auch jetzt noch so hart und verwildert ist, als es damals war".

„Du meinst also, ich solle den Posten bei der Gräfin annehmen?" fragte Minna.

„Warum nicht? Jedenfalls verdienst Du Dir Dein Brod leichter und bequemer als hier, wo Du oft die halbe Nacht am Stickrahmen sitzen und arbeiten mußt".

„Aber, wenn ich nach Maisberg gehe, müßte ich ja Dich verlassen?" sprach Minna traurig.

„Je nun," antwortete Preßler mit einem Seufzer, „das wird wohl nicht anders gehen".

„Nein, nein!" rief Minna aufspringend, „das thue ich nun und nimmer. Ich schreibe sofort Herrn Varga, daß ich diesen Posten, so angenehm er mir sonst wäre, nur unter der Bedingung annehmen kann, wenn Du, lieber Vater, vielleicht eine kleine Bedienstung auf Maisberg bekommst und in meiner Nähe bleiben kannst".

„Was fällt Dir ein, Du Projectenmacherin!" rief Preßler, dessen Augen vor Freude leuchteten.

„Hm! wir wollen sehen, ob mein Project so schlecht ist," antwortete die schöne Minna.

Sie setzte sich hin und schrieb, und acht Tage später traf Varga selbst in Wien ein und erklärte, daß die Gräfin Minna's Bedingung angenommen und dem Vater ihrer künftigen Vorleserin die Stelle eines Garten-Inspectors eingeräumt habe mit der Benützung einer Naturalwohnung am Ende des Gartens, zweihundert Schritte von dem Schlosse entfernt.

„Nun, da können wir uns tagtäglich sehen," rief der alte Naderer vergnügt, „nimm den Posten in Gottesnamen an".

„Und als Dank für meine Bemühung, verlange ich nichts," sagte Varga, „als daß Sie mit mir in Correspondenz bleiben und mir etwa alle acht Tage über den Gesundheitszustand der alten Gräfin berichten. Die Dame wird wunderlich — und ich selbst kann sie doch nicht beobachten, wollen also Sie mir den Gefallen erweisen".

„Herzlich gern. Ich bin Ihnen ja so sehr zu Dank verpflichtet."

„Kein Wort weiter davon. Abgemacht".

Drei Tage später war Vater und Tochter in der angegebenen Eigenschaft auf dem Schlosse Maisberg installirt.

In wenig Wochen war in diesem Asyl der alten Gräfin, das wir in unserer Capitel-Aufschrift ein trauriges Haus genannt haben, eine gewaltige Veränderung vorgegangen.

Die alte Gräfin, vereinsamt mit ihrem traurigen Herzen, fühlte sich durch das schöne, freundliche Geschöpf unendlich angeheimelt, ja man hatte sie sogar manchmal lächeln gesehen. Auf einem Spaziergange im Garten war man zufällig dem alten Preßler begegnet und die Gräfin hatte von Minna verlangt, sie möge ihr ihren Vater vorstellen.

Minna konnte nicht umhin, diesem Verlangen zu willfahren, — Preßler war in nicht geringer Verlegenheit, murmelte einige höfliche Worte und begleitete dieselben mit tiefen Reverenzen, so daß die Gräfin mehr die beginnende Glatze des alten Naderers, als sein Gesicht sah.

Es hätte jedoch dieser Vorsichtsmaßregeln nicht bedurft, denn die alte Dame, die nie eine besondere Geistesstärke, aber immer ein schwaches Gedächtniß gehabt, hätte sich keinesfalls an den Mann erinnert, welcher sie ein einziges Mal vor vielen Jahren im Hotel „zum Jägerhorn" in Pest gesehen hatte.

„Ich bin mit Ihrer Tochter sehr zufrieden,“ sagte sie herablassend.

„Das wird sie eben so glücklich machen, wie es mich macht,“ antwortete der alte Naderer.

„Ja, ja, sie ist ein braves, liebes, gutes Mädchen, Sie können stolz auf Ihre Minna sein, Herr — wie heißen Sie“.

„Preßler,“ antwortete der alte Naderer so leise als möglich.

„Wahrhaftig, Sie dürfen sich was einbilden, auf ihre Tochter, Herr Treßler; aber ich hoffe, sie ist mit mir eben so zufrieden, wie ich mit ihr es bin“.

„O gnädige Frau!“ rief Minna, ihre Hand ergreifend und zärtlich dieselbe küssend.

„Geh', geh', Du verziehst mich Vilma,“ sagte die alte Dame und täschelte Minnas blühende Wangen, „nun es soll Dein Schade nicht sein, Adieu, Herr Steßler“.

Sie entfernte sich auf Minna's Arm gestützt und schritt langsam den Bogengang hinab, der aus Bocksdorn und Jasmin gebildet war.

Heiter lächelnd sah der alte Naderer den beiden nach.

Ernsten Blickes hatte dieser kleinen Scene aber ein Mann beigewohnt, verdeckt vom dichten Rankengewebe einer Cyrhus-Laube; sein Auge hatte auf Minna mit einem Ausdrucke geruht, in dem sich Liebe und Hoffnungslosigkeit, leidenschaftliche Glut und schmerzliche Resignation ablösten.

Dieser Mann war — Pater Bernhardin. Der sonst so freundlich lächelnde junge Priester hatte seit Minna's Anwesenheit auf Maisberg zu lächeln aufgehört und war still und ernst geworden.

Viertes Kapitel.

Der Feind im Innern.

Der alte Naderer führte in dem Gartenhause, das ihm zur Wohnung angewiesen worden war, ein stillvergnügtes Leben. Das Essen sammt dem dazu gehörigen Weine bekam er wie die andern Bediensteten der Gräfin aus der Schloßküche, und obwohl Alles in jener Fülle und Ausgiebigkeit geboten wurde, wie es die Gastlichkeit eines adeligen ungarischen Hauses verlangt, so unterließ Minna doch nicht, den

Nachtisch des Vaters mit jenen Delicatessen, Obst und Zuckerwerk zu versehen, welche für die Gräfin allein bereitet wurden, und welche diese wieder mit dem Pater Bernhardin und ihrer Vorleserin theilte, welche beide an ihrer Tafel speisten.

Außerdem versorgte der Haus-Inspector, ein alter Soldat, der gern auf einen Plausch zu dem Garten-Inspector kam, seinen Freund mit Cigarren und duftigem Garten-Lettinger*). Arbeit war bei beiden Inspectoraten blutwenig und die zwei alten Herren setzten sich zusammen im Garten unter einen schattigen Kastanienbaum, plauderten und dampften aus Leibeskräften. Preßler war seelenvergnügt und wiederholte seiner Tochter zehnmal, daß er jetzt ein Leben führe, wie Gott in Frankreich.

Deshalb vergaß er aber doch nicht auf die Gefangenen, eigentlich auf die Kranken in Frankreich. Obwohl inzwischen bereits der Gefangenen-Austausch zwischen Oesterreich und Frankreich stattgefunden und die Mehrheit derselben den Weg in die Heimat angetreten hatte, so waren Albert und Luvasy doch noch immer in ihrem Stationsplatze in Aix, da der Zustand des Lieutenants noch immer ein solcher war, daß an eine Reise nach Oesterreich nicht gedacht werden konnte, während die Treue und Aufopferung, womit der Jäger Kolb den Offizier pflegte, den Doctor Demarceaux, dem sie anvertraut waren, so sehr rührte, daß er per nefas auch den Jäger für nicht reisefähig erklärte, so daß die beiden Oesterreicher beisammen bleiben konnten. Die Briefe an sie wurden immer unter der Adresse Dr. Demarceaux befördert.

Natürlich hatte man sie auch in Kenntniß gesetzt, als Minna ihren Aufenthalt in Wien verließ und mit ihrem Vater nach Schloß Maisberg übersiedelte. Im nächsten Briefe hatte Luvasy inständig gebeten, nicht etwa zufällig gegen die Gräfin Illesnay zu erwähnen, daß er noch am Leben sei. Die Gräfin sei eine Verwandte von ihm, halte ihn für todt, und er habe seine Gründe, sie vor der Hand bei diesem Glauben zu lassen.

Preßler respectirte sowie Minna diesen Auftrag, ohne nach Luvasy's Gründen zu fragen, und die alte Dame ahnte nicht, daß ihre Vorleserin, ihr Garten-Inspector mit dem verloren geglaubten Sohne correspondirten, während dagegen Preßler und Minna keine Ahnung hatte, daß die Gräfin Illesnay die Mutter des Officiers

---

*) Eine besonders beliebte Sorte ungarischen Rauchtabakes.

sei, welcher die Tochter des Naderers aus den Händen des Herrn v. Illés befreit hatte.

So standen die Sachen, als eines Nachmittags Preßler in seiner kleinen Behausung saß, die verspäteten Zeitungen nachlesend, welche von Wien an die Gräfin und zwei, drei Tage später in die Hände des Inspectors gelangten. Es herbstelte bereits stark, ein feiner Regen fiel auf die gelben Blätter, die auf der Erde immer mehr, an den Aesten immer weniger wurden. Preßler hatte Holz in den Ofen gelegt, die Pfeife angezündet und las mit großer Aufmerksamkeit sein Leib-Organ, die „Vorstadt-Zeitung.“

Da klopfte es, und auf das freundliche „Herein!“ des Alten trat Pater Bernhardin ins Zimmer, grüßte mit einem freundlichen „Gelobt sei Jesus Christus!“ stellte den seidenen Regenschirm in eine Ecke neben dem Ofen, den Hut säuberlich auf einen Sessel und sagte, indem er Preßler, der aufgestanden war, um den Geistlichen zu begrüßen, freundlich auf den Stuhl niederdrückte.

„Bleiben Sie doch sitzen, Herr Inspektor, ich setze mich zu Ihnen, wenn Sie's erlauben.“

„Bitte, Hochwürden, s'ist mir die größte Ehre —“

„Ich war drüben in der Armenschule, — lernen recht brav die Kleinen! Auf dem Rückwege hat mich der Regen überrascht, ich bin zu leicht angezogen und es geht rasch naß durch — durch einen solchen Talar. Da sah ich aus Ihrem Häuschen Rauch aufsteigen und dachte mir, s'ist am besten, ich trete hier ein und ersuche Sie daß ich mich ein wenig wärmen und trocknen darf.“

„Wie gesagt, Hochwürden, es gereicht mir zur ganz besonderen Ehre —“

„Ohne Umschweife. Wie? Sie wollen Ihre Pfeife weglegen? Das gebe ich nicht zu. Zum Dank, daß Sie mich hier gastlich aufnehmen, soll ich Sie Ihres Vergnügens berauben? Eher gehe ich fort. Und um Ihnen zu zeigen, daß ich kein Misokapnos oder Feind des Rauchens bin, will ich mir selbst eine Cigarre anzünden. Erlauben Sie mir nur ein Bischen Feuer. Danke, danke.“

Und Pater Bernhardin zündete an dem brennenden Hölzchen, das Preßler schnell bereit gehalten, mit dem verbindlichsten Lächeln seine Cigarre an.

Der alte Naderer war aber ein feiner Fuchs, er witterte aus der übertriebenen Freundlichkeit des geistlichen Herrn irgend einen geheimen Plan heraus und beschloß auf seiner Hut zu sein.

Pater Bernhardin rauchte seine Cigarre an und es entstand eine kleine Pause.

„Herr Preßler," sagte er endlich, „seien wir aufrichtig miteinander".

„Wie meinen Ew. Hochwürden?" fragte der alte Naderer, wie ein Fechter, der sich en garde stellt.

„Ich muß Ihnen ein Geständniß machen, Sie dürfen aber ja nicht beleidigt sein."

„Was wird da kommen?" dachte der Alte, laut aber setzte er hinzu:

„Wie dürfte ich, der ich hier das Gnadenbrot esse, mich unterstehen, einem Manne, wie Sie" —

„Lassen wir das. Ich habe Sie, lieber Preßler, in der kurzen Zeit ihres Hierseins als einen so honnetten Mann kennen gelernt, daß ich nicht im Stande bin, einen Hinterhalt gegen Sie zu bewahren. Hören Sie mich an. Ich wurde von meinem Orden hieher gesendet, um auf die Frau Gräfin als Beichtvater und Hausgeistlicher einzuwirken. Die arme Dame war melancholisch, tiefsinnig, ja fast irrsinnig geworden und die Hauptursache davon waren unglückliche Familien-Ereignisse, die Ihnen wahrscheinlich bekannt sind."

Pater Bernhardin sah bei diesen Worten den alten Naderer scharf an; dieser machte aber ein vollkommen gleichgiltiges Gesicht und schwieg, da er vor der Hand die Frage des Geistlichen weder bejahend noch verneinend beantworten wollte.

„Sie können sich denken," fuhr der Pater fort, „daß es, als die Gräfin plötzlich eine Vorleserin und Gesellschaftsdame wünschte, mir nicht gleichgiltig war, daß diese junge Person aus Wien, diesem Centrum aller Laster, verschrieben wurde, und daß sie sogar ihren Vater mitbrachte. Ich hielt es für meine Pflicht, als Beichtvater der Gräfin, als ihr geistlicher Rath und Seelenhirt der mir anvertrauten Dame, über die Personen, welche fortan die Gemeinschaft unseres Hauses theilen sollten, Erkundigungen einzuziehen."

„So? bei wem, wenn man fragen darf?" fragte Preßler ziemlich trocken.

„Die geheimen und mächtigen Mittel, die unserem Orden zu Gebote stehen, erlaubten mir, von der lautersten Quelle mir Bericht erstatten zu lassen. Ich erfuhr, daß Sie, Herr Preßler, einst im Dienste der geheimen Polizei gestanden, daß Sie aber in Folge einer großen Belohnung, welche Ihnen von der Frau Gräfin Illesnay für einen wichtigen Dienst ertheilt worden, ausgetreten seien und sich ins Privatleben zurückgezogen haben, wo Sie eben so wacker und unbescholten wie früher lebten: ein gleich ehrenvolles Zeugniß wird Ihrer Tochter von Wien aus ertheilt; sie wird als ein vollkommen honnettes, achtbares Mädchen geschildert. Ich habe sie seither als ein ganz vortreffliches Geschöpf kennen gelernt und glaube, daß ihr Körper eben so rein ist, wie ihre Seele."

„Da können Ew. Hochw. Gift darauf nehmen," sagte Preßler mit einer Derbheit, welche den verliebten Pater entzückte, denn sie lieferte ihm den Beweis, daß Minna noch nicht geliebt habe, folglich ihr Herz noch frei war, wie er meinte.

„Den Dienst, den Sie der Familie Illesnay erwiesen haben," fuhr er erleichterten Herzens fort, „glaube ich zu kennen. Entschieden waren Sie jener geheime Agent des Polizeikommissärs Felsthal, welcher den zum Tode verurtheilten Grafen Ödön Illesnay so wunderbar gerettet hat".

„Sie wissen das, Hochwürden, wohl aus der Beicht?" fragte Preßler.

„Wo denken Sie hin!" rief Pater Bernhardin erröthend, „das Beichtgeheimniß ist Jedem von uns heilig und die Frau Gräfin hat nicht dem Beichtvater, sondern dem treuen, redlichen Freunde die Geheimnisse ihrer unglücklichen Familie mitgetheilt. Vor Ihnen, der Sie ja ohnehin in das Geheimniß eingeweiht sind, brauche ich kein Hehl daraus zu machen".

„Nun, es ist allerdings so," bestätigte der alte Naderer.

„Die alte Gräfin hat übrigens," fuhr Pater Bernhardin fort, „keine Ahnung, daß Sie jener Mann sind; den Namen hat sie vergessen und persönlich hat die Gräfin Sie wohl nie gesehen".

„Soviel ich weiß, nicht," sagte der Alte zweideutig, denn er entnahm aus diesen Worten, daß die Gräfin dem Geistlichen jene Scene, die zwischen ihr und Preßler im Hotel „Jägerhorn" in Pest vorgefallen war, nicht erzählt, wohl dieselbe ganz und gar vergessen hatte, mithin auch keine Ahnung hatte, in welcher Beziehung Minna

zu ihr stehe. Er beschloß daher, auch darüber zu schweigen, da der Pater das Geheimniß von Minna's Abkunft nicht kannte. Dieser fuhr fort:

„Ich bin überzeugt, daß Ihrer Tochter, wenn die Gräfin stirbt, ein bedeutendes Legat zufallen wird; die Schloßfrau von Maisberg hat ihre Vorleserin gar zu lieb."

„Wir sind keine Erbschleicher und warten auf Niemand's Tod," sagte Preßler trocken.

„Dafür sind andere Leute da," erwiederte der Pater, „welche Alles aufbieten, um das Erbe der Illesnay in ihre Hände zu bekommen. Der alte Varga in Pest, der entschieden die Gräfin betrügt, indem er vorgeblich für den entkommenen Grafen Ödön arbeitet' angeblich, weil er auf Amnestie hofft, die der Vatermörder aber um so weniger bekommen wird, weil er zugleich als Spion und Feind Oesterreichs den Piemontesen gedient. In Wien weiß man das gut, und Herr von Illés, wie er sich jetzt nennt, wird den magyarischen Boden, den er mit dem Blute seines Vaters getränkt, kaum mehr betreten".

„Ich glaube selbst, daß dazu keine Aussicht vorhanden," meinte Preßler.

„Es wäre wohl noch ein anderer Erbe da, wenn auch nur ein außerordentlicher, allein durch eine Schenkungsurkunde könnte die Gräfin ihm Alles übergeben. Doch" — fuhr Pater Bernhardin mit einem affectirt betrübten Gesichte fort, „dieser junge Mann, der Sohn einer Jugendsünde der Gräfin, ein gewisser Luvasy, ist seit Solferino verschollen".

„Luvasy!" rief Preßler mit größtem Erstaunen.

„Kennen Sie ihn?" fragte der Pater neugierig.

„Anton Luvasy? Husaren-Lieutenant?"

„Ja wohl, ja wohl! Seit der Schlacht von Solferino hat man nichts von ihm gehört. Sein Regiment hat fürchterlich gelitten — er ist wohl gefallen."

„O nun ist mir Alles klar!" rief Preßler, dem sich siegreich die Ueberzeugung aufdrängte, daß Herr von Illés den Bruder in den Tod schickte, um den lästigen Mitbewerber um die Erbschaft loszubringen.

„Was ist Ihnen klar?" fragte Pater Bernhardin immer neugieriger.

„Herr von Luvasy ist ein Sohn der Gräfin Illesnay?"

„Es ist so, wie ich es gesagt habe."

„Und glauben Sie, daß Herr von Illés, richtiger Graf Ödön, darum wußte?"

„Er selbst hat in einem Briefe von London aus seiner Mutter ihre Schande vorgeworfen und seine Freude darüber geäußert, daß dieser Schandfleck der Familie in der Schlacht gefallen."

„Herr von Luvasy ist nicht bei Solferino gefallen, sondern" —

„Sondern?" fragte der Geistliche mit athemloser Neugierde.

„Sondern nach der Schlacht von seinem Bruder niedergeschossen worden," antwortete Preßler, dem es in diesem Augenblicke einfiel, daß Luvasy die alte Gräfin nicht wissen lassen wollte, daß er noch lebe.

Der Geistliche stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

„Also auch Brudermörder! Kain! Kain!"

Der ehrliche Preßler dachte wirklich einen Augenblick daran, dem Pater Bernhardin mitzutheilen, daß Luvasy noch lebe. Allein er war zu lange Polizeiagent gewesen, um nicht zu fühlen, daß der Geistliche irgend einen bestimmten Zweck verfolge und es daher nicht gut sei, ihm Alles zu sagen, andererseits mußte er jetzt, wo er wußte, daß Luvasy der Sohn der alten Gräfin war, mehr als zuvor dessen Wunsch respectiren, daß die Mutter vor der Hand über die Rettung ihres geliebten Kindes keine Nachricht erhalte. Ob Luvasy für dieses sonderbare Begehren einen eigenen Grund habe, wußte er nicht, jedenfalls wollte er der Gräfin von seiner sicheren Genesung nicht unnöthige Hoffnung machen, die, wenn sie nicht in Erfüllung ging, die alte Dame doppelt schmerzlich berühren mußte.

Der Geistliche hatte sich vom Sessel erhoben, in sichtlicher Bewegung.

„Ew. Hochwürden," sagte Preßler, „ich habe eine Bitte an Sie".

„Sprechen Sie, lieber Preßler."

„Haben Sie die Gnade, der alten Dame nichts von dem zu sagen, was ich Ihnen mitgetheilt habe. Es würde sie fürchterlich angreifen, wenn sie erführe, daß der, der ihr den Gatten erschossen, ihr auch den Sohn gemordet hat."

„Ach das versteht sich ja von selbst!" rief Pater Bernhardin, „doch ich habe Sie lang genug aufgehalten, Herr Inspektor; meine

Kleider sind getrocknet und der Regen draußen ist vorüber. Guten Abend, lieber Mann; gelobt sei Jesus Christus."

„In Ewigkeit!" erwiederte der Alte und begleitete den Geistlichen bis zur Thüre.

Pater Bernhardin ging gedankenvoll den Laubengang hinab. Es sei uns erlaubt, den Gedanken, die er leise vor sich hinmurmelte, zu folgen.

„Der Besitz dieses Geheimnisses hat mich meinem Ziele um tausend Meilen näher gebracht," sprach er bei sich, „so lange Luvasy nur als verschollen, als in der Schlacht gefallen galt, so lange diese Nachricht nur aus der unlautern Quelle herrührte, welche Ödön Illesnay heißt, konnte von einer testamentarischen Verfügung über ihr ganzes Vermögen keine Rede sein. Jetzt aber, wo der geliebte uneheliche Sohn todt, der eheliche aber sein Mörder ist, sind beide Erben mit einem Schlage beseitigt, denn die Mutter wird es Ödön nie verzeihen, daß er ihr den Liebling, den Benjamin, gemordet Die Gräfin im rechten Momente von diesem neuen Frevel Ödön's in Kenntniß setzen, heißt soviel als ihre Unterschrift für ein Testament sichern, das ihre sämmtlichen Güter unserem Orden zuspricht und ich übe ein Gott wohlgefälliges Werk, wenn ich diese reichen Besitzungen nicht in die blutbefleckten Hände eines ruchlosen Vater- und Brudermörders gelangen lasse, sondern sie dem heiligen Orden verschaffe, der sie nur zur größeren Ehre Gottes, zum Wohle der Gläubigen, zu Nutz' und Frommen der heiligen Kirche unseres Herrn Jesu Christi verwenden wird."

Daß übrigens Pater Bernhardin außer diesem großen, in seinen Augen erhabenen Zwecke noch einen kleinen Privatzweck verfolgte, ging aus der Fortsetzung seines Monologes hervor.

„Dem Orden geht auf diese Weise ein Vortheil zu, wie er in den Annalen unseres Klosters lange nicht vorgekommen und ich hätte den gegründetsten Anspruch auf Anerkennung, auf Belohnung von Seite meiner Obern, auf eine schöne Beförderung. Aber ich bin nicht ehrgeizig; ich begnüge mich mit einer kleinen Pfarr-Curator-Stelle in irgend einer gebirgigen Einsamkeit, ich werde meine alte Tante Magdalena zu mir nehmen, daß sie mein Haus führt und dann —"

Wieder hielt er inne und drückte die Hand krampfhaft gegen das pochende Herz.

„Schweige still, Du ungestümer Mahner," rief er mit einem poetischen Schwunge, welchen man dem geschmeidigen Priester des zweckeverfolgenden Ordens gar nicht zugetraut hätte, „meine Phantasie hat Dir jetzt ein reizendes Bild entworfen und Du nimmst es bereits in Deiner pochenden Glut als Thatsache an, während das Ziel doch noch in weiter, nebelhafter Ferne liegt. O Minna! wenn Du wüßtest, wie ich Dich liebe!"

Unwillkürlich erschrack er, als das verhängnißvolle Wort aus seinem Munde war, aber er faßte sich und mit einem Trotze, der seltsam von seinem weichlichen Wesen abstach, mit einer Logik, wie sie nur den Dialektikern seines Ordens eigen, fuhr er fort:

„Warum erschrecke ich? Hat die feige Obedienz mich schon so weit gebracht, daß ich mir selbst nicht mehr das zu gestehen wage, was ich am Ende vor einem ganzen Concilium vertheidigen würde. Ja, ich liebe dieses Mädchen, den Inbegriff aller physischen und moralischen Vollkommenheit. Sollte es denn eine Sünde für den Priester des Herrn sein, wenn er den Herrn verehrt in seinem Meisterwerke? War es nicht Gott selbst, der da sprach: „Es ist nicht gut für den Menschen, daß er allein sei, wir wollen ihm eine Gehilfin geben." Und diese Gehilfin, von Gott dem Manne bestimmt, wird uns, uns allein entzogen, weil hirnverbrannte, körperlich und geistig erschöpfte Fanatiker dem Priester die Ehe verboten? Wo läßt sich dieses Verbot aus den Worten Christi, seiner Apostel und der Kirchenväter nachweisen. „Melius nubere quam uri" *) lautete das alte Dogma. Jahrhunderte lang heirateten die Bischöfe und Priester, bis endlich jenes unglückselige Verbot kam, welches Zwietracht in die Kirche warf, die Reformation herbeiführte und eine unüberbrückbare Kluft zwischen uns und dem Volke aufwühlte. Sollen wir dem Volke nicht lächerlich erscheinen, wenn wir ihm am Traualtare die Pflichten der Eheleute als die heiligsten erklären, uns selbst aber von diesen heiligen Pflichten ausschließen müssen? Klingt es nicht albern, wenn wir bei der Trauung sagen, daß die Ehe symbolisch die Verbindung Christi mit seiner Kirche darstellt, während wir selbst, die Priester dieser Kirche, für ewig von dieser göttlichen Verbindung ausgeschlossen sind? Hat denn keiner von den Priestern der Neuzeit den Muth, das Unheil, das Fanatiker gestiftet, wieder gut zu machen,

*) Es ist besser zu heiraten, als Liebesbrunst zu leiden.

dies unnatürliche Verbot aufzuheben und durch die Einführung der Priesterehe den Katholicismus zu retten?!"

Nach diesen Worten sank Pater Bernhardin erschöpft auf eine Rasenbank und das Haupt gebeugt, vertiefte er sich in Gedanken, die wohl vor ihm schon tausende von Priesterköpfen durchgemacht und noch tausende nach ihm durchgrübeln werden, bis die schöne Stunde schlägt, welche ein unseliges Vorurtheil beseitigt und eine Frage, die in den finsteren Zeiten des fanatischen Mittelalters entstanden, im Geiste der neuen Zeit, der Humanität, des Fortschrittes und der wahren, echten Christus-Religion lösen wird.

Geraume Zeit blieb der Geistliche in seine Gedanken versunken, da legte sich eine Hand weich und freundlich auf seine Schulter; rasch wendete er sich um.

Minna stand vor ihm.

„Mein Fräulein" — stammelte er, sich erhebend, nicht mit der Würde eines Seelsorgers und Hauskaplans, sondern mit der Agilität eines Dandy, der von einer Dame überrascht wird.

Minna bemerkte es und war boshaft genug, zu lächeln; Bernhardin erröthete über und über.

„Ich habe Sie doch nicht gestört, Hochwürden," sagte sie „Sie scheinen in so ernste, düstere Gedanken versunken, daß ich fast nicht wagte, Sie zu belästigen.

„Belästigen? Sie!"

Abermals lächelte Minna. Diese Worte klangen nicht wie die eines an Kanzelreden gewohnten Geistlichen, sondern wie die eines süßen Herrchens.

„Sehr galant, Hochwürden," antwortete sie, „und ich schmeichle mir jetzt mehr als je, daß Sie meine Bitte erfüllen werden."

„Gewiß, gewiß", beeilte sich P. Bernhardin zu sagen.

„Sehen Sie, Hochwürden, die Frau Gräfin ist heute wieder einmal in einer Stimmung, die mir nicht gefallen will. Ich las ihr vor, sie hörte nur mit halbem Ohre zu und starrte gedankenlos nach den trüben Regenwolken, die vielleicht an ihrer Stimmung Schuld waren. Endlich sagte sie: Liebe Minna, Sie plagen sich da und strapeziren Ihre Brust, während ich so undankbar bin, nicht auf Sie zu hören. Ich danke Ihnen für Ihre Mühe; der Regen scheint nachzulassen, machen Sie einen Spaziergang durch den Garten, — etwa zu Ihrem Vater und wenn Sie den hochwürdigen Herrn finden, schicken

Sie ihn zu mir. Ich wollte protestiren, aber sie schickte mich à tout prix fort, und so wie ich die Dame in Einsamkeit gelassen, finde ich Sie, Hochwürden, in einsamer Beschaulichkeit. Es scheint, daß die Einsamkeit das Schlagwort auf Schloß Maisberg geworden ist."

„Und finden Sie denn die Einsamkeit so traurig?"

„Die Einsamkeit einer Zelle, eines Gefängnisses gewiß. Der Mensch gehört zum Menschen."

„Und glauben Sie nicht, daß der Mensch mitten im Gewühl von Seinesgleichen sich recht einsam fühlen kann."

„O gewiß! Ich habe auf dem Corso Francesco in Mailand, auf dem Boulevard des Italiens in Paris mitten im dichtesten Gedränge manchmal eine Leere in meinem Herzen gefühlt, wie sie auf Schloß Maisberg mir bislang fremd geblieben.

„Wahrhaftig?"

„Glauben Sie, daß ich dem Schlosse blos ein Compliment machen will?"

„Also eine Einsamkeit in stiller schöner Natur, ein glückliches friedliches Home (Heimat), wie es die Engländer nennen, wäre im Stande, Ihr Herz zu befriedigen?"

„Ganz gewiß."

„Besonders wenn diese Einsamkeit von Leuten getheilt würde, die Sie lieben?"

„Das halte ich für unerläßlich."

„Ihr Vater allenfalls?"

„Ich würde seine Gegenwart schwer, sehr schwer vermissen."

„Ein geliebter Gatte, ein treuer Freund?"

„Ach, reden wir vom Gatten nicht, bleiben wir vor der Hand beim Freund," sagte Minna mit der unbefangensten Natürlichkeit und reichte ihre Hand dem Geistlichen, der sie mit einer Seligkeit faßte, welche aus seinen gerötheten Wangen, aus seinen funkelnden Augen leuchtete.

Minna bemerkte es und lächelte wieder mit dem anmuthigsten Lächeln, das die schönen, kleinen Zähne mit ihrem perlmutterartigen Schmelze zeigte.

„Nun ja, da haben wir's," rief sie lustig, „ich mache Ihnen da völlig die Cour und halte Sie auf, während die Gräfin mit banger Seele auf Sie wartet. Eilen Sie, Hochwürden, eilen Sie; man soll ein Herz, das schmachtet, nicht leiden lassen".

„Man soll ein Herz, das schmachtet, nicht leiden lassen," wiederholte Pater Bernhardin gedankenvoll, „möge Ihnen die Wahrheit dieses Satzes immer vorschweben. Adieu, mein theures Fräulein".

Der Geistliche eilte nach dem Schlosse, Minna sah ihm lächelnd nach.

„Ich glaube, der Pater ist in allem Ernste in mich verliebt?" murmelte sie lächelnd, „welcher Unsinn! Er wird doch nicht glauben, daß ich Lust habe, Pfarrerköchin zu werden. Ah pah! solch' eine geistliche Courmacherei ist nicht gefährlich und vertreibt ein Bißchen die Langeweile auf Schloß Maisberg".

Dabei gähnte sie und trat den Weg nach der Hütte ihres Vaters an.

Man könnte der schönen Minna mit Fug und Recht vorwerfen, daß sie auch hier wieder jene Koketterie übe, die sie schon gegen Raimondi angewendet und die so viel Unheil angerichtet hatte. Wir nehmen unsere Heldin auch gar nicht in Schutz, denn wir haben schon damals es ehrlich zugestanden, daß sie bei allen ihren sonstigen körperlichen und geistigen Vorzügen auch den Fehler fortwährender Koketterie besaß, der sich nur durch ihre Erziehung, durch ihren früheren Stand entschuldigen läßt.

Minna hatte das Ende des Gartens erreicht, derselbe war durch eine lebendige Hecke abgegrenzt, durch diese führte eine Gartenthüre und außerhalb der Hecke zog sich ein seichter Graben hin, über welchen eine Brücke aus Buchstämmen zum Häuschen des Garten-Inspektors führte.

Als Minna diese Brücke passirte, sah sie in dem Graben einen jener Rastelbinder liegen, wie sie aus den unfruchtbaren Gebirgen Ober-Ungarns so häufig nach Wien wandern, um dort mit Drahtbinderei ihr Leben zu fristen und mit ein paar ersparten Gulden nach der Heimat zurückzukehren.

Der Rastelbinder hatte das Gesicht der Brücke zugekehrt, allein dasselbe war von den langen Haaren und dem schmierigen Hute so bedeckt, daß man die Züge des wandernden Industriellen nicht erkennen konnte. Minna interessirte sich auch nicht im Mindesten dafür — derartige Erscheinungen waren etwas zu Häufiges in der Umgebung von Schloß Maisberg.

Als sie aber in ihres Vaters Hausthüre verschwunden war, da erhob sich der Rastelbinder langsam von dem regenfeuchten Grase,

schüttelte die Haare, daß sie ihm recht wirr ins Gesicht hingen, griff nach dem Dornstocke und murmelte, während er dem nahen Walde zuschritt:

„Sie ist es wirklich, die Undankbare! Das also ist der Lohn dafür, daß ich Dich erzogen, daß ich Dich zur Künstlerin gebildet und Dir das beneidenswerthe Loos zugedacht habe, einen König zu Deinen Füßen zu sehen. Du ließest mich und Deine Mutter im Stich und hockst hier zusammen mit Pfaffen und Aristokraten, während wir ohne Dich herabkommen, verarmen und zu Grunde gehen. Zum Glücke habe ich Herrn v. Illés gefunden, der sich incognito in Pest aufhält, — Du mußt die Seine werden, es gibt für mich alten Komödianten kein anderes Mittel, um in meinen alten Tagen nicht verhungern zu müssen. Ob als Gattin oder als Maitresse ist mir ganz einerlei, — aber gehören mußt Du ihm, und wenn ich die Hilfe meines alten Revolutions-Gefährten Lakatos in Anspruch nehmen sollte, der dort über den Bergen mit seiner Bande lagert. Ich will doch einmal mit Lakatos Rücksprache nehmen, und dann nach Pest an Herrn v. Illés schreiben."

Unsere Leser haben aus diesen Worten wohl schon den alten Tänzer Késztér Sandor erkannt, der nach dem italienischen Kriege, wie so viele seiner Art, von der unbefriedigten Revolutionspartei fallen gelassen wurde, während Franzosen und Piemontesen die gebrauchten Werkzeuge geringschätzend wegwarfen, die Hofpartei aber den hochnasigen Magyaren mit Hohn desavouirte, als man erfuhr, seine schöne Tochter sei ihm abhanden gekommen. Er holte seine Frau in Venedig ab und kehrte mit ihr unter falschem Namen über Buccari und Agram nach Pest zurück, wo sie ihren letzten Nothpfennig verzehrten, ihre letzten Pretiosen verkauften, bis endlich ihr Zusammentreffen mit Herrn v. Illés in dem Alten den Plan auftauchen ließ, für Minna's Besitz sich den Genuß einer kleinen Rente von dem alten Verliebten sichern zu lassen.

Während Késztér Sandor dem Walde zuschritt, war Pater Bernhardin bei der alten Gräfin Illesnay eingetreten und hatte sie in der düstersten Stimmung gefunden.

Der Pater benützte diesen Umstand, um sofort an's Werk zu gehen; er sagte, daß er recht wohl einsehe, wie solch eine Stimmung über eine Dame kommen könne, die des Unglückes, des Herzeleides

so viel erfahren; er mache auch keinen Versuch, sie aus dieser düsteren Stimmung zu reißen, denn so wie Gott nach Sonnenschein und Frühlingsluft gar oft trüb Wetter, Reif, Frost und Schnee sende, so schicke er auch dem Menschenherzen nach Freude Schmerz und nach der Fröhlichkeit den herzbeklemmenden, aber auch herzreinigenden Kummer. Er mache sich selbst einen Vorwurf, daß er die strengen Anschauungen seines geistlichen Bruders, jenes Missionärs, welcher die Gräfin bekehrt, nicht getheilt, sondern geglaubt habe, das tragische Geschick des Hauses Illesnay sei bereits erfüllt; er habe in neuester Zeit den Beweis erhalten, daß jener Fluch, welcher auf allen männlichen Gliedern des Hauses ruhe und welcher aus den Tagen stamme, wo ein Illesnay als Waffengefährte Trenks in Baiern eine ganze Scheune voll Weiber, Greise und unschuldiger Kinder verbrennen ließ, noch immer fortwuchere im zehnten Gliede.

Erschreckt und neugierig gemacht zugleich, drang die Gräfin in den Pater Bernhardin, ihr die neueste Wirkung jenes göttlichen Fluches zu verkünden. Nach langem Zögern, wodurch das zerrüttete Nerven-System der Gräfin in die krankhafteste Aufregung gerieth, theilte endlich der Seelsorger der unglücklichen Mutter mit, daß ihr Lieblingssohn Lovasy nicht in der Schlacht gefallen, sondern von ihrem anderen Sohne, Ödön Illesnay, also der Bruder durch den Bruder ermordet worden sei.

Unter der Last dieses entsetzlichen Frevels brach die Gräfin zusammen; mehrere Wochen lag sie krank, Minna pflegte sie treu, aber sie redete kein Wort mit ihr, sondern besprach sich nur mit ihrem Beichtvater; das Resultat dieser fortwährenden Besprechungen zeigte sich, als die Gräfin endlich genesen, das Bett verließ und wieder schreiben konnte.

Sie machte zuerst ein Testament, in welchem sie alle ihre Güter, ihre Werthsachen u. s. w. der Kirche vermachte, mit alleiniger Ausnahme eines bedeutenden Legates für Varga und eines nicht minder bedeutenden für ihre Vorleserin Minna Preßler.

Hierauf schrieb sie einen Brief an Varga, worin sie ihn von den getroffenen Dispositionen verständigte. Varga, dem der kluge Ordensgeistliche das bedeutende Legat zugeschanzt hatte, fand es nicht weiter nothwendig, für den enterbten und vom Gesetze verfehmten Prätendenten Ödön Illesnay zu intriguiren, und kündigte demselben kaltblütig an, daß er, Varga, für seine Person jeden weiteren Versuch

aufgebe, die Gräfin umzustimmen und gegen den fremden Orden anzukämpfen. Wuthschnaubend entfernte sich der Graf aus der Kanzlei des Verwalters und suchte Késztér Sandor auf.

Inzwischen berichtete Pater Bernhardin an seine Oberen in Wien über den glücklichen Erfolg seiner Mission in Maisberg, über die Unterfertigung des Testamentes, welches dem Orden ein Vermögen von nahe zwei Millionen sicherte; von demselb en seien nur zwei bedeutende Legate wegzuzahlen, eines an einen alten verdienten Beamten und treuen Diener des gräflichen Hauses, wogegen sich nicht gut etwas einwenden ließe; dagegen sei das andere bedeutende Legat vielleicht sogar noch seiner Zeit an den Orden zurückzulenken, indem es einer Vorleserin der Gräfin zugedacht sei, welche sehr frommen Charakters, eine entschiedene Hinneigung zur Kirche und eine besondere Vorliebe für ihn, Pater Bernhardin, als Beichtvater und geistlicher Lehrer hege. Wenn ihm der Orden eine jener Pfarren anvertrauen wolle, welche in Gebirgs- oder Waldes-Einsamkeit die andächtige Stimmung des Menschenherzens erhöhen und dasselbe für fromme Entschlüsse geneigt machen, so wolle er seine Tante zu sich nehmen, jene Vorleserin aber dem Schutze seiner Tante übergeben, und er zweifle nicht, daß es seinem fortwährenden Einflusse gelingen werde, die Dame so zu stimmen, daß sie gleichfalls ihr Vermögen an den Orden abtrete.

Acht Tage darauf erhielt Pater Bernhardin ein Schreiben vom Ordensgeneral, worin ihm die größte Anerkennung ausgesprochen und die Pfarre zu Kirchberg in der Einschicht zugesagt wurde, mit der ausdrücklichen Erlaubniß seine Tante und deren „Elevin" auf die Pfarre mitzunehmen.

Pater Bernhardin rieb sich vergnügt die Hände, der innere Feind triumphirte.

Fünftes Kapitel.

Der äußere Feind.

Eine halbe Stunde etwa vom Schlosse Maisberg zeigten sich am Bergesabhang die ersten Ausläufer eines Buchenwaldes, der bald durch Eichen und Tannen verstärkt zu einem gewaltigen Forste anwuchs; in diesem urwaldartigen Dickicht hausten nicht nur Eber und

Wölfe, sondern auch weit schlimmere Feinde des Menschen, — Räuber, welche der euphoristische Ausdruck der ungarischen Sprache „arme Bursche“ (Szégeny légeny) nennt.

Eine solche Bande armer Bursche, zehn bis zwölf Köpfe stark, unter Anführung eines ehemaligen Honved-Feldwebels lagerte im Walde um ein großes Feuer, denn der Herbst war im Walde doppelt kühl und feucht, in einem Kessel brodelte die Nationalspeise Gyullás-hus ein paar von den Burschen putzten ihre Gewehre, die anderen starrten, ihr Pfeifchen schmauchend, gedankenlos ins Weite, oder sie schliefen auf der zottigen Bunda, den Hunger einstweilen durch den Schlummer paralysirend.

Das Haupt dieser kleinen Legion von Ausgestoßenen, eine dürre, aber sehnige Gestalt mit eisgrauem Bart und Haar, saß abseits am Fuße einer alten Eiche, an deren Stamm er den Rücken lehnte. Seine Augen waren halb geschlossen, aber der Dampf aus seiner Pfeife bekundete, daß er nicht schlief; mit der rechten Hand streichelte er den neben ihm ruhenden Wolfshund, der seine Schnauze bequem auf seine zottigen Vorderfüße gelegt hatte, und sich mit Behaglichkeit die Liebkosungen seines Herrn gefallen ließ.

Der alte Lakatos, — dies der Name des Räubers, — träumte mit offenen Augen.

„Wo seid ihr hin, ihr Tage, als ich zum ersten Male in diese Gegend kam, ein junger Gesell, an der Seite jenes Almos, des gefürchteten Räubers, der später gefangen wurde, aus dem Gefängnisse von Vendvar ausbrach, und nimmer zum Vorschein kam. Wo ist Almos hingekommen? Der alte Zigeuner Kobi, der in Eperies gehängt wurde, hat immer behauptet, er sei in Sz. Kolomban gewesen, als man den Vatermörder, Graf Illesnay Ödön enthauptete und dieser Illesnay sei Niemand Anderer gewesen, als der Räuber Almos, dem man des Grafen Cavaliers-Gewand angezogen. Aber wie wird sich denn Einer für den Andern köpfen lassen? Seltsam bleibt's immer, daß Almos seit jener Zeit verschwunden blieb, sammt seinem Kinde, der kleinen Vilma, die in Gömör bei der alten Maruschka zur Kost war; ich selbst saß damals fest im Thuroczer Comitat und als ich nach meiner Freiwerdung die Alte aufsuchte, meines verschwundenen Hauptmanns Kind zu sehen, da sagte mir Maruschka, es sei ein Mann gekommen, ein Schwabe, mit einem ausdrücklichen Befehl von Almos, ihm das Kind zu übergeben, welches derselbe auch sammt der Magd

Julcsa mitgenommen und die Straße gegen Wien eingeschlagen habe. Habe weiter nie von ihnen gehört. Im Feldzug 1849 aber, als ich mein Handwerk mit dem Honved-Rocke vertauschte, habe ich vor Arad einen Major kennen gelernt, der obwohl er sich Herr von Illés nannte, doch von dem Alten im Regimente als ein Illesnay bezeichnet wurde. Mir fiel seine Aehnlichkeit mit Almos auf. Sollte der Vatermörder wirklich entkommen, und der ehrliche Räuber enthauptet worden sein? Gott der Magyaren, Du wirst es wissen!"

So grübelte der alte Lakatos in echt ungarischer Weise noch lange, ohne die Pfeife aus dem Munde zu geben, sondern jeden Gedanken mit einer entsprechenden Rauchwolke begleitend.

Mit einem Male hob der Hund die Schnauze von den Vorderfüßen, spitzte die Ohren, schaute mit klugem Aug in's Dickicht und stieß einen leisen, knurrenden Ton aus.

„Ruhig, Farkas," sagte der Räuber, „es sind Freunde, ich erwartete sie."

Augenblicklich legte Farkas den Kopf wieder auf die Vorderfüße und betrachtete aufmerksam, aber ohne Laut die beiden Männer, welche im nächsten Augenblicke aus dem Dunkel des Waldes auf die grüne Lichtung traten, wo die Bande lagerte, die ihnen keine Aufmerksamkeit schenkte, weil die beiden von einem Mitglied der ehrenwerthen Corporation eingeführt wurden, also mit Zustimmung des Hauptmann's Lakatos kamen.

Dieser erhob sich, trat ihnen entgegen und begrüßte sie nach magyarischer Sitte.

Der Eine der beiden Fremden war der Rastelbinder, den wir im Graben nächst Maisberg auf der Lauer gefunden haben und der sich als der ehemalige Tänzer und Revolutions-Agent Keszter Sandor entpuppte.

Der andere, ein ältlicher wohlbeleibter Herr, hatte das Aussehen eines jener Productenhändler, welche das Ungarland nach allen Richtungen durchreisen, um mit Getreide, Wein, Vieh, Geschäfte zu machen. Haar und Schnurrbart war zu glänzend schwarz, um echtfärbig zu sein.

Keszter Sandor stellte diesen Herrn auch als den Viehhändler Toth Gabor aus Fünfkirchen vor und der Räuber neigte das Haupt mit höflichem Anstande.

„Herr Keszter wird Ihnen wohl mitgetheilt haben, um was es sich handelt?" eröffnete der angebliche Toth Gabor das Gespräch.

„Ja, Herr, um einen Ueberfall auf Maisberg.“

„So spektakelhaft und dramatisch als möglich“, schaltete Sandor ein; der alte Komödiant trieb Alles mit Effekt, am liebsten hätte er den Ueberfall mit bengalischem Feuer beleuchtet.

„Es ist mir nämlich meine Nichte entlaufen, — wegen einer Liebschaft, die ich nicht billige, — und hat sich als Stubenmädchen oder so was dergleichen, bei der Gräfin Illesnay eine Zufluchtsstätte gesucht. Nun denke ich, wenn's heißt, Maisberg ist von der Bande des Lakatos überfallen und ein Bischen angezündet worden, so wird man sich nicht wundern, wenn das hübsche Stubenmädchen bei der Gelegenheit verschwindet; man wird eben sagen, die Räuber haben sie mitgenommen und es fällt kein Verdacht auf mich.“

Lakatos hälte antworten können, warum der Onkel überhaupt den Verdacht zu scheuen habe und warum er nicht die Hilfe der Behörde in Anspruch nehme, um seine widerspenstige Nichte zu ihrer Pflicht zurückzuführen, aber der Räuber war ein Pfiffikus und antwortete nichts.

„Um die Sache natürlicher zu machen,“ fuhr der Weinhändler aus Fünfkirchen fort, „muß auch ein Bischen geplündert, das Silbergeschirr der Gräfin und die Rentkasse mitgenommen werden. Ich habe hier einen genauen Plan von dem Schlößchen Maisberg, den ich früher selbst einmal gezeichnet habe und wo jedes Meuble genau angegeben ist. Den wollen wir zur Grundlage unseres Planes benützen.

Der alte Räuber hätte fragen können, wie der Fünfkirchner Weinhändler dazu gekommen, einen Plan von Schloß Maisberg mit solchen Details zu zeichnen, aber Pfiffikus Lakatos schwieg abermals.

„Es kann zur Erhöhung des Spektakels auch ein Bischen geschossen werden,“ fuhr Toth Gabor fort, „natürlich nur zum Spasse; nur im äußersten Nothfalle, und wenn man ernsten Widerstand leisten sollte, kann ernsthafter Gebrauch von den Waffen gemacht werden. Die Banknoten, die Ihr in der Rentenkasse findet, behaltet Ihr ganz, — das Silbergeschirr löse ich Euch um denselben Preis ein, welchen Euch der alte Diebsjude Aaron Rosenschein in Tyrnau gibt, außerdem zahle ich jedem Manne Eurer Bande als Darangabe zwei, und Euch selbst zehn Dukaten, die ich Euch hiemit einhändige.“

Mit demselben ruhigen steinernen Gesichte nahm der alte Räuber das Geld in Empfang und schob es in die Ledertasche im Gürtel.

„Und nun wäre es gut, unsern Plan Scene für Scene zu berathen," meinte Sandor, welcher sich von dem theatralischen Apparate nicht losmachen konnte.

„Es wird gut sein," sagte Lakatos und alle drei Herren lagerten sich auf die Erde um den Plan, welchen Toth Gabor mit Eifer explicirte, Lakatos mit gleichen Eifer studirte, dessen Details wir aber hier bei der Berathung füglich übergehen können, da wir sie sonst bei der thatsächlichen Ausführung wiederholen müßten.

Endlich erhoben sie sich; ein Bursche brachte in einer mit Stroh umwundenen Flasche köstlichen Slibowitz; die Flasche ging im Kreise herum, man trank aus derselben ohne Vermittlung eines Glases und verabschiedete sich dann gegenseitig.

„Es bleibt also dabei, wie wir ausgemacht," sagte Toth Gabor, wir erwarten Euch Abends um 10 Uhr bei fékéte málom (Schwarzmühle.)

„Ich werde pünktlich mit meinen Leuten an Ort und Stelle sein," sagte der Räuber.

„Was wir zu unserer Vermummung gebrauchen, Bunda, Hut und Gesichterschwärze besorge ich", rief Sandor, der hier in seinem Elemente war.

„Und nun Gott befohlen!" sprach der Weinhändler aus Fünfkirchen.

„Gott schütze Sie," antwortete Lakatos, der Räuber.

Die beiden Herren entfernten sich wieder durch den Wald, geleitet von den Burschen, der ihnen schon früher als Wegweiser gedient hatte.

Sandor war sehr gut aufgelegt und pfiff den Rakoczymarsch mit den schönsten Variationen.

Der angebliche Toth Gabor aber ging hinter ihnen, mit verschränkten Armen und murmelte finstern Antlitzes vor sich hin:

„Thut mir recht Leid, Frau Mama, wenn ich heute Nacht Deine angegriffenen Nerven noch ein Bischen stärker aufreizen muß. Hast mich auch genug gereizt. Zuerst willst Du mein Eigenthum, des Vaters Vermächtniß, dem Bettelkerl, dem Bastard anhängen, dann wieder den frommen Vätern zu Wien? daraus wird nichts und wenn ich Dir schon die Herrschaften und Schlösser nicht wegnehmen kann, so will ich wenigstens Geld und Geldeswerth dem frommen Orden aus den Klauen reißen. Ich weiß jenen Platz in Deinem Schlafzimmer,

chère Mama, wo die Chatouille steht, in der sich um 200,000 Gulden Staatspapiere befinden, da mein Papa sich Obligationen auf 10,000 fl. per Stück ausstellen ließ. Außer diesen 20 Stück Metalliques, muß der Diamantschmuck von Dir und von Papa in dem geheimen Fache stecken, nebst 100 Stück Dukaten im Tresor. So ist's immer Sitte gewesen bei den Illesnay's, ich hoffe, Du wirst als eine Frau von reinstem blauen Blute Deine aristokratischen Gewohnheiten nicht verleugnet und etwa gar schon bei Lebzeiten den Inhalt der Chatouille den Pfaffen angehängt haben. Wenigstens will ich mir, da Du mich mit keinem Legat bedacht, die Chatouille als Souvenir meiner Ahnen behalten, 200,000 bis 250,000 fl ist der Inhalt immer werth und dann fort aus diesem morschen, decrepiden, vermaledeiten Vaterland, wo für einen Illesnay kein Glück blüht."

Während der vermeintliche Fünfkirchner Weinhändler also monologisirte, hatte Lakatos, der Räuber sich wieder unter die alte Eiche gesetzt, eine neue Pfeife angezündet und den Wolfshund streichelnd, der sich wieder neben ihm gelagert hatte, brummte er vor sich hin:

„Du mußt zeitiger aufstehen, wenn Du einen alten Fuchs, wie mich prellen willst, — Du bist so wenig ein Weinhändler, wie ich ein schwäbischer Schneider. Du bist der Herr Graf Ödön Illesnay, der durch den Teufel auf dem Schaffot ausgewechselt wurde, so daß mein Freund und Wohlthäter Almos bluten mußte, während der Teufel dem, der sich ihm verschrieben hatte, durchhalf; denn alle Illesnay sind dem Teufel verfallen, dieser aber am allernächsten, der seinen Vater erschossen hat und nun die Mutter berauben und ihr das Haus über dem Kopf anzünden will. Das Mädel aber, das er für seine Nichte ausgibt, ist jedenfalls irgend ein braves Bürgerskind, das sich vor den Nachstellungen des alten adeligen Wüstlings auf Schloß Maisberg geflüchtet hat und das er bei dieser Gelegenheit in seine Krallen bekommen möchte. Oho! Herr Graf, — wenn ich auch nur ein armer Bursche bin, so tausche ich doch nicht mit Dir, — dem Teufel habe ich mich nicht verschrieben und der Räuber Lakatos wird heute einen Streich ausführen, daß sein Name neben dem eines Rosza Sandor, Milfait und Sobri José würdig in der Geschichte von Ungarn dastehen soll."

Begeistert von dieser etwas eigenthümlichen Geschichts-Anschauung sprang der alte Räuber auf und trat zu seinen Leuten, die sich um das im Kessel dampfende, gar gekochte Fleisch gruppirt hatten, und

mit blechernen Löffeln den köstlich riechenden Inhalt des Fleisches ausschöpften, während die Slibowitz-Flasche im Kreise ging. Man machte dem Hauptmann Platz, — er nahm seinen Antheil an dem Wald-Diner, wie alle übrigen.

„Um acht Uhr brechen wir auf," sagte er während dem Essen.

„Die Richtung?" fragte Einer, der eine Art Unter-Anführer zu sein schien.

„Gegen Maisberg, — bei fékéte màlom wird Halt gemacht, dort stoßen noch zwei Mann zu uns."

„Gut, wie viel Patronen?"

„Fünfe, aber keine in den Lauf, — Eure Gewehre bleiben ungeladen."

„Oho! was soll denn," —

„Halt' das Maul! ich will es so. Mein Doppelstutzen wird allein und sorgfältig geladen. Außer Farkas wird kein Hund mitgenommen. Wenn Ihr mit dem Essen fertig, legt Euch in's Gras und schlaft bis es Zeit ist. Wir könnten einen scharfen Nachtmarsch bekommen. Adieu!"

Und Lakatos ging langsam, wie über einen Plan brütend, zur alten Eiche und nahm seinen gewohnten Platz ein, während die Szégény légény die Befehle ihres Hauptmanns vollzogen.

So verstrich diese Stunde.

Sechstes Kapitel.

Die Katastrophe. Schluß.

Ein Reisewagen von der primitivsten Einfachheit fährt auf der Straße, welche von Preßburg gegen Norden führt, in der Richtung gegen Maisburg zu. Die Sonne geht langsam abwärts, die Herbstluft jagt lustig die gelben und rothen Blätter zwischen den Rädern des Wagens durch, den ein Bauernkutscher leitet, und zwei kleine, aber behende ungarische Rößlein vorwärts ziehen.

Im Wagen sitzen zwei Reisende; der fürchterliche Staub, den sie unter Tags zu leiden hatten und der sich auf ihren Kleidern ansetzte, ist Nachmittags durch den eingetretenen Regen in eine Art Pasta verwandelt worden, und die beiden jungen Männer sahen in dieser Kruste nicht malerisch aus.

„Wir werden Aufsehen machen," meinte der Eine lachend, „wenn wir uns in diesem Costüm präsentiren; wir sehen aus, wie zwei Terracotta-Figuren."

„Es geht auf keinen Fall, lieber Albert," erwidert der Andere, die Frau Gräfin hält große Stücke auf Etikette und ich möchte nicht, daß sie zu dem Glauben käme, ich sei jetzt minder aufmerksam gegen Sie, als zur Zeit, wo ich noch nicht wußte, was ich jetzt weiß."

„Meine Minna hält zwar nicht auf Etikette," rief lustig der Jäger Albert Kolb, — denn daß er es war, haben unsere Leserinnen ohnehin errathen, — „aber es ist mir darum zu thun, meinem Engel mich ebenfalls so nett als möglich vorzustellen und nicht in einem Zustande, als ob wir über Nacht in einer Kothlache geschlafen hätten."

„Ist Deine Minna wirklich so schön?" fragte Luvasy, Alberts Reisegefährte.

„Du wirst Sie sehen und wirst meine Schwärmerei begreifen," antwortete Albert.

„Und doch hast Du, längst genesen, mich nicht verlassen," rief der ehemalige Offizier, ihm die Hand reichend, „sondern treu bei mir ausgeharrt, Du redlicher Freund, bis auch ich die Heimreise nach Oesterreich antreten konnte."

„Reden wir nicht weiter davon," meinte Albert, „wir haben als echte, ehrliche Oesterreicher bei einander ausgehalten und werden es auch jetzt thun, wo wir den Soldatenrock ausgezogen."

„Ich habe meine Quittirung eingereicht. Als Offizier könnte mir doch Einer vorwerfen, daß ich mein Ehrenwort nicht gehalten, da ich ja noch lebe. Als Civilist bin ich mit mir vor meinem Gewissen einig und glaube, die unberechtigte Forderung des Herrn von Illés zur Genüge erfüllt zu haben, als ich die Todeskugel gegen meine Brust abschoß. Daß ich gerettet ward, ist wahrhaftig nicht sein Verdienst."

„Ich habe mich an den Herrn Bürgermeister von Wien gewendet," sagte Kolb, „als ehemaliger Magistrats-Praktikant bat ich das Stadt-Oberhaupt, sich meiner anzunehmen. Der Herr Bürgermeister hat es endlich gethan, einer der tüchtigsten Wiener Rechtsgelehrten hat meine Angelegenheit beim Kriegsministerium vertreten, die Aussagen meines Bruders Franz Kolb, oder wie er sich nannte: Colpini, haben in Uebereinstimmung mit den neuerlichen Erklärungen des Hauptmanns Kolossy bewirkt, daß ich losgesprochen wurde und in Anbetracht

meines Verhaltens am Tage der Schlacht von Solferino, so wie bei dieser Gelegenheit empfangenen Wunden, habe ich auch einen ehrenvollen Abschied erhalten und bin frei wie Du."

„Gedenkst auch nicht mehr zum Magistrat als Praktikant zurückzukehren?" fragte Luvasty.

„Da ich gerne heiraten möchte," erwiderte Albert lachend, „so halte ich eine Praktikantenstelle nicht für den geeigneten Posten, um eine Frau zu erhalten."

„Nur getrost, mein Freund, auch ich werde meinen saubern Bruder nicht um sein Erbtheil bringen, aber da meine Mama immer so gütig gegen mich war, so wird sie mir doch wenigstens ein kleines Capital vorstrecken, um ein Geschäft anzufangen, dessen Compagnon Du werden sollst. Wir werden uns schon fortbringen, habe Muth, lieber Freund."

„Daran hat's mir nie gefehlt, — ich zweifle nicht an der Zukunft."

„Dort liegt Maisberg," sagte in diesem Augenblicke der Kutscher, mit der Peitsche nach einem kleinen Hügel zeigend, auf welchem das nette Schlößlein lag, in der Entfernung von etwa zwei Stunden.

Bevor man dahin kam, mußte man ein kleines Dorf passiren, wo man Halt machte, Pferd' und Wagen einstellte und sich entschloß, in der Dämmerung des Abends zu Fuß nach Maisberg zu gehen, und sich, da die beiden Reconvalescenten selbst noch schwach waren, die bescheiden gefüllten Reisetaschen von zwei handfesten Slowaken tragen zu lassen.

Es war bedeutend dunkel, als man hinter dem Schlosse anlangte und die Wohnung des Gartens-Inspektors erreichte. Keinen Versuch machen wir, die Freude des alten Naderers zu schildern, als die beiden Männer bei ihm eintraten. Mit Stolz konnte er sich sagen, daß doch eigentlich er es war, der ihnen das Leben gerettet hatte. Was Küche und Keller vermochten, schleppte er herbei, die Ermüdeten zu erquicken. Auch er rieth davon ab, sich noch Abends bei den Damen vorzustellen, da die Gräfin Abends regelmäßig Andachtsübungen mit ihrem Hauskaplan abhalte, denen auch Minna beiwohne. Bedenkt man dazu noch die jugendliche Eitelkeit der Reisegefährten, welche sich, wie erwähnt, im schmutzigen Reisegewand nicht vorstellen, sondern erst Toilette machen wollten, so wird man begreifen, daß das Wiedersehen auf den nächsten Tag verschoben wurde.

Nachdem man ein paar Flaschen echten Ungarweines getrunken gingen die beiden jungen Männer zu Bette, das heißt Luvasy legte sich auf Preßler's Lager, Albert nahm auf einem bescheidenen Sofa Platz und der alte Naderer trug sich einen Armstuhl in das Zimmer neben dem Schlafgemache, um darauf zu übernachten. Der Alte hatte wenig Schlaf, das Alter und die Freude hielten ihn wach, während die jungen Männer bereits fest schliefen. Er hatte das Licht ausgelöscht und das Fenster geöffnet, damit der Rauch seiner Pfeife sich verziehe und den nebenan schlummernden Reconvalescenten nicht lästig falle.

So sitzt er am Fenster, in seinem Gott vergnügt, das Ende seiner Leiden und Bedrängnisse ahnend, hinausstarrend in die stille, vom Monde schwach beleuchtete Herbstlandschaft.

Plötzlich wurde er aus seiner Ruhe durch ein seltsames Ereigniß aufgescheucht.

Vom Rande des Waldes herüber biegt gegen Maisberg eine Schaar Männer ein, rasch, wie nach einem Tacte eilen sie auf das Schloß zu, ihre Gewehre blitzen im Mondenschein und ihre Tracht zeigt, daß es keine Soldaten sind. Preßler hat schnell das Richtige errathen.

Mit zitternden Händen weckt er die Schläfer, — im Nu sind sie angekleidet, — die einzige Flinte des Garten-Inspectors, eine Sense und ein Beil werden zu Waffen in ihren Händen.

Luvasy und Preßler eilen durch den Garten auf's Schloß, Albert nach Preßler's Weisung in das nächste Dorf, um den Dorfrichter zu verständigen und Sturm läuten zu lassen.

Inzwischen nehmen die Ereignisse auf dem Schlosse ihren Gang.

Es war nahe an 12 Uhr und die Bewohner von Maisberg längst zu Bette, da pocht und donnert es plötzlich an die Thore des Schlosses, daß der entsetzte Thorwart auffährt und durch das Fensterlein neben der Pforte mit bebender Stimme fragt, wer da sei, was man begehre.

„Der Lakatos ist's mit seiner Bande," lautete die Antwort, welche die Haare zu Berge treibt, „aufgemacht oder Du bist des Todes!"

Mit zitternden Händen sucht der Thorwart den Schlüssel und kann ihn nicht finden, die ungeduldigen Räuber pochen und poltern stärker.

Die wenigen Hausgenossen versammeln sich im Hof und drängen sich ängstlich zusammen, wie Schafe, die ein Rudel Wölfe kommen sehen; schwache Andeutungen der Männer sich zu vertheidigen, werden vom Weheruf des weiblichen Dienstpersonales niedergezettert, ein panischer Schrecken herrscht ringsum und Pater Bernhardin, der Held des Friedens, versteckt sich auf die Gefahr hin zu ersticken, in einem alten, mit Damenkleidern angefüllten Wandschrank.

Minna, beim ersten Kolbenstoß gegen die Pforte aus ihrem leisen Schlummer aufgeschreckt, eilt im tiefsten Negligé zu ihrer Gebieterin; die alte Gräfin, schwerer zu wecken, blickt entsetzt und schlaftrunken um sich, und umklammert in ihrer Angst ihre schöne Vorleserin; bei dieser Gelegenheit erblickt sie an Minna's Busen jenen Rakoczythaler.

„Woher mein Kind haben Sie Das?“ ruft die Gräfin Illesnay.

„Als Andenken an eine Opferthat,“ erwiderte Minna, „als mein Vater Almos sich für den Grafen Ödön Illesnay enthaupten ließ.“

„O mein Gott! mein Gott! Du bist gerecht!“ ruft die Gräfin, die Hände faltend.

Draußen aber ertönt ein wildes Eljen, der Pförtner hat endlich die Schlüssel gefunden, das Thor geöffnet und die wilde Schaar dringt jauchzend in das Schloß.

„Keinen Widerstand!“ donnert Lakatos dem Hausgesinde zu, „es geht keinem an's Leben, so Ihr ohne Widerstand die Schlüssel zur Küche und Keller und vor Allem zur Rent-Cassa hergebt. Drauf und dran Ihr Bursche!“

Mit größter Bereitwilligkeit wird Alles herbeigeschafft, Schinken, Käse, Wein, und während ein Theil der Räuber sich daran macht, diese Vorräthe zu verzehren, spricht Lakatos leise zu dem Rentmeister: welcher ihm mit bebenden Händen die Cassaschlüssel darbietet:

„Kommen Sie mit mir, zahlen Sie für meine Leute eine Summe von 500 Gulden, ich begehre für meine Person nichts.“

Staunend führte der Rentmeister den seltsamen Räuber in das Cassalocale zu ebener Erde.

„Wo ist das Schlafgemach der Vorleserin?“ fragt einer von den Räubern, der zwar so gekleidet und bewaffnet ist, wie die übrigen, aber an ihrem Zechgelage keinen Antheil nahm.

Man zeigt ihm ein Fenster im ersten Stocke, er eilt in Begleitung eines andern Räubers hinauf.

„Diesmal soll Sie mir nicht entkommen, die Teufelsdirne,“ spricht Graf Ödön, der aus Habsucht und sinnlicher Liebe sich zum Genossen von Räubern herabgewürdigt.

„Ich werde mein Recht als Vater gegen sie gebrauchen,“ ruft sein Begleiter Késztér Sandor, mit echt ungarischer Logik vermeinend, weil er das Kind erzogen, habe er ein Recht auf das geraubte Kind.

Sie finden die Thüre von Minna's Schlafgemach offen, das leere Bett, die Frauenkleider zur Seite zeigen ihnen im Schimmer der Nachtlampe, daß sie am rechten Orte sind, aber die rechte Person fehlt.

„Hölle und Teufel!“ flucht Graf Ödön, „wo ist sie hingekommen?“

„Vermuthlich hat sie sich zur Gräfin geflüchtet,“ erwiderte Sandor, „suchen wir sie.“

Die beiden Männer eilen hinaus, ihr Opfer zu suchen, finden sich aber in den finstern Gängen nur schwer zurecht und stolpern fluchend herum, die Appartements der Gräfin suchend.

Inzwischen war Folgendes geschehen.

Mit jenem Muthe, mit jener Energie, welche Minna's väterliches Erbgut war, hatte diese einen kühnen Entschluß gefaßt; ein leichtes Tuch um die Schultern werfend, im weißen Nachtgewand, das lange, kohlschwarze Haar aufgelöst in prächtiger Fülle reißt sie das Fenster auf und ruft im reinsten Ungarisch hinab in den Hof:

„Szégény légény, — hört mich an!“

„Hört! hört!“ rufen die Räuber unwillkürlich und blicken neugierig, freundlich schmunzelnd nach der reizenden Erscheinung am Fenster.

„Wir wissen als gute Ungarinnen, was wir den „armen Burschen“ schuldig sind, Speck und Brot, Wein und Fleisch und ein anständiges Lösegeld,“ fährt Minna fort, auf eine alte ungarische Sitte sich beziehend, „Ihr sollt Alles haben was Ihr fordern könnt, aber vergeßt nicht, daß hier im Hause außer uns Dienstleuten Niemand ist, als ein Priester und eine kranke Edelfrau, — wer Geistliche und Frauen nicht ehrt, ist kein echter Magyar, sondern ein Feigling.“

Minna gebrauchte einen noch viel schärferen Ausdruck, wie ihn

eben nur die ungarische Sprache im Munde einer Dame ermöglicht. Verdutzt blickten die Räuber nach der kühnen Rednerin, der Hauptmann aber, der nach Empfang der begehrten Summe aus dem Cassenlocale wieder in den Hof zurückgekehrt war, trat vor und rief zum Fenster hinauf:

„Wir wissen gut, was armer Burschen Brauch und Sitte ist. Wirst's uns wohl nicht lehren, schönes Dirnlein, denn ich bin Lakatos Pál, der Räuberhauptmann.“

„Und ich bin Vilma, des Räubers Almos Kind!“ gab Minna zur Antwort.

„Du, Du!“ stammelte der alte Lakatos, die Arme nach ihr ausstreckend, dann aber wendete er sich gegen seine Leute und rief, „den Hut herab Ihr Bursche, das ist die Tochter des besten Mannes, der je in Ungarn justificirt wurde. Eljen Almos, Eljen Vilma!“

„Eljen Almos, Eljen Vilma!“ jubelten die armen Bursche.

In diesem Augenblick bekam die Sache eine neue Wendung.

Man sah, wie ein kräftiger Arm Minna erfaßte und sie vom Fenster wegriß, — man hört, wie sie „Hilfe! Hilfe!“ rief, während im nächsten Augenblicke ihre Stimme erstickt wurde, wahrscheinlich, weil sich eine Hand auf ihren Mund preßte.

„Tausend Teufel, was geht da oben vor?“ rief Lakatos, „mir nach Bursche!

Die wilde Schaar, stürmte, von ihrem Hauptmann geführt, hinauf in die Wohnung der Gräfin.

Wir eilen ihnen voran, um zu sehen, was dort vorgegangen war.

Während Minna das Fenster aufriß und die Räuber haranguirte, hatte die Gräfin, einem natürlichen Instincte folgend, eine kostbare Chatouille aus einem Secretär genommen und unter ihren Arm verborgen. Die schwachsinnige Frau meinte auf diese Weise ihre Kostbarkeiten retten zu können.

Im nächsten Augenblicke stürmten Graf Ödön und Késztér Sandor ins Zimmer.

„Da finden wir sie ja beide beisammen!“ jubelte Illesnay.

„Sollst mir nicht abermals durchgehen, lieb' Töchterlein,“ rief der Tänzer höhnisch.

„Guten Abend, Mama!“ sagte der Graf, „ich komme mein Erbtheil zu holen. Es muß doch noch ein Bischen was da sein, soviel

Du auch den Pfaffen und Deinem H.... kinde angehängt hast, den rechmäßigen Sohn ganz vergessend."

„Du mein Sohn?" rief die Gräfin kreidebleich und mit weißem Schaum auf den Lippen, „ich kenne Dich nicht, Du bist mein Sohn nicht, — Du bist ein Vatermörder, ein Brudermörder, ein Räuber, der ins Haus der Mutter dringt, um sie zu berauben, Du bist ein Elender, ein Niederträchtiger, ein Scheusal, wie die Erde noch keines getragen, — sei verflucht! verflucht!"

Das Antlitz des wilden Grafen war dunkelroth, das Blut des Illesnay stieg ihm zum Kopfe und seine Stimme bebte, als er einen cynischen Ton affectirend, erwiderte:

„Mach nicht so viele Worte, altes Sündenweib, sondern gib her, was mein ist. Sieh, da hast Du ja unter dem Arme, was ich suche, die Chatouille mit unserem Wappen mit den letzten Reste unsers Vermögens, das dem letzten Illesnay gebührt, — her damit!"

„Nimmermehr, eher mein Leben!" keuchte die Gräfin.

Während dem hatte Készter Sandor, den Eljenruf hörend, mit welchem die Räuber Almos' Tochter begrüßten, Minna vom Fenster weggerissen, der entsetzliche Anblick, der sich ihr darbot, raubte ihr die Sprache; sie sah, wie der Sohn mit der Mutter rang, wie die alte Dame wie eine Löwin sich wehrte und endlich, da der starke Mann ihr mit Gewalt die Chatouille entriß, ihrer nicht mehr mächtig aufschreiend vor Schmerz und Verzweiflung den räuberischen Sohn mit der flachen Hand in's Gesicht schlug.

Der Schrei, den der tolle Graf in diesem Augenblicke ausstieß, hatte nichts Menschliches; es war das Wuthgeheul des Schakals, der den vergifteten Pfeil des Buschmanns in seinen Weichen fühlt.

Wie die übrigen Genossen von Lakatos Bande trug auch er einen Gürtel, in dem zwei Pistolen und ein scharfes Messer steckten. Als ihm die Mutter den Schlag in's Gesicht gab, ließ er die Chatouille fallen, fuhr mit der linken Hand nach der Kehle der Gräfin, die er umklammerte, und zog mit der rechten Hand das Messer; blutig funkelte der Stahl.

Ein Stoß und der Mörder seines Vater war auch Muttermörder geworden

Doch im selben Augenblicke, wo das Messer gegen die Brust der Gräfin sich senkte, krachte ein Schuß und Graf Ödön Illesnay stürzte mit zerschmettertem Haupte zu Boden.

Ohnmächtig sank die Gräfin neben ihm zur Erde.

Lakatos war der Schütze gewesen; er hatte, wie wir wissen, auf Minna's Hilferuf das erste Stockwerk im Sturm erklommen und kam gerade noch recht, um durch einen Schuß aus seinem si'eren Rohre den Muttermord zu verhindern.

Todtenbleich, bebend, betrachtete Minna, finstern Blickes Készter Sandor die grauenhafte Scene.

Lakatos aber trat zu dem Todten, gab' ihm einen Stoß mit dem Fuße, wie Ödön es einst auf dem Schloßhofe zu Illesnay, dem erschossenen Vater gethan, dann sprach er zu seinen Leuten:

„Seht, daß es noch Gerechtigkeit gibt im Ungarlande. Der da liegt, hat seinen Vater ermordet, aber das hochadelige Comitatsgericht zu Sz. Kolomban hat ihm durchgeholfen und statt jenen den Räuber Almos hingerichtet, der zehnmal besser war, als er, denn der da hat auch seine Mutter berauben und morden wollen. Dafür habe ich ihn niedergeschossen, wie einen Hund. So übt Lakatos Gerechtigkeit."

„Eljen Lakatos!" jubelte die Bande.

„Nun, wenn Du ein so gerechter Mann bist," sagte Készter Sandor vortretend, so wirst Du auch mir Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Was begehrst Du?" sagte der Räuberhauptmann.

„Ich begehre nichts, als daß diese hier, meine Tochter, mit mir ziehen soll," sagte der alte Tänzer.

„Ich bin nicht seine Tochter, ich bin des Räubers Almos Kind!" rief Minna.

„Du bist es, bist meines Freundes Almos Tochter," entgegnete Lakatos mit glänzenden, feuchten Augen, „seine Stimme klingt aus Deinem Munde, sein Feuer leuchtet aus Deinen Blicken, sein Muth, seine Ehrlichkeit lese ich aus Deinen Zügen. Welches Recht hat dieser Mann an Dich?"

„Ich habe sie erzogen, ausgebildet," prahlte Készter Sandor.

„Um mich später als Maitresse an irgend einen reichen Wüstzu verkaufen," zürnte Minna, „wie der, den Du hierher und in den Tod geschleppt."

Finster blickend biß sich der alte Tänzer auf die Lippen, Minna fuhr fort:

„Der Mann, der von meinem Vater beauftragt, mich von Gömör von der alten Maruschka holte, mich nach Wien brachte, mich erzog

und mir ein wirklicher Vater war, bevor mich dieser g e s t o h l e n steht hier, ihn, ihn allein erkenne ich als meinen Vater."

Und Minna flog auf Preßler zu, der mit Luvasy in's Zimmer getreten war.

Der alte Naderer zog das geliebte Kind an sein Herz.

„Dann seid Ihr auch der Mann," fragte Lakatos, „der am Tage von Almos Hinrichtung am Fenster eines ersten Stockes gegenüber dem Blutgerüste stand und mit dem Verurtheilten Zeichen wechselte."

„Ich bin es," antwortete Preßler.

„So seid bedankt dafür, daß Ihr den letzten Auftrag meines Freundes, den mir die alte Maruschka mitgetheilt, so getreulich erfüllt habt. Doch was ist das? Mir scheint ich höre Sturmgeläute."

„Es klingt von Kis-Debrö herüber," bemerkte Preßler warnend.

„Dann haben wir Zeit, daß wir fortkommen," rief Lakatos, „der Gendarmerie-Posten ist nur eine Viertelstunde von dort. Vorwärts Bursche, — lebt wohl Herr!"

Und der Räuber drückte herzlich die Hand des ehemaligen Polizei-Agenten, küßte Minna auf die Stirne und verließ das Schloß Maisberg, nichts mitnehmend, als die 500 Gulden aus der Rentamtscasse und einige Speckseiten und Schinken, welche die „armen Bursche" bei ihrem Abmarsche im Vorbeieilen mitgehen ließen.

Eine Stunde nach diesen Vorgängen erwachte die Gräfin aus ihrer Ohnmacht in Minna's Bett, wohin man sie getragen hatte, um ihr, wenn sie zu sich käme, den Anblick des Zimmers zu ersparen, in welchem die blutige Katastrophe stattgefunden hatte.

Mit fast verwirrten Blicken sah sie um sich, aber bald begannen ihre Augen zu leuchten, ihre Zügen verklärten sich, sie sah dem jungen Manne in's Gesicht, der sie umschlungen und ihr Haupt gegen seine Brust gedrückt hielt, lächelte selig und flüsterte leise:

„Ich bin wohl im Himmel, weil ich die geliebten Todten wieder sehe?"

„Nein Mutter, Du lebst," erwiderte Luvasy, sie zärtlich küssend, „Du lebst, so wie Dein Sohn lebt, der fortan kein anders Ziel kennt, als Deine alten Tage zu verschönern."

„Mein Antal, mein Liebling!" hauchte die Mutter an seinem Halse.

Und als sie weiter herumblickte, da sah sie ringsum nur freudestrahlende Gesichter, Minna an der Seite ihres Geliebten, den Luvasy als Denjenigen vorstellte, der nächst Preßler, seinem Lebensretter, das Meiste zu seiner Genesung beigetragen und Preßler blickte seelenvergnügt bald auf seine Minna und ihren Bräutigam, dem er Leben und Ehre gerettet, bald auf Luvasy und seine glückliche Mutter, die Gräfin, die einst in Pest den alten Naderer so schnöde die Thüre gewiesen. Er rieb sich lächelnd die Hände über den Tag seines glänzendsten Sieges, seines größten Triumphes.

Im Hintergrunde aber stand Einer, dessen bleiche, gramerfüllte Züge schmerzlich mit der glücklichen Gruppe contrastirten. Es war Pater Bernhardin, der seine Hoffnungen vernichtet, seine Pläne gescheitert sah; er bot das Bild schmerzlicher Resignation, doch die Glücklichen bemerkten es nicht, denn es ist ein alter Fehler, daß die, die im Glücke sind, die Unglücklichen nicht beachten.

* *
*

Nach den aufregenden Scenen, die wir im letzten Kapitel geschildert, wird das idyllische Still-Leben, das wir unsern Lesern zum gänzlichen Schlusse vorführen wollen, einen eigenthümlichen, aber wohlthuenden Gegensatz bilden.

Die Alpenkette, die sich auf der steirisch-österreichischen Grenze von Semmering bis zum Traunstein zieht, am Oetscher ungefähr ihren Mittelpunkt bildend, enthält in ihren zahllosen Abdachungen und Wandungen hie und da Thäler von so außerordentlicher romantischer Schönheit, daß, um sie nicht zu kennen, nur jene echt österreichische, leichtsinnige Vaterlands-Unterschätzung dazu gehört, welche dem Interessanten in Frankreich und England, in der Schweiz und in Italien nachläuft und es in der eigenen Heimat vornehm ignorirt. Allerdings sind manche dieser Thäler so abgelegen, und entbehren aller Fahrgelegenheit, Unterkunftslocale und sonstigen Bequemlichkeiten in einer Weise, daß man es dem an alle Comfort's modernen Wanderlebens gewöhnten Touristen nicht verargen kann, wenn er ihnen sorgfältig aus dem Wege geht.

Eines der romantischesten, aber auch der einsamsten dieser Thäler war in den nächsten Jahren nach dem Kriege in ein wahres Paradies umgestaltet worden. Ein altes Gehöfte, das mitten im Thale an einem brausenden Waldbache lag, war sammt dem dazu gehörigen Eisenhammer und Sägemühlwerk im Executionswege verkauft und von

zwei „Wiener Herren" an sich gebracht worden. Bald darauf kam neues Leben in das verödete Thal und die schwarzen Tannen und Föhren, die ringsum von den Bergen niedersahen, hörten wieder den lustigen Schlag des Hammers, das rastlose Knirschen der eisernen Sägezähne. Die verarmte Bevölkerung segnete die beiden Wiener Herren, die wieder Arbeit, mithin Brot in die Thalschlucht brachten, und über das ganze Thal breitete sich jener geschäftige Friede, welcher industrielle Bezirke charakterisirt; die Arbeit lärmt nicht, sie bewegt sich still, aber energisch.

Selbst das rauhe Getöse des Krieges tönt nicht in die Waldeinsamkeit eines solchen abgelegenen Thales, und da die reichen Wiener Herren auch während des Krieges im Jahre 1866 aus Rücksicht für ihre Arbeiter die Arbeit nicht einstellten, sondern mit Verlust fortarbeiteten, so erfuhren die glücklichen Bewohner dieser Waldeinsamkeit nur wenig von den furchbaren Schlägen, welche Oesterreich im Juli dieses verhängnißvollen Jahres getroffen hatten.

Desto mehr interessirten sich aber die Familien, welche, die Eigenthümer von Rodenek, so hieß das Besitzthum, waren, für die Begebenheiten am Kriegsschauplatze.

Wir finden den Einen der beiden Compagnons in einer Gartenlaube in dem anmuthigen kleinen Park, der sich hinter dem Wohngebäude bis an die Bergwand zog. Dieses Wohngebäude war von dem Fabriks-Etablissement durch den Waldbach getrennt, dessen Wellen Hammer und Säge in Bewegung setzten. Eine zierliche Brücke verband die beiden Ufer, und der gedeckte Tisch in der Laube mit dem feinen Porzellan, mit dem schweren Silberzeug, verkündete, daß Reichthum und Geschmack hier zu Hause.

Ein junges, blühendes Weib, das reizendste Bild der Mutter-Schönheit, saß am Tische, auf ihrem Schoße lag, mit der Mutter spielend, ein kleines engelschönes Mädchen von etwa zwei Jahren. Ein flachsköpfiger blühender Bube, etwa fünf Jahre alt, betrachtete mit Aufmerksamkeit ein Halbdutzend Bilderbögen, welche „Österreicher und Preußen" darstellten.

Der Hausvater, ein schöner Mann, hatte eben — es war Mittag, — die gestrigen Abendblätter erhalten und las sie mit jenem Unmuthe, mit jenem Kummer durch, der damals das Herz eines jeden Vaterlandsfreundes bewegte.

In einer Linden-Allee, deren knorrige Aeste mit den dichten

grünen Blättern Schutz gegen die Mittagssonne boten, ging ein alter, aber frisch aussehender Mann an der Seite einer alten Dame auf und nieder, nicht müde werdend, die kindischen Fragen, die sie an ihn richtete, zu beantworten.

Endlich bekam's der kleine Knabe satt, die Pickelhauben der Preußen und die Czako's der Oesterreicher zu betrachten und unterbrach die Stille, die ringsum herrschte, mit der Frage:

„Mama, wann essen wir denn einmal?"

„Frag' Deinen Papa," antwortete die Hausfrau lächelnd, auf den Zeitungsleser deutend.

„Ach so! Ihr wartet auf mich, Pardon, liebe Minna," sagte Albert Kolb, der Compagnon des Herrn Gewerken Anton Luvasy.

„Auf wem sonst? Toni wird nicht zu erwarten sein."

„Glaube kaum, — er ist nach Gaming geritten und dort — "

Frau Kolb lächelte bedeutungsvoll, Albert nickte zustimmend mit dem Kopfe und rief:

„Frau Gräfin, Freund Preßler ist's gefällig! Die Suppe steht auf dem Tisch."

Der alte Naderer, denn er war es, der mit der Gräfin Illesnay in der Linden-Allee auf und ab spazierte, machte ein tiefes Compliment und sagte mit affectirter Feierlichkeit:

„Habe Ew. gräflichen Gnaden gehorsamst zu melden, daß servirt ist."

„Ach ja? schön! ich habe heute Appetit, Herr Preßler, kommen Sie."

Und die Gräfin, die seit jenem Schreckenstage völlig kindisch geworden war, ließ sich zum Tische führen, nahm den Ehrenplatz ein, ließ sich von Minna bedienen und die besten Bissen vorlegen, von denen sie aber die allerbesten dem kleinen Toni, ihrem Lieblinge, zuschob. Von ihr stammt der Wohlstand dieses Hauses und beide Compagnons, der Sohn wie der Fremde, hielten die unglückliche Frau, die so viel Bitteres erfahren, hoch in Ehren.

„Nun, was bringen denn die Zeitungen?" fragte der alte Naderer, der sich längst nach dem Momente gesehnt hatte, diese Frage loszulassen.

„Die alte Leier," antwortete Kolb mit Unmuth, „der Friede ist gesichert. Oesterreich hat wieder einen Theil seiner Kraft eingebüßt. Nun in Gottesnamen! Mir blutet das Herz, ich will von

Politik nichts mehr wissen und verlege mich nur mehr auf Fabrikation, auf Eisen und Bretter. Mein armes Bataillon ist auch schön zum Handkuß gekommen, der Oberst und 17 Offiziere todt, sammt 431 von der Mannschaft."

Und der ehemalige Jäger fuhr sich mit der Hand über die Augen.

Der Naderer suchte das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen.

„Ach nichts mehr von Krieg und Politik!" rief er, „das verdirbt mir den Appetit, und es wäre Schade um diese köstlichen Forellen, die ich heute Früh eigenhändig gefangen. Sonst nichts Neues, aber außer der politischen und Kriegs-Sphäre?"

„Pater Bernhardin," erwiderte der Gefragte, „begibt sich im Auftrage seines Ordens zur Mission nach Central-Afrika."

„Pater Bernhardin?" fragte die Gräfin, wie aus einem Traume erwachend, „ich habe ihn so oft eingeladen, — warum kommt er nicht zu uns?"

Albert wechselte mit seiner Frau einen vielsagenden Blick, dann erwiderte er:

„Die vielen geistlichen Geschäfte werden den hochwürdigen Herrn abhalten —"

„Vielleicht ist er beleidigt," meinte die Gräfin mit ziemlich lichter Auffassung, „weil ich mein Testament umgestoßen. Ich konnte, nachdem ich meinen Sohn wieder gefunden, nicht die Kirche zur Universalerbin einsetzen, — ich habe ohnehin für den Orden viel gethan, — doch wo bleibt Antal?"

„Wenn ich nicht irre, so ist das der Hufschlag seines Fuchses," entgegnete der alte Naderer, der noch immer sein feines Ohr aus den Polizei-Tagen besaß, „obendrein höre ich das Rollen eines Wagens. Sollte Herr v. Luvasy einen Gast mitbringen?"

Der nächste Augenblick bestätigte, daß der alte Naderer gut gehört hatte, denn Luvasy trat in den Garten, einen österreichischen Major führend, der über die Stirne eine schwarze Binde, den Arm in einer Schlinge trug und mit dem andern sich auf einen Stock stützte.

Luvasy umarmte seine Mutter, die sich voll Zärtlichkeit erhob, wendete sich dann an Minna und sprach:

„Schöne Hausfrau! verzeihe, wenn ich Dich, Deinen Mann und Deine Kinder sammt meinem hochgeehrten Freund Preßler warten ließ. Aber ich fand in Gaming einen alten Bekannten, einen Kriegsgefährten von Anno 1859, den sie auch heuer wieder bei Custozza

so sauber zerhackt und zerschossen haben, daß ihm der Landaufenthalt unumgänglich zur Heilung nothwendig geworden ist. Ich rechne auf Euch, daß Ihr meinen geehrten Freund und Gast, dem Major Komlosty, seinen Aufenthalt so angenehm als möglich machen werdet."

„Um so lieber," sprach Minna, „als wir in dem Herrn Major einen alten Bekannten begrüßen.

Und herzlich reichte sie ihm die Hand, überrascht ergriff sie der Major und stammelte:

„Mein Fräulein, — will ich sagen gnädige Frau, — Sie sind — ist's möglich."

„Ich und mein Gemal hier," erwiderte die Schöne, junge Frau lachend, „sind diejenigen, die ihnen einst im Palaste Mocenigo feindlich gegenüber standen."

„Herrgott! habe ich mich da blamirt!" rief der Major, „ich hoffe Sie werden mir's nicht nachtragen, sondern mir verzeihen."

„Vergeben und vergessen!" rief Minna herzlich und Albert schüttelte die Hand des Majors und hieß ihn auf's beste willkommen.

„Ich kann mich nur damit entschuldigen," fuhr der Major fort, „daß sich seitdem in der Beurtheilung der Situation und des Gegners ganz andere Leute, als ich, blamirt haben."

„Keine Politik! lieber ein Glas Champagner!" rief Minna.

Der alte Naderer eilte fort, das Gewünschte aus dem Keller des Hauses zu holen.

Der Major hatte sich gesetzt und aß mit dem Appetite eines Reconvalescenten.

„Obwohl es in diesem Kreise verpönt ist, von Politik zu reden," sagte er zwischen einem Hühnerflügel und einem Löffel voll Salat, „so muß ich doch noch einmal darauf zurückkommen, um Ihnen zu sagen, daß ich bei unserem Abmarsch aus Vernona einen alten Bekannten getroffen habe, den ehemaligen Polizeicommissär Raimondi, der jetzt wohlbestallter piemotesischer Polizeirath geworden.

„Möge er seiner Regierung so treu dienen, wie einst der österreichischen," erwiderte mit Bitterkeit die Hausfrau, aber schnell den Ton umwendend setzte sie hinzu, „doch das schlägt schon wieder in die Politik. Fort damit. Da kommt was besseres, der Champagner."

Preßler, gefolgt von ein paar Arbeitern, brachte die mit Eis gefüllten Kühlgeschirre, aus denen die Silberhäupter mit der respectablen Firma Veuve Cliquot appetitlich hervorguckten.

Alsbald klangen die Gläser aneinander und der erste Toast galt:

„Dem fröhlichen Wiedersehen!“

„In den nächsten aber mischte sich doch ein Bischen Politik, Minna brachte ihn:

„Auf eine bessere Zukunft!“

Von da ab ging es aber so lach- und plauderlustig weiter, wie sich's im Kreise fröhlicher guter Menschen leicht findet. Auch auf eine gewisse Dame in Gaming trank man ein Glas, welches Lupaschy mit besonderem Enthusiasmus leerte, die Versicherung beifügend, die Sache sei so gut wie in der Ordnung, eine Aeußerung, die von den Eingeweihten sehr beifällig aufgenommen wurde.

Bei passender Gelegenheit, als Albert aufstand, um ein angelangtes Geschäftstelegramm zu beantworten, schob sich Preßler an seine Seite und als er aus dem Bereiche der Gesellschaft war, zog er ein Papierchen aus der Tasche, übergab es an Albert und sagte:

„Hier ist das Recepisse über 100 Thaler, welche ich der Frau des Készter Sandor nach Jassy geschickt; es geht den Leuten sehr schlecht und das Almosen, das ihnen ihre ehemalige Ziehtochter schickt, wird ihnen wohl thun.“

„Ich danke lieber Freund, aber kehren Sie zur Gesellschaft zurück.“

„Ja, gleich, — aber ich habe Ihnen noch was zu sagen.“

„Was denn?“

„Ich habe etwas bemerkt, was mir nicht gefallen will. Wenn die Arbeiter Abends aus der Sägemühle weggehen, so nehmen sie jene großen Späne, die wir selbst in der Küche verwenden könnten, haufenweise mit; das ist denn doch immer eine Dieberei —“

„Mein lieber Freund, das ist es nicht,“ sagte Albert lächelnd, „ich habe den Leuten dazu die Erlaubniß gegeben, — sie nehmen nur was ihnen gehört.“

„Ah so!“ rief Preßler vollständig beruhigt, „das ist etwas anders! Nehmen Sie mir's nicht übel, Freund Kolb, daß ich mich in Dinge mische, die mich eigentlich nichts angehen. Aber ich kann einmal das Aufpassen nicht lassen, das steckt schon im Blut, — ich bin und bleib halt — der alte Naderer!“

Ende.

Druck von W. Jacobi in Wien, Augustinerstraße 12.

1949